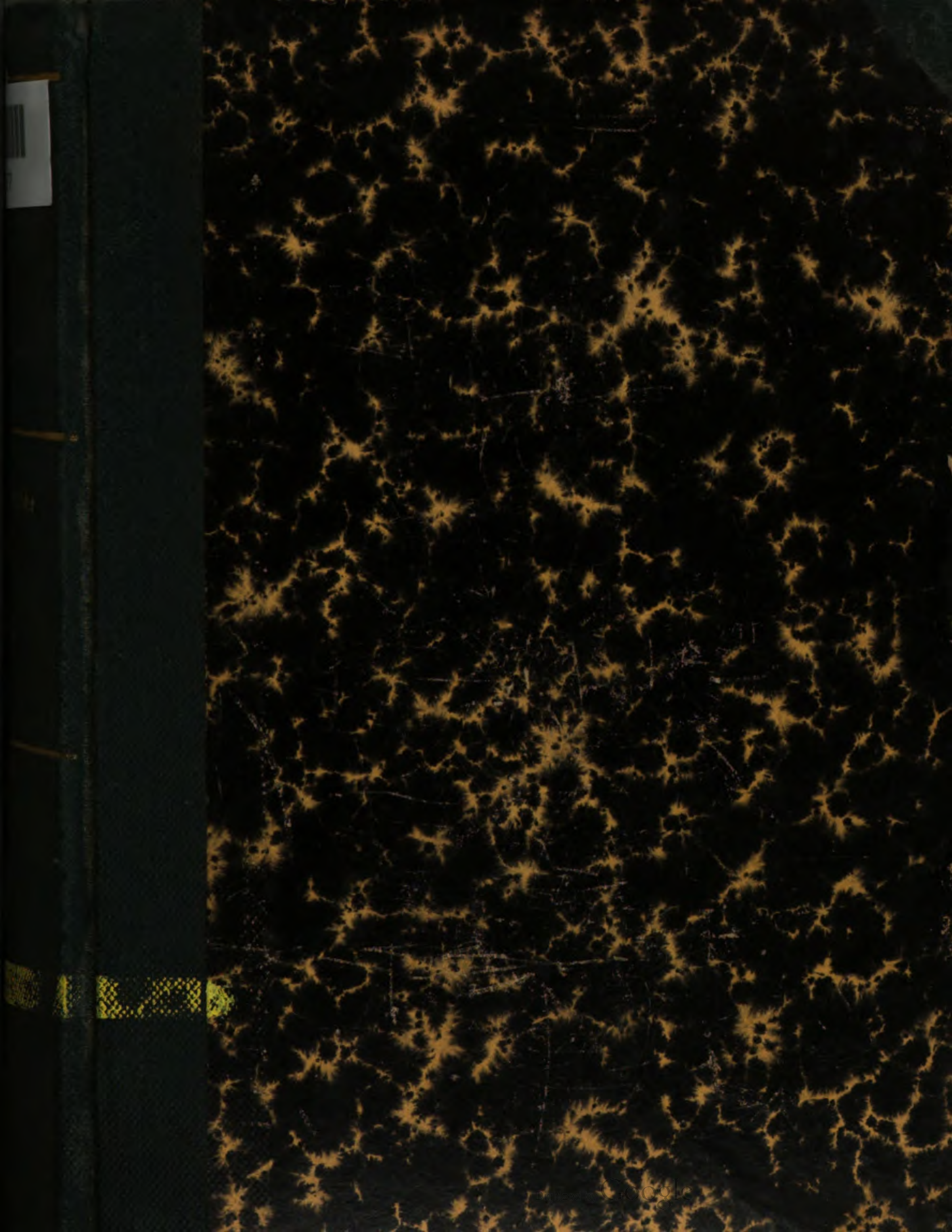



BERKELEY
LIBRARY

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1884

Erster Band.

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

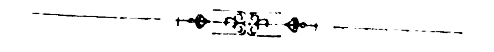
herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Dreiundneunzigster Band.



München 1884.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt

Inhaltsverzeichniß.





I.

Zum Neujahr 1884.

Um 12 Jahre zurück.

Das Jahr 1881 ist unter ähnlichen Aufregungen zu Ende gegangen, wie sie das jetzige in überraschender Weise zum Schlusse begleiten. Aber die Ursachen sind anderer und erfreulicherer Natur. Damals war, zum erstenmale seit der Gründung des Deutschen Reichs und seit dem Ausbruch des mit der Gründung fast gleichzeitigen Culturkampfes in Preußen, die Besetzung eines erledigten Bischofssitzes in diesem Staat ermöglicht worden. Der Liberalismus schrie laut auf vor Entsetzen: „Gang nach Canossa.“ Zu gleicher Zeit war die Lage des heiligen Vaters in Rom so peinlich geworden, daß von der Verlegung des heiligen Stuhles ernstlich die Rede war. Vor uns liegt ein Bericht aus Berlin, der unter Berufung auf die besten Quellen mittheilte, daß im Vatikan bereits die umfassendsten Vorkehrungen zur Uebersiedlung des Papstes nach Malta getroffen seien. [1])

Jetzt, im letzten Monat des scheidenden Jahres, ist der erste der vier abgesetzten Bischöfe auf seinen Sitz zurückberufen oder, wie man sich in der maigesetzlichen Sprache ausdrücken muß, „begnadigt“ worden; und der Erbe der deutschen und der preußischen Krone machte, im Auftrage

---

1) Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 2. Sept. 1881.

seines greisen Vaters und auf Verlangen des Reichskanzlers, Seiner Heiligkeit im Vatikan feierlichen Besuch. Abermals geberdet sich der Liberalismus, als ob er auf eine Natter getreten sei. Er deutelt und mäckelt an der wie ein Blitz aus heiterem Himmel gefallenen Thatsache. Er macht sich lächerlich mit der scharfsinnigen Untersuchung, ob bei der Rückreise des Kronprinzen aus Spanien auf dem Umweg über Rom die Begegnung mit dem Papst Hauptzweck oder Nebensache gewesen sei; und das nahestehende Organ in Berlin hat auch hier wieder beigeholfen. Wir meinen einfach, der König von Italien wäre auch an diesem oder jenem anderen Ort zu treffen gewesen, Se. Heiligkeit aber nirgends als im Vatikan. Auch ist der deutsche und preußische Kronprinz nicht der Mann, der sich als Austräger von Visitenkarten in der Welt herumschicken läßt. Sicherlich wird er sich mit dem Papst nicht über die Maigesetze gestritten haben; sein Erscheinen im Vatikan bedeutete entweder den Anfang oder den Abschluß neuer Stellungen.

Auch bezüglich der Kriegs- und Friedensfrage zeigt der Ausgang des Jahres 1881 in Einer Beziehung die auffallendste Aehnlichkeit mit dem jetzt zu Ende eilenden Jahre. Ich meine die wiederholten Friedensversicherungen von allerhöchster Stelle. Es bleibt aber nur zu wünschen, daß diese Hoffnungen nicht abermals getäuscht werden. In der kaiserlichen Thronrede vom 17. November 1881 war mit Betonung gesagt: „Noch in keinem der letzten zehn Jahre haben Wir mit dem gleichen Vertrauen auf die Fortdauer des Friedens in die Zukunft geblickt wie in dem gegenwärtigen.“ Und gerade die zwei folgenden Jahre waren voll von Kriegsbefürchtungen. Es blieb nicht bei den herkömmlichen Hetzereien der Presse in Frankreich und Rußland. An der polnischen Grenze hüben und drüben gaben beide Mächte den Kriegserwartungen thatsächlichen Anhalt; Preußen begann bereits die Ueberfüllung Polens mit russischen Truppen seinerseits mit der analogen Maßregel in den Ostprovinzen zu beantworten.

Kurz vor jener Thronrede hatte die Begegnung beider Kaiser in Danzig stattgefunden; jetzt befand sich der Czar wochenlang in Kopenhagen, der englische Premier erschien dort zu Besuch, aber von deutscher Seite Niemand. Nachträglich ist denn auch zugestanden worden: Europa habe allen Grund gehabt beunruhigt zu seyn; es sei so gestanden, daß der Krieg jeden Augenblick ausbrechen konnte; wie ein Alp habe die Lage auf Europa gelastet: „jetzt kann Europa aufathmen!“

Nachdem nämlich Kaiser Wilhelm, fast genau zwei Jahre nach jener Thronrede, dem aufwartenden Direktorium der Kammer gesagt hatte: „Sie können den Frieden zur Zeit [1]) als vollkommen gesichert betrachten; namentlich haben unsere Beziehungen zu Rußland zu meiner großen Freude die glücklichste Wendung genommen.“ Bald darauf trat der russische Minister seine neue Rundreise an und wurde ein russisches Anlehen ausgeschrieben. Wie schwer den greisen Monarchen die Spannung mit Rußland gedrückt haben mag, wird man verstehen, wenn man sich erinnert, wie peinlich es ihm war, im Jahre 1879 seine Unterschrift zu dem „Verhältniß“ zu geben, welches Fürst Bismarck in Wien eingeleitet hatte. Die ersichtliche Spitze des Uebereinkommens nicht nur gegen Frankreich, sondern auch gegen Rußland, genirte den Einen der zwei Kaiser, der im Jahre 1871 den Czaren seiner unvergänglichen Dankbarkeit für die Rückendeckung im französischen Kriege versichert hatte. Der Reichskanzler hatte anders calculirt; er hatte durch den Verlauf des Krieges gegen die Türkei und für die „slavische Idee“ die Ueberzeugung gewonnen, daß das Czarthum selbst durch den revolutionären Panslavismus bedroht sei, weshalb man auf diesen einst so zuverlässigen Faktor verzichten müsse. „Das alte imposante Czarthum, auf das man bauen und vertrauen durfte, fange an introuvable zu werden; an den Höfen wisse man nicht mehr, wer eigentlich

1) Nach anderer Lesart: „für den Augenblick“.

die russische Politik mache, und was die officielle Politik werth sei." [1])

Was sich neuestens hierin geändert und welches Unterpfand das Czarthum den verbündeten Mächten gegeben haben sollte, entzieht sich der Beurtheilung und bleibt das Geheimniß der betheiligten Kabinete. Der österreichische Minister hat freilich seine Versicherung, daß Rußland nicht an einen Angriffskrieg denke, auf ganz hausbackene Gründe gestützt: weil erstens die inneren Verhältnisse des Reichs für einen Krieg nicht angethan seien, und weil man zweitens in Petersburg wisse, daß „wir nicht allein stehen." Die Freude, die Kaiser Wilhelm geäußert hat, wie über ein kaum mehr zu erhoffendes Glück, muß aber besondere Gründe haben. Daß ein Vorgehen gegen Rußland, solange Er lebt, zu den undenkbaren Dingen gehört, steht ebenso fest, als es natürlich erscheint, daß er bestrebt ist, alle Anlässe zu russischen Verstimmungen im Keime zu ersticken. In der That ist gleichzeitig mit der Freudenbezeugung des Kaisers über die glückliche Wendung in den Beziehungen zu Rußland bekannt geworden, daß demselben, in Folge vertraulicher Verhandlungen über die Ereignisse in Bulgarien, „eine berechtigte Sphäre seines Einflusses" auf der Balkanhalbinsel zugestanden worden sei. Damit war unfraglich über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinweggeholfen. Aber nicht nur im Innern, sondern auch im Oriente selbst wird das Czarthum viel mehr geschoben, als es schiebt. Die Pandorabüchse bleibt stehen, wo sie stand.

Im Dezember 1868 hat ein von dem ungarischen Minister Grafen Andrassy nach Berlin gesendeter Agent mit dem Grafen Bismarck über den bevorstehenden Krieg gegen Frankreich conferirt. Derselbe berichtet: am Schlusse der Unterredung habe der Kanzler die Zuversicht ausgesprochen, daß sich mit Frankreich, wenn auch vielleicht erst nach einem zweiten

---

1) Nach einem Artikel der „Allg. Zeitung", der von der Donau datirt war, s. „Augsburger Postzeitung" vom 20. November 1879."

Krieg, doch wieder eine friedliche Nachbarschaft herstellen lassen würde, anders aber stehe es mit Rußland. „Der wahre Feind für das civilisirte Europa kann dann Rußland werden; wenn dieses sein Eisenbahnnetz ausgebaut, seine Armee reorganisirt hat,[1]) kann es mit zwei Millionen Soldaten marschiren; dann muß sich Europa coaliren, um dieser Macht zu widerstehen.“ [2]) Ob wohl der Kanzler damals schon voraussehen konnte, daß dann Rußland nicht nur die Allianz Frankreichs zum Verzweiflungskampfe, sondern auch den Succurs aller Parteien des revolutionären Nationalismus in allen Ländern des Welttheils von einem Ende bis zum andern zur Verfügung haben würde? Jedenfalls ist das jetzt über allen Zweifel erhaben, und wie es dann mit dem monarchischen Widerstand in Italien und Spanien, mit den neugebackenen Souveränen und Halbsouveränen in Rumänien, Serbien, Bulgarien, Ostrumelien beschaffen seyn würde, muß er am besten wissen.

Als der deutsche Hof im vergangenen Herbst ein Parterre von Königen und Prinzen um sich versammelt hatte, wie dereinst der erste Napoleon in Erfurt, da konnte man sich kopfschüttelnd fragen, ob denn nicht schon der Zweikaiser-Bund, dem sich zum Ueberfluß bereits Italien angehängt hatte, genügend sei, um die vielberegte Friedensgarantie „nach beiden Seiten“ herzustellen. In der That ist eine überall angebotene Freundschaft erfahrungsgemäß nach keiner Seite hin besonders fest und zuverlässig. Und wenn es sich wirklich immer nur darum gehandelt hätte, Frankreich und Rußland im Zaum und auseinander zu halten, so war die Frage am Platz, ob denn nicht stets versichert worden sei, daß die

---

1) Mit Beidem ist Rußland, seit dem Berliner Congreß, über Hals und Kopf beschäftigt.

2) Der Agent war der ungarische Graf Seherr-Thoß; sein Bericht ist in der Berliner „Germania“ vom 28. Juni 1881 abgedruckt und nirgends angezweifelt worden.

deutsch=österreichische Verständigung für diesen Zweck vollständig ausreiche? Die demonstrative Reise des Kronprinzen nach Spanien gab über das Räthsel um so mehr zu denken, da bei den spanischen Zuständen von einer Bindung an eine mit Frankreich überworfene Großmacht kaum die Rede seyn kann. Als aber der hohe Herr urplötzlich beauftragt wurde, die Rückreise über Rom zu nehmen, um — wie der officiöse Telegraph in der ersten Ueberraschung sich verschnappt hatte — „dem Papst einen Besuch zu machen": da schien ein helles Licht auf die eigentliche Bedeutung des fürstlichen Concurses von Berlin und Homburg zu fallen. Die Liberalen hatten es zuerst ergattert: es handle sich um eine Coalition auf Grund der dynastisch=conservativen Solidarität gegen die revolutionären und republikanischen Tendenzen der Zeit.

Also eine „heilige Allianz" neuer und eigener Art: sozusagen eine Privatverständigung der Monarchen untereinander, ohne und unter Umständen gegen ihre eigenen verantwortlichen Ministerien. Wenn der Liberalismus darin eine unconstitutionelle Neuerung erblickt, und diese neueste Veranstaltung des deutschen Reichskanzlers, in dessen Augen ja schon die „preußische Fortschrittspartei" antimonarchischer Tendenzen und republikanischer Gesinnung schuldig ist, als den Ausgangspunkt einer europäischen Reaktion betrachtet, dann kann man ihm nicht Unrecht geben. So, meint das Wiener Hauptorgan, halte also Fürst Bismarck sein Wort, daß es ihm fernliege, den „Schulmeister Europa's" spielen zu wollen. Vielleicht ist es nicht bloß ein gewisser Instinkt, der dem liberalen Organ einen genaueren Einblick in die neue und tiefgreifende Wendung der deutschen Politik verleiht.

„Man kann sich kaum des Gefühls erwehren, daß die Berliner Regierung gewillt ist, allen Staaten, die sich ihrer äußeren Politik angeschlossen haben, auch ihre innere Politik als Richtschnur aufzudrängen. Conservativ=dynastischen Interessen soll der Besuch des deutschen Kronprinzen in Spanien gewidmet, und sein Resultat ein spanisch=deutsches Ueberein=

kommen gegen „revolutionäre Bewegungen" gewesen seyn. Die Wiederannäherung zwischen Deutschland und Rußland führt man nicht zum geringsten Theile auf dieselben Erwägungen zurück, und der Bund mit Italien hat die Niederhaltung nicht bloß der anarchischen und republikanischen, sondern auch der antiklerikalen Elemente auf der apenninischen Halbinsel zur Voraussetzung. Geht der Geist Louis Napoleons in der Welt um?" Als diese Zeilen geschrieben wurden, ahnte noch Niemand, daß der Erbe der deutschen Krone über Rom heimreisen würde, „um dem Papst einen Besuch zu machen". Nunmehr fiel es dem liberalen Blatt wie Schuppen von den Augen: bei einer solchen monarchischen Vereinigung müsse der Papst allerdings nothwendig mit dabei seyn; das liege in der Natur der Sache.

Wenn man in der Erkenntniß einmal so weit war, dann war auch die logische Folgerung nicht zu umgehen, daß es sich nicht bloß um einige Aenderungen an den Maigesetzen und um die endliche Zustimmung zu den unumgänglichen Forderungen des heiligen Stuhles bezüglich der Heranbildung des Klerus und der oberhirtlichen Jurisdiktion handeln könne. Dazu hätte allerdings Herr von Schlözer ausgereicht und wäre es weder nöthig noch angezeigt gewesen, den Kronprinzen zu einem so auffallenden Schritt zu entsenden. „Es ist etwas Größeres im Spiele, was nicht bloß Preußen, sondern ganz Europa interessirt. Denn nicht aus Gründen der inneren preußischen Politik hätte man sich in Berlin zu einem Schritte entschlossen, der den König von Italien verletzen müßte, falls von diesem nicht ein volles Einverständniß mit demselben bekundet worden wäre. Der Besuch des deutschen Kronprinzen, der zwischen Quirinal und Vatican getheilt ist, birgt allem Anscheine nach die Absicht in sich, die Gegensätze, welche zwischen Königthum und Papstthum in Italien bestehen, zu überbrücken und eine Annäherung der beiden Gewalten anzubahnen, zu der beide im Voraus sich bereit erklärt haben." So calculirt das Wiener Organ, dem es an weitreichenden Fühlhörnern nicht

fehlt.[1]) Aber auch in Berlin ist die Nachricht mit Bestimmtheit aufgetreten, es handle sich um Regelung der weltlichen Seite der Papstfrage, und Fürst Bismarck suche die von König Humbert thatsächlich angebahnten Bestrebungen schon aus dem Grunde zu fördern, weil dadurch der Gefahr, daß Italien zur Verständigung mit Frankreich zurückkehren könnte, am wirksamsten vorgebeugt würde.

In wie weit diese liberalen Beängstigungen wirklich begründet sind, lassen wir unsererseits dahin gestellt. Doch möchten wir an die, wie es scheint, schon wieder vergessene Thatsache erinnern, daß die römische Frage vor nicht langer Zeit in Berlin bereits zur publicistischen Erörterung gekommen war, wenn auch dieselbe wie ein Meteor erschien und wie ein Meteor wieder verschwand. Es war gleichfalls im Anfang des Jahres 1882. Der Reichskanzler hat nachher am 14. und 15. Juni die hochpolitischen Reichstagsreden gehalten, worin er ausführte, daß der „Fortschritt" geradewegs zur Republik hinab gleite. Insbesondere stellte er dem Königthum in Italien, wenn die Dinge dort fortgehen würden wie bisher, den Sturz durch die Republik in sichere Aussicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Rede noch ein Nachhall aus den Besprechungen, welche zwischen Kaiser Wilhelm und dem russischen Czaren bei der Zusammenkunft in Danzig stattgefunden hatten. Die „Solidarität der monarchischen Interessen" bildete damals schon, wie berichtet wurde, den Hauptinhalt der Conferenz. Die unläugbare Erscheinung, daß vom Westen und Süden eine demokratisch-republikanische Strömung gegen den monarchischen Osten heranziehe, gegen die man mit allen gegebenen Mitteln ankämpfen müsse, sei ernstlich erwogen, und als eines der Bollwerke sei an ganz hervorragender Stelle das Papstthum erklärt worden. Wenige Wochen nach der Kanzlerrede brachte dann das sogenannte Botschafter-Organ in Berlin seine Variationen über den Satz: „wenn die

1) Vgl. „Neue Freie Presse" vom 7. und 11. Dezbr. d. Js.

europäischen Staaten sich wegen Rom's nicht zu gemeinsamem Handeln entschließen, so müssen sie in Europa ein Element der Unordnung bestehen lassen." [1])

So viel ist gewiß, daß die monarchische Solidarität im Laufe der letzten Jahre mit jedem Tage dringender zu den ernstlichsten Erwägungen herausgefordert wurde. Die Verwilderung steigt in allen Staaten zu einer Höhe heran, gegen die am Ende auch die Hunderttausende der stehenden Heere keine Zuflucht mehr bieten. Das eiserne Zeitalter droht vom Dynamit überwältigt zu werden. Wo die anarchistischen Bestrebungen nicht hinreichen, da droht der unselige Nationalitäten-Hader das staatliche Zusammenleben auseinander zu reißen. Im freien England ist kein Minister mehr des Lebens, kein öffentliches Gebäude davon sicher, in die Luft gesprengt zu werden. In Ungarn sieht sich der demokratische Ministerpräsident und „calvinische Papst" genöthigt, die Nationalitäten-Hetze mit Unterdrückung der Preßfreiheit zu bedrohen. Die giftige Verfeindung der Nationalitäten arbeitet Hand in Hand mit der Socialdemokratie an der Lahmlegung der Staatsgewalt und an der Auflösung der Gesellschaft. Alle Staatswesen der alten Welt kranken an dem Einen oder dem anderen Uebel, die Einen mehr an diesem, die anderen mehr an jenem; überall ist das einigende Band einer höheren Autorität gelockert und dem Zerreißen nahe. Selbst der deutschen Nation hat ein warmer Bewunderer des großen Kanzlers kürzlich nachgesagt: „sie erkenne gleichwohl ihren geistigen Zustand als den einer moralischen und intellektuellen Zerrissenheit, wie er nur je in ihren schlimmsten Epochen geherrscht hat.[2])"

Daß die politischen Erschütterungen der letzten 25 Jahre die bedrohlichen Uebel, wenn nicht hervorgerufen, so doch ge-

---

1) Vgl. des Weitern „Hist.-pol. Blätter" 1882. Bd. 89. S. 233 ff.: „Die Resurrektion der Römischen Frage."

2) Aus der mittelparteilichen Berliner „Polit. Wochenschrift" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 21. Juni 1883.

nährt haben, ist unbestreitbar; bei den Verheerungen des revolutionären Nationalitäten-Princips liegt es direkt auf platter Hand. Fürst Bismarck, der Hauptfaktor der neuesten Geschichte, auf der einsamen Höhe seiner ungeheuren Verantwortlichkeit konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen. Zeuge dafür sind seine beharrlichen Bestrebungen, der socialen Bewegung die gefährlichste Spitze abzubrechen. Das muß man anerkennen, wenn man auch über die beliebten Mittel und Wege sehr verschiedener Meinung seyn kann. Ueberdieß hat er in der Staatsallmacht nicht immer das sociale Universalmittel verehrt.

Der intimste Kenner der verschiedenen Phasen in der Anschauungsweise des mächtigen Staatsmannes bezeichnet den Culturkampf geradezu als das Moment, welches auch seinen social-politischen Standpunkt verkehrt habe. Es konnte auch gar nicht anders seyn. Der staatliche Socialismus sollte nun nebenbei auch das Mittel abgeben, den Einfluß der katholischen Kirche auf die Arbeiter zu brechen. Derselbe Gewährsmann aber versichert, daß der Fürst im Anfang der Sechsziger Jahre ganz anders gedacht habe. Ohne Zweifel durch das Auftreten Lassalle's veranlaßt, habe er seine Aufmerksamkeit auf die socialen Studien des Bischofs von Ketteler gerichtet. Er soll sogar die Ernennung desselben zum Primas der katholischen Kirche in Deutschland geplant haben. „Die Regierung würde durch den Primas mit dem Papst einerseits, mit dem deutschen Episkopat andererseits verhandeln; mit Hülfe des auf socialem Gebiet so erfahrenen von Ketteler sollte dann eine conservativ-sociale Reformpolitik getrieben und der Capitalismus, die ‚Judenherrschaft' gebrochen werden."[1])

Als nach fast zehnjähriger Dauer des Culturkampfes das „praktische Christenthum" proklamirt wurde und die

---

1) Vgl. über die Schrift des Geh. Raths Wagener: „Bismarck nach dem Krieg", die Erörterungen im Wiener „Vaterland" vom 12. Okt. 1883 und in der Augsb. „Postzeitung" vom 13. Oktober 1883.

ersten Vorlagen zur socialen Reform an den Reichstag gelangten, bemerkte ein Hamburger Blatt: „That man vor zehn Jahren, als bilde die Fortführung des Culturkampfs die Summe aller nationalen Interessen und als seien alle im Namen dieses Kampfes angewendeten Mittel recht, so thut man heute, als sei die Socialreform die einzige in Betracht kommende Angelegenheit der Nation, und müßten ihr alle Rücksichten untergeordnet werden.“ [1]) In der That muß damals schon die Anschauung, daß der Kampf gegen Rom jetzt nicht mehr an der Zeit sei, stark überhandgenommen haben. Sonst hätte sich wohl der langjährige Leiter des Preßbureaus, Dr. Hahn, zweimal besonnen, das Resumé seiner Geschichte des Culturkampfs mit den Worten zu schließen: „Die Aufgaben, welche der Staat und die Kirche nach ihrer beiderseitigen Bestimmung zu erfüllen haben, berühren sich so mannigfach, daß der Eine nicht in seiner Thätigkeit gelähmt werden kann ohne Beeinträchtigung des andern; jetzt aber haben beide in den socialen Angelegenheiten, nach dem Zeugniß des Papstes, wie nach der Ueberzeugung unserer hervorragendsten Staatsmänner, so schwierige und zugleich so unaufschiebbare Aufgaben zu erfüllen, daß um so mehr die Einigkeit aufrichtig erstrebt werden muß.“ [2])

---

1) Aus dem „Hamburger Correspondenten“ in der Berliner „Germania“ vom 3. Sept. 1881.

2) „Augsb. Allg. Zeitung“ vom 30. Aug. 1881. — Denselben Gedanken drückt die Leipziger „Allg. evangel.-luther. Kirchenzeitung“ in einem Artikel, worin sie die Gründe der weit verbreiteten Sympathien unter den Protestanten für den Katholicismus untersucht, in folgender drastischen Weise aus: „Während fast alle weltlichen Regierungen jetzt bei ihren Unterthanen nur auf einen problematischen Gehorsam rechnen können, einige, und zwar sehr mächtige, nur von Einem Tag zum andern leben, ist die Macht und die Autorität des Papstes größer denn seit langer Zeit: nach seinem Willen lassen sich Millionen widerstandslos, zum nicht geringen Theil mit Enthusiasmus, entweder so oder so dirigiren, und gibt es da, wo des Papstes Wort

Wer nur um zwei Jahre hätte zurückdenken wollen, der hätte die dem heiligen Vater durch den Kronprinzen erwiesene Freundlichkeit nicht so unbegreiflich finden können. Ueberdieß darf man nie vergessen, daß es einem Staatsmann, dem man das ausgebildetste „persönliche Regiment" nachsagt, denn doch nicht so leicht werden kann, an Einem und demselben Tage vor aller Welt einen so riesigen Mißgriff, wie es der preußische Culturkampf war, unumwunden einzugestehen. Es muß sich da nothwendig ein stoßweises Vorgehen empfehlen. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, mit welchen Geistern, die noch dazu unvorsichtig gerufen worden waren, man in Berlin wohl oder übel zu rechnen hat. Das ist damals im Reichstag sofort zu Tage getreten, als die Rede des Reichskanzlers vom 30. Nov. 1881 wenigstens eine halbe Wendung argwöhnen ließ. Das amtliche Organ bezeichnete die Wendung mit den Worten: jetzt handle es sich um die Erhaltung der Gesellschaft gegen den Ansturm der zerstörenden Elemente, und hiebei könne der gläubige Protestant mit dem gläubigen Katholiken zusammengehen. Als dieser Ton auch im Reichstage angeschlagen wurde, erhob sich Herr Hänel, ein Bennigsen'scher Fortschrittsführer, in hellem Zorn über diese „unnatürliche Allianz"; drohend rief er aus: „Es gibt ein Interesse in der deutschen Nation, das Sie vernichten würde, wenn wir es anrufen wollten: das ist das protestantische Bewußtseyn."[1]

Fragliches Interesse ist denn auch angerufen worden;

---

gilt, wenigstens in Deutschland, die Leute so gut wie gar nicht, welche den Regierungen jetzt so viele schlaflose Nächte machen: die Socialdemokraten. Aus manchen Verhandlungen Rußlands, Englands, ja selbst auch Deutschlands, meint man hin und wieder den Ruf herauszuhören: Leo hilf uns, wir können sonst nicht mehr fertig werden!" Abgedruckt bei Seltmann: „Ut omnes unum" vom 1. Dez. 1883.

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" 1882. Bd., 89. S. 1 ff.: „Das Neujahr 1882".

wie? das wird den deutschen Katholiken unvergessen bleiben. Auf einer Reihe von Pastoral-Conferenzen und Vereinstagen haben Professoren und Pastoren jedes Zusammengehen mit dem „römischen Antichrist" als Reichs- und Vaterlands-Verrath gebrandmarkt und mit Acht und Bann belegt. Wir wollen darauf nicht zurückkommen, um so weniger als das größere Publikum sich noch nicht viel darum kümmerte. Da kam aber das Lutherfest und ergriff mit seinen lärmenden Festlichkeiten die Massen. Die gläubigen Protestanten sahen sich dabei bald verdrängt; denn man hat in Luther nicht den mystischen Theologen mit seiner Imputationslehre, in der er den Kernpunkt des stehenden und fallenden Evangeliums entdeckt zu haben meinte, gefeiert, sondern den national-deutschen Sturmbock gegen die damalige christliche Weltordnung mit Kaiser und Papst an der Spitze. Außer dem Schöpfer der deutschen Sprache und Schule — was er Alles nicht war — feierten sie vor Allem den „guten Revolutionär", dessen Werk im neuen deutschen Reich nun vollendet werden müsse. „Garibaldi und Viktor Emanuel", sagte das national-liberale Hauptorgan in Berlin, „seien nur die bis jetzt letzten Vollstrecker der Ideen gewesen, die von Luther ihren Ausgang genommen". So konnten auch die Juden unbedenklich mitfeiern. Von dem „lebendigen und demüthigen Streben nach Erkenntniß der christlichen Wahrheit", das der Kronprinz in seiner Wittenberger Rede empfohlen hatte, war in dem Tumult nichts mehr zu vernehmen. Dagegen wurde der Papst überall mit den Farben eines lebendigen Satan — der Ausdruck wurde wirklich gebraucht — angestrichen und gegen ihn protestirt „im Namen des deutschen Volkes".

Wenn aber die deutschen Katholiken ein Recht haben den kronprinzlichen Besuch bei Seiner Heiligkeit als eine Sühne aller der Kränkungen anzunehmen, welche sie im Reich bisda erleiden mußten, so reicht die Satisfaktion über das jüngste Lutherjubiläum weit zurück, mindestens bis in die Adreßdebatte des ersten deutschen Reichstags. Hier schon

wurde der Culturkampf begründet, vorerst noch nicht von der Regierung, sondern von den liberalen Parteien. Hier schon wurden die Mitglieder des Centrums als ein Haufe besiegter Heloten behandelt, die eigentlich mit ihrem kirchlichen Standpunkt gar nicht das Recht hätten im Reichstag zu sitzen. „Das Deutschland von heute ist gegen Sie zu Stande gebracht; Sie sind heute die Geschlagenen": so rief ihnen ein liberaler Führer zu, der später zuerst unter allen über den Culturkampf Reu' und Leid gemacht hat.[1]) Und was war der Anlaß dieser grimmigen Angriffe?

Das Centrum erklärte sich gegen das Princip der Nichtintervention, es trat für die europäische Rechtssolidarität, also für die Solidarität der monarchischen Interessen ein, und lehnte daher den Adreßentwurf der Mehrheit ab, weil in denselben absichtlich, nämlich mit besonderer Beziehung auf die Beraubung des heiligen Stuhles, der Satz eingeschoben worden war: „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren." Würde wohl der Reichskanzler heute eine solche Adresse seinem kaiserlichen Herrn zur beifälligen Entgegennahme empfehlen? Ich glaube nicht. Aber wenn ja, dann wären alle seine Allianzbemühungen seit dem Oktober 1879, die königlichen und fürstlichen Reisen nach Berlin und Homburg, wie die Besuchsreisen Sr. Hoheit des Kronprinzen — pro nihilo!

Allerdings konnten die Worte der Thronrede vom 21. März 1871 im Sinne eines Bekenntnisses zum Princip der Nichtintervention mißverstanden werden. Sie lauteten: „Das neue Deutschland wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens seyn, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren."

---

1) S. „Histor.-polit. Blätter". 1871. Bd. 67, S. 763 ff.: „Das deutsche Reich von der Schattenseite im Reichstag".

Aber den Liberalen kam es nicht nur darauf an, diese Worte mit einer deutlich machenden Umschreibung zu versehen; sie wollten nicht nur die Solidarität der internationalen Revolution ausdrücklich proklamirt haben, sie wagten sogar eine versteckte Rüge gegen die Person des Kaisers selbst. Er hatte sich in einem Punkte, an dem die europäische Revolution ihren größten Triumph gefeiert hatte und am empfindlichsten ist, im Sinne der alten Rechtssolidarität, der guten monarchischen Tradition geäußert. Das war die gewaltsame Wegnahme Roms durch den sardinischen König. Von Kaiser Wilhelm waren bereits verschiedene Aeußerungen des Mißvergnügens über die Frevelthat bekannt, und noch während der Adreßdebatte erzählte man sich von einer Audienz, bei welcher der Kaiser am 8. Februar 1871 zu Versailles eine Adresse der deutschen Malthes er-Congregation zu Gunsten des heiligen Vaters entgegengenommen hatte. Die Erzählung lautete: „Die Deputation, an deren Spitze der Herzog von Ratibor stand, sei sehr gnädig empfangen worden, und der Kaiser habe sich sehr eingehend über den Gegenstand der Petition geäußert. Er habe das Vorgehen der italienischen Regierung als Willkür und Anmaßung bezeichnet und verheißen, nach beendigtem Kriege, im Verein mit den übrigen Fürsten, Schritte für die Unabhängigkeit des heiligen Vaters thun zu wollen." [1])

Dieser Thatsache wagte nun die Mehrheit des Reichstages die wie Befehl klingenden Worte entgegenzustellen: „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwand und in keiner Form wiederkehren."

Zugleich war in dem Satze selbstverständlich auch das revolutionäre Nationalitätenprinzip ausgesprochen. Der Abgeordnete A. Reichensperger hat dieß namentlich den Conservativen vorgehalten, deren Unterschrift aber damals auch für ihr eigenes Todesurtheil zu haben gewesen wäre. In der That

1) „Histor.-polit. Blätter" a. a. O. S. 773.

hat in den nächsten Jahren die Aussicht auf Vervollständigung des deutschen Reichs durch Einbeziehung der deutschen Provinzen Oesterreichs viel mehr Freunde gezählt, als seitdem eingestanden werden will. Fürst Bismarck hat indeß die Vorschrift der Adresse praktisch nicht zu verwerthen gewußt. Es hat nie eine Politik gegeben, die sich aller Hebel der moralischen Intervention geschäftiger bedient hätte, als die von ihm geleitete. Und wer weiß, was jüngst in Spanien geschehen ist, als das intellektuelle Haupt der Orleans, die sonst allem Anlaß zur Verdächtigung in Frankreich so vorsichtig aus dem Wege zu gehen wissen, in ostentativer Weise den Besuch des preußischen und deutschen Kronprinzen empfing?

Wäre jetzt die Solidarität der monarchischen Interessen zur Proklamirung reif, so könnten die nächsten Jahre jenen „Reichsfrieden" bringen, den die Thronrede vom 21. März 1871 herbei gewünscht, von dem aber die Folgezeit nur das traurige Gegentheil gebracht hat. Das wahre monarchische Interesse beruht im Recht, und im Schutz des Rechts ist die Existenzberechtigung der Monarchie begründet. Alles Ankämpfen gegen den drohenden Umsturz in Staat und Gesellschaft entbehrt des Nervs, solange nicht mit jener modernen Lehre und Praxis gebrochen ist, die das eigenbeständige, der Willkür der Parteien überhobene Recht verläugnet. Ob im Beweisen der bloßen Zweckmäßigkeit die Socialdemokratie nicht allen gouvernementalen Advokaten überlegen ist, wird von Tag zu Tag zweifelhafter. Was gegen das Recht im letzten Vierteljahrhundert gesündigt worden ist, läßt sich großentheils nicht mehr gutmachen; aber das Schicksal der Monarchien wird davon abhängen, ob sie wenigstens den guten Willen zur Umkehr zeigen, und zwar viribus unitis!

II.

Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—69.

I. 1859.

Der Neujahrstag des verhängnißvollen Jahres 1859 war vorüber; der Neujahrsgruß, welchen der damals fast allmächtige Herrscher an der Seine dem Botschafter Oesterreichs, Freiherrn von Hübner, entboten hatte, war wie ein Kanonenschuß, der die Eröffnung des Krieges anzeigt, über Europa hingehallt. „Ich bedauere", hatte der kleine Neffe eines großen Onkels gesagt, „daß meine Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht so gut sind, wie bisher; aber ich bitte dem Kaiser zu melden, daß meine persönlichen Gesinnungen für ihn sich nicht geändert haben." Eine dumpfe Schwüle lag über den deutschen Landen, es war die Ahnung großer, gewaltiger Ereignisse, die nun bald die Karte von Europa ändern sollten. Frankreich, wiewohl es nur knirschend und widerstrebend die Fesseln trug, die der Revolutionär auf dem kaiserlichen Throne ihm angelegt hatte, schien an seiner empfindlichsten Seite angegriffen, der Gloire, und träumte bereits von Lorbeern. Hatte ihm ja doch der Kaiser so oft gesagt, daß es an der Spitze der Civilisation marschire, und hoffte es nun durch Erfolge auf dem Schlachtfelde einen Schadenersatz zu gewinnen für das, was es an wahrer Freiheit, Ehre und nationaler Würde verloren hatte. In Italien sahen die ge-

heimen Gesellschaften, die das ganze Land wie mit einem Netz von Verschwörungen überzogen hatten, sich endlich am Ziele ihrer Wünsche; die Orsinibomben hatten ihre Wirkung gethan, und den ehemaligen Carbonaro, den seiner Zeit nur die Güte und der Muth des Bischofs von Imola, des nachmaligen Papstes Pius IX. davor bewahrt hatte, durch Pulver und Blei standrechtlich in die andere Welt geschafft zu werden, an seine Eidschwüre gemahnt; die Staatsmänner aus der Schule Cavour's sahen ihre diplomatischen Schachzüge mit dem besten Erfolge gekrönt. Selbst aus dem Lande der „deutschen Treue" waren nach und nach über zweitausend Briefe in den Tuilerien eingetroffen, welche dem Kaiser die Bewunderung und Sympathien der Nation ausdrückten; viele auch aus Italien. Das mußte ja diesen ermuthigen auf dem betretenen Weg weiterzuschreiten.[1])

Der Krieg vom Jahre 1859 hatte augenscheinlich dargethan, daß die Verträge von 1815 zerrissen waren, das alte Europa nicht mehr existirte; jener vom Jahre 1866 war daher dessen nothwendige Folge; seine Wirkung hatte der äußerst schlaue aber, weil principienlos, im Grunde doch höchst kurzsichtige Mann in den Tuilerien nicht vorausgesehen; als er sich überlistet fand, suchte er seinen Fehler wieder gut zu zu machen. Es war zu spät. Die deutschen Truppen umringten ihn, wie die Jäger den Fuchs in seinem Baue. Er hatte gedacht es recht fein anzulegen, und war in seinen eigenen Netzen gefangen.

In jener Zeit war es nun, daß der Universität zu W. ein höchst beträchtliches Erbe zufiel, das theils aus kostbaren, zum Theil einzigartigen Kunstgegenständen, zum Theil in Kapitalien bestand. Der Erblasser, einst selbst aus dem Schooße der Corporation hervorgegangen, war hochbetagt in Rom gestorben, und hätte fast sein ganzes Besitzthum nach

1) Nur Spanien hielt sich in stolzer Ferne. Vgl. L'Allemagne aux Tuileries. Paris, 1872 préface.



vorausgegangener großartiger Schenkung als Stiftung dorthin gegeben; rastloser Fleiß, außerordentliche Sparsamkeit und glückliche Speculationen hatten ihn in den Stand gesetzt, seinen Lieblingsgedanken in großartigem Maßstabe zu realisiren.

Es war ein trüber Wintertag, trübe wie die politische Stimmung; in dichten Flocken fiel der Schnee nieder, als die leitenden Behörden Anfangs Februar 1859 sich versammelten, um die Frage zu berathen, in welcher Weise die Universität am sichersten und kürzesten in den Besitz ihrer Erbschaft eintreten könne. Der Vorsitzende, ein Mann von durchdringendem Verstande und praktischem Blick, hatte die Schwierigkeit der augenblicklichen Lage sich nicht verhehlt; Krieg war in Sicht, sein Ausbruch war nur noch eine Frage der Zeit, ob morgen oder nach einem Monate. Der erste Kanonenschuß aber, der in der Lombardei fällt, wird der Allarmruf seyn für alle Geheimbünde, vom Po bis hinab nach Sicilien; dieß konnte mit Gewißheit vorausgesagt werden. Wann aber und wie das Ende seyn wird, wer konnte dieß auch nur ahnend aussprechen? Daß unter so bewandten Verhältnissen an eine baldige und correkte Erledigung der Erbschaftsfrage nicht gedacht werden konnte, war zu erwarten.

So schien es denn am zweckmäßigsten, einen Vertrauensmann nach Rom zu senden, der mit Sprache, Sitten, Anschauungen und Persönlichkeiten bekannt, an Ort und Stelle diese Angelegenheit bereinigen sollte. Die Wahl fiel auf mich; ich erschrack im Bewußtseyn der Schwierigkeit dieser Aufgabe, im Hinblick auf die kritische Zeitlage, die Größe der Summe, die hier in Frage kam, und die schwere Verantwortung. Doch das Vertrauen, welches die hohe Corporation durch diesen Auftrag mir bewies, mein eigenes warmes Interesse an der Sache, sowie die Befugniß, einen Rechtsbeistand mir zur Begleitung wählen zu dürfen, beschwichtigten meine anfänglichen Bedenken. Vollmachten für alle möglichen Fälle und mit allen juridischen Cautelen versehen, sollten mich vor den

Gerichten legitimiren, und die von dem damaligen bayrischen Premierminister Freiherrn von der Pfordten ausgestellten warmen Empfehlungen mich des besonderen Schutzes der Gesandtschaft versichern.

Am 21. Februar, bei hohem Schnee, reiste ich, nicht ohne ein Gefühl schwerer Besorgniß, von München ab. Bis zum Bodensee ging die Fahrt auf der Eisenbahn; von da an reiste man damals entweder zu Land mit dem Vetturino, mit welchem ich früher oft und gerne Bekanntschaft gemacht hatte, oder über Marseille oder über den Splügen und Genua zur See nach Rom; das italienische Bahnnetz war kaum noch über seine ersten Anfänge hinausgekommen. Schon in der Schweiz zeigten sich die Vorboten des Krieges; überall in den Gasthäusern, in den Postwagen begegneten mir Händler, die Pferde massenhaft und um die höchsten Preise kauften, um sie nach Piemont auszuführen.

Seit meinem ersten Aufenthalte in Italien erschien mir Piemont mit Savoyen nicht bloß wegen des Charakters seiner Bewohner, der Loyalität eines großen Theils seines Adels, der Königstreue seiner Bürger, der Emsigkeit in seinem Gewerbeleben, der guten Haltung seines Heeres, sondern ganz besonders wegen seiner politischen Tendenzen von hohem Interesse. Schon im Jahre 1845, als ich am Molo von Genua einmal lustwandelte, sagte ich zu dem mich begleitenden Freunde: Sehen Sie doch, erinnert uns nicht Alles an Preußen? So war es, in einem noch viel tieferen Sinne, als ich es gemeint hatte. Noch in jenen Jahren war Piemont dem übrigen Italien so fremd, wie ehedem Macedonien dem hochgebildeten Attika; es galt als das Böotien Italiens, ja kaum als italienisch, wie denn auch heute noch die Bauern dort sagen: Partiamo per l'Italia, wenn sie über den Ticino gehen. Und der Spottname „buzzurri", für den unsere Sprache keine adäquate Uebersetzung hat, begleitet sie durch ganz Italien, da ohnehin ihr Dialekt sie dem an seine „dolce lingua del Sì" gewohnten Florentiner unverständlich macht

und als roh erscheinen läßt. Es war ein praktisch tüchtiges, rühriges, an Arbeit und Entbehrung gewöhntes Volk mit vorwiegend conservativem Charakter. Seit dem Jahre 1848 war dieß jedoch anders geworden. Was im übrigen Italien mit der Regierung zerfallen, ausgewiesen, zu Gefängniß- und Todesstrafe verurtheilt war, fand in Piemont friedlichen Aufenthalt, Unterstützung, Freunde. Turin erschien so den Unzufriedenen der Halbinsel als die Arche, in welcher allein noch alle edleren Aspirationen der Patrioten eine Stätte und Verständniß fanden, das Herz des wahren Italien, in dem allein noch Leben und Freiheit pulsirte. So richteten sich denn seit jener Zeit alle Augen nach Piemont. Es ist gar nicht zu läugnen, Piemont hatte die Sympathien aller Italianissimi; aber diese Ehre war theuer erkauft — mit dem Verlust aller seiner Traditionen, dem Zwiespalt im Schooße seiner Bürger, der Entfremdung gegenüber der Kirche, ohne deren Mitwirkung eine Regierung auf die Dauer keinen Halt hat, ganz besonders aber dadurch, daß dieses vordem so friedliche Land ein Herd aller Verschwörungen wurde, und der Gährungsstoff, den diese aus Flüchtlingen zu Herren gewordenen Fremden angesammelt hatten, früh oder spät zu einer Explosion kommen mußte. Es war auch dieß ein gelungener Schachzug des geriebenen Cavour, daß er piemontesische Truppen an den Gefechten in der Krim theilnehmen ließ. Wohl hatte diese Expedition dem durch die Kriege von 1848 und 1849 erschöpften Lande neue Kosten gebracht, dafür aber auch die Gunst des Kaisers, die Kameradschaft mit dem französischen Heere, und was am wichtigsten war, das Selbstvertrauen der Armee, das die Niederlagen von Custozza, Mortara und Novara stark erschüttert hatten, wieder gehoben und befestigt. Piemont, dessen Staatsausgaben um das Siebenfache sich vermehrt hatten, wurde vorwärts getrieben; hatte es doch Alles auf eine Karte gesetzt.

Wohl war, wie ich vielmal mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, das Landvolk im lombardisch-venetianischen König-

reiche damals kaiserlich gesinnt und selbst im Piemontesischen Oesterreich nicht feindselig; aber drei Feinde hatte dieses zu bekämpfen, von denen jeder einzeln mächtig genug war. Zuerst den Klerus zu nicht geringem Theile; ein Jahrhundert fast hindurch hatte man nach Josephinischen Grundsätzen die Kirche regiert — der Erzbischof Gaysruck in Mailand war ein ausgeprägtes Exemplar dieses Systemes — und jede Regung ächt kirchlichen Geistes beargwohnt und unterdrückt. Man wollte ja einen servilen Klerus, der auf jeden Wink von Oben gehorcht, und außer seinem bureaukratisch geordneten Amte als „Volkslehrer" kein höheres Streben kennt.[1]) So stieß man die besseren Elemente von sich, und jene, welche die Regierung mit Gunst und Gnaden überhäuft hatte, verließen sie in der Stunde der Noth, weil es eben Männer ohne Ueberzeugungstreue waren. Unter dem Adel waren die alten welfischen und antighibellinischen Ueberlieferungen nie ganz erstorben. Wiewohl Erzherzog Maximilian, hoch gebildet, persönlich liebenswürdig, eine ritterliche Natur, Mäcenas der Talente in Kunst und Wissenschaft, was die früheren Vicekönige am wenigsten waren, seinen Hof zu einem Anziehungspunkte für die Mailänder Aristokratie zu machen bestrebt war: ein großer Theil des stolzen, reichen und durchaus auch einflußreichen lombardischen Adels hielt sich dennoch grundsätzlich ferne. Einen dritten Feind hatte Oesterreich im sogenannten mezzo ceto, dem zahlreichen Stande der Advokaten, Notare, Aerzte, Kaufleute, Gutspächter, u. s. f., welche zum Theil bei Mangel an gründlicher Bildung den volltönenden Phrasen von Einheit und Freiheit ein williges Ohr liehen. Von diesen war Keiner, der nicht Silvio Pellico's „Le mie prigioni" gelesen hatte, welche, wenn auch behutsam abgefaßt,

---

1) Die Religion, sagte Sonnenfels, soll das Mangelhafte der Gesetzgebung ergänzen. Der Regent dürfe also diesen Leitriemen (!) in seiner Hand nicht vernachlässigen. Wie v. Helfert (Oesterreich. Jahrbuch 1882) berichtet, hatte die Regierung die Sorge für die Religiosität übernommen.

dennoch die Abneigung gegen Oesterreich unter alle Classen der Bevölkerung und namentlich auch der Frauen trugen, und ihm mehr schadeten, als ein feindliches Armeecorps.

Das Landvolk war gut kaiserlich; aber seine politische Bedeutung war gleich Null, es zählte eben einfach nicht. „Auf dem Lande Heloten, in den Städten Pfuscher" — dieses Wort Niebuhr's sagt Alles. Man muß das Elend des italienischen „Colono" kennen, ihn gesehen haben in seiner halbzerfallenen Hütte die dem Herrn gehört, ihn im Winter besucht, wenn er im Viehstall gegen die Kälte Schutz sucht, ihn beobachtet bei seiner Arbeit auf dem Felde, wo die glühende Hitze und die Fieberluft in den venetianischen Niederungen und den Reisfeldern der Lombardei seinen Körper bis zum Skelett austrocknet, nur noch von einer braungelben Haut überzogen; man muß sich zu ihm gesetzt und mit ihm geredet haben, wenn er sein Mittagsmahl hält mit Polenta, die nur selten mit etwas Käse gewürzt ist, einen Tag wie den andern, so daß in Folge dessen, weil selbst das bessere Polentamehl der „Signore" verkauft und der „mezzajuolo" nur das schlechte behält, die furchtbare Krankheit der „pellagra" unter dem armen Volke wüthet — das Alles muß man kennen, um einzustimmen in den Fluch, den schon Varro und Plinius gegen die italienische Landwirthschaft schleuderten, welche dieses herrliche Land physisch und jetzt auch politisch ruinirt hat. „Latifundia Italiam perdidere"! Die Regierungen ließen das Volk unter der Willkür der Signori schmachten, die ihm durch ihre Pächter den letzten Schweißtropfen auspreßten, um den Gewinn in den Städten, im Theater, auf dem Corso, in den Café's zu verprassen und selbst zu politischen Agitationen zu gebrauchen. Hier war eine Agrargesetzgebung dringend geboten; dem besitzlosen colono mußte ein Eigenthum werden, und es war Sache der Regierung, auf gesetzlichem Wege nach und nach dies zu ermöglichen; „ho una casa", das ist die Summe aller Wünsche des italienischen Landmannes. Die Regierung hätte so den größten

Theil des Volkes sich nicht nur zum Danke verpflichtet, sie hätte in einem selbstständig gewordenen Bauernstande den wichtigsten Bundesgenossen gefunden und ein Gegengewicht geschaffen gegenüber der ungesunden Präponderanz der Städte. In neuerer Zeit haben die Männer des „einigen Italien" viel geredet von Freiheit und Volkswohlfahrt, aber an diese Todeswunde am Körper des Volkes wagen sie nicht zu rühren, geschweige sie zu heilen. Man hat die Päpste für diese Mißstände in Italien verantwortlich gemacht;[1]) hätte der Verfasser der unten erwähnten Schrift die aktenmäßige und gründliche Darstellung der Verhältnisse der römischen Campagna unter der Herrschaft des ersten Napoleon durch den französischen Präfekten Tournon[2]) gelesen, der nicht wie ein Tourist bloß flüchtig das Land durcheilte, dann hätte er anders geurtheilt. Gerade die Päpste waren es, welche gegenüber dem Ueberwuchern der Weidenutzungen auf den Getreidebau drangen, der nicht gleiche hohe Rente abwarf und darum von den Großgrundbesitzern mehr und mehr aufgegeben wurde. Derselbe Tourist erzählt als eine Neuigkeit, daß bereits seit sieben Jahren „vier oder acht oder auch zwölf Stiergespanne hier und dort durch die Campagna den schweren Pflug zogen, der unter der verfilzten Gras- und Riedbdecke Jahrtausend alten Schutt und Moder aufriß." Dieses ihm neue Schauspiel habe ich schon vor vierzig Jahren gesehen, und es war weder mir noch denen, welche die Campagna kennen, neu. Wenn die Kirche im Besitz von Großgrundbesitz gefehlt hat, daß sie nicht eine Aenderung der traurigen Zustände beantragte, so haben die Großgrundbesitzer aus dem Laienstande, deren Zahl eine überwiegend größere ist, und die Regierungen noch mehr gefehlt, daß sie nicht auf Abhülfe drangen. Ich habe selbst auf solchen, kirchlichen Instituten gehörenden

---

1) Vgl. Löher, Das neue Italien. 1883.

2) Etudes statistiques sur Rome et la partie occidentale des états romains. Par. 1831. 3 Bde.

Gütern (Tenute) in der Campagna gelebt, kenne auch solche anderswo z. B. in der Mark, und kann nur bezeugen, daß die Pächter zu einem nicht geringen Wohlstande gelangten und die Arbeiter mild und human behandelt wurden, was sich von jenen der Signori nicht immer sagen läßt.

Oesterreich nach den Aufständen von 1848 und 49 hätte unbedenklich den zum großen Theil compromittirten Adel zwingen können, ihren Colonen unter gewissen Bedingungen Grund und Boden zu geben, und den Zeitpacht, welcher das Land aussaugt, allmählig in Erbpacht zu überführen. Oesterreich that es nicht, die schwachen, von der Revolution bedrohten früheren Fürsten konnten es nicht thun, und selbst das Wenige was es für den Landmann that, hat ihm seiner Zeit selbst in der Allg. Zeitung ein Correspondent zum Vorwurf gemacht; das neue Italien aber thut es auch nicht. Es hat vielmehr das gerade Gegentheil gethan, indem es durch die Hände unwissender und unredlicher Beamten die geistlichen Güter unter Bedingungen verkaufte, die nur die Großgrundbesitzer erfüllen konnten. So ist der Schaden Italiens nur gewachsen, haben die Latifundien in den Händen geldgieriger Laien sich nur noch mehr zum Verderben des Volkes befestigt, ist der arme Colono nur noch hoffnungsloser geworden. Aber nicht einmal die Voraussetzung ist richtig, auf der die der päpstlichen Regierung bezüglich der Verödung der römischen Campagna gemachten Vorwürfe, sowie die wohlgemeinten aber wenig verständigen Reformvorschläge — „eine agrarische Umwälzung in größter Ausdehnung" — beruhen. Der nun verstorbene Angelo Alessandrini hat in seinem Buche „Roma ed il Lazio dal punto di vista agrario ed igienico, welches auf Kosten des Ackerbauministeriums im Jahre 1881 veröffentlicht wurde, alle bezüglichen Projekte, die auf der Basis einer neuen Colonisation der Campagna gemacht werden, mit zwangsweiser Ablösung und Parcellirung von Grund und Boden, entschieden verurtheilt und verworfen, als zweckwidrig, rechts=

widrig und unmöglich, ja sogar als einen Plan, der, wenn er in's Werk gesetzt würde, den räuberischen Ueberfällen der früheren Eroberer gleich käme. Gerade das was man als Hemmniß für Herbeiführung besserer landwirthschaftlicher und sanitärer Verhältnisse der Campagna betrachtet, die Existenz des Großgrundbesitzes ist, nach ihm eine absolute Bedingung für jeden Aufschwung in den genannten Beziehungen. Das System des Großgrundbesitzes neben dem wirthschaftlichen Kleinbetrieb in dem Bau des Weines, Oeles, Hanfes, der Seide, des Obstes und Gemüses u. s. f., ist in der Natur der Verhältnisse ebenso gegeben, wie durch das historische Recht begründet; jede Bonification des Bodens und Verbesserung der Luft wird nur durch ihn möglich, der über große Mittel verfügt, wie denn der größte aller Großgrundbesitzer, Fürst Torlonia allein ein Werk unternehmen konnte, an dem selbst die Mittel der Kaiser Claudius, Trajan, Hadrian nicht ausreichten, die Austrocknung des Fucinersee's, wodurch die Gegend wieder gesund, und sechzehntausend Hektaren für den Ackerbau gewonnen wurden.

Uebrigens hat auch Alessandrini, wenngleich keineswegs ein Freund der Päpste, den Bemühungen derselben namentlich unter Pius VI. volle Anerkennung gezollt; bezüglich der Projekte aber, wie sie in der unten genannten Schrift empfohlen werden, sagt er: Lasset Familien kommen und vertheilet unter sie das Land in kleine Grundstücke und Colonien, und sehet dann den Erfolg; in Kürze wird der Tod auch sie hinwegraffen, wie er auf demselben Boden aus denselben Gründen die früheren Bewohner hinweggerafft hat.

Doch kehren wir wieder zur Betrachtung der Situation in Oberitalien zurück.

Oesterreich vertraute auf sein Heer und seine Polizei. Gewiß ist es nicht leicht, die Italiener in Zucht zu halten; wo das Stilet und der Treubruch selbst von Beamten als erlaubtes Mittel den Patrioten gilt, da bedarf es einer eisernen Hand. Aber gerade diese, wie mir damals schien

hatte Oesterreich nicht. Die Polizei, deren Beamte vielfach Deutsche oder Böhmen waren, nicht selten von geringer Bildung, nur gewöhnt, das Volk nach seinen Schattenseiten zu beurtheilen, war in ihrem äußeren Gebahren schroff, beleidigend, das so reizbare Ehrgefühl des Italieners oft tief verletzend kleinlich, jede Regung einer freieren Bewegung, jeden Wunsch nach Besserem gewaltsam unterdrückend. Dabei im Wesentlichen doch wieder schlaff und inconsequent. Von Vielem nur Eines. Für die Theaterstücke, die in Verona, der zweiten Stadt des Landes aufgeführt wurden, hatte man einen Censor aufgestellt, ohne dessen Gutheißung kein Satz, kein Wort gesprochen werden durfte. Dieser, dem die Aufgabe zufiel, jedesmal das, was aufgeführt werden sollte, vorher durchzulesen und jede Anspielung zu streichen, war ein junger Priester, ein Deutscher, der Garnisonsprediger für die deutschen Truppen! Fürwahr, eine für einen Priester wenig passende, gehässige, peinliche Aufgabe; wie schwierig seine Situation war, wie oft er sich vor dem Commandanten zu rechtfertigen hatte, wenn auch nur ein der Mißdeutung fähiges Wort gesprochen wurde, hat er mir selbst erzählt. Ein höherer Polizeibeamter in einer größeren italienischen Stadt hatte, wenn Jemand ihm vorgeführt wurde und sich vertheidigen wollte, immer nur die eine Rede: Tacete, altrimente io vi farò condurri abbasso. (Still! sonst lasse ich Euch in's Gefängniß führen). Und doch soll dieser außerdem ein guter alter Herr gewesen seyn.

Nach dem, was ich hier in der Schweiz gesehen und von Ortseinwohnern sowie Reisenden erfahren hatte, war es mir keinen Augenblick mehr zweifelhaft, daß der Krieg bevorsteht. Das war eben das Doppelspiel, das Napoleon III. immer getrieben hatte; er rüstete zum Kriege und rief dabei: L'empire c'est la paix! — er schlug jetzt einen Congreß vor, um Oesterreich als Störenfried seiner etwaigen Bundesgenossen zu berauben und seine eigenen Kräfte zum entscheidenden Schlage zu rüsten. Jedermann hoffte ja, ganz Deutschland

werde zu Oesterreich stehen; auch Preußen? ja auch Preußen, so hoffte man. —

Solcherlei Betrachtungen begleiteten mich, als ich auf der Eisenbahn durch das breite Rheinthal hinauf gegen Chur fuhr. Die Landschaft war, so weit das Auge reichte, in Schnee und Nebel gehüllt; ernst und düster blickte das Schloß zu Chur mit seinen Thürmen Spinöl und Marsöl auf das Städtchen nieder, und mehrte nur in mir die trübe Stimmung. Der uralte romanische Dom, mit seiner edlen Patina, die ihm eine tausendjährige Geschichte gegeben, erinnerte mich, daß ich der Grenze Italiens nahe war, und erfreute Auge und Herz durch seine aus alter Zeit stammenden Kunstwerke.

Früh am Morgen ging es dann auf Schlitten dem Oberland zu; zuerst nach Reichenau, am Zusammenflusse des Vorder- und Hinterrheins, mit seinem Schlosse, das von den Bischöfen von Chur gebaut, später eine Erziehungsanstalt wurde, wo der durch seine „Stunden der Andacht" bekannte Zschokke lehrte und Louis Philipp während der Revolutionszeit unter fremdem Namen eine Zuflucht fand, jetzt Gasthaus. Von hier an Bonaduz und Rhäzüns vorüber führte der Weg durch das burgenreiche Domleschg-Thal (Val Tomiliasca) nach Thusis, einem seit dem Brande 1845 fast ganz neu aufgebauten Städtchen. Hier schlugen zum ersten Male romanische Laute an mein Ohr; in einer gewissen Entfernung gesprochen, glaubte ich Italienisch zu hören, doch wurde ich bald enttäuscht; allerdings ist das in drei Dialekte zerfallende Romanische der Schweizer eine Tochter der gemeinsamen romanischen Mutter, aber mit vielen Ausdrücken keltischen und auch deutschen Ursprunges versetzt, vom Italienischen ebenso entfernt, wie vom Ladinischen im Grödnerthale zu Tirol und in Buchenstein (Livino longo.) Hier die Probe eines kurzen Gebetes, das mir ein Freund aus Dissentis in's Tagebuch schrieb:

Suspir a Maria, la benedida purschala!
Tei viel jeu oz ligir or'
Sco cara Spusa dil mio cor.[1])

In neuerer Zeit wurde diese Sprache sorgfältiger untersucht und gepflegt; sie besitzt eine kleine Literatur und drei Zeitungen, da sie fast für die Hälfte der Bewohner des Kantons Graubünden Muttersprache ist; die übrige Hälfte spricht zum Theil deutsch, zum Theil (gegen 15,000) italienisch. Zu jener Zeit, als ich zum ersten Mal diese Gegend bereiste, hatte gerade das Nationalitätsprincip angefangen, die Runde um Europa zu machen; Napoleon III. hatte es gleich einem Feuerbrand hineingeworfen in das europäische Staatensystem, das zu einer mächtigen Flamme emporlodern sollte, in dem alle bisherigen Staats- und völkerrechtlichen Zustände untergehen, und folgerichtig fortgebildet, mit einem völligen Chaos enden müßten. Niemand wird demselben eine gewisse Berechtigung abstreiten; aber als einziges Princip staatlicher Entwicklung festgehalten, wird es ein Absurdum, und führt schließlich zur Barbarei, wo ein Stamm im anderen seinen Feind erblickt. Schon der Römer hatte es verstanden, alle die verschiedenen Völker des Orbis durch den Gedanken des Civis Romanus in höherer Einheit zusammenzufassen und hat so der Idee des Orbis christianus — der Christenheit — den Weg gebahnt. Gerade hier in der Schweiz, wo wir drei Culturvölker, Italiener, Deutsche und Franzosen in freier staatlicher Vereinigung erblicken, weder durch Waffengewalt noch geographische Lage zusammengehalten, ist der Gegenbeweis mit Evidenz geliefert, daß das Nationalitätsprincip die Zauberformel nicht ist, um Wohlstand und Blüthe den Völkern zu bringen. Aber der Revolutionär brauchte es zu seinen Zwecken, namentlich um in Oesterreich, mit seinen vielen

1) Seufzer zu Maria, der gebenedeiten Jungfrau!
Dich will erwählen ich hinfür
Zur holden Braut des Herzens mir.



Völkerschaften und Sprachen, alle Glieder des staatlichen Organismus zu paralysiren und zur Aktion unfähig zu machen, Magyaren gegen Slaven, Czechen gegen Deutsche, und Italiener gegen Alle zu hetzen. Und es ist ihm guten Theils gelungen; noch gährt und schäumt es unter den verschiedenen Völkern und Stämmen des großen Ostreiches, und noch ist nicht abzusehen, wann und wie die Bewegung zur Ruhe kommen soll und dauernde geordnete Zustände wieder eintreten werden. —

Der Weg von hier nach dem Schamserthale führt durch die großartig-wilde Via Mala. Den Eingang schützte vordem die Burg Hohen-Rhätien (Realta, Riva alta), deren Ruinen noch sichtbar sind, mit einer uralten Kapelle, dem hl. Johannes gewidmet; es war das erste Gotteshaus im Thale. Eine Stunde lang geht es die Schlucht aufwärts, von mehr als anderthalbtausend Fuß hohen Felsen überwölbt, tief unten braust der Rhein, dessen Wasser jedoch in dieser Jahreszeit einen sehr niedrigen Stand hatte. Wegen der überhangenden Felsen und in Folge der großen Sorgfalt der Schweizer Postverwaltung hatten wir hier noch wenig durch Schnee zu leiden; beim Austritte in das Thal schien selbst die Sonne einen Augenblick uns leuchten zu wollen. Doch bald verdunkelte sich der Himmel wieder, heftiger und immer heftiger wurden die Schneestürme, die nach und nach wie mit kleinen Eissplittern die Luft erfüllten, und gegen welche sich zu schützen kaum mehr möglich war. Vierzehn Fuß hoch lagen die Schneemassen, dazu kam ein so gewaltiger Wind, daß er uns in den Abgrund zu werfen drohte, in dem der Kutscher ein Fuhrwerk zeigte, das wenige Tage zuvor von diesem Schicksal betroffen worden war. Doch wir mußten vorwärts. Durch das Felsenthor von Sassa plana, in welches die Roffnaschlucht mündet, waren wir auf der dritten obersten Thalstufe, dem Rheinwaldthale angelangt; der größere, mehrere Personen fassende Schlitten blieb stehen, ich bekam einen kleinen offenen Handschlitten, auf einem zweiten wurde

der Koffer befestigt, und so ging es nun, jeder Schlitten von einem kräftigen Pferde gezogen, wieder aufwärts; gegen Mittag war Splügen, der Hauptort des Thales erreicht. Von hier stieg die Straße noch einmal zwei Stunden lang in vielen Windungen bis zur Paßhöhe, welche die Schweiz von Italien scheidet; man berechnet dieselbe auf nicht ganz 7000 Fuß, ziemlich gleich mit jener des Gotthard. Als ich diesen zehn Jahre später zu Ende des Monates Mai passirte, hatte mir die Wirthin zu Airolo noch den wohlgemeinten Rath mit auf den Weg gegeben, Ohren und Gesicht wohl einzuhüllen, um sie vor Erfrieren zu schützen; hier im Februar bedurfte es dieser Mahnung nicht, da ich mich schon von Chur aus, wo man an der Möglichkeit des Ueberganges zweifelte, auf das Aergste gefaßt gemacht hatte. Jedoch außer den Spuren, welche die scharfen Eisnadeln, von denen die Luft angefüllt war, in meinem Gesicht hinterließen, kam ich wohlbehalten hinüber.

Vierzehn Jahre später, auf einer Fußreise vom Comersee an den Bodensee kam ich von der anderen Seite her wieder über dieses Joch; wie ganz anders lagen da die Thäler vor mir im sonnigen Lichte der ersten Septembertage; da dachte ich lebhaft an jene Fahrt, und noch mehr an alles das, was seitdem sich ereignet, und das Angesicht von Europa, Regierungsmaximen, politische und religiöse Tendenzen, selbst das wirthschaftliche Leben in Deutschland so gänzlich verändert hat.

Von hier ging es in zahllosen Windungen mit rasender Schnelligkeit bergab, dreimal durch lange Gallerien, welche die Straße vor Lawinen schützen; in Campo Dolcino war kurze Rast, wo wir an dem nach Weise der Engadiner aus vier großen Schiefer- oder Serpentinplatten zusammengesetzten Ofen in die steifen Glieder wieder etwas Leben brachten. Die kleinen Schlitten wurden zurückgelassen, und ein größerer wieder bestiegen. Mehr und mehr wehten nun laue Lüfte aus dem Thale herauf, Kastanienwälder, bereits mit frischem Grün bedeckt, erblickten wir zu unsern Füßen. Bald mußte

auch dieser Schlitten dem Postwagen weichen; zuerst noch auf nasser, dann bestaubter Straße gelangten wir am Abend durch blühende Gärten und grüne frische Matten nach Chiavenna.

Chiavenna, wie alle an der Grenze zwischen Deutschland und Italien gelegenen größeren Ortschaften tragen einen Doppelcharakter. Dem Wanderer, der von Norden kommt, erscheinen sie fremd, von durchaus südländischem Typus; auf den der vom Süden heimreist, machen sie bereits den Eindruck einer halbdeutschen Stadt; so ist es in Bellinzona, Trient, Cortina, Domo d'Ossola und den übrigen Städten an den Uebergangsstraßen nach Italien.

An diesem Abend war mein Begleiter, der nie Italien gesehen hatte, recht unglücklich. In der That, der erste Eindruck Italiens ist, für den Deutschen zumal, nichts weniger als entzückend, und es gilt auch hier der Satz, den der Lordkanzler von England, Franz Baco von Verulam bezüglich der Philosophie ausgesprochen; bei flüchtiger Durchreise stoßt Italien ab, bei längerem Weilen zieht es uns mehr und mehr an, so daß wir jetzt erst den Zauber begreifen, der mit unwiderstehlicher Gewalt unsere Ahnen nach dem Süden trieb. Finden wir doch hier in so Vielem gerade das Widerspiel von dem, was wir zu Hause gewöhnt waren; was Herodot von dem Gegensatz zwischen den Griechen und Aegyptern sagt, läßt sich in mancher Beziehung auf Deutsche und Italiener anwenden. Das Nächste, worauf der Reisende, der Ende Winters nach Italien kommt, zugehen möchte, wäre ein warmer Ofen; doch den sucht er umsonst. Und so macht ihm denn das unheizbare Zimmer, mit seinem Fußboden von Ziegeln und Backsteinen, besonders am Abend einen recht frostigen, ungemüthlichen Eindruck. Und es dauert lange, bis er gelernt hat, auf die Poesie des warmen Ofens zu verzichten. Ein Kohlenbecken (scaldino), das die Frauen, wo sie gehen und stehen, in den Händen tragen und den marito nennen, ist Alles; in den Häusern der Reichen findet sich

wohl ein Kamin, der aber in der Regel keinen Zug hat und mehr als architektonischer Schmuck, als zum Gebrauche hier angebracht wurde; ist er aber im richtigen Stande, dann verursacht das nicht gehörig ausgetrocknete Holz einen erstickenden Rauch, daß man eilen muß, die Fenster zu öffnen. Hat man endlich ein richtiges Holzscheit erlangt, so hat man das Glück, an der Vorderseite zu braten, und an der Rückseite zu frieren. Der Italiener zündet auch hier nur ein Feuer an, um sich augenblicklich etwas zu erwärmen; dann geht er wieder hinweg. Das habe ich mehr als einmal in den römischen Salons mitmachen müssen, wo dann als nothwendige Folge eine leichte Erkältung sich einstellte. Der Deutsche richtet sich baulich ein mit besonderer Rücksicht darauf, die Kälte abzuhalten; der Italiener selbst mitten im Winter hat nichts Eiligeres zu thun, als vor der Sonne die Läden zu schließen und die Zimmer recht kühl und luftig zu halten, da er von Zugluft keine Empfindung noch Vorstellung hat, und selbst in den Spitälern die oberen einander gegenüberstehenden Fenster stets geöffnet sind. Der Deutsche hat einen Regenschirm, der Italiener nur einen Sonnenschirm (ombrella). Der Deutsche hat ein schmales Bett, aber warm und weich, wo möglich mit vielen Federn gefüllt; der Italiener hat ein breites Bett, aber hart und kühl, eine gepolsterte Wollenmatratze mit eben solchem Pfühle für den Kopf. Der Deutsche hat in den Gasthöfen zur Bedienung einen Kellner, der Italiener einen Kammerdiener (cameriere.) Des Deutschen Zimmer, Bett u. s. f. besorgt eine weibliche Hand, in Italien ist es ein Mann, dem diese sämmtlichen Verrichtungen obliegen. In Deutschland trägt die Mutter ihr Kind bei Spaziergängen auf dem Arme; in Italien ist es der Mann, dem die Last des Kinderschleppens zukommt, und die Frau geht, mit mehr oder weniger kostbarem Fächer stets beschäftigt, vor ihm her. In Deutschland sucht man sich comfortabel einzurichten, stellt viele und glänzende Möbel, weich gepolsterte Fauteuils in sein Zimmer; in Italien ist

auch der Salon des Herzogs mit nur wenigen, oft sehr unschönen Strohsesseln und eben solchen Sopha's ausstaffirt, dagegen steht im Eck eine Statue, oder hängt ein Bild an der Wand, das einen Werth von vielen Tausenden repräsentirt. Der Deutsche hat nicht zu Mittag gespeist, wenn er nicht mit einer Suppe sein Mahl beginnt; der Italiener hatte kein volles Pranzo, wenn er nicht zum Schlusse Früchte genossen hat. Der Deutsche kleidet sich im Winter außer dem Hause warm, zu Hause leicht; der Italiener geht leicht gekleidet auf der Straße, sitzt dagegen mit Hut und Mantel daheim an seinem Schreibtische. Der Deutsche winkt, die rechte Handfläche zu sich hingerichtet; der Italiener winkt, die Handfläche nach Außen gekehrt. Und um den Gegensatz zu vollenden, führe ich noch einen italienischen Spruch an: In Deutschland sieht man den Winter, aber man fühlt ihn nicht; in Italien fühlt man den Winter, aber man sieht ihn nicht.

Hier in Chiavenna, dem kleinen Schweizerstädtchen, hat ein gutes Stück Religionsgeschichte gespielt, an das die Wenigsten jetzt noch eine Erinnerung haben. Am Ausgange des Engadin und italienischen Veltlin (Valtellina) gelegen, welches letztere die Bündner zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts unter dem Namen einer Bundesgenossenschaft sich botmäßig gemacht hatten, bildete es den Mittelpunkt der religiös-politischen Kämpfe, welche das fruchtbare, gegen zwanzig Stunden lange Thal verheerten, bis durch Willkür, Druck und religiösen Zwang zum Aeußersten gereizt, am 19. Juli 1620 das Volk sich erhob, und in einem blutigen Kampfe über fünf hundert Neugläubige tödtete und die übrigen aus dem Lande trieb. Politische Motive, persönliche Feindschaften mischten sich mit religiösen Interessen. Man hatte von Seite der Bündner die besten Männer des Thales zum Tode gefoltert oder in anderer Weise ums Leben gebracht, durch die härtesten Gesetze den Protestantismus einzuführen gesucht, indem man z. B. die Gemeinden nöthigte, überall, wo drei neugläubige Familien sich fänden, ihnen eine Kirche zu über=

geben, und die Prädicanten, zumeist ausgesprungene Mönche, aus Gemeindemitteln zu unterhalten. Daß dabei, tout comme chez nous, es nicht an gewaltsam aufgesprengten Kirchenthüren und erzwungenem Glockengeläute fehlte, lesen wir in den Geschichten der „Dreyen Pünden.“ Als einmal bei einer solchen Gelegenheit der Amtsrichter zu Sondrio, dem Hauptort des Thales, sich anschickte, mit Gewalt in die Kirche einzubringen, sandte der Bürger Bartolino seinen Sohn, Giangiacomo, mit dem Degen in der Faust sich dem zu widersetzen. Als der Befehlshaber sich darüber beschwerte, nahm ihn Bartolino mit sich nach Hause und lud ihn zum Imbiß, wobei sein Sohn Giangiacomo vom besten Weine kredenzte, das dann die Runde machte. Hierauf öffnete dieser die Thüre, und fünfzehn vom Fuß bis zu den Zähnen bewaffnete junge Männer des Ortes traten ein. „Diese hier“, sprach dann Giangiacomo, „und ich sind bereit, für unsern Amtsrichter und den Bund unser Blut hinzugeben bis zum letzten Tropfen; nur lasse er unseren Glauben unangetastet.“ Das Valtellin blieb katholisch. —

Am andern Morgen ging die Fahrt in leichter Kalesche über Colico nach dem Comersee. Noch lag Schnee auf den Bergeshäuptern, die in den grünen See hinabblicken; aber nicht kalter Nebel hüllte sie ein, sondern sie waren verklärt durch den zarten, leichten Duft des südlichen Himmels, der um sie schwebte. Der Gegensatz zwischen den eisigen Höhen des Splügen von gestern und den sonnigen Gestaden, an denen wir vorüberschwammen, konnte nicht größer seyn. Wie in einem Panorama ziehen die herrlichsten Bilder uns dahin, jetzt ein Dorf mit freundlichem Kirchthurm, jetzt ein Städtchen, jetzt eine Villa, hinter ernsten Cypressen versteckt. Wir unterscheiden vom Schiffe aus genau die Regionen der Cultur; unten wächst der graugrüne Oelbaum, der Maulbeerbaum, sind Citronen- und Orangengruppen, schlingt sich die Rebe von Stamm zu Stamm. Schon bei Horatius lesen wir von dieser Sitte, die Weinrebe Guirlanden gleich an den Bäumen

empor zu ziehen (Ep. I. 16): amicta vitibus ulmo. Plinius nennt dieß geradezu eine Ehe zwischen Rebe und Ulmbaum. Höher hinauf breitet die Kastanie ihre Aeste aus; noch höher stehen dunkelgrüne Nadelbäume, an welche die Alpenweiden sich anschließen. Der Comersee und namentlich seine bevorzugten Punkte, Bellagio, Villa Sommariva, Varenna, Villa Pliniana u. s. f. sind oft und nach jeder Richtung hin geschildert worden; ich selbst habe in späteren Jahren mehrmals einen Aufenthalt dort genommen, und namentlich auch den weniger bekannten südöstlichen Arm des See's, den See von Lecco befahren und in Lecco selbst die Oertlichkeiten aufgesucht, welche Manzoni in seinen „Promessi sposi“ so meisterhaft zu schildern verstand. Die Stille dieses Theiles des See's mit seiner großartigen Natur und weniger von fremden Karawanen belebt zog mich besonders an, in der Erinnerung an Renzo, Don Abbondio, Padre Cristoforo und Don Rodrigo fühlte ich mich hier heimisch. Doch ziehe ich trotz aller Naturschönheit, trotz Villa Melzi mit ihrem Oleander- und Camelienflore und Villa Serbelloni mit ihren Citronenpflanzungen, Pinien, Cedern und Cypressen, durch welche hindurch das Auge die beiden Arme des See's erblickt, während am Abhang mächtige Aloe's und Cactus aus den Felsen wachsen, trotz alledem ziehe ich den Aufenthalt an unseren deutschen Seen vor. Die Natur ist eben in Italien ganz in den Dienst des Menschen genommen, wohl schon deßhalb, weil jeder Fuß breit Erde viel höheren Ertrag bietet, als unser rauher nordischer Boden. So ist denn jedes Stück Land von hohen Mauern eingefaßt, wo du immer gehst, gehst du zwischen Mauern, die jeden Ausblick hemmen, und jeden Totaleindruck unmöglich machen würden, fände sich nicht hie und da doch ein Punkt, von dem aus eine Rundschau sich gewinnen läßt. Italien ist eben uraltes Culturland, und jeder Fleck Erde hat seit mehr als zweitausend Jahren seinen Eigenthümer; dagegen verflossen noch mehr als tausend Jahre, bis das herrenlose oder Gemeindeland in unsern deutschen

Bergen getheilt und zerstückt in die Hände der Einzelnen über-
ging. Was Manzoni so anschaulich schildert, gilt von einem
großen Theile von Italien: „Von einem Dorfe zum andern,
von den Höhen bis hinab zum See, von Hügel zu Hügel
durch kleine Thäler hindurch liefen und laufen heute noch
viele kleine Straßen, bald eben, bald steil, bald sanft geneigt,
meistens von Mauern umschlossen und mit uraltem Epheu
überzogen, welcher mit seinem Grün die ganze Mauer zu-
deckt. Oft sind diese Sträßchen so 'tief und wie begraben
zwischen den Mauern, daß der Fußgänger nichts sieht als
den Himmel und vielleicht den Gipfel eines hohen Berges."
Der Italiener empfindet dieß weniger, weil größere Partien
in's Freie seine Sache überhaupt nicht sind, und er dagegen
viel lieber auf dem Corso und der Piazza hin- und hergeht;
treibt es aber ihn im Herbst dennoch in's Freie, so sucht er eine
Villa mit geräumigem Casino oder wenigstens eine Vigna
mit einem wenn auch noch so kleinen Häuschen auf, und
fährt oder reitet dorthin, und wäre es auch nur auf einem
störrigen Bruder Langohr.

Vom See ging es in rascher Fahrt nach Como, Mai-
land und Genua. Da ich nicht gesonnen bin, eine italienische
Reisebeschreibung zu liefern, und das so oft Geschilderte
wieder zu schildern, möge der Leser keine Beschreibung dieser
Gegenden und ihrer landschaftlichen Schönheit, dieser Städte
mit ihren Kunstschätzen erwarten. Alle derartige Schilder-
ungen geben ohnehin nie ein richtiges Bild und ermüden eher,
als daß sie anregen und belehren, wenn sie nicht in den
Rahmen eines ganz besonderen Begegnisses sich von selbst ein-
fügen, und so das Allgemeine und selbst Bekannte den Reiz
des Erlebten und Lebendigen empfängt. Sehr wahr ist auch
was Göthe einmal sagt: Hat man auch tausend Mal von
einem Gegenstand gehört, das Eigenthümliche spricht nur zu
uns aus dem unmittelbaren Anschauen. — Zwei Eindrücke aus
jener Zeit sind mir tief in der Erinnerung geblieben:
der Platz vor dem Castell von Mailand und eine Truppen-

schau in Genua. Dort sah ich österreichische Reiter und Fußvolk, kräftige Männer und trefflich ausgerüstet; doch selbst aus den Gesichtern der Officiere konnte ich nur wenig Feuer, Begeisterung, Zuversicht heraussehen. Wie es schien, und auch später sich thatsächlich zeigte, war kein populärer Mann an die Spitze des Heeres gestellt worden, der auch nur von ferne einen Radetzky ersetzt hätte. Vielleicht hatte man Giulay mit Rücksicht auf die Ungarn gewählt; aber gerade diese schlugen sich schlecht, weil zum Theil demoralisirt. Ein Feldherr wie Radetzky hätte auch dießmal die Mängel der österreichischen Heeresorganisation unschädlich gemacht und auch die mehr passiven Elemente mit sich fort gerissen; unter einem mittelmäßigen und dazu höchst unpopulären Führer mußten alle dieser Fehler, sowie die Schwierigkeit der inneren Lage mit doppeltem Gewicht in die Wagschale fallen. Dazu kam der sprichwörtliche Leichtsinn so mancher Staatsmänner. „Junger Freund", sagte mir vor mehr als dreißig Jahren der große Jurist und preußische Minister a. D. v. Savigny, „Sie wissen nicht, wie leichtsinnig die Diplomaten ihr Handwerk treiben."

Unmittelbar darauf sah ich zu Alessandria und Genua Theile der piemontesischen Armee. Einem Laien dürfte es schwer seyn, die Tüchtigkeit beider Truppen gegenseitig abzuwägen; soviel konnte jedoch Jeder erkennen, daß diese, in vieler Beziehung schwächer, durch den Beifall der fanatisch erregten Menge, die meistens von Emigrirten bediente Presse, die nationale, antiösterreichische Strömung bei einem großen Theile des Adels und der Bürgerschaft und schließlich durch die geheime Allianz mit den Franzosen sowie den Verschwörern im übrigen Italien eine moralische Unterstützung fanden, welche dem österreichischen Soldaten in fremdem Lande, von der Bevölkerung zum großen Theil gehaßt und gemieden, nothwendig entgehen mußte. Und dennoch hat dieser mehr als seine Schuldigkeit gethan. Dabei waren die österreichischen Truppen notorisch schlecht, jene ihrer Gegner reichlich verpflegt.

Von Genua reisten wir mit dem Dampfer nach Livorno, von da über Florenz nach Rom. Durch die vom Corso heimkehrende und von den Freuden des Carnevals belebte Menge konnte unser Wagen nur langsam vordringen; ein Obdach war nur um schweres Geld und nach vielen Bitten zu haben. Da wegen der Krankheit des Königs von Neapel dort keine öffentlichen Feste stattfanden, waren Massen von Fremden von da nach Rom gekommen. Mir war sehr ernst zu Muthe; wie bald, dachte ich, wird statt dieses Mummenschanzes dort oben am Mincio ein ganz anderes Spiel aufgeführt werden!

(Fortsetzung folgt.)

III.

Skizzen aus und über Irland.

Cork, Glengariff und Killarney.

I.

Wer Cork nicht gesehen, hat Irland nicht gesehen. Obgleich unter Irland's Städten die dritte an Größe, ist sie dem Irländer die erste und treueste Repräsentantin seiner Nation, eine Tochter reinern Geblütes — nicht nur als der fremde Eindringling im Norden, Belfast, sondern auch — als die Hauptstadt des Königreiches selbst. Durch die lebhafte Verbindung mit England, sowie durch die englische Beamtenwelt und die derselben assimilirten höheren Schichten der Bevölkerung ist Dublin in Physiognomie, Denk- und Lebensweise stark anglikanisirt. In Cork fühlt man sich so recht in Irland.

Zu einem leider nur flüchtigen Besuche kam ich am Nachmittage eines schönen Septembertages nach Cork. Der Bahnhof wimmelte von Fremden. Die Ausstellung irischer Industrie, welche schon seit ein paar Monaten eröffnet war, zog noch immer Schaaren von Fremden in die Hauptstadt des Südens. Bald waren die Wagen der glücklichen Lohnkutscher vergriffen und die Hotelomnibusse vollgepfropft. Wir fuhren eine kurze Strecke am Quai vorbei, dann über die schöne, sechzig Fuß breite St. Patrickbrücke und waren im Herzen der Stadt. Die sehr breite St. Patrickstraße bildet einen Halbkreis. Im geraden Gegensatze zu dem Einerlei der Straßen moderner, namentlich englischer Städte, reihen sich zu beiden Seiten Häuser vom verschiedensten Werthe, hohe und niedrige, in auffallender Unregelmäßigkeit aneinander. Gleich bei der Einfahrt in diese Hauptstraße empfängt uns das eherne Standbild des Father Mathew, des großen Mäßigkeitsapostels, dessen erhobene Hand uns vor den Gefahren geistiger Getränke warnt. In der Grafschaft Cork geboren, gab er in Cork den ersten Anstoß zu jener großen Bewegung, welche sich allen Ländern des britischen Weltreiches, sowie dem alten Coloniallande in Amerika mittheilte. Tausende von Familien, aus denen er den Teufel der Trunksucht austrieb, verdanken ihm Frieden und Wohlstand. Sein Schwager, ein Destillateur, welcher ihn unterstützte, bietet uns das seltene Beispiel eines Industriellen, der vor dem Ankaufe und dem Genusse des Produktes seiner Industrie warnt, anstatt es zu empfehlen. Er verwendete den Ertrag seiner Branntweinbrennerei dazu, die Predigt totaler Enthaltsamkeit von Branntwein zu unterstützen. Das war edel, aber wenig kaufmännisch, und richtig fallirte er. Die englische Regierung zeigte sich großmüthig und belohnte seine Bemühungen um die Reformation des socialen und sittlichen Lebens durch Anweisung eines Jahrgehalts von dreihundert Pfund Sterling. — Father Mathew drang auf vollständige Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken ohne Ausnahme. Wenn Jemand einmal

dem Laster der Trunksucht ergeben gewesen, so mag es kaum ein anderes Mittel gegen den Rückfall für ihn geben. Aber Mathew muthete totale Enthaltsamkeit auch solchen zu, welche eines so gründlichen Schutzmittels gegen die Trunksucht keineswegs benöthigten. Man erzählt, daß er Papst Gregor XVI. zum Anschlusse an seine Mäßigkeitsliga eingeladen, von diesem aber eine ablehnende und sehr zutreffende Antwort erhalten habe. „Was soll ich denn trinken, wenn ich keinen Wein mehr trinken soll?" fragte der Papst. „Wasser", lautete die Antwort. „Ich habe im Evangelium gelesen, daß der Herr Wasser in Wein verwandelte", sagte Gregor lächelnd, „aber nicht, daß er Wein in Wasser verwandelte." Es liegt in dieser scherzhaften Antwort eine Wahrheit, welche manche Anhänger Mathew's, namentlich in Amerika, nicht genügend berücksichtigt haben. In ihrem Uebereifer für die Enthaltsamkeit empfahlen sie dieselbe durch Motive, welche stark nach Manichäismus schmeckten.

Nachdem ich den Reisestaub abgeschüttelt, ließ ich mir den Weg zur Ausstellung zeigen. Das Lokal, vulgo Getreidemarkthalle, liegt auf dem südlichen Ufer des südlichen Armes des Leeflusses. Der Weg führte durch enge, unschöne Straßen und dann über die schöne — Parnellbrücke. Ich erstaunte als ich die Brücke so benennen hörte. Wie O'Connell zu Dublin, so hat Parnell seine Brücke in Cork. Die Irländer sind etwas überschwenglich und voreilig in Austheilung von Lob und Tadel. Als Gladstone die bei der Wahlcampagne versprochenen Reformen nicht sogleich ausführte — sicherlich theilweise weil er nicht konnte — so hieß er gleich in irischen Zeitungen Judas-Gladstone. Parnell hörte ich in maßgebenden Kreisen nennen „a heavenly sent man". Nun, Worte fliegen; Monumente, wie die Brücke mit ihrem Namen, bleiben und etwas gewagt ist es doch, dem Führer in einer Bewegung, deren Ende und fernerer Verlauf noch so sehr im Dunkeln liegt, ein solches dauerndes Monument zu setzen, bevor er sein Lebenswerk mit Ruhm vollendet. — Sobald ich

die Brücke erreicht, sah ich auf dem andern Ufer die in buntem Fahnenschmucke sich präsentirende Ausstellung und bald vernahm ich die Töne der Musik, durch welche im Innern des Gebäudes das Musikcorps eines englischen Regimentes die Besucher unterhielt.

Ich trat ein und wandte mich rechts zu den hier ausgestellten Antiquitäten. Mit größter Freundlichkeit kam sogleich ein Herr zu mir, welcher die Schlüsselgewalt in dem betreffenden Departement besaß; er machte mich auf einige uralte Gegenstände irischer Kunst aufmerksam, die in den Torfschichten aufgefunden worden. Eine kleine ovalförmige Glocke versetzte er in's fünfte Jahrhundert. Viele andere religiöse Gegenstände, wie Kreuze, Medaillons, Rosenkranzkörner waren aus der im Torfe aufgefundenen schwarzen irischen Eiche geschnitzt. Schon anderswo hatte ich Gelegenheit, dieses merkwürdige Holz, welches ein vortreffliches Material für Schmucksachen ist, kennen zu lernen. Es ist glänzend schwarz, fast wie Ebenholz. Die schwarze Farbe ist nicht die ursprüngliche, doch ist sie während der Jahrhunderte, welche das Holz in seinem schwarzen Grabe zugebracht, so von allen Fasern eingesogen, daß sie wie eine ursprünglich dem Holze eigene erscheint. — Außer den irischen Alterthümern fanden sich in dem Theile der Ausstellung, welchen mir mein freundlicher Führer erklärte, viele Gegenstände alt- und neuheidnischer Kunst aus dem Museum von South-Kensington, besonders solche, welche der Prinz von Wales aus Indien mitgebracht. Ich drückte mein Befremden aus, solche Gegenstände auf der Ausstellung zu finden, da sie ja eine Ausstellung irischer Industrie seyn solle und den Zweck habe, die Industrie in Irland aus ihrem Schlafe aufzurütteln. „Dies ist freilich der Zweck der Ausstellung", antwortete der Herr, „in der Haupthalle werden Sie auch nur Irisches finden. Aber aller Anfang ist schwer und wir haben, um mehr des Interessanten bieten zu können, die Hülfe fremder. Museen in Anspruch genommen. Das Museum

von South-Kensington hat sich besonders freigebig gezeigt." „Die Wiederbelebung der Industrie ist eine Kapitalfrage für ihr Land?" fragte ich. — „Ohne sie können uns die besten Gesetze, welche wir zur Lösung unserer Landfrage erlangen, nicht helfen. Das liegt ja auf der Hand. Die Zahl der Kinder in einer Familie ist durchschnittlich fünf. Wie sollen sich nun fünf Kinder mit den Familien, welche sie gründen, auf einer Farm ernähren, welche nur etwa für eine einzige oder für zwei Familien ausreicht? Gibt es außer Landwirthschaft keine Erwerbsquelle, so bleibt nichts übrig als Auswanderung." — Wir kamen auf die Lage Irlands, besonders auf seine Industrie zu sprechen. Sie liegt ganz erbärmlich darnieder. Auf dem Lande gibt es kaum noch Handwerker, Schneider, Schuhmacher, Weber. Die Wolle der irischen Schafe wird ausgeführt und kommt als Tuch oder fertiger Anzug zurück. Massenimportation von Schuhen und Kleidern, von Werkzeugen und Möbeln ruinirt jetzt selbst in den Städten das Handwerk. Das Hauptnahrungsmittel, der Mais, kommt gemahlen von Amerika. Außer Bierbrauereien und Destillerien gibt es fast keine größeren Industriewerke in Irland. Nur im Norden blüht noch die Flachsindustrie. So gibt es denn für den Iren fast keine Erwerbsquelle außer der Landwirthschaft, und mit dieser steht es wegen der schlechten Landgesetze so mißlich, daß sie den Farmern und Arbeitern kaum, was zur Fristung des Lebens absolut nothwendig ist, bietet; jede Mißernte bedeutet Hungersnoth in dem Distrikte, welcher von ihr betroffen wird. Große Schätze bietet das Meer den Irländern in seinen fischreichen Buchten. Aber in ihrer äußersten Armuth besitzen die Küstenbewohner nicht die nothwendigen Hülfsmittel, die Fischerei mit Erfolg zu betreiben. Die Schuld an ihrer verzweifelten Lage schreibt das irische Volk allgemein den Engländern zu, welche die Insel selbstsüchtig ausbeuteten, das Land seinen Eigenthümern entrissen und an Fremde verkauften und verschenkten, die Handelsverbindungen der Insel mit fremden Ländern abschnitten und durch Par-

lamentsakte das Aufkommen jedes Industriezweiges zu Gunsten der eigenen Industrie unterdrückten. In Folge der äußersten Armuth der Landbewohner, sowie der Sitte der Großgrundbesitzer, mit ihren Familien außerhalb des Landes den Ertrag desselben zu verzehren, verschwand das Handwerk in den Landbezirken. — „Haben Sie gute Aussicht, daß sich die Verhältnisse der Insel allmählig günstiger gestalten?“ fragte ich den Herrn. „Ich glaube, wir sind auf dem besten Wege zur Lösung unserer nationalen Frage“, erwiderte er. „Das Landgesetz, welches seit zwei Jahren in Kraft getreten, erweist sich als sehr wirksam zur Umgestaltung der unseligen Pächterverhältnisse. Wir müssen aber und werden mehr erlangen, und jenes Landgesetz muß schneller, allgemeiner und ehrlicher ausgeführt werden.“ „Das Volk scheint großes Vertrauen auf Parnell zu setzen?“ fragte ich. — „Er besitzt das Vertrauen der großen Majorität im vollsten Maße.“ — „Ich sehe, daß sie selbst eine Brücke zu seiner Ehre umgetauft haben.“ — „Es ist eine neue Brücke. Einige wünschten, ihr den Namen des hl. Finbar, des Stadtpatrons, zu geben, andere drangen darauf, sie nach unserm Vertreter im Parlamente zu benennen.“ — „Und Parnell schlug den Heiligen aus dem Felde“, setzte ich hinzu. „Ich hätte die Brücke lieber nach dem Stadtpatrone benannt“, erwiederte er etwas verlegen; „aber man machte geltend, daß andere Brücken schon den Namen von Heiligen trügen, und so ging der andere Vorschlag durch.“ Ich verabschiedete mich dankend von dem freundlichen Herrn und begab mich in die Haupthalle.

Wer die Ausstellung in der Erwartung besucht, mit neuen überraschenden Erfindungen oder seltenen Weltwundern Bekanntschaft zu machen, hat sie enttäuscht verlassen. Sie war nicht eine Weltausstellung, wie die von London und Paris, sondern sie beschränkte sich nur auf ein Land und zwar auf ein Land, mit dessen Industrie es sehr schlimm steht. Ihre Aufgabe war es, das Beste von demjenigen, was trotz der Ungunst der Verhältnisse irischer Fleiß und irisches

Talent geschaffen, vor Aller Augen zu stellen, zur Anregung und Ermuthigung und zugleich zum Beweise, daß das Volk gar Manches von den Dingen selbst schaffen könne, die es sich vom Auslande her verschreibt. Diese ihre Aufgabe hat die Ausstellung glänzend gelöst. Da standen in langer Reihe prächtige Fuhrwerke und Equipagen aller Gattungen, Eisenbahnwagen mit den Lokomotiven, Modelle von Dampfschiffen, herrliche Musikinstrumente der verschiedensten Art. Tuchlager waren aufgeschlagen, Kleidermagazine eingerichtet, Kurzwaarenhandlungen eröffnet. Leben und Abwechslung brachten die Maschinen, deren wunderbar ineinandergreifende Räder durch Dampf oder Wasser vor Aller Augen in Betrieb gesetzt waren, und die Handwerker, welche von Schaaren von Besuchern umgeben, ihr Handwerk übten. Da wurde Mehl gemahlen, Wolle gesponnen, Tuch gewebt, Bürsten und Schuhe verfertigt, Ketten vergoldet, Karten gedruckt. Milch mußte vor den Augen der Besucher unter speciell Corker Behandlung alle Wandlungen durchmachen, bis sie zu dem eigentlichen Artikel Cork's, zu schöner goldener Butter geworden. Cork, so sagt man, liefert jährlich 28 Millionen Pfd. Butter auf den Markt. Den schwächsten Punkt bildete die Ausstellung der Corker Zeitung „The Eagle", welche an einem Pfeiler angeschlagen war. Wenn der Werth einer Zeitung mit der Elle zu messen ist, so verdiente sie ihren Platz auf der Ausstellung. Ihre Größe scheint ihr denselben in der That verschafft zu haben. Denn über ihr las man: „Die größte Zeitung der Welt". Es ist überhaupt etwas Großes um eine englische Zeitung. Wer aber nicht die Arme eines Orang-Utang hat, der versuche es nicht, den Eagle von Cork zu entfalten. Abgesehen von dieser sonderbaren Schaustellung der größten Zeitung, an welcher weiter nichts gerühmt wird, als ihre Größe, schien mir, wie gesagt, die Ausstellung glänzend. Sie war stark besucht. Mit Staunen sahen die Irländer, wie mannigfach und herrlich doch noch die Dinge seien, welche ihr Volk zu schaffen vermöge. Auf allen Gesichtern glänzte Freude und von allen

Lippen vernahm man: a great success, a great success. „Wir können nicht leisten, was London und Paris leistet; aber es ist doch ein bescheidener Anfang“, sagte mir ein Irländer. Möge die Ausstellung Ideen anregen, Talente wecken, Vertrauen zur eigenen Kraft einflößen und ein mächtiger Anstoß zur Wiederbelebung der eigenen Industrie seyn, ohne die das arme, gedrückte Volk nicht zur Ruhe gelangt auf seinem heimathlichen Boden.

Ueber zwei Stunden hatte mich die Ausstellung festgehalten gegen meine Tagesordnung, in welcher nur ein Stündchen für den Besuch angesetzt war. Nun mußte ich aber nothwendig zur Besorgung eines kleinen Geschäftes in die Stadt zurück und nach manchen Irrfahrten fand ich meinen Weg, welcher über die Parnellbrücke, dann über die St. Patrickbrücke und endlich auf der Nordseite des Lee rechts den Hügel hinaufführte. Ein großer Theil der Stadt ist hier neu angebaut. Ein deutsches Wort fesselte meinen Blick, als ich durch diesen Theil dahineilte. Auf den vier Fenstern eines kleinen einstöckigen Hauses stand zu lesen: High School. For Ladies. Kindergarten. Mixed School. Das deutsche Wort heimelte mich sofort an, aber nur so lange, bis die Reflexion über seine Bedeutung kam. Etwas beschämt lief ich von dem Hause weg, dieser traurigen Bescheerung, mit welcher ein Landsmann das harmlose irische Kind bedacht.

Die Sonne stand schon tief im Westen, als ich auf einen einsamen freien Platz gelangte. Wenn die Straßen, die ich durchwandert, der Mehrzahl nach mich nicht gerade angesprochen, so bot mir hier die Stadt, welche im Glanze der Abendsonne zu meinen Füßen lag, einen herrlichen Anblick. Zum Malen schön breiteten sich im Thale und auf Hügeln und Abhängen die Wohnungen der achtzig Tausend vor mir aus, um die hoch aufsteigenden Kirchen geschaart, durchschnitten von belebten Wasserstraßen und freundlich beleuchtet von den Strahlen der untergehenden Sonne. Wie friedlich ist doch das Bild für den Betrachter auf der Höhe! Ist es, wie es

zu seyn scheint? Wohnt unter den Dächern Friede? Stört kein Mißton die Harmonie der Herzen, die gesellig unter ihnen sich zusammengefunden? Nachdem ich mich dem Eindrucke, den das Gemälde auf mich machte, eine Zeitlang überlassen, schaute ich auf den Weg zurück, den ich gemacht, und mit Hülfe einer Karte der Stadt suchte ich mich mit der Topographie derselben bekannt zu machen.

Sie besteht aus drei Theilen. Der mittlere und ältere liegt auf einer Art von Insel zwischen einem südlichen und einem nördlichen Arme des Küstenflusses Lee, dessen beide Arme sich im Westen der Stadt von einander entfernen und unterhalb derselben im Osten zu einem mächtigen Strom vereinigen. Die Stadt verbreitet sich aber weit über die von den Flußarmen gebildete ovale Insel zu beiden Seiten hinaus, und die nördlich und südlich aufsteigenden Stadttheile sind durch mehrere Brücken mit dem Centrum verbunden. Im südlichen Stadttheile ragt unter den Gebäuden besonders die protestantische Kathedrale mit ihren drei Thürmen hervor, weiter rechts zeigt sich das Queens College, noch mehr rechts das Gefängniß der Grafschaft. Cork, Corcagh oder Corroch bezeichnet im Irischen Marschland oder Morast. Der Name war gewiß sehr bezeichnend, wie die irischen Namen gewöhnlich, als der hl. Finbar vor tausend Jahren durch Gründung einer Christengemeinde zwischen den beiden Flußarmen den Grund zur Stadt legte. Auch jetzt noch ist der im Thale gelegene Theil feucht.

Als ich nach Besorgung meines Geschäftes auf die freie Stelle zurückkehrte, war es schon dunkel. Im Wasser sich abspiegelnd bezeichneten Lichtreihen den Lauf der Flüsse. Ich ging den Hügel hinab zur Patrickbrücke, und von hier auf derselben Flußseite einen westlichen Hügel hinauf, um mich noch an demselben Abende eines andern Auftrages zu entledigen. Hier passirte ich die protestantische sog. Shandonkirche, deren Thurm anstatt eines Helmes eine Anzahl von Stockwerken hat, welche sich an Umfang abnehmend, über-

einander lagern und so eine Art Thurmhelm bilden. Man läutete hier gerade die „letzte Rose," doch nur die beiden ersten Zeilen, die man beständig repetirte, und zwar mit Weglassung von ein paar Tönen, da die Glocken nicht für den vollständigen Lauf ausreichten. Die naturwüchsige deutsche Glockenmusik, welche bei freien Schwingungen harmonisch zusammenstimmender Glocken feierlich über Stadt und Land erschallt, ist ebenso in Irland wie in England unbekannt. Der Läutende entlockt der Glocke, deren Seil ihm zugefallen, einen kurzlebigen Ton, fast als schlüge er mit dem Hammer auf die Glocke. Läutet man nur e i n e Glocke, so hört man nur die einförmigen, in gleichen Intervallen aufeinander folgenden Schläge. Läutet man mehrere, in der Regel sind es dann sechs, so haben die Glockenkünstler die Reihenfolge der Töne vorher bestimmt, und es gehört zur Kunst des Läutens, oft und ohne Unterbrechung die Ordnung der Töne zu wechseln. Selten spielt man eigentliche Melodien, und von der Schönheit einer solchen Musik kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich ans Clavier setzt und, ohne Accelerando oder Ritardando, ohne Piano und Forte, mit e i n e m Finger die Töne eines Liedes der Reihe nach abschlägt. Deutsches Glockengeläute gilt dem Engländer als ein ungeordnetes Durcheinander von Tönen; das einheimische begeistert ihn gerade so zu dichterischen Ergüssen, wie das deutsche Geläute den Deutschen. Es sind gerade die Shandonglocken, die von einem irischen Dichter, Franz Mahony, in einer Ode besungen wurden. Es folgen hier die Verse der ersten Strophe, deren vollen, den Glockenton nachahmenden Klang vielleicht mancher Leser der englischen Sprache nicht zugetraut hätte:

With deep affection
And recollection
I often think on
    Those Shandon bells,
Whose sound so mild would
In the days of childhood
Fling round my cradle
    Their magic spells.

Wie aus diesen Versen erhellt, stand die Wiege des Dichters nahe bei der Shandonkirche; obgleich katholischer Priester, ist er unter den von ihm besungenen Glocken im Thurme begraben.

Ich hatte nicht weit zu gehen, um von der Shandonkirche zur katholischen Kathedrale zu gelangen. Hier läutete man auch; doch nur mit einer Glocke. Sie rief die Andächtigen zum Abendsegen, welcher hier in der Octave von Mariä Geburt allabendlich Statt hat. Auf meinem Rückwege trat ich in die hohe, weite, im gothischen Stile erbaute Kirche. Draußen war mir Alles so fremd, hier war ich zu Hause. Eine große Menge von Gläubigen kniete in den Bänken und der Priester mit den Ministranten vor dem Altare, auf welchem, von vielen Kerzenflammen umgeben, das hochwürdigste Gut zur Anbetung ausgesetzt war. Als ich eintrat, stimmte die Orgel gerade das Tantum ergo zum Schlußsegen an. Die Andächtigen verneigten sich tief, als der Priester sich nach dem Hymnus mit der Monstranz zum Volke kehrte. Es herrschte lautlose Stille. Aber als das Glöckchen erklang, rauschte wie auf ein gegebenes Zeichen, von der Menge mehr geflüstert als gesprochen, ein Wort durch die Kirche; ein zweites und ein drittes Mal kehrte es wieder mit dem Zeichen des Glöckleins; es war der Name Jesus. Mir drang es durch Mark und Bein. Es war der Ausdruck des Staunens der versammelten Menge über die Gegenwart Gottes in ihrer Mitte und des Dankes für den mit ihrem lebendigen Glauben wie mit körperlichen Sinnen wahrgenommenen Gnadensegen, welcher sich in diesem Augenblicke über sie ergoß. Der Irländer hat einen tiefinnigen, lebendigen Glauben und zugleich das Bedürfniß, ihn zu manifestiren. Besteht bei Predigten die Zuhörerschaft aus ächten, von „höherer Cultur" noch verschonten Irländern, so werden die Zeichen der Zustimmung zu den Worten des Predigers und die Manifestationen der Herzensaffekte oft so vernehmlich, daß sie leicht einen Prediger, welcher an ein solches

Echo seiner Worte nicht gewöhnt ist, aus dem Context bringen können. Solche Zeichen innerer Erregtheit schwinden in dem Maße, als man sich bewußt oder unbewußt den Engländern conformirt.

Nach Schluß der Andacht verweilte ich noch ein Viertelstündchen in der Kirche. Als ich zum Quai hinabeilte, stieß ich auf einen dichten Menschenknäuel. Von vielen Zuhörern umgeben standen auf einem etwas erhöhten Platze zwei Sänger, welche unter lebendigen Gestikulationen einen Dialog vortrugen und offenbar beim höchsten Pathos angelangt waren. Sobald sie mich mit den Abzeichen meines geistlichen Standes sahen, nahmen sie grüßend den Hut ab. Diese Kundgebung ihrer Ehrerbietigkeit wirkte fast komisch bei ihrem Contraste mit der affektvollen Deklamation, die sie in der größten Erregtheit ohne Unterbrechung fortsetzten. Der Gruß zeigte indessen, wie die Achtung vor dem Priester dem Irländer zur zweiten Natur geworden. In die höchsten Regionen des Pathos entrückt, bezeugt sie der irische Acteur ebenso, wie wenn er auf dem Boden des gewöhnlichen menschlichen Lebens wandelt. Ehrfurcht für den Priester ist in der That ein charakteristisches Merkmal des Irländers. Sobald der Priester, von England kommend, den Boden Irlands betritt, liest er es auf den Gesichtern, daß er sich in einem katholischen Lande befindet. In England betrachtet man ihn mit Scheu, gewöhnlich mit großer Aufmerksamkeit, und in der Regel begegnet man ihm mit Achtung. In Irland leuchtet ihm Vertrauen und Ehrfurcht aus den Augen entgegen. Männer und Kinder, sowie die Frauen, die keinen Hut tragen, grüßen meistens oder geben sonst ein Zeichen ihrer Hochachtung; so bemerkte ich z. B. mehreremale, daß Männer, welche rauchten, sobald sie mich sahen, augenscheinlich aus Ehrfurcht die Pfeife aus dem Munde nahmen.

Als ich auf meinem Wege zu meinem Logis an den Quai kam, sah ich, wie zwei Mädchen im Vorübergehen mit zwei am Ufer stehenden jungen Männern ein paar Worte wechselten.

Die letztern bemerkten mich und schienen den Mädchen zu sagen, daß ein Priester komme. Ohne aufzusehen, liefen diese in größter Eile davon. Bei der großen Sittenreinheit des irischen Volkes und seiner Feinfühligkeit im Punkte des sittlichen Anstandes und der Züchtigkeit, die sich in den eigentlichen Sitten dieses Volkes in seiner ganzen äußeren Erscheinung kund gibt, sahen sie in der Unschicklichkeit, mit Männern Abends auf der Straße gesprochen zu haben, ein Vergehen, mit dem befleckt sie den Blick eines Priesters nicht ertragen konnten. Zugleich fürchteten sie vielleicht eine Zurechtweisung. Die Priester dürfen sich in dieser Beziehung vieles erlauben. Ich ging in einem Landstädtchen am Abende eines Markttages mit dem Priester des Ortes aus. Ein gewaltiger Lärm auf dem Markte zog viele Leute zusammen. Wir drängten uns durch die Menge und fanden einen entsetzlich betrunkenen Menschen, welcher auf einem Eselskarren saß und in sein Heimathsdorf fahren wollte. Er schrie aus voller Kehle, während er seine noch halb gefüllte Whiskyflasche mit beiden Händen festhielt. „Kennen Sie mich?" redete ihn der Priester an. „Nein, your Reverence." „Ich bin Father N., geben Sie mir sofort die Flasche." Der Betrunkene gehorchte wie ein Kind, obgleich er weinte und schluchzte, daß er die Flasche verliere. Vergebens flehte er den Priester an, ihm seine Flasche zurückzugeben. „Heute nicht," sagte der Priester, „aber wenn Sie wieder zur Stadt kommen und mich besuchen, sollen Sie dieselbe wieder erhalten." Der Geistliche befahl ihm, sich ruhig zu verhalten, und gab einem jungen Manne aus der Menge den Auftrag, den Betrunkenen nach Hause zu fahren. Damit hatte der Skandal ein Ende.

In einer Gesellschaft von Priestern bat ich um Aufschluß über die den Ausländern unerklärliche Thatsache, daß trotz des großen Ansehens, welches die Priester genießen, so manche Irländer sich den von der Kirche verpönten geheimen Gesellschaften anschließen, in denen sie zu Verbrechern und Mördern herangeschult werden. Ich erhielt zur Antwort, daß solche

Mitglieder von Geheimbünden sich dem Priester gegenüber abschließen. Entweder kehren sie der Kirche vollständig den Rücken, oder sie verheimlichen ihren Anschluß an den Geheimbund. Mit ihrem Gewissen suchen sie sich dann in der einen oder der andern Weise abzufinden. Das Unrecht, welches die Irländer Jahrhunderte hindurch von Seite Englands erfahren, hat in den Köpfen eine vollständige Ideenverwirrung über Recht und Gerechtigkeit bewirkt. Die Irländer betrachten sich wie in einem Zustande gerechter Selbstvertheidigung gegen die Uebergriffe einer sie mit Gewalt niederhaltenden fremden Macht, und, da sie in offenem Kriege nichts gegen dieselben auszurichten vermögen, spiegeln sich Manche vor, daß die Geheimbünde und die von denselben befürworteten Maßregeln, als die einzigen möglichen Mittel, auch erlaubte Mittel der Vertheidigung seien. Der Priester hat einen außerordentlichen Einfluß in Irland; aber unbegrenzt ist er nicht, namentlich nicht in politischen Dingen. Das Verbot der Kirche und ihre Wachsamkeit hält Tausende von dem Anschluß an Geheimbünde ab und verhinderte Tausende von Verbrechen. Wie würde es erst in Irland in Folge der englischen Mißregierung aussehen, wenn das Land nicht katholisch wäre? Aber alle Geheimbünde auszurotten, alle Verbrechen zu verhindern, vermag die Kirche nicht. So weit geht ihr Einfluß selbst in Irland nicht.

IV.

Social-politische Novitäten.

Rodbertus-Jagetzow's Editoren. — P. Albert Weiß. Dr. Endemann.

In keinem Lande thut man sich auf die „exakte Wissenschaft“ so viel zu Gute, wie in Deutschland. Vertreter der exakten Wissenschaft ist nur der Fachprofessor der Universität. Nun ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß fast jeder intellektuelle Fortschritt außer dem Kreise der Fachprofessoren und meist gegen sie sich vollzieht. Schon die Schöpfer der modernen deutschen Literatur standen den Universitäten entweder gänzlich ferne, wie Lessing und Göthe, oder nur in kurzem Zusammenhange, wie Schiller. Die Naturwissenschaften zehren seit Jahrzehnten von den Resultaten Darwin's; in der Geschichte wurden die Regestenwerke Böhmers für die Forschung maßgebendes Vorbild. In der Nationalökonomie endlich wurden zwei Männer, welche gleichfalls außer den Universitäten standen und ihr Leben lang als unebenbürtige „Dilettanten“ galten, die Gründer zweier Schulen. Marx ist der Prophet der Socialisten, Rodbertus-Jagetzow ist der geistige Vater der Kathedersocialisten.

Was seit einem Jahrhunderte keinem Professor mehr zu Theil wurde, das widerfährt dem Dilettanten Rodbertus. Seine zerstreuten Schriften werden gesammelt und in ein System gebracht; sie werden glossirt und commentirt. Nachdem im vorigen Jahre Rudolf Meyer die „Briefe und socialpolitischen Aufsätze von Dr. Rodbertus-Jagetzow“ [1])

---

1) Berlin (bei Ad. Klein) 2 Bände.

publicirt hatte, machte zu gleicher Zeit ein jüngerer Gelehrter, Dr. Theophil Kozak den Versuch, aus den Lehren von Rodbertus ein „geordnetes Ganze" zu bieten in einem umfangreichen Werke, welches auf drei Bände berechnet ist. Der erste vorliegende Band beschäftigt sich mit „Rodbertus-Jagetzow's social-ökonomischen Ansichten",[1]) ein zweiter Band wird die „Kritik seiner Vorgänger und die Darstellung seiner Methode" enthalten, wobei Hr. Kozak sich rein referirend hält. Erst im dritten Bande wird der Verfasser eine „Prüfung der social-ökonomischen Ansichten von Rodbertus" bieten.

Die Arbeit von Kozak ist sehr dankenswerth, indem die Schriften von Rodbertus nach jeder Richtung hin, für die philosophische und ethische, für die naturhistorische und wirthschaftliche Auffassung neue Gesichtspunkte bieten und anregend wirken. Rodbertus verbindet philosophischen Scharfsinn und eine unerbittliche Logik mit gründlichen geschichtlichen Kenntnissen, ein Vorzug, welcher nur wenigen Forschern eigen ist. Er verfolgt die einzelnen wirthschaftlichen und socialen Erscheinungen bis zu ihren Keimen, um ihr Wesen klar zu erfassen und die Gesetze der Entwicklung zu begreifen. Die geschichtlichen Thatsachen benutzt er zu Analogien mit der Gegenwart, um daraus die Lehren für die nächste Zukunft zu gewinnen.

Neben den großen Vorzügen macht sich auch ein bedenklicher Nachtheil geltend. Rodbertus sucht einer rein naturalistischen Auffassung auf dem Gebiete der Socialökonomik Eingang zu verschaffen. Das Christenthum findet innerhalb des Rahmens dieser Auffassung nicht die ihm gebührende Würdigung und Stellung. Für Rodbertus ist das Christenthum nur eine vollendetere Form der verschiedenen Religionen, aber er anerkennt nicht den göttlichen Ursprung unserer hl. Religion und die ihr gesetzte Aufgabe der Erlösung und Beseligung. Das hiesige Erdenwallen ist ihm nicht die Vorbereit-

---

1) Jena, Verlag von Gust. Fischer. 1882. SS. XVI und 374.

ung für die Ewigkeit, sondern die irdische Entwicklung erscheint ihm als Selbstzweck, und so kommt er nothwendigerweise zum Socialismus, den er allerdings nicht mit Gewalt herbeiführen will, wie die socialistischen Agitatoren und die Communisten, sondern den er auf dem Wege der Belehrung und Ueberzeugung anzubahnen sucht (Kathedersocialismus). Die Corporation erscheint ihm als die schlechteste und hemmendste Organisationsform, die Vereinigung von Arbeit und Capital dünkt ihm mit den Fortschritten der Gegenwart unvereinbar.

„Die Arbeitstheilung im produktionswirthschaftlichen Sinne", schreibt er, „kann nicht entstehen, bestehen, sich entwickeln und damit über die Gesellschaft das Füllhorn ihrer wunderbaren Schätze ausgießen, wenn Boden, Capital und das unmittelbare materielle Arbeitsprodukt je den Arbeitern zu eigen gehören würden. Sie dürfen ihnen niemals gehören, wie sie auch ihnen niemals, seit Theilung der Arbeit, gehört haben. Die nationalökonomische Entwicklung wird auf keine Theilungsgesetze des Nationalvermögens hinauslaufen, sie kann nicht tendiren, Boden und Capital ihren heutigen Eigenthümern zu nehmen und damit die Arbeiter als Eigenthümer auszustatten, wenn jene Entwicklung auch allerdings darauf hinausläuft, die Ungerechtigkeit des Grund- und Capitaleigenthums aufzuheben und der Arbeit zu geben, was der Arbeit ist. Denn wenn ich es eine tiefe providentielle Gerechtigkeit genannt habe, daß Boden, Capital und Arbeitsprodukt den Arbeitern nicht gehören, so besteht doch, den Arbeitern gegenüber, auch eine ebenso tiefe Ungerechtigkeit daneben. Diese beginnt damit, daß Boden, Capital und Arbeitsprodukt anderen Privatpersonen gehören. Niemals, so lange die Theilung der Arbeit besteht, haben Boden, Capital und Arbeitsprodukt den Arbeitern gehört, aber immer so lange dieß der Fall gewesen ist, haben Boden, Capital und Arbeitsprodukt zugleich anderen Privatpersonen gehört. Jenes negative Eigenthumsverhältniß ist diejenige Seite,

welche nicht nur unumgänglich ist, so lange auf Theilung der Arbeit das Glück der Gesellschaft ruhen soll, sondern die auch die Grundlage gerechter Eigenthumsverhältnisse in sich schließt. Dieses positive Eigenthumsverhältniß ist diejenige Seite, welche eine Aenderung erheischt, weil sie die Ungerechtigkeit der Eigenthumsverhältnisse in der Gegenwart birgt; denn sie bewirkt, daß auch das Einkommen der Arbeiter nicht einmal äqual dem Werthe des Arbeitsproduktes ist."

In diesen wenigen Sätzen hat Rodbertus klar und bestimmt seine socialökonomische Ueberzeugung über Vergangenheit und Gegenwart und sein Programm für die Zukunft ausgesprochen. Das Privateigenthum an Boden und Capital soll ganz beseitigt und auf die Gesammtheit, den Staat übertragen werden. Erst die Gesammtheit vermöge, meint Rodbertus, das Einkommen äqual dem Werthe des Arbeitsproduktes zu gestalten und so das gerechte Eigenthum, welches aus der Arbeit stamme, zu begründen. Der Kathedersocialismus des Rodbertus ist Staatssocialismus.

Zu obigen Sätzen macht Rodbertus noch folgende interessante Bemerkung: „Der Idee, daß das Eigenthum sich nur auf die Arbeit gründe, nur dem Produkte der Arbeit entsprechen dürfe, ist es gegangen, wie allen socialen Ideen. Wenn die Menschheit sie eben neu gefaßt hat, werden sie in edlem oder eigennützigem Eifer als der Geschichte schon zu Grunde liegend dargestellt, während sie doch nur erst in der Zukunft ihre Verwirklichung finden."

Wir möchten dazu bemerken, daß die Politiker diese angebliche Zukunft bereits eskomptirt haben in dem Systeme der allgemeinen Einkommensteuer. Diese Steuerart wäre nur dann als entsprechend und gerecht zu bezeichnen, wenn das Einkommen Aller auf die Arbeit sich gründen würde. So lange aber das Privateigenthum von Grund und Boden und Capital besteht, ist nur das Ertragssteuersystem, als den thatsächlichen socialen und wirthschaftlichen Verhältnissen entsprechend, gerecht. Interessant ist nun, daß das Capital in

der Rentensteuer nach dem Einkommensysteme besteuert zu werden pflegt, z. B. in Bayern, und nach einem vorliegenden Entwurfe demnächst auch in Preußen, während die Grundsteuer nach dem Ertragssysteme bemessen wird. Bei der Grundsteuer wird nicht gefragt, welche Rente alljährlich aus Grund und Boden thatsächlich gewonnen werde, sondern es wird nach objektiven Normen die Ertragsfähigkeit als Grundlage genommen. Solche Widersprüche wirken von selbst zersetzend auf die socialökonomischen Anschauungen der Massen. Rodbertus hat nachgewiesen, daß ähnliche Widersprüche zwischen den socialökonomischen Anschauungen und zwischen den thatsächlichen Zuständen zur Auflösung des römischen Reiches beigetragen haben. Diese Widersprüche sind auch für die Entwicklung der Gegenwart sehr bedenklich.

Die sociale Frage drehte sich zu allen Zeiten um die Höhe des Antheils der Arbeit an den Arbeitsprodukten, und auch heute bildet dieses Problem den Mittelpunkt der Diskussion und den Ausgangs- und Endpunkt der Untersuchungen. Wir sind nun der Ansicht, daß diese Frage ewig Frage bleiben wird, daß sie überhaupt in der Weise, wie Viele wähnen, annehmen und vorschlagen, gar nicht lösbar ist. Auch Rodbertus täuschte sich vollkommen, wenn er glaubte, daß durch Beseitigung des Privateigenthums am Boden und am Capital und durch Uebertragung dieses Eigenthums auf die Gesammtheit das Arbeitseinkommen dem Werthe des Arbeitsproduktes gleichgestellt werden könnte. Das würde zur Voraussetzung haben, daß die Lenker und Vertreter der Gesammtheit lauter Engel wären. Die Erfahrung der Jahrtausende lehrt aber das Gegentheil, nämlich daß die Gewalthaber vom Egoismus beherrscht und von der Leidenschaft fortgerissen zu werden pflegen. Man zerstöre heute das Privateigenthum, und morgen wird es neu entstehen!

Die Lohnfrage wurde in diesem Jahre auch von katholischer Seite auf die Tagesordnung gesetzt und leidenschaftlich diskutirt. „Die Gesetze für Berechnung von Capitalzins und

Arbeitslohn",[1]) welche P. Albert Weiß festzustellen unternahm, riefen die lebhafteste Opposition hervor. Wir gestehen gerne zu, daß die „Gesetze" des P. Weiß sehr anfechtbar sind, dennoch schoß auch die Opposition weit über das Ziel hinaus. Vor Allem hat man nicht unterschieden zwischen Lohn und Lohn. Der Lohn des Dienstboten ist, wie P. Weiß mit Recht bemerkt, etwas ganz anderes, als der Lohn des Arbeiters. Wir unterscheiden auch gar sehr im gewöhnlichen Sprachgebrauche zwischen dem Dienstboten und dem Arbeiter. Das Verhältniß des Dienstboten zum Dienstherrn ist das der Obligation; der Dienstbote bindet seinen Willen auf eine bestimmte Zeit zu verschiedenen persönlichen Leistungen, wogegen eine fixe Entlohnung, regelmäßig nach Ablauf der bedungenen Frist, erfolgt. Ganz anders ist das Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber auf industriellem Gebiete. Der Arbeitgeber kauft ein bestimmtes Arbeitsprodukt, um es im Verein mit anderen Produkten, im gleichen Zustande oder durch neue Arbeit umgeformt, mit Profit wieder zu verkaufen. Daß in diesem letzteren Falle mit dem „vereinbarten Lohne" Alles abgemacht sei, wie die „Christlich-socialen Blätter" behaupten, kann gerade vom christlichen Standpunkt aus nicht zugegeben werden. Die christliche Moraltheologie und die christliche Wissenschaft fordern bei jedem Kaufgeschäfte den gerechten Preis (justum pretium) und bezeichnen die Ausbeutung der Noth als Wucher und Aneignung fremden Eigenthums. Der heutige Arbeiter, vom Angebote und von Nachfrage abhängig, ist aber regelmäßig in einer Nothlage; er muß sein Arbeitsprodukt sozusagen auf dem Halme verkaufen, d. h. ehe es noch Gebrauchswerth erlangt hat. Dieser Zustand ist häufig benützt worden, um das Arbeitsprodukt zu einem ungerecht niedrigen Preise zu erlangen. Zeuge hiefür sind die Millionäre auf der Einen, die Proletarier auf der anderen Seite.

Es ist allerdings unseres Erachtens nicht möglich, diesen Uebelständen durch eine mathematische Berechnung abzuhelfen.

1) Freiburg, bei Herder 1883. S. 77.



Das sociale Leben läßt sich nun einmal nicht in Formeln und Tabellen beschließen; wir bestreiten auch, daß das heutige Lohnverhältniß ein Gesellschaftsverhältniß sei oder nur seyn könne. Wo das Gesellschaftsverhältniß beginnt, hört das Lohnverhältniß auf, welches ja gerade darin besteht, daß der Arbeiter sein Produkt um einen fixen Preis verkauft, ganz unbekümmert darum, welchen Werth der kaufende Unternehmer daraus erzielt. Aber wir behaupten, daß der Uebergang aus dem Lohnverhältnisse zum Antheilssysteme oder Gesellschaftsverhältnisse innerhalb bestimmter Grenzen das Ideal der Zukunft seyn müsse. Eine gewisse Theilnahme der Arbeiter am Reingewinn ist durchaus nicht unmöglich und sie gehört unseres Erachtens sogar zu den idealen Elementen des „gerechten Preises.“ Wenn in den „Christlich-socialen Blättern“ die Frage der Restitutionspflicht des einzelnen Fabrikanten aufgeworfen wird, so scheinen da zwei sehr verschiedene Sachen vermengt zu werden. Man konnte die Nothwendigkeit der Abschaffung der Sklaverei betonen, ohne von jedem einzelnen Sklavenbesitzer die sofortige Entlassung der Sklaven fordern zu dürfen. Man kann heute behaupten, daß der Lohn nicht immer den Anforderungen des „gerechten Preises“ entspreche, ohne einen einzelnen Fabrikanten für restitutionspflichtig zu halten. Schäden der Gesammtheit dürfen nicht dem Einzelnen zur Last gelegt werden[1]), welcher selbst unter der erdrückenden Macht (vis major) gesellschaftlicher Zustände leidet. Dagegen hat der Fabrikant gewiß die moralische Verpflichtung, für seine Arbeiter nach Möglichkeit zu sorgen und mit seinem Ueberflusse ihnen zu Hilfe zu kommen.

Sicherlich ist noch ein weiter Weg zurückzulegen, ehe man aus dem Lohnsystem zum Antheilssystem kommt. Allein Eine Aufgabe ist sofort zu lösen, nämlich die Bedingungen der Noth einzuschränken, unter denen der Arbeiter seinen Lohnpreis sich bestimmen lassen muß. Der richtige Weg hinzu scheint nicht in mathematischen Berechnungen zu liegen,

---

1) iniquus est, qui commune vitium singulis objecit.

sondern in der Errichtung thatsächlicher Schranken gegen Ausbeutung: Festsetzung der Arbeitsmaximalzeit, Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Heilighaltung des Sonntags, Regelung der Krankenunterstützung, Unfallversicherung und Altersversorgung. Dieß sind die besten Mittel, um der Ausbeutung zu begegnen und dem gerechten Preise nachzukommen, freilich nur dann, wenn man nicht immer den Staatssäckel, sondern die Fabrikanten selbst als beitragspflichtig erklärt. Erst wenn diese Vorstufen erreicht sind, kann an das Antheilssystem gedacht werden; bis dahin kann ein Jahrhundert verflossen seyn!

In Einem Punkt müssen wir Herrn Dr. Weiß entschieden widersprechen, nämlich in seiner neuen Begriffsbestimmung für Lohn. Er schreibt: „Lohn im eigentlichen Sinne beginnt erst da, wo das zum Leben und zur Arbeit Erforderliche überstiegen wird. Alles aber, was zum Unterhalte des Lebens und zur Herstellung der Kräfte nothwendig ist, mit denen die Arbeit verrichtet wird, Nahrung, Kleidung, Wohnung und sonstige unentbehrliche Lebensbedürfnisse nebst dem, was zur Vermeidung oder zur Beseitigung von Krankheiten und Störung der Arbeitsfähigkeit gehört, das alles ist nicht Lohn, sondern lediglich Ersatz der reinen Arbeitskosten. Die Arbeitskosten sind der reine Verbrauchswerth der Arbeit, der Lohn ist der Gebrauchswerth der Arbeit. Die ersteren werden ausgegeben, bevor die Arbeit hergestellt ist und damit sie hergestellt werden kann. Der Lohn ist das, was die Arbeit für ihren Theil neu erzeugt, also die Frucht der Arbeit. Gibt man also einem Arbeiter eben das, was er bedarf, um zu leben und zu arbeiten, so hat er zwar das Unentbehrliche erhalten, aber er hat noch keinen Lohn empfangen."

Dieser Theorie gegenüber bemerkte schon Rodbertus mit Recht, daß die Unterhaltsmittel, welche der Mensch während der Herstellung eines Gutes verzehrt, diesem Gute nicht in Rechnung gestellt werden können und nicht als Kosten des

Gutes zu betrachten sind. Wollte man dieß thun, hieße es den Zweck aller Wirthschaft, das Leben des Menschen, zum Mittel herabsetzen. Der Mensch lebt nicht, um Güter zu erarbeiten, sondern er erarbeitet Güter, um zu leben. Die Unterhaltsmittel sind unmittelbare Güter oder Einkommensgüter und haben, wie jedes andere individuelle Gut, Arbeit gekostet. Sie sind Erzeugnisse früherer Arbeit und sind Einkommensgüter einer früheren Produktionsperiode, während der Lohn der Preis für die gegenwärtige Herstellung eines Gutes ist.

Noch Eines wurde bei der neuen Definition des Lohnes übersehen. Niemals wird die Menschheit hinüberkommen über das Nothdürftigste, über das tägliche Brod, und um das müssen wir Gott noch demüthig und vertrauensvoll bitten. Der Grund liegt in jener göttlichen Einrichtung, daß der Mensch im Schweiße des Angesichtes sein Brod verdienen muß. Jedermann außer dem täglichen Brode auch noch Ueberfluß — Lohn im Sinne von P. Weiß — garantiren zu wollen, heißt Unmögliches anstreben. Das Mögliche ist dann schon erreicht, wenn nicht große Schichten des Volkes das zum Leben Unentbehrliche, die Unterhaltskosten vermissen. Elend im Einzelnen wird es immer geben, solange die sündige Menschheit existirt, solange die Mächtigen ihren freien Willen zur Ausbeutung und zur Verprassung mißbrauchen, während der arme Lazarus um Brosamen bitten muß.

Der Hauptfehler in der Argumentation von P. Weiß liegt indeß nicht in seiner neuen Begriffsbestimmung von Lohn, sondern in der Leugnung des Risiko's für den Unternehmer. Herr P. Weiß unterscheidet nicht die verschiedenen abgeschlossenen Funktionen der Arbeitstheilung. Der Unternehmer kauft von seinen Arbeitern Arbeitsprodukte, nicht Arbeit, wie P. Weiß sagt. Dem Unternehmer ist es niemals um die Arbeit als solche, sondern um das Produkt zu thun. Nun beginnt ein völlig neuer Arbeitsproceß, die Arbeit der Verwerthung und des Absatzes der gekauften Produkte. Und da-

mit ist ein großes Risiko verbunden, aber deßhalb auch ein großer Gewinn erlaubt. Produktion ist immer in Hülle und Fülle möglich, aber im Absatze liegt die große Schwierigkeit, die Möglichkeit ebenso hohen Verlustes, als hohen Gewinnes. Der Arbeiter will die Chancen dieses Verlustes und dieses Gewinnes nicht theilen, sondern verkauft sein Arbeitsprodukt zu einem fixen Preise, zum Lohnsatze.

P. Weiß behauptet, daß der Arbeiter sein Arbeitsprodukt gar nicht verkaufen könne, sondern Gesellschafter sei und bleibe, bis das Arbeitsprodukt vom Unternehmer verkauft sei; der Arbeiter habe Theil an diesem erzielten Werthe, und wenn der Arbeiter warten könne mit seinem Lohne, bis der Capitalist den Betrag für sich erhebe, so müsse der Lohn ganz genau dem Antheile entsprechen, den der Arbeiter zu beanspruchen hätte, wenn er als freier Gesellschafter im Geschäfte stünde. Hier liegt der fundamentale Irrthum. Einmal will und kann der Arbeiter die Verlust- und Gewinnchancen nicht tragen, wie der freie Gesellschafter es thun muß, sondern der Arbeiter zieht einen sicheren Lohn vor, der eben der Sicherheit wegen geringer ist, als die künftige mögliche, aber mit Risiko verbundene Verwerthung. Sodann bleibt der Arbeiter nach Festsetzung des Lohnes nicht mehr „Herr seiner Arbeit", wie P. Weiß (S. 52) behauptet, sondern mit Erwerbung des Arbeitsproduktes durch den Unternehmer beginnt eine neue Arbeit, die Arbeit des Absatzes und der Verwerthung. Hier setzt ein ganz neues Arbeitspersonal seine Thätigkeit ein; wollte der frühere Besitzer, der producirende Arbeiter auch an dem Ertrage dieser neuen Arbeitsentfaltung Theil nehmen, so würde er fremden Arbeitsertrag beanspruchen.

Mit diesen Bemerkungen gegen die Identificirung des heutigen Lohn- mit dem Gesellschaftsvertrage möchten wir keineswegs alle Mißbräuche des Lohnwesens gutheißen. Im Gegentheile flößt dasselbe jedem Menschenfreunde die größten Bedenken ein, weil es die schlimmste Ausbeutung und die Aneignung von Liedlohn, diese himmelschreiende Sünde nur

allzusehr begünstigt. Die Gesetzgebungen aller civilisirten Länder haben heute den Bauer soweit geschützt, daß sie den Verkauf auf dem Halme für unerlaubt erklärten. Der Arbeiter ist aber regelmäßig gezwungen, sein Arbeitsprodukt „auf dem Halme", d. h. ehe es Gebrauchswerth erlangt hat, zu verkaufen. Nicht bloß die Habsucht des Unternehmers, sondern auch die thatsächlichen Verhältnisse, Angebot und Nachfrage, können den Arbeiter zwingen, die Frucht seiner Arbeit um einen Nothpreis hingeben zu müssen. Hiegegen müssen schützende Gesetze erlassen werden, wie wir sie bereits bezeichnet haben: Einschränkung der Arbeitszeit und Sonntagsheiligung, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit, Kranken-, Invaliden- und Altersversorgung u. s. w. Wenn die Unternehmer hiezu angehalten werden, so wird man dem „gerechten Preise" des Arbeitsproduktes ziemlich nahekommen, jedenfalls näher, als wenn die Lohnarbeiter zu Gesellschaftern theoretisirt werden. Aus den eigenen Berechnungen des Herrn P. Weiß geht hervor, daß die Arbeiter bei dem Gesellschaftsvertrage aus dem Regen erst recht unter die Traufe kämen.

Die Vortheile des Gesellschaftsverhältnisses, ohne die Nachtheile für die Arbeiter, können auch beim Lohnverhältnisse erreicht werden, wir meinen durch eine gewisse Theilnahme am Reingewinne. Es läßt sich zum Beispiel ganz wohl die Forderung begründen, daß bestimmte Prozente des Reingewinnes in guten Jahren zu dem Zwecke reservirt werden müssen, um in ungünstigen Jahren, wenn der Absatz stockt und die Produktion eingeschränkt werden muß, den Arbeitern unter die Arme greifen zu können, statt sie einfach auf's Pflaster zu werfen, wie es jetzt zu geschehen pflegt. Wäre diese Forderung einmal praktisch durchgeführt, dann würde eine gleichmäßigere Vertheilung des Einkommens entstehen, die Millionäre würden weniger werden, dafür würden aber auch die Millionen von Proletariern sich vermindern. Die Theilnahme der Arbeiter am Reingewinne in der angedeuteten Einschränkung halten wir für durchaus berechtigt und

für die Interessen des Arbeiterstands viel wirksamer, als das Gesellschaftsverhältniß, welches bei den unausbleiblichen Verlusten allen Arbeitern einzelner Etablissements den empfindlichsten Schaden bereiten müßte.

Von Endemann's „Studien in der romanisch-kanonistischen Wirthschafts- und Rechtslehre", wovon schon 1874 der erste Band erschien, wurde soeben der zweite, abschließende Band ausgegeben (Berl. 1883). Wie der erste, so zeigt auch dieser Band die große Belesenheit und den unermüdlichen Forscherfleiß des Verfassers auf dem angegebenen Gebiete. Aber auch die Schattenseiten sind dieselben geblieben; sie zeigen sich in unglaublich beschränkter Auffassung seines Gegenstandes. Der Verfasser geht von der Idee aus, daß der Geldverkehr absolut frei seyn müsse, daß keinerlei Beschränkungen auf dem Gebiete des Verkehrswesens existiren dürfen. Alle Schranken, welche früher bestanden haben, erscheinen ihm als lauter Verkehrtheiten und als Ausgeburten des „Wucherdogma's" der Kirche. Fast auf jeder Seite ist das Wort „Verkehrtheit" wiederholt zu finden. Eine solche Darstellung macht einen geradezu peinlichen Eindruck, die Einseitigkeit des Verfassers wirkt abstoßend. Anstatt die frühere Gesetzgebung aus den Zeitverhältnissen zu begreifen, anstatt die Wechselwirkung zwischen den praktischen Zuständen und den theoretischen Anschauungen sachgemäß zu erklären, wird der Leser ermüdet durch das Einerlei der Anklagen gegen das kirchliche „Wucherdogma". Dem Verfasser mangelt aller historischer Sinn und die Befähigung, sich in andere Zeiten und Anschauungen hineinzudenken. Er trägt das System seiner Ansichten in die frühern Jahrhunderte hinein, und sobald er Zustände und Meinungen findet, welche in sein eigenes System nicht passen, wird kurzweg Alles als „Verkehrtheit" bezeichnet. Es birgt sich im Buche jener Fanatismus einseitiger Doktrin, welcher in der Culturkampfsgesetzgebung in Preußen sich ein trauriges Denkmal der Zerstörung gesetzt hat.

R.

V.

Geschichte der Bischöfe von Regensburg.[1])

So viele Diöcesen Deutschlands haben bereits kostbare und gründliche Werke über ihre Geschichte, seien es zusammenhängende Darstellungen, seien es Regesten und Sammelwerke. Um nur bei der Kirchenprovinz Salzburg stehen zu bleiben, wer kennt nicht Hansiz (Salzburg und Passau), die PP. Joseph, Franz und Paul Mezger (Salzburg), Meichelbeck (Freising), Resch (Brixen), und die spätern Forscher: Deutinger, Meiller, Sinnacher, Tinkhauser u. a.? Auch die Nachbardiöcesen haben ihre Historiographen: Braun, Steichele, Suttner, Lefflad u. s. f. Nur die Diöcese des hl. Wolfgang entbehrte bislang einer auch nur in etwas genügenden historischen Arbeit.

Was P. Christophorus Hofmann[2]) und nach ihm nicht ohne einige Bitterkeit gegen das Kloster St. Emmeram der Domherr Lorenz Hochwart[3]) in dieser Beziehung geschrieben,

1) Von Dr. Ferdinand Janner, b. g. Rath und Professor am k. Lyceum zu Regensburg. I. Bd. VIII, 635 S. u. 19 S. Register. Regensburg, Fr. Pustet. 1883.

2) Johann Hofmann, geb. um 1460 zu Rothenburg a. d. Tauber (daher Erythropolitanus Tubertinus), wurde mit dem Namen Fr. Christophorus Mönch in St. Emmeram und schrieb Vieles mit großem Fleiß, indem er die alten Urkunden sorgsam benützte. Er stand mit Aventin in guten Beziehungen und starb 1534. Seine historia Epp. Ratisp. steht bei Oefele I, 547 ff. Seine Handschriften befinden sich mehrentheils in der k. Staatsbibliothek zu München.

3) Lorenz Hochwart, geboren zu Tirschenreuth als Unterthan des Klosters Waldsassen, studirte in Leipzig die schönen Wissenschaften, leitete hierauf die Domschule in Freising, docirte dann

enthält allerdings viel brauchbares Material, entspricht aber keineswegs dem jetzigen Stande historischer Forschung. Hansiz kam in seinen gedruckten Werken über den prodromus zur Geschichte des Bisthums Regensburg nicht hinaus, obgleich er noch manchen Stoff dazu handschriftlich hinterließ. Nicht einmal der codex diplomaticus Ratispon. von Ried [1]) wurde

---

in Ingolstadt, worauf er 1528 auf die Pfarrei seiner Heimat präsentirt wurde. Weil er ein guter Redner war, berief ihn der Bischof auf die Domkanzel nach Regensburg; später nahm er die Domprädikatur in Eichstätt an, wurde nach einigen Jahren Domherr in Regensburg und Passau, wohnte den Synoden zu Salzburg 1548 und 1549 bei, ging 1551 als Theolog seines Bischofes zum Concil von Trient, arbeitete, sprach und schrieb viel, war scharf, mitunter beißend nach dem Geiste und Gebrauche seiner Zeit, doch stets orthodox und wohlthätig. Im Kreuzgange neben dem Dome zu Regensburg liegt er begraben. Seine Grabschrift lautet:

Laurentius Hochwart ss. Th. et J. U. D. cathedralis ecclesiae Ratisp. Senior et Passav. Canonicus, qui cum in vinea Domini concionando ex suggestu hoc talentum suum probe exornasset, tandem exhaustis viribus animam Deo, corpus terrae reddidit, bona vero omnia sua pauperibus Christi testando legavit. Obiit 20. Febr. anno 1570.

Qui fueram sparsor divini seminis olim,
hoc tumulo mea nunc ossa sepulta iacent.
Quae bona sors dederat, Christi miseris ea liqui,
mercedem reddes tu mihi, Christe, bonam.

Zu seiner Verlassenschaft gehörte auch eine Bibliothek von mehr als 300 werthvollen Büchern. Ueber sein Leben und seine Schriften steht Einiges bei Oefele I, 148 ff. Sein Catalogus Epp. Ratisp. in drei Büchern ebendort I, 159.

1) Thomas Ried wurde 1773, 15. XI, zu Hohenburg an der Lauterach in der Oberpfalz geboren, 1798 zum Priester geweiht, 1800 in die bischöfliche Kanzlei nach Regensburg berufen. Seine Gelehrsamkeit und Thätigkeit waren gleich groß, sein Sammelfleiß für historische Arbeiten erstaunlich, da ihm die Berufsgeschäfte nur eine knappe Zeit übrig ließen. Außer einigen pastorellen Schriften und dem Cod. dipl. Ratisp. verfaßte er eine genealogische diplom. Geschichte der Grafen von Hohenburg (1813); historische Nachrichten von dem 1552 demolirten Schotten-

vollständig gedruckt; Band III liegt nur im Manuscript vor, abgesehen davon, daß dieses Werk an sich weder vollständig genug noch diplomatisch genau ist. Domkapitular Lipf,[1]) ein fleißiger Sammler in staubigen Registraturen und Archiven, hat in letztern Zeiten einen Versuch zu einer Geschichte der Bischöfe von Regensburg gemacht und eine Menge schätzenswerther Notizen zusammengetragen; allein die Arbeit wurde weder vollendet (sie reicht auf 272 Seiten bis 1684) noch in den Buchhandel gegeben, da sich das Unzulängliche derselben alsbald herausstellte.

Endlich liegt uns der erste Band einer wirklichen Geschichte der Bischöfe von Regensburg vor, geschrieben von kundiger Hand, mit Bienenfleiß gesammelt, mit kritischer Schärfe gesichtet, mit Liebe zur Sache dargestellt. Der Band reicht von den ersten Zeiten des Christenthums bis 1126 und führt die Thätigkeit von 19 Bischöfen vor.

Vor Allem ist ins Auge zu fassen, daß bis in unsere Zeiten kein Regensburger Oberhirte eine Biographie von einem Zeitgenossen oder auf Grund zeitgenössischer Mittheil-

---

kloster St. Peter (1813); geographische Matrikel des Bisthums Regensburg (1814); Geschichte der Auer in Regensburg und Prennberg; Geschichte der Sinzenhofer, und andere, die noch als Manuscript vorhanden sind. Er wurde Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften und Domkapitular zu Regensburg, wo er, in einer Sitzung des Ordinariates vom Schlage berührt, am 14. Januar 1827 starb. Ueber ihn und seine Schriften s. Besnard: Literaturzeitung für die katholische Geistlichkeit. 1832. III. Bd. S. 389 ff.

1) Lipf Joseph, geboren am 17. November 1805 zu Massing, Priester seit 1829, wurde als Vikar bald in den Dom zu Regensburg berufen und als Sekretär verwendet. Von 1845 bis 1848 fungirte er als Privatsekretär des Fürstbischofs v. Diepenbrock in Breslau, worauf er wieder an seine vorige Stelle trat, 1855 Domherr wurde und am 21. Juli 1876 zu Binabiburg starb. Außer asketischen und pastorellen Schriften gab er auch 1838 eine Matrikel des Bisthums Regensburg, später eine Sammlung der bischöflichen erordnungen von 1250 bis 1852 heraus.

ungen erhalten hat. Nur allein über den heiligen Wolfgang sammelte bald nach seinem Tode der Propst Arnold ziemlich reichhaltige Notizen, und etwas später (um 1050) arbeitete Othlon auf Grund zweier Vorlagen eine mäßige vita desselben aus. Von andern ist keine vita überliefert. Erwägt man diesen für den Historiker sehr mißlichen Umstand, so erklären sich sofort drei Dinge, die man in dem vorliegenden Werke beobachten wird. Die ganze Arbeit ist erstens mehrentheils äußerst mühsam aus Tausenden von einzelnen Nachrichten und Regesten mosaikartig zusammengesetzt und muß deßhalb vielfach des pragmatischen Gewebes entbehren, das sonst zur Klarheit und Anschaulichkeit historischer Bilder so wesentlich beiträgt. Dann muß die Kritik den oft ungefügigen Stoff nach Zeit und Werth, nach Grund und Wirkung häufig erst sichten, formen und ordnen, und sie spielt deswegen eine verhältnißmäßig große, den Leser mitunter beengende Rolle. Drittens kann unter diesen Umständen das Colorit der Sprache und Darstellung natürlich nicht sehr glatt und anmuthend seyn. Es bietet sich also gerade keine Lektüre zur Unterhaltung, sie nimmt vielmehr einen ernsten Leser in Anspruch. Gleichwohl wird das Werk den Freund der Diöcese und seiner Geschichte befriedigen und erfreuen, aber auch dem Fachmann in vielen Stücken erwünscht und dienlich seyn, obschon der Auctor, wie er (S. VIII) selber sagt, als nächsten Leserkreis den Klerus der Mutterdiöcese, insbesonders seine zahlreichen Schüler, im Auge behalten hat.

Das Buch gibt zunächst auf 73 Seiten eine kurze Uebersicht der religiösen Verhältnisse vor Errichtung des Bisthums. Höchst interessant sind hier die speciellen Nachweise über den Stand des Christenthums in der Zeit der römischen Kaiser, wie er sich zumal aus den Gräbern und Grabdenkmälern dokumentirt.

Die Missionsthätigkeit des hl. Rupert wird (S. 38 ff.), wie von den neuern Forschern Wattenbach, Blumberger, Riezler, Baumann u. a. überhaupt gern, erst an das Ende des 7. Jahrhunderts gerückt, unter Childebert III. und jenem Herzog

Theodo, welcher um 717 starb. Dadurch wird nun die Dauer seines Aufenthaltes in Bayern ungemein kurz zugeschnitten (auf nur 8 Jahre), und ihm der von Alters überlieferte Nimbus, der Apostel von Bayern zu seyn, fast ganz entzogen. Anderseits sind manche Gründe, welche andere gewiegte Forscher für eine frühere und längere Periode seiner Wirksamkeit in die Gefechtslinie stellen, noch keineswegs aus dem Felde geschlagen. Hätten die mittelalterlichen Gelehrten nicht den fatalen Schnitzer gemacht, den dies resurr. D. N. (27. III, Todestag des hl. Rupert) als Pascha Domini (Osterfest) zu fassen, um auf diesem Irrthum fußend das Todesjahr des Heiligen zu berechnen; hätten sie vielmehr die zu ihrer Zeit gewiß noch vorhandenen Reste alter Denkmäler in Stein und Pergament zusammengesucht und verglichen, um aus deren Angaben die Zeit des hl. Rupert zu fixiren: so wäre jetzt der Zwiespalt der Meinungen nicht vorhanden. Wie es aber gegenwärtig steht, wird die Frage kaum je allseitig befriedigend gelöst werden.

Selbstverständlich wird dem hl. Emmeram (S. 46 ff.) große Aufmerksamkeit geschenkt, dem Heiligen, der gleichsam als Grund- und Eckstein der Regensburger Kirche gilt. Die schwierige Stelle bei Aribo (vita S. Emmer.) bezüglich der Sünde und Schuld Uta's und Sigibald's (*super eum* commissum scelus *mittere* deberent), welche so gründliche Bedenken gegen sich hat, wird hier (S. 49), falls sie nicht corrupt seyn sollte, wohl auf die zulässigste Weise gedeutet. Da nämlich die beiden Schuldigen ihre Sünde dem Bischofe gebeichtet hatten und dieser sie vor dem plötzlichen Ausbruche des Zornes und der Rache der Ihrigen möglichst bewahren wollte, habe er einen Theil ihrer Buße übernommen und der Uta gestattet, seiner Zeit ihm die Schuld zu überbürden, d. h. auszusagen, der Bischof trage die Schuld des Frevels und er werde ihn verantworten. Freilich machte dann Uta, wohl nur im Schrecken, von der Erlaubniß einen so drastischen Gebrauch, daß die Wuth ihres Bruders auf den Bischof gelenkt und diesem ein qualvoller Tod bereitet wurde. — Des hl. Erhard wird möglichst einlässig gedacht, die Thätigkeit des hl. Bonifaz auf Grund

der in diesen Blättern (Bd. 88) gegebenen Darstellung behandelt. Sein wesentliches Verdienst um die Diöcese besteht eben darin, daß er sie mit apostolischer Vollmacht 739 kanonisch errichtete, umschrieb und ihr einen ordinarius (einen ordentlichen Bischof) in der Person Gaubald's vorsetzte.

Von S. 74 ab folgt die Geschichte der ersten 19 Bischöfe selbst, wobei das bayerische Synodalwesen, sowie die Klosterstiftungen in der Diöcese gehörige Rücksicht finden. Der Text der Synodalbestimmungen erscheint hier, wie das von dem Theologen nicht anders zu erwarten ist, an vielen Stellen richtiger gedeutet, als in andern neuern Werken. Die Entstehung der Klöster, die Reihen ihrer Vorstände, ihre ferneren in kurzen Zügen gefaßten Schicksale sind theils nach eigenen Forschungen, theils nach tüchtigen Gewährsmännern gegeben. Das Petersklofter „ad Weridam", später „ad Sueigam" genannt, wird (S. 99) ganz richtig als (das jetzt gänzlich demolirte) Münchsmünster an der Ilm erkannt und dem „Wörth a. D." östlich von Regensburg mit Recht abgesprochen; es lag einsam, von einem großen breiten Teiche umgeben, zwischen den zwei Ortschaften Schwaig und Wörth, welch' letzteres ohne Zweifel das jetzige Dorf Münchsmünster ist. Sicher gehört es zu den leicht begreiflichen Irrungen, wenn im Verzeichniß (S. 652) auf ein Sixtuskloster hingewiesen wird. Ein solches gab es in dieser Diöcese nie, und die Pfarrkirche S. Sixti im Dorfe Werid (Münchsmünster) war von der Klosterkirche S. Petri, eine Strecke außer jenem Dorfe gelegen, ganz verschieden.

Die Reihe der Bischöfe bietet ein unterscheidendes Merkmal dadurch, daß die ersten 13 von 739 bis 975 als Abtbischöfe erscheinen. Diese, wechselnd aus den Mönchen und Kanonikern gewählt, hatten wohl eine Cathedra zu St. Peter in der Stadt, aber ihren eigentlichen Sitz zu St. Emmeram außer der Stadt, wo sie zugleich als Aebte vorstanden. Der Grund dieser Maßnahme war hauptsächlich die Dotation, vielleicht auch wohl das hohe Ansehen, in welchem schon bei der Gründung des Bisthums der Abt von St. Emmeram stand.

St. Peter hatte anfänglich gewiß nur ein geringes Einkommen, das für den Klerus der Kirche (Canonici) wohl eben hinreichen mochte; eine neue ausgiebige Dotation konnte für den bischöflichen Stuhl so schnell nicht beschafft werden; daher mußte das bereits begüterte Kloster allen Bedarf des Bischofs decken, wie das in der Heimath des hl. Bonifaz und mehrfach in Gallien ja auch der Fall war. Erst der hl. Wolfgang nahm die Trennung vor und verlegte seinen Sitz in die Stadt, weil sich gezeigt hatte, daß das Kloster als Wohnsitz des Bischofes die Ordenszucht nicht wohl aufrecht erhalten könne. Freilich mußten dann auch die Güter getheilt werden; dieß konnte aber um so leichter geschehen, als seit mehr denn 200 Jahren viele reichlichen Legate an St. Emmeram und St. Peter, also für den bischöflichen Stuhl, gemacht worden waren.

Gerade diese Trennung und Theilung aber, so gut gemeint und edel durchgeführt sie auch vom dem hl. Wolfgang ward, wurde gleichwohl der Same vieler Zwistigkeiten, welche sich noch Jahrhunderte lang (bis 1325) durch die Bischofsgeschichte hinziehen, so ärgerlich bisweilen wie selten anderswo. Die Mönche von St. Emmeram und die Kanoniker von St. Peter nämlich hatten von Anfang an mit den bezüglichen Ministerialen den Abt-Bischof gewählt. Nach der Trennung blieben die Mönche noch längere Zeit bei der Wahl des Bischofs wenigstens formell betheiligt; der Bischof aber, seine Kanoniker und Ministerialen wollten auch bei der Wahl des Abtes, beziehentlich an der Verwaltung und Nutznießung der Klostergüter ihren Antheil haben. Es kam zu gewaltigen Auftritten: manche Bischöfe hatten den Geist und die Gesinnung des hl. Wolfgang nicht und verjagten die widerstrebenden Aebte; die Mönche traten hinwiederum entschieden für die Freiheit ihres Klosters ein und wollten Aebte nicht dulden, die vom Bischofe aufgedrungen waren. Selbst wer ein Legat nach St. Emmeram vermachte, stellte damals die Bedingung, daß ein Bischof oder sonst jemand nicht darein greife, sonst falle das Gut an die Familie zurück. Kurz,

es war ein innerer Krieg, der viel Gutes störte, viel Uebles förderte, dessen stärkste Ausbrüche jedoch erst in die Periode der folgenden Bischöfe fallen, bis dem Kloster nach einem kostspieligen Processe durch päpstlichen Spruch seine Freiheit zuerkannt wurde.

Auch diese Beobachtung drängt sich unschwer dem Leser auf, daß jene älteren Abtbischöfe ihr geistliches Amt in den Vordergrund stellten, und daß der hl. Wolfgang hierin als leuchtendes Muster dasteht, während bei den Bischöfen nach ihm mehr der Reichsfürstenstand und die staatsmännische Thätigkeit hervortritt, bei einigen in recht auffallender Weise. Allerdings waren die Bischöfe der alten Zeit stets auch um die Landesfürsten in Kirchen- und Staatsangelegenheiten thätig. Schon Gaubald wurde bei einem Kriegszuge, den er mit Herzog Oatilo 743 machte, vom Hausmeier Pippin gefangen genommen (S. 85), und Bischof Adalwin gehörte sogar zu den Sendboten Karls des Großen. Allein wir werden durch jene ehrwürdigen, meist heiligmäßigen Gestalten eines Sindbert, Adalwin, Baturich, Erchanfrid, Ambricho, Tuto, Michael doch ganz anders angemuthet, als durch die Gebharte und Otto, welche auf den hl. Wolfgang zwar der Zeit, aber nicht dem Geiste nach folgten. Wir sehen mit Bedauern ein Zurückdrängen der kirchlichen Interessen, eine allzu schwache Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl, einen Mangel entschiedener religiöser Ueberzeugung, eine übergroße Hingabe an die weltlichen Machthaber auch da, wo sie, gegen die rechtmäßige Kirchengewalt in offenen Kampf treten, kurz eine gefährliche Verquickung von geistlich und weltlich die nur schädliche Folgen haben konnte. Es war nur gut, daß durch tüchtige Metropolitane und Comprovinzialbischöfe, zumal durch den hl. Otto von Bamberg, sowie durch die Haltung der Klöster auch hier mancher Schaden verhindert, mancher verbessert wurde. Aber im Ganzen und Großen macht sich bis zum hl. Wolfgang hin eine Art Crescendo, von ihm ab ein starkes Decrescendo fühlbar, und es würde der erste Band dieser Bischofsgeschichte mit einem das Gemüth

durchaus nicht befriedigenden Finale ausklingen, wenn nicht doch einige kräftige Akkorde eingesetzt wären.

Da haben wir gleich drei Regensburger, welche uns mit mancher Dissonanz wieder aussöhnen. Es sind drei Benediktiner Mönche von bedeutendem Einflusse: der hl. Ulrich, Cluniacenser und Stifter oder Reformator von Klöstern in Deutschland, dann der hl. Wilhelm, Abt von Hirschau und der Cardinal Gerald. Der erste war von vornehmer Abkunft und in Regensburg selbst geboren, durch seine Mutter verwandt mit dem hl. Ulrich von Augsburg und mit Bischof Gebhard II. von Regensburg, durch seinen Vater mit Bischof Nitger v. Freising, fromm und gelehrt, eifrig für kirchliche Zucht. Mit Gütern und Pfründen (Canonikate besonders zu Freising und Regensburg) reich bedacht, gab er um Gottes willen Alles dahin und trat 1063 in den Ordensstand; aber sein Einfluß auf Erhaltung und Belebung des kirchlichen Geistes und religiöser Bethätigung wuchs in dem Maße, als seine Entsagung groß war, da er nicht im Verborgenen bleiben konnte. Er war es auch, der insbesonders dem hl. Wilhelm seine höhere Aufgabe für Deutschland lösen half. Dieser, in oder bei Regensburg geboren, wohl arm an Gütern, aber reich an Geist, wurde einer der gelehrtesten Mönche zu St. Emmeram, später Propst daselbst und seit 1070 Abt in Hirschau. Als solcher entwickelte er für die Reform der bestehenden Klöster und für zweckentsprechende Errichtung neuer eine so segensreiche Thätigkeit, daß er für die Kirche in Deutschland, für die Kräftigung des kirchlichen und religiösen Sinnes unter Geistlichen und Laien, besonders im Adel, wie ein auserlesenes Werkzeug erschien, und alle Kirchentreuen sich hier an Hirschau anschlossen wie anderwärts an Clugny. Der dritte war der beiden andern Freund, der fromme und gelehrte Gerald, Vorsteher der Domschule zu Regensburg. Auch er wurde 1063 Cluniacenser, und Prior in jenem berühmten Kloster, dann Nachfolger des hl. Petrus Damiani auf dem bischöflichen Stuhle von Ostia und Cardinallegat in Deutschland, wo er noch viel Gutes stiftete. Er starb aber

schon 1078, Wilhelm 1091, Ulrich 1093, ihr Einfluß jedoch starb so schnell nicht aus.

Doch wir dürfen uns dem Detail nicht überlassen. Nur auf Eines mag noch hingewiesen werden, wie nämlich (S. 297 ff.) der alte Streit zwischen St. Denys und St. Emmeram besprochen und dessen Lösung versucht wird. Jedes dieser beiden Klöster wollte den Leib des hl. Dionysius Areopagita besitzen. Das Regensburger Kloster wies als Beweismoment drei alte Ziegelplatten mit Inschriften auf; zugleich hatte sich hier die sagenhafte Ueberlieferung schon recht früh (11. Jahrhundert) gebildet, der Kaiser Arnulf habe den hl. Leib in St. Denys stehlen und nach St. Emmeram entführen lassen. Dem gegenüber wird mit hoher Wahrscheinlichkeit dargethan, daß die wirklich vorhandenen Reliquien allerdings von einem hl. Dionys herstammen, aber vom Kaiser Arnulf als Geschenk des Papstes aus den Katakomben von Rom mitgebracht wurden, und somit von den in St. Denys ehemals vorhandenen sehr verschieden seien. Sicher wird jeder Historiker mit dieser Lösung und deren Begründung einverstanden seyn können.

Möge das Werk jenen Leserkreis gewinnen und jene Beachtung finden, die es wirklich verdient! P. B.

VI.

Zur religiösen Volksliteratur des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Hasak's „Himmelsstraße" und „Erklärung des Vater Unser".)

Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte Dr. Geffken, der Herausgeber des „Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts", sagen, es gebe kaum einen Zeitabschnitt der Geschichte, der in manchen Beziehungen, namentlich aber bezüglich der kirchlichen

und religiösen Zustände, noch so unbekannt wäre, als das fünfzehnte Jahrhundert. Seitdem ist zur Erforschung dieses Zeitabschnitts Vieles geschehen, und zumal auf katholischer Seite wurde es als Pflicht erkannt, sich um das Studium dieser merkwürdigen Periode anzunehmen. Noch aber ist Manches zu thun, und jeder Beitrag, der die Erkenntniß und richtige Würdigung des Jahrhunderts zu fördern geeignet ist, muß willkommen geheißen werden.

In der Reihe der Gelehrten, welche die Aufhellung der religiös-sittlichen Zustände der genannten Epoche sich zur Aufgabe gemacht, verdient der würdige Dechant P. Vincenz Hasak, Pfarrer in Weißkirchlitz bei Teplitz, mit Ehren genannt zu werden. Seine Schriften: „Der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters" (Regensburg 1868) und „Dr. M. Luther und die religiöse Literatur seiner Zeit bis zum J. 1520" (das. 1881) — die Ergebnisse vieljährigen Forschens und Sammelns — haben gerechte Anerkennung gefunden und sind auch in diesen Blättern (Bd. 77 S. 35 ff., und Bd. 89 S. 645 ff.) besprochen worden. Die seltene Bibliothek des „böhmischen Landpfarrers" ist weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt geworden. Abermals hat uns Hasak nun aus dem reichen Schatze der religiösen Literatur vor Luther mit zwei Gaben beschenkt, welche zu den vorausgegangenen Publikationen trefflich ergänzende Seitenstücke bilden. Die eine, im vorigen Jahr erschienene Schrift betitelt sich: „Die Himmelsstraße".[1]) Der Titel ist dem Werke des Wiener Propstes Stephan Lanzkrana entnommen, einem der interessantesten Unterrichtsbücher für die christlichen Familien, dessen Vorrede Hasak in der Einleitung reproducirt. Was unsere „Himmelsstraße" enthält, ist im Titel ebenfalls angegeben. Für jeden Sonn- und Feiertag hat Hr. Hasak aus einem deutschen Plenar eine oder mehrere Erklärungen des Evangeliums ausgewählt, um durch seine Sammlung ein Bild damaliger Predigt und Homilie zu geben. Bei jeder Erklärung ist genau das Plenarium mit Seitenzahl ꝛc. angeführt, wo dieselbe hergenommen wurde. Die Texte sind, wie es scheint, genau im Originale wiedergegeben.

„In diesen Evangeliumserklärungen findest Du, lieber Leser", sagt Hasak am Schluß seines Buches, „einen wahren Schatz eines praktischen, christlichen Volksunterrichtes, wie er unsern deutschen Altvordern gegeben wurde. Die meisten dieser Erklärungen sind so tief religiös gefühlt und so zartinnig gedacht, daß wir beim Lesen derselben in diesen alten Volksbüchern

[1]) Regensburg bei Manz. 1882. VI, 404.



unsere Freude und unser Erstaunen oftmals nicht tief genug ausdrücken konnten, theils über den Gedankenreichthum, theils über die Originalität in der Auffassung." Ich kann diesen Worten Hasak's nur zustimmen, und sicher wird es jeder thun, welcher nur einige der gebotenen Erklärungen durchzulesen sich die Zeit nimmt. Haben die Priester in dieser Weise gepredigt, wie sie uns bei Hasak entgegentritt, hat das Volk Erbauungsbücher dieser Art gehabt, dann gehört eine dreiste Stirn dazu, um behaupten zu können, das Volk habe im 15. Jahrhundert das „Evangelium" nicht gekannt.

Das Gleiche paßt auf die jüngst erschienene zweite Schrift Hasak's: „Erklärung des Vater Unser" nach Markus von Weida und Münzinger von Ulm.[1]) Die inhaltreiche Auslegung des Dominikaners Markus v. Weida, Lesemeisters zu St. Paulus in Leipzig, wurde gepredigt im Jahre 1501 und gedruckt zu Straßburg 1516. (S. 7—126.) Die „Gloß" von Hans Münzinger, Rektor in Ulm, die er „zu einer lehr seiner schüler gemacht", erschien im Druck zu Memmingen schon um das Jahr 1470. (S. 127—153.) Diesen beiden Schriftdenkmalen fügt der Herausgeber als Anhang noch passende Auszüge aus dem „Sittenspiegel" des Albrecht von Eybe (1511), aus dem „Würzgärtlin der andächtigen Uebung" von einem Barfüßer der österreichischen Provinz (1515) und anderen vormals beliebten Drucken bei, erbauliche Abhandlungen, die ebenso in sprachlicher wie theologischer Hinsicht von Interesse sind (S. 154—225). Seine eigenen Betrachtungen faßt dann Hasak in einem lesenswerthen, kurzen und kräftigen Schlußwort zusammen.

Es ist gar schön, wie Hr. Hasak in der Einsamkeit seines böhmischen Pfarrdorfes, seiner vorgerückten Jahre ungeachtet, als literarischer Schatzgräber immer wieder neues gediegenes Edelmetall ans Tageslicht zu fördern nicht ermüdet. Er gibt dadurch weltlichen wie geistlichen Sammlern ein nachahmenswerthes Beispiel, wie man mit beharrlicher Opferwilligkeit eine auserlesene Bücherei nicht blos sammeln und erwerben, sondern auch lebendig und nutzbar machen kann. Mögen seine schönen Bücher weite Verbreitung finden. Abgesehen von der geistigen Nahrung, welche sie bieten, glauben wir, daß dieselben ein rechtes Verständniß der religiösen Volksunterweisung jener Zeit vermitteln. Schriften wie die von V. Hasak sind zugleich die wirksamsten Waffen, um gewissen Geschichtslügen mit Erfolg entgegentreten zu können.

1) Regensburg 1883. VI. 233 S.

VII.

Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—69.

I. 1859. (Fortsetzung.)

Es war im Monat März; Mandeln, Pfirsiche, Aprikosen blühten überall, der Frühling war bereits mit Macht in's Land gekommen. Nun galt es, ungesäumt an die Arbeit zu gehen. Bei Cardinälen, die ich um ihren hohen Schutz bat, bei den römischen Behörden, vor welchen die Erbschaftsangelegenheit geregelt werden sollte, bei den Advokaten und Agenten, welche bisher bei der Verwaltung des Vermögens betheiligt waren, bei den Notaren, welche Verträge theils schon abgeschlossen hatten, theils neue abschließen sollten, bei den Bankiers und Geschäftsleuten, mit welchen wegen des Verkaufes von Staatspapieren und Hypotheken ich mich in's Benehmen setzen mußte, wurden die Besuche gemacht, die Vollmachten vorgelegt, die einleitenden Schritte besprochen.

Nun erst sollte ich inne werden, welche Last und Verantwortung zugleich ich auf mich geladen hatte. Von Geldgeschäften, zumal in solcher Ausdehnung, verstand ich wenig oder nichts. Meine erste Aufgabe war es nun, mich in die Anfangsgründe des Wechselrechts hineinzustudiren und mit den römischen Rechten bezüglich der Erbschaftssteuer bekannt zu machen. Dazu kam, daß die Verhandlungen je nach Verschiedenheit der Personen, mit welchen ich zu thun hatte, in

drei Sprachen geführt wurden, in italienischer mit den Gerichten, Notaren und Agenten, in französischer mit dem Bankier und seinen Commis, in deutscher mit der bayerischen Gesandtschaft, den Testamentsexecutoren und dem Rechtsbeistande. Wie dachte ich da mit Schmerz zurück an meine stille Studirstube; die schwersten Fragen speculativer Wissenschaft, die verwickeltsten Untersuchungen biblischer oder historischer Kritik waren mir nicht so schwer geworden wie das Erlernen der Terminologie des französischen, italienischen und deutschen Börsen- und Wechselwesens. Nun, es ging, weil es gehen mußte, und in dem Arbeitszimmer des Erblassers fand ich zur täglichen Ermunterung eine Tafel, unmittelbar vor seinem Schreibpulte aufgehangen, mit den Worten: Vernunft, Geduld und Zeit — Macht möglich die Unmöglichkeit. Das Rechnungswesen hatte mein Begleiter mit der größten Bereitwilligkeit übernommen und mit gewissenhafter Genauigkeit besorgt.

Desto anregender und belehrender war der Umgang mit den Testamentsexecutoren, drei deutschen Künstlern von hervorragender Bedeutung. Alle drei liegen jetzt im Grabe. Der Eine war Meister in der Darstellung von Frauen in der Tracht des Landes; er verstand es wie kein Zweiter, den leuchtenden Glanz, das Farbenspiel, die sonnige Luft, die zarten Töne, den ganzen Zauber des römischen Lichtes auf der Leinwand wiederzugeben. Einmal frug ich ihn, ob er nicht ein Verlangen habe, Deutschland wieder zu sehen. Nein, antwortete er, dort habe ich kein Licht. Tagelang saß er an der Meeresküste, um das Farbenspiel der sich brechenden Wellen und die Lichtwirkungen in der klaren Fluth zu studiren. Die neue Pinakothek in München zeigt manches schöne Werk von ihm. — Der Zweite war ausgezeichnet im Genre; römische Ziegenhirten, wandernde Pifferari, betende Frauen vor einem Muttergottesbilde wußte er mit überraschender Naturwahrheit darzustellen. Viele seiner Bilder sind nach Belgien gewandert, wo sie die königlichen Paläste schmücken.

Der Dritte war ein Bildhauer, ein geborener Münchener, und in der That ein Typus von Altmünchen, so kernhaft, gewissenhaft, treu und gut, so anspruchslos und doch so begabt. Seine Standbilder zeichnen sich aus durch die edle Einfachheit der Conception, die minutiöse Sorgfalt in der Behandlung aller Theile, und die „morbidezza“ der Formen; er war, wie kaum ein Zweiter, berufen im Auftrage Königs Max II. von Bayern die Statue des unglücklichen Konradin zu schaffen, die nun zu Neapel steht, dort, wo er seinen anfänglich so glänzenden Siegeszug nach Italien und sein Leben zugleich beschloß. Mehr als einmal stand ich vor seinem Denkmal in Santa Maria del Carmine; die Linke auf den Griff seines Schwertes gestützt, läßt der unglückliche Königssohn die Rechte an der Seite herabhängen. Mit gesenktem Haupte heftet er den Blick ernst und nachdenkend auf den Boden, gleich als ahne er das Schicksal, das draußen vor der Kirche, dem Marktplatze, seiner wartete. Man braucht eben kein Ghibelline zu seyn, um wegen seines tragischen Geschickes für den letzten der Hohenstaufen eine gewisse Sympathie zu fühlen; auch sein Unternehmen war nur eine Restauration auf Grund von Ideen, die aus dem Bewußtseyn der Völker bereits geschwunden waren. „Der Arme“, sagte Clemens IV., als er von seinem abenteuerlichen Zuge über die Alpen hörte, „wird von den Ghibellinen wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt; er wird vorübergehen wie Rauch.“ Von welchen Zukunftshoffnungen erfüllt mochte er vom Monte Mario herab, an der Spitze seines Heeres, über Rom hingeblickt haben! Er selbst war am wenigsten der Mann, den gesunkenen und seines Zaubers beraubten kaiserlichen Namen wieder zur Geltung zu bringen, den Friedrich II. und sein Sohn der tyrannische Enzio, welchen die Bolognesen gefangen nahmen und bis an sein Ende im Kerker eingeschlossen hielten, sowie der Wütherich Ezzelino als kaiserlicher Reichsvikar den Italienern und namentlich den freien Städten verhaßt gemacht hatten. Da war sein Oheim Manfred doch

eine ganz andere Natur; er kämpfte für seine Rechte und fiel mit dem Schwert in der Hand. Freilich war er Bastard und Italiener.

Dem Umgange mit diesen Künstlern verdankte ich viele fördernde und bildende Einwirkungen. Ich suchte, soweit ich konnte, von ihnen zu lernen, Natur, Gestalten, Kunstwerke sehen, wie sie das Auge des Künstlers sieht. Und in ihrer wie anderer deutschen Künstler Gesellschaft brachte ich manchen Abend zu; wenige prunkende Salons mit geputzten Herren und Damen, trotzdem daß Ordenssterne und Uniformen der Geladenen dort sich drängen, können eine solche Elite von geistvollen, selbst genialen Künstlernaturen aufzeigen, als sie hier in dem höchst einfachen Raume einer Osteria sich zusammengefunden hatten.

Der Erblasser hatte durch länger als ein halbes Jahrhundert die Villa Malta, von den Römern Giardino di Malta genannt, bewohnt, war daselbst gestorben. Dort war nun auch der Mittelpunkt unserer Thätigkeit. Diese Villa, ursprünglich Eigenthum des Malteserordens, war in den Besitz des Königs Ludwig I. von Bayern gekommen, der schon als Kronprinz regelmäßig während seines römischen Aufenthaltes hier wohnte. Das Ganze bildete einen Complex von Gebäuden, Terrassen und Weingärten, nicht weit von den ehemaligen Gärten des Sallustius, auf dem Monte Pincio gelegen. Herrlich war der Blick von der großen Terrasse nach Westen hin, über die Stadt mit ihren Thürmen, Kuppeln, Kirchen, Palästen, im Hintergrunde begrenzt vom Janiculus und dem Monte Mario, am Abend zumal, wenn die Sonne hinter der St. Peterskuppel unterging und diese von lichter Gluth übergossen noch aufleuchtete, während weiter nach Norden hin der Himmel in Purpurroth getaucht erschien, das allmälig in Violett und tiefes Blau überging. Ein Rebstock, dessen Alter nach Jahrhunderten zählte — der Durchmesser des Stammes betrug nahezu einen Fuß — breitete seine Aeste weit aus wie ein schützendes Dach, unter dem die duf=

tigsten Blumen des Südens ihre Wohlgerüche aushauchten. Ein langer Laubgang, von stets blühenden Rosen gebildet, lud zum Spazierengehen ein, und die edel geformten Akanthusblätter, von denen der Weg umsäumt war, erinnerten daran, daß wir uns auf klassischem Boden befanden. Nach rückwärts dehnte sich eine Vigna aus, von üppig wuchernden Buschwerk nach Norden hin umsäumt; auf der einen Seite blicktest du hinab in das reiche volle vielgestaltige Leben der großen Stadt, nach der anderen herrschte Stille und die wildwachsende Natur, zerbröckelndes Mauerwerk, um das flüchtige Lacerten mit klugen Augen im Sonnenschein spielten, so daß man sich in eine einsame Tenuta der Campagna versetzt glaubte. Die Bauten selbst waren zu verschiedenen Zeiten errichtet worden, und alt; doch bildeten sie ein harmonisches, äußerst malerisches Ganze, und der hochragende Thurm mit seiner eine weite Rundschau bietenden Loggia mit flachem Dache in der Mitte gab ihm den Charakter heiterer Romantik und anmuthender Ruhe. König Ludwig hatte mit dem ihm eigenen hohen Verständniß für Schönheit in Natur und Kunst sie geliebt gerade so, wie sie war, und kein Stein durfte im Interesse sogenannter Verschönerung gerückt werden. In einem Nebengebäude befand sich die Bibliothek der deutschen Künstler, deren Mäcenas der geistvolle bayerische Souverän war. Jetzt ist allerdings das Ganze in außerdeutschen Händen, und völlig umgebaut, und somit ein Stück Poesie weniger in Rom, das König Ludwig eifersüchtig gehütet hatte, der Art, daß er sogar die Oefen wieder hinwegzunehmen befahl, welche König Max II. während seines Winteraufenthaltes hatte setzen lassen; der Typus eines altrömischen Hauses sollte nicht geändert werden. Denn wie er selbst in seinen römischen Distichen erklärte:

Kälte erträgt sich in Rom mehr, denn in unserer Heimath;
Die empfangene Gluth wärmet, wenn Wärme verging.

Von hier aus sah er hinüber nach St. Peter und schrieb:

Hier erblickt' ich St. Peter in reiner erhabener Größe,
Kleinlich erscheint oft noch, was in der Ferne erstaunt.

Und im Gefühl, in Rom ein stilles Heim zu besitzen, fern von dem Treiben des Hofes, sagt er vom Giardino di Malta:

Wie werth bist du mir, liebes Asyl, wo endlich den Menschen
Findet der König aufs Neu', welchen daheim er verlor.

König Ludwig von Bayern gehörte zu den populärsten Gestalten Rom's in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts; kein Sträßchen war so klein, kein Winkel so enge und schmutzig, den er nicht aufgesucht, kein Kunstwerk, das er nicht gekannt hätte. Die Kirche della Concezione, den Kapuzinern gehörig, in deren Nähe die Villa Malta liegt, sah ihn sonntäglich dort beim Gottesdienst, wie er denn diesen Ordensmännern besonders geneigt war. In der Villa Malta war es auch, wo er dem im Jahre 1843 verstorbenen Rektor des deutschen Collegiums, P. Landes, einem geborenen Augsburger und Manne von imponirendem Aeußeren, ein merkwürdiges, bis jetzt meines Wissens noch nicht bekannt gewordenes Wort sprach. Dieser war erschienen, um die Alumnen aus Bayern, von welchen zu jener Zeit viele im deutschen Collegium studirten, ihrem Landesherrn vorzustellen. Der König nahm ihn sehr freundlich, selbst herzlich auf; und sagte dann, indem er seinen Mantel mit den Händen faßte, zu den Versammelten: „Dieses Kleid hat in Bayern den katholischen Glauben bewahrt."

Später, schon in der Mitte der vierziger Jahre, war seine Gesinnung in dieser Hinsicht eine andere geworden. In einer Audienz, die ich hatte, sprach er sich gereizt gegen die Jesuiten aus, und als ich schüchtern eine Entgegnung wagte, verwies er mich kurzweg zur Ruhe. Ueber die Ursache dieser Sinnesänderung sind verschiedene Vermuthungen ausgesprochen worden. Ringseis in seinen Erinnerungen erzählt Folgendes[1]): „Bei unserm dießmaligen Aufenthalte (1823—24)

---

1) Histor.-politische Blätter, Bd. 81, S. 335.



loderte das Huldigungsfeuer des Kronprinzen (zur Marchesa Florenzi) in hellen Flammen, und er hielt dieß für eine harmlos erlaubte Sache, besonders so lange keine ernsten Mahner dem süßen Schwärmen entgegentraten. Ich und der eine und andere solcher Mahner nahmen uns aber die Freiheit, ihm Vorstellungen zu machen. Nun legte er den Fall einem Jesuiten vor. Dieser entschied in unserem Sinne. Der leidenschaftliche Schmerz, der den Kronprinzen hierüber ergriff, hätte genügen können, ihn über das Bedenkliche seiner Empfindung aufzuklären ... Es fand sich Jemand, der einen anderen Geistlichen aufsuchte, einen Schweizer und Ordensmann von hohem Range. ‚Wenn die Sache so liegt, wie ihr berichtet, erwiderte dieser, dann ist sie ja ganz harmlos.' Ich wußte nichts von der Anfrage, noch von dem Bescheid, und konnte nicht begreifen, warum eines Tages der Kronprinz wie ausgewechselt bei Tisch erschien, strahlend und prickelnd von Wohlbehagen, bis mir nach Tisch durch Baron Gumppenberg das Räthsel gelöst wurde ... Wenn in der Folge König Ludwig die Einführung der Jesuiten in Bayern nicht gewollt hat, so lag dieß gewiß in seiner ganzen Anschauungsweise. Ob aber durch jenes Erlebniß in Rom, wenn auch ohne deutliches Bewußtseyn, der Name ‚Jesuit' für ihn nicht ein gewisses unbehagliches Beigeschmäckchen erhalten hat?" — Zur Ergänzung des hier Gesagten kann ich aus allerbester Quelle den Wortlaut der Antwort angeben, welche der Kronprinz von dem oben erwähnten Jesuiten erhielt, die mich auf den Inhalt der Anfrage schließen läßt. „Die hl. Schrift", sagte dieser, ein äußerst milder und ruhiger Priester, „weiß nichts von platonischer Liebe zu einer andern Person, sondern nur, daß der Mann sein Weib lieben soll." Da ist nichts von Rigorismus, nichts von Laxismus; es ist die Lehre des Evangeliums. Er konnte nicht anders antworten. Sagt doch schon der classisch gebildete Cardinal Bona in seiner „Manuductio": **Pernicies est amor, quem Platonicum vocant, quo a formae corporalis aspectu animam**

erigi fingunt ad divinae pulchritudinis considerationem. Formosae faciei obtutus ad concupiscentiam excitat, et quod per oculos exit, sive lumen sit, sive fluxus quidam, hominem colliquat et perdit.

Unsere Wohnung hatten wir am spanischen Platze in einem kleinen Häuschen genommen, das seitdem einem großen Palaste hat weichen müssen. Unsere Hausfrau, Signora Griffi, war eine geborne Römerin und Wittwe eines Arztes, die mit ihrer Schwester und der in Rom unvermeidlichen Katze im Frieden zusammenlebte, so ganz in altrömischer Weise, einfach, natürlich, ohne viele Bedürfnisse und ohne viele Sorgen. Sie war keine bizzocca, d. i. Betschwester, stellte aber in ihrem ganzen Wesen und Leben das Bild jener Römerinen dar, die, hineingewurzelt in ein gesundes katholisches Christenthum, diesen ihre ganze Art zu denken, zu reden, zu urtheilen entnehmen; es ist für sie wie ein höherer Sinn, und es kommt ihnen, trotzdem daß sie immer Fremde in ihrem Hause hatten, nicht von ferne auch nur der Gedanke, daß dieses auch anders seyn könnte. Nur in einem Punkte hatte der Einfluß des Auslandes, der Franzosen namentlich, welche schon durch die militärische Besetzung Rom's ein großes Wort sprechen konnten, und auch zu sprechen gewöhnt waren, sich selbst bei diesen stillen Frauen geltend gemacht. Bei aller Verehrung, mit der sie von Pio nono sprachen, hatten sie doch „Siamo mal governati“ von den Malcontenten zu sagen gelernt. Ich konnte nur lachen, wenn ich ihre Klagen über die hohen Steuern hörte; sie waren eben gewöhnt, fast nichts zu zahlen, und in den Jahren 1848 und 1849 hatten die Männer der Republik nicht nur die Kassen geleert, sondern auch Schulden auf Schulden gehäuft.

Es war überhaupt eine eigenthümliche Stimmung zu jener Zeit. Rom wimmelte von Fremden und namentlich von Franzosen, deren Uebermuth sich Vieles erlaubte; die päpstliche Partei, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen soll,

welche den Kern der Bürgerschaft bildete, war eine Zeitlang wie eingeschüchtert, bis es gelang, auch ihrerseits öffentliche Meinung zu machen, sie nachdrücklich zur Geltung zu bringen, und nicht Alles der Regierung zu überlassen. Als ich das „Siamo mal governati" öfters hörte, suchte ich der Sache auf den Grund zu kommen. Ich kam in Geschäftsangelegenheiten oft mit einem Advokaten von Ruf zusammen, der durchaus mir den Eindruck eines offenen, unabhängigen Mannes gemacht hatte; so frug ich ihn denn nun in einer vertraulichen Stunde über seine Meinung bezüglich der Rechtspflege und Administration in Rom. Ueber Alles sprach er sich mit Anerkennung aus, nur Eines hob er tadelnd hervor: das Protektionswesen. „So lange die Staaten und Regierungen aus Menschen bestehen", entgegnete ich ihm, „wird es immer seyn, mehr oder weniger; sind es hier die Brüder und Nepoten, so sind sie es auch anderswo, nur kommen die Söhne und Schwiegersöhne noch dazu." Einen Geschäftsmann, aus dessen Studio die schönsten Cameen hervorgingen, frug ich gleichfalls. Auch der hatte weiter nichts auszusetzen, als daß Pio nono den ausgewiesenen Revolutionsmännern nicht nur die Rückkehr erlaubt, sondern sie sogar wieder in Aemter eingesetzt hatte, da er doch hätte wissen können, daß sie zum großen Theile „birbaccioni" waren. Ein Dritter, ein seit seiner Jugend in Rom eingebürgerter Deutscher, mit dem ich mich über dieses Thema unterhielt, war gleichfalls mit Pio nono unzufrieden, weil er immer zu nachsichtig gewesen sei. Da sei doch Gregor XVI. ganz anders vorgegangen. „Das war ein Papst", meinte er.

An den Gerichten und von den Behörden, mit welchen ich täglich zu verkehren hatte, wurde ich immer mit großer Höflichkeit behandelt; von einem böswilligen Hinausziehen der Geschäfte oder schleppenden Gange derselben fand ich keine Spur. Den sichersten Beweis hiefür möge die einfache Thatsache liefern, daß im Laufe von nicht ganz vier Monaten alle Rechtsfragen bereinigt und eine Summe von nahezu einer

halben Million Franken, die zum geringsten Theile in Staatspapieren, großentheils in Hypotheken uns zugefallen war, nach der Heimath entsendet werden konnte.

Die Erledigung dieser Geschäfte hatte nun allerdings manche Verdrießlichkeiten mit im Gefolge; die Erfüllung aller Formalitäten, die ich mit meinem juristischen Laienverstande nicht für so unumgänglich nothwendig erachten konnte, nahm mich sehr viel in Anspruch. Doch brachten sie mir auch einen Vortheil, den ich nicht gering anschlage. Ich bekam dadurch einigermaßen einen Blick in den Haushalt der großen römischen Familien, die Art der Bewirthschaftung ihrer Latifundien, dieser mehr als tausendjährigen Gütercomplexe, des Werthes ihrer Erträgnisse u. s. f. Da konnte ich beobachten, daß trotz allem Reichthum an liegenden Gütern und ausgedehnten Besitzungen die Rente oft nur zur Noth das Bedürfniß deckt. Eines der ehedem mächtigsten Baronalgeschlechter, welches an Alter alle Nepotenfamilien überragt und seit mehr als sechshundert Jahren die Geschichtsbücher der ewigen Stadt mit den Namen und Thaten seiner berühmten Mitglieder gefüllt hat, darunter Päpste, Cardinäle, Feldherrn, Mäcenaten u. s. f., war nicht im Stande, eine zwar nicht niedrige, aber doch im Vergleich zu dem königlichen Reichthum, den diese Familie einst besaß, nicht sehr hohe Summe flüssig zu machen. Man zahlte lieber einen höheren Zins, wodurch es möglich war, die dort stehende Hypothek an einen Dritten zu cediren.

Auch der bayerische Gesandte, Hr. v. V., kam mir sehr freundlich und aufmerksam entgegen; desto weniger seine Dienerschaft. Als die ersten Besuche und geschäftlichen Verhandlungen daselbst stattgefunden hatten, konnte ich die Excellenz lange Zeit nicht mehr zu Hause treffen. Ich kam frühe, die stereotype Antwort war: L'Eccellenza non c'è, ist nicht zu Hause. Ich kam gegen Abend: L'Eccellenza non c'è. „Wann wird wohl die Excellenz zu sprechen seyn“, fragte ich. Mit einem Achselzucken hieß es: Non so. — Unmuthig über diese stets vergeblichen Versuche, klagte ich einem seit lange

ansässigen Deutschen meine Noth. Dieser lachte hellauf. „Sie haben wahrscheinlich die buona mano, das Trinkgeld bis jetzt vergessen", bemerkte er; „drücken Sie nur jedesmal beim dritten oder vierten Besuche dem Diener etwas in die Hand, dann ist die Excellenz zu Hause, oder Sie erfahren sicher, wann Sie dieselbe treffen können." So geschah es.

Unterdessen war der Krieg wirklich ausgebrochen, die Oesterreicher über den Ticino gegangen und in die Lomellina eingerückt. Ganz Italien war fieberhaft erregt. In Rom wurde in San Carlo am Corso eine Novene gehalten, die Cardinäle und hohen Geistlichen wohnten derselben bei. Während ihre Carossen durch die Straßen fuhren, fanden unter der Menge Demonstrationen statt, wehte in und für einige Augenblicke auch außer manchen Lokalen die blauweißrothe und grünweißrothe Tricolore, sangen sie, wenn auch mit gedämpfter Stimme: „Evviva la bandiera, la bandiera tricolor!" Die päpstlichen Truppen, namentlich die „Esteri", die geworbenen Schweizer und Deutschen wurden mit Hohn, durchbohrenden Blicken voll Haß und Verachtung betrachtet. An den Kunstläden, namentlich auf dem Corso, hingen Bilder, welche Scenen aus der ersten französischen Revolution darstellten.

Eines Morgens, es war zu Anfang Mai, fand ich bei der Rückkehr aus der Kirche auf meinem Tische ein Billet von der bayerischen Gesandtschaft. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich in demselben den Rath und Wunsch ausgedrückt fand, augenblicklich abzureisen und die Geschäfte auf bessere Zeiten zu vertagen, indem das Aeußerste zu befürchten sei. Da war ich denn sehr schmerzlich überrascht; ich war dem Schutze der Gesandtschaft empfohlen, statt dessen findet diese es für gut, mich in höflicher Weise abzuschütteln; die ganze Reise und alle bisherige Arbeit war umsonst, und wer konnte sagen, was und ob überhaupt, sollte eine Katastrophe eintreten, noch etwas zu retten war?

Mein Entschluß war alsbald gefaßt. Unverzüglich ging ich zur Wohnung des Gesandten, die zu jener Zeit fast in

der Mitte des Corso lag, und ließ mich melden. Ich sprach von dem Inhalte des Billets, der Herr Gesandte wiederholte mündlich, was er mir schriftlich mitgetheilt hatte. „Sie wissen nicht,“ setzte er hinzu, „wie es steht. Jeden Tag kann eine Revolution ausbrechen, und,“ dabei deutete er auf mich, „auf Sie schießen sie zuerst. Daß die schöne Kunstsammlung und auch das Geld fortgebracht wird, hat ohnehin eine Aufregung hervorgerufen und als Geistlichen wird man Sie besonders verfolgen.“ Ich schwieg einen Augenblick, dann stellte ich in aller Bescheidenheit die Frage: „Haben Ew. Excellenz diesen Befehl im Auftrage des k. Staatsministeriums mir mitgetheilt?“ „Nein“, antwortete er, „aber es ist mein wohlgemeinter Rath“.

Wieder einen Augenblick besann ich mich; dann erklärte ich mit möglichster Ruhe: „So lange ich keinen Befehl des k. Staatsministeriums habe, bleibe ich. Jenen allein, die mich hierher gesendet, gehorche ich, wenn sie mich zurückrufen; so lange dieß nicht geschieht, verlasse ich meinen Posten nicht. Gott wird mich schützen, und an den nothwendigen Vorsichtsmaßregeln will ich es nicht fehlen lassen.“ Ich wurde etwas ungnädig entlassen und kam nicht wieder in den Palast bis am Vorabend vor unserer Abreise, als das Schlußprotokoll dort aufgenommen wurde.

Von jenem Tage an ging ich nur noch in der Kleidung eines französischen Abbé; war ja doch Frankreich der Alliirte Italiens und dazumal äußerst populär bei diesem Volke, das von jeher gewöhnt war, Frankreich gegen Deutschland anzurufen, nicht um die Freiheit zu erringen, sondern nur um die Herren zu tauschen. Und gar viele, sonst rechtlich denkende Franzosen, von der Gloire berauscht, ahnten nicht die Tragweite dieses Krieges. Zuerst, hörte ich so Manchen sprechen, haben wir Revanche genommen an Rußland für die Verträge von 1815; jetzt kommt Oesterreich an die Reihe und zuletzt „le Prussien“, der damals schon den besten Theil des französischen Nationalhasses zu tragen hatte.

Eine Charakterfigur aus jener Zeit stellte in vollendeter Weise ein Notar dar, P. P., mit welchem ich vielfach wegen Cession, Liquidation u. s. f. von Hypotheken zu thun hatte. Ein angehender Vierziger, hatte er das beste Notariat in Rom, jenes, dem das reichste Viertel, der spanische Platz mit Umgebung zugewiesen war und bei welchem auch unsere Verträge daher abgeschlossen werden mußten. Man rechnete seine Einnahmen sehr hoch. Klein, mager, von gelblicher Gesichtsfarbe, mit schwarzem krausem Haare und von äußerst heftigem Temperamente, ließ er mich an Julius Cäsars Worte bei Shakespeare denken:

„Laß wohlbeleibte Männer um uns seyn,
Mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen,
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick.
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als diesen hagern Cassius. Er liebt kein Spiel,
Wie der Antonius, hört nicht Musik;
Er lächelt selten.
Und solche Männer haben nimmer Ruh',
So lang sie Jemand größer seh'n als sich."

Er war Italianissimo von der Fußsohle bis zum Scheitel und, wie sich dieß später herausstellte, ein rühriges Werkzeug der Verschworenen. Mit seinen Gedanken war er fast immer abwesend, kaum daß er sich soviel sammelte, um die Verträge rechtsgültig zu formuliren. Da ich viele Zeit bei ihm zubringen mußte, manchmal Stunden lang auf die Parteien warten, so wurde er mehr und mehr mit mir vertraut und offenbarte allmälig seine Gesinnung. Wie ein Vulcan kochte in ihm der Haß gegen die „papalini"; wir wollen ein Volk werden wie die anderen Völker, frei, groß, geeint, kriegerisch, ein mächtiges Italien, und nicht bloß Litaneien singen und das Rauchfaß schwingen. Seine politische Bildung war eine ziemlich geringe; die landläufigen, volltönenden Phrasen, wie sie die Blätter boten, wiederholte er mit kindlicher Naivetät. Seine Kenntniß der politischen Zustände des Auslandes waren,

wie so häufig bei den Italienern von damals, wo möglich noch geringer. Letzteres konnte man ihm noch verzeihen; was ich ihm aber nicht verzieh, war seine Unkenntniß bezüglich der ihn zunächst berührenden Dinge, die seines Amtes waren, wie z. B. bezüglich der Scala für die Erbschaftstaxe. Unsere Versuche, das Recht der Exterritorialität für die Behandlung der Erbschaftsmasse in Anspruch zu nehmen, waren eben gescheitert, und mußte darum in dieser Beziehung ein Uebereinkommen getroffen werden.

Dieser Mann war ein Typus für so Viele, die zu jener Zeit in den geheimen Gesellschaften für die Revolution arbeiteten und im Dienste des großen Revolutionärs auf dem Throne, der sich ihrer als seiner Handlanger bediente. Allerdings, Cavour hatte andere Ziele, Garibaldi andere und Mazzini wieder andere. Vor der Hand jedoch machten sie gemeinsame Sache, denn im Hasse gegen Oesterreich und den Papst waren sie Eins. In Cavour sahen jene Piemontesen, welche schon seit Langem, selbst noch auf dem Wiener Congreß, nach der Lombardei Verlangen getragen hatten, den rechten Mann zur Ausführung ihrer Pläne; Mazzini mit seinen mystisch-politischen Pamphleten, dem Nimbus des Geheimnißvollen, das diesen „Alten vom Berge" unter den Carbonari umgab, hatte für die unreife Jugend einen gewissen Zauber. Und Garibaldi war Jenen gerade recht, die ein kriegstüchtiges Italien sehen wollten und in ihm darum den „Helden zweier Welten" anstaunten. Denn, sagt Swetchine, „beaucoup de gens sont comme les chiens, qui cherchent un maitre."

Es ist keine Frage, die politischen Zustände Italiens, welches auf dem Wiener Congreß nur noch ein geographischer Begriff war, und darum ohne Rücksicht auf seine Vergangenheit und die berechtigten Wünsche seines Volkes behandelt wurde, waren für die Malcontenten ein erwünschter Vorwand zu bitteren Klagen. Daß Pius IX. die Zerrissenheit Italiens und dessen Vertheilung unter ausländische Herrscherfamilien — mit Ausnahme des heiligen Stuhles — selbst

beklagt und dessen Einigung in der Form eines Bundesstaates angestrebt hatte, daß Piemont dem widerstrebte, weil dadurch seine Pläne auf die Unificirung der Halbinsel unter seiner Krone durchkreuzt wurden, ist eine bekannte Thatsache. Rosmini in seinem Tagebuche, welches die Erlebnisse des Jahres 1848 beschreibt, hat dieß ausführlich geschildert und auch die betreffenden Aktenstücke mitgetheilt. Trotzdem wälzte man alle Schuld der traurigen Lage des Landes auf die weltliche Herrschaft des Papstes; das perfide England unter Palmerston und sein Werkzeug, Lord Minto, der Verschwörer auf dem Throne Napoleon III. und selbst Oesterreich hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als über die Mißbräuche des päpstlichen Regimentes Beschwerde zu erheben und Reformen zu fordern — was Alles nur dazu diente, die Klagen der Patrioten als völlig berechtigt erscheinen zu lassen, so daß diese immer kecker und rücksichtsloser mit ihren Forderungen auftraten. Auf dem Pariser Congresse 1856 hatte Camillo Cavour bereits die „italienische Frage“ zur Sprache gebracht, i. J. 1858 zu Plombières mit Napoleon den Krieg gegen Oesterreich verabredet, und die Paläste der Gesandten in Rom und Florenz wurden Herde der Conspiration; was der französische Gesandte in Rom, Graf Rayneval, zu Gunsten des Papstes seiner Regierung gegenüber gesagt hatte, wurde nicht gehört oder schnell vergessen.

Will man von der damaligen politischen Lage, wie sie dem Frieden von Villafranca, dem Abfalle der Legationen und Siciliens und dem Einzug Garibaldi's in Neapel vorausging, ein richtiges Bild gewinnen und einen Erklärungsgrund finden für den unerwartet raschen Sieg der Revolution, dann möge man immer diese vielseitige, direkte und indirekte Unterstützung derselben durch das Ausland und namentlich die Agenten Piemonts in den Vordergrund stellen.

Im Auftrage Napoleon's III. erließ Cavour das berühmte Memorandum bezüglich der „abnormen“ Zustände in der Romagna, das einen der wichtigsten Vorwände abgab, den

Kampf gegen den Papst zu unternehmen, und auf dem Pariser Congreß eine so wichtige Rolle spielte. Die schwache und despotische Regierung des Papstes, hieß es in demselben, kann weder die Ursachen der fortgesetzten Verschwörungen in seinem Lande entfernen, noch hat sie Kraft genug, diese gewaltsam zu unterdrücken. So ist denn die Romagna ein beständiger Herd des Aufruhrs, eine Gefahr für Italien und ganz Europa, eine Anomalie in der gegenwärtigen politischen Ordnung, welche dadurch beseitigt wird, daß eine starke und freisinnige Regierung, wie Piemont, die Herrschaft über dieses Land erhält. — Dreiundzwanzig Jahre sind seitdem vorüber, der neuen Regierung stehen 300,000 Mann zu Gebote — die Verschwörungen dauern nicht bloß fort, ihre Mitglieder sind kecker in ihren Forderungen, offener in ihren Tendenzen, blutiger in ihren Thaten geworden. Nur ein Unterschied besteht zwischen Einst und Jetzt. Einst standen sie im Dienste Piemonts, seines Königs und seiner Minister, und kämpften gegen Papst und Kirche; jetzt, in ihren Hoffnungen betrogen, von einer schweren Militärlast, unerhörten Steuerlast und fortwährenden Steigerung der Preise aller Lebensmittel gedrückt und erbittert, kämpfen sie gegen das Königthum und die Monarchie. Das Fortschrittsblatt „Arena" in Verona sprach daher in diesem Jahre ein prächtiges Geständniß aus, das zur Illustration der glorreichen Erhebung Italiens dient. „Von den ersten Schritten Cavour's", heißt es da, „die er in der römischen Frage unternahm, bis zu dem Schreiben Victor Emanuel's vor der Einnahme von Rom war in den Reden der officiellen Organe Italiens Alles Heuchelei, wenn man davon sprach, wie sehr man für die Interessen der Kirche besorgt sei u. s. f. Es war auch keine Spur von Wohlwollen gegen den Papst vorhanden, ein Machiavellismus von Phrasen, des Volkes unwürdig. Der Papst hatte Recht und hat Recht, wenn er denen, die am Ruder stehen, vorwirft, daß sie übertünchte Gräber seien."

Hiezu kam ein Anderes. Gioberti's Buch „Ueber den

moralischen und bürgerlichen Primat Italiens", geschrieben i. J. 1843 in dem Stile, wie ihn so viele moderne Italiener lieben, voll Bombast und Worten mit Luft gefüllt, hatte dem Stolz des Volkes geschmeichelt, das vielfach noch gewöhnt ist, den Deutschen, zumal den Oesterreicher als „barbaro" zu verachten, und einen gewissen Größenwahn hervorgerufen, der sich in dem „L'Italia farà da se" aussprach. Er hatte übrigens nur die Ideen formulirt, die bereits in der Luft lagen; daher seine Popularität und eben daher auch sein rascher Fall. Aber er hatte einmal ausgesprochen was man wollte; und wenngleich der Papst in dem von ihm geträumten Italien noch eine hervorragende Stellung einnimmt, weßwegen auch nicht Wenige aus dem Klerus für ihn schwärmten — „scrive com' un' angelo" sagte mir im Herbst 1847 ein italienischer Ordensmann — so mußte er doch fallen mit dem ganzen luftigen Gebäude, das Gioberti's Phantasie aufgeführt hatte, und nichts blieb mehr übrig als maßlose Ansprüche und hohler Dünkel. Gioberti ging später selbst in das Lager der Papstfeinde über.

So bildete sich, durch die piemontesische Presse unterstützt und getragen, allmälig eine öffentliche Meinung, die jeden Andersdenkenden als Verräther brandmarkte. Die Amnestirten waren durch des Papstes Gnade nicht gebessert, sondern nur kecker geworden. Viele catilinarische Existenzen traten nun in den Vordergrund, Farini, Lafarina, Guerrazzi u. s. f., Leute, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hatten. Schon Tacitus erwähnt, den „Sullam inopem unde praecipuam ejus audaciam"; und Taine in seiner Geschichte der französischen Revolution hat aktenmäßig dargelegt, durch welche Mittel die kleine Schaar der Männer des Umsturzes die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung und selbst die Nationalversammlung terrorisirte. Aehnliches geschah in Italien, nur mit dem Unterschiede, daß der Italiener sich weit leichter terrorisiren läßt, als der Franzose, und das Gesindel in Ueberfluß vorhanden war, das sich dazu brauchen ließ.

Hiezu kam, daß in jenen Tagen die Partei der Ordnung, sagen wir die katholische Partei, in Italien noch nicht aktionsfähig war. Sie war da, die besten Familien aus dem Adel und der Bürgerschaft gehörten ihr an, von dem Landvolk nicht zu reden, das in der Lombardei österreichisch, im Kirchenstaat päpstlich gesinnt war. Aber die Stimme des letzteren zählte nicht; arm, abhängig von den Grundbesitzern, die ihm ein paar Acker auf Zeitpacht hingaben, in Noth und Sorge um das tägliche Brod — viele sahen ja selbst dieses nur selten, sondern Polenta und nur Polenta — konnte es keinen politischen Einfluß ausüben. Die Anderen aber waren gewöhnt, Alles der Regierung zu überlassen, Alles von der Regierung zu fordern, wegen Allem die Regierung zu bekritteln und anzuklagen. Der römische Adel, großentheils aus Nepotenfamilien hervorgegangen, war nach seiner großen Mehrheit päpstlich gesinnt und beurkundete seine Gesinnung auch öffentlich. Aber von da bis zur That war noch ein weiter Schritt, zu dem nur wenige sich entschlossen. Und gar Manche von ihnen liehen Jenen williges Gehör, die sie darum beklagten, daß der Klerus im Staate jene politische Stelle einnehme, die doch ihnen gebührte, und die Prälatur der einzige Weg sei, um zur Theilnahme am öffentlichen Leben zu gelangen. Was den Klerus betrifft, so war es eine der wichtigsten Aufgaben der hohen Venta gewesen, diesen zu corrumpiren. Schon Gregor XVI. mußte Priester verurtheilen und gefänglich einziehen wegen ihrer Theilnahme an Complotten. Man suchte sie zu gewinnen durch Schmeicheleien wie durch Drohungen; Manche unter ihnen, die im Müßiggange ihre Tage zubrachten, glaubten an Achtung gewinnen zu können, wenn sie in den Kaffeehäusern die Phrasen des Liberalismus, freilich in mildernden Wendungen wiederholten. Sie flohen demonstrativ Jene, welche als „codini“ öffentlich von der liberalen Meute waren denuncirt worden. Man ereiferte sich gegen Oesterreich, den „barbaro tedesco“, schwärmte mit Gioberti für die „Italia una“, mit einem Worte, man liberalisirte wie bisher,

wozu bekanntlich weder Wissen noch Talente noch Arbeit gehört, aber, wie dieß auch anderswo der Fall ist, viel Streberthum, Eitelkeit, Feigheit und jene Charakter- und Gedankenlosigkeit, die nie noch sich darauf besonnen hat, was man sich, seiner persönlichen Würde, seinem Stande, seinen heiligsten Gelöbnissen, seiner Kirche und ihrem Oberhaupte schuldet. „Unser junger Klerus", schrieb Cardinal Bernetti i. J. 1845, „ist angesteckt vom Liberalismus. Die ernsten Studien sind verlassen. Die Dummen, Schwachen, Feigen sind am meisten populär." Ja, selbst mit frommen Phrasen suchte man dieses Gebahren zu rechtfertigen. Es liegt eine Tragik darin, daß das Glöckchen eines Mendikantenklosters in Sicilien — la Gancia — das Zeichen zum Sturme gab, der von der Insel aus bis über die Hauptstadt des Königreiches Neapel sich verbreitete und dieses zum jähen Sturze brachte. Lokalstolz, territoriale Beschränktheit, ererbter Haß gegen Neapel, Unwissenheit und Zuchtlosigkeit, begünstigt durch die Eifersucht, mit welcher der König jeden Einfluß von Rom her ferne hielt, hatten es dahin gebracht, daß diese Mönche sich einer Bewegung anschlossen, die sie zuerst unter den Ruinen begraben mußte.

An den Höfen und in den Regierungskreisen selbst hatte der Verrath seine Werkzeuge. Selbst der Polizeiminister del Caretto in Neapel war ein alter Carbonaro von 1820; ebenso der Marchese Pietra-Cortella, Präsident des obersten Rathes; jetzt waren sie freilich, wie es schien, ergebene Diener ihres königlichen Herrn. Aber ihre Vergangenheit war nicht rein, ebensowenig wie jene des als höchst mächtig geltenden Beichtvaters am Hofe, Monsignore Cocle, Erzbischofs von Patras; Gregor XVI. hatte ihn wohl erkannt. In Rom stahl bekanntlich später der Sekretär des Cardinals Antonelli diesem einen Theil seiner Briefschaften; aus Rücksicht auf seine Verwandten wurde er nicht gestraft, wie er es verdient hätte.

Vor Allem war es den Italianissimi darum zu thun, Männer von hervorragender Bedeutung für sich zu gewinnen;

mit den „preti di piazza", einem Gavazzi, Achilli, Rusconi, Gazzola, Padre Pantaleone u. s. f. konnten sie nicht viel Staat machen. Nach einem Volksführer wie Arnold von Brescia, einem mit prophetischem Geiste ausgerüsteten Prediger wie Savonarola, einem zum Gegenpapst Tauglichen wie Pietro Rainalducci zur Zeit Ludwigs des Bayern, hatten sie umsonst gesucht; für gänzlich fehlgeschlagen hielten sie ihre Pläne darum nicht.

(Schluß folgt.)

VIII.

Skizzen aus und über Irland.

Cork, Glengariff und Killarney.

II.

Am folgenden Morgen brach ich in aller Frühe auf und las im Kloster der Sisters of Charity, auf dem nordwestlichen Hügel der Stadt, die hl. Messe. Dann besah ich die Anstalt. Ein Theil derselben dient als Zufluchtsort für Büßerinen, ein anderer als Schule. Als die Schwestern das Haus gründeten, gab es noch keine Schwestern vom guten Hirten in Irland, weßhalb die Sisters of Charity in Cork den Dienst jener versahen; das Büßerinenhaus behielten sie bei, obgleich jetzt der Orden vom guten Hirten in Irland Eingang gefunden und auch in Cork ein großes Haus besitzt. Etwa hundert Pönitentinen leben unter ihrer Leitung und Obsorge; sie verdienen durch Waschen ihren Unter=

halt. Strahlende Heiterkeit auf den Gesichtern und Reinlichkeit in den blanken Corridoren, auf den Treppen, in den gemeinschaftlichen Räumen und in den kleinen, frommen und hübsch ausgestatteten Zellen der Pönitentinen, ist das hervorstechende Charakteristicum dieses Hauses. Man kann es kaum ohne Thränen durchwandern, wenn man der jammervollen Lage gedenkt, aus welcher diejenigen gerettet wurden, die man hier so heiter und vergnügt bei ihrer Arbeit sieht. — Wie hier die Buße, so beglückt im andern Theile die Unschuld die Herzen. Mehrere hundert Kinder meistens armer Eltern, Mädchen und kleine Knaben, empfangen hier von den Schwestern den Unterricht in den Elementarfächern. Wenn die Irländer den Vorwurf der Unreinlichkeit, den man gegen sie erhebt, wirklich verdienen, so scheinen die Ordensschwestern berufen zu seyn, in diesem Punkte Remedur zu schaffen. Ein Vergleich der Schulen, die ich hier und anderswo besuchte, mit den besten deutschen Elementarschulen wird gewiß im Punkte der Reinlichkeit nicht ungünstig für die irischen ausfallen. Am meisten amüsirten mich die Kleinen, deren Schule wir zuletzt besuchten. Sie übten ihre Gebete ein. Der Irländer steckte schon ganz in ihnen, mit seinem lebendigen Glauben und dem Bedürfniß, ihn nach außen zu bekennen und ihm durch äußere Mittel zu Hülfe zu kommen. Sie erhoben andächtig die fest an einander gepreßten Händchen zum Himmel, die Gesichtchen nahmen einen Ausdruck zartester Andacht an, und nachdem sie die Augen zuerst hinaufgerichtet, schlossen sie und kneiften sie dieselben zu, um sich gegen jede Zerstreuung abzuschließen und mit Gott ganz allein zu seyn.

An das Haus der Sisters of Charity schließt sich nachbarlich das Kloster der christlichen Brüder mit seinen großartig angelegten und vortrefflich eingerichteten Schulen an. Tausend Schüler vom zartesten Kindes- bis zum reifen Jünglingsalter besuchen diese Anstalt. Sie werden nicht nur in den Elementarfächern, sondern in allen für Handel und Industrie nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften unterrichtet,

in Mathematik, Physik, Chemie, den Naturwissenschaften, in den verschiedenen neuern Sprachen, in Geschichte, Zeichnen, Buchführung u. s. w. Physische Apparate, chemische Laboratorien, naturwissenschaftliche Cabinete, Bibliothek für die von der Anstalt gepflegten Fächer: Alles findet sich in vortrefflichem Zustande. Die Docirenden sind ganz einfache Laienbrüder, welche meistens bei ihrem Eintritte noch keine höhern Studien gemacht haben. Wenn sie in den untersten Klassen unterrichten, erwerben sie sich zugleich die für den Unterricht in den höhern Klassen nothwendigen Kenntnisse. Die Resultate der Anstalt sind glänzend. Viele ihrer Schüler tragen bei den öffentlichen Examina die Preise davon; noch bei dem letzten Examen gewannen drei der abgehenden Zöglinge den Preis von je dreihundert Mark jährlich, für drei auf ihre höhere Ausbildung zu verwendenden Jahre. Schulgeld wird gar nicht gezahlt, oder nur so wenig, daß alle, auch die Söhne der ärmsten Familien die Anstalt besuchen können. Die Unterstützung der Regierung, welche man leicht erhalten könnte, wird verschmäht. Die Brüder ziehen ihre Freiheit vor. „Für keine Summe Goldes würde ich das Crucifix und diese Heiligenbilder aus der Schule entfernen", sagte mir der Bruder, welcher mich durch die Schulen führte. Die Engländer, welche in dem protestantischen England wenigstens bis zum letzten Jahrzehnt das Princip der Confessionsschule hochhielten, weisen in dem katholischen Irland die Religion aus der Schule. Diejenigen Schulen, welche Anspruch auf Staatsunterstützung erheben, müssen sich vielen lästigen Bestimmungen unterwerfen, unter andern auch derjenigen, daß kein religiöses Bild die Wände der Schulräume ziere, und kein Gebet während der Schule verrichtet werde. Ich fand irgendwo in Schulen, welche von Ordensschwestern mit Unterstützung der Regierung geleitet werden, die Wände der Schulzimmer mit religiösen Bildern ganz bedeckt. Auf meine Frage, wer ihnen denn erlaubt habe, solche Bilder aufzuhängen, erhielt ich die Antwort, daß alle diese Bilder Zeich-

nungen der Schülerinen seien. Als Bilder unseres Erlösers und der lieben Heiligen seien diese Zierden freilich verpönt; aber als Beweise der Kunst ihrer Zöglinge fänden sie Gnade. Die christlichen Brüder in Cork schätzen die Freiheit, ihre Schulen in ganz christlichem Geiste leiten zu dürfen, höher als Staatszuschüsse. Aber wovon leben sie denn? Einzig und allein von den freiwilligen Beiträgen der Bürger von Cork, welche ihre Dienste zu würdigen wissen. So reichlich fließen die Spenden, daß sowohl für den Unterhalt der Brüder, wie für die Bedürfnisse der Schule auf das beste gesorgt ist.

Freiheit, Freiheit! gebt uns unsere Freiheit zurück, war der Gedanke, der mich durch die großen, lichten Räume beständig begleitete, in denen ich so viele Hunderte von jungen Leuten unter der trefflichen Leitung dieser ihrem Lehrberufe mit ganzer Seele ergebenen Brüder eifrig an der Arbeit sah. Die reichsten Mittel für die universellste Verbreitung der höchsten Bildung bietet uns unsere Kirche. Und was thut der Staat? Ist es nicht seine Aufgabe, die Bildung zu fördern? Wie zu jeder andern Gesellschaft, so treten die Einzelmenschen auch zur staatlichen Gesellschaft zusammen, um durch Vereinigung ihrer Kräfte jene Güter zu gewinnen, welche für die Einzelnen unerreichbar sind. Zu diesen Gütern gehört auch Bildung und Wissenschaft. Aber die Staatsmittel werden für die wissenschaftliche Heranbildung des Volkes in einer Weise verwendet, daß wir dagegen Protest erheben und entschieden um Verschonung mit der Staatshülfe bitten müssen. Man nimmt uns die Möglichkeit, die so reichlich von unserer Kirche gebotenen Mittel zur Heranbildung unserer Jugend nutzbar zu machen; und das ist ein Raub, begangen an unsern heiligsten und höchsten Gütern. Man zwingt uns durch physische und moralische Zwangsmaßregeln, unsere Jugend vom zartesten Alter bis zur Vollendung ihrer Studien in Schulen zu schicken, die wir von Gewissenswegen perhorresciren oder deren Geist doch von fremden,

durchaus unzuverlässigen und uns verdächtigen Einflüssen abhängt; und das ist die empörendste Tyrannei und Geistesknechtung, welche gedacht werden kann. Wer wird uns die Freiheit wieder erringen?

Das Wohnhaus der Brüder mit seiner schönen Kapelle liegt in einer Entfernung von etwa fünf Minuten von den Schulen, am andern Ende ihres langen schmalen Gartens. Auf dem Wege dorthin kommt man an dem kleinen Kirchhofe der Communität vorbei, auf welchem zwischen vielen andern Brüdern auch Gerald Griffin ruht. Gebürtig aus Limerick trat er, schon berühmt als Schriftsteller und Dichter, in die Genossenschaft der christlichen Brüder zu Cork ein, wo er im Jahre 1840 starb. Noch auf seinem Krankenlager gab er seinen Mitbrüdern das schönste Beispiel der genauesten Beobachtung der Tagesordnung. Man zeigte mir sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk, welches er auf dem Krankenlager schrieb. Es ist eine Erzählung, welche in der Zeit der Einführung des Christenthums in Irland spielt. Die letzten Worte sind Worte, welche ein Einsiedler zu einem die wahre Religion aufsuchenden, jungen Manne spricht. Hinsichtlich der Druiden, der heidnischen Priester sagt er: „On other subjects connected with the business of this life they are learned enough, but of the abyss, that lies beyon ....“ Dieß sind die letzten Worte, welche Griffin schrieb. Er wollte schreiben beyond; aber die Glocke erklang, welche der zum Schreiben gegebenen Zeit ein Ende setzte, und Griffin beobachtete einen so pünktlichen Gehorsam, daß er nicht einmal das bis auf den letzten Buchstaben geschriebene Wort vollendete. Kurz darauf schied seine Seele aus diesem Leben in die dunkle Ewigkeit. That lies beyond: scheidend drückte er in seinem zuletzt geschriebenen Worte dem Diesseits die bleibende Spur seines religiösen Gehorsams auf, zur Erbauung und Belehrung seiner Brüder für alle Zeiten.

So viel des Erbaulichen und Interessanten hatte ich in den beiden Ordensanstalten gesehen, daß ich noch andere zu

besuchen beschloß. Der Bruder, welcher mir das Haus gezeigt, rieth mir, zunächst das Kloster der Schwestern zum guten Hirten aufzusuchen. Durch enge, gerade nicht schöne Straßen mußte ich zuerst hinab- und dann hinaufsteigen. Ich passirte die Kirche der Lazaristen, ein schönes mit frommem Sinne ausgeschmücktes Gotteshaus in gothischem Baustile. Ueber dem künstlich aus Stein gemeißelten Hochaltare erhebt sich in bunter Pracht ein großes Glasgemälde, welches die flache Chorwand ganz einnimmt. In der Mitte ist das Bild der Muttergottes, rechts und links von ihr die Bilder der Patrone des Ortes und der Genossenschaft, über und unter denselben geschichtliche Darstellungen aus dem Leben des Heilandes und des hl. Vincenz von Paul.

Um von hier zum Kloster vom guten Hirten zu gelangen, muß man noch ordentlich steigen. Das Haus und seine Lage ist herrlich. Vom Garten aus schaute ich auf die Stadt zurück, welche sich im hellsten Sonnenlichte mit ihren glänzenden Dächern und vielen Kirchen auf den Hügeln und im Thale vor meinen Augen ausbreitete. Wie ein Schloß liegt das Kloster auf der Höhe inmitten eines Gartens. Es besteht aus drei gesonderten Theilen, von welchen der eine hundert und fünfzig Pönitentinen, der andere die Schülerinen einer Industrieschule, der dritte, mittlere, die Ordenscommunität selbst beherbergt. Auf meine Anfrage an der Klosterpforte, ob ich das Innere sehen könne, ertönte die Glocke und sofort erschienen zwei Schwestern in weißem wollenen Gewande, welche mich freundlich durch das Haus führten. Die Clausur ist seit den Zeiten der Verfolgung in den Klöstern Irlands bedeutend gemildert. Wir besuchten zuerst die Kapelle, welche deutsche Kunst aufs herrlichste geschmückt hat. Die Glasgemälde sind aus München; ebenso der steinerne Altar. Selten sah ich so geschmackvolle, edle, und bei dem kleinen Raume, auf welchen sie zusammengedrängt waren, so genaue und reiche Darstellungen, wie hier die Darstellungen aus dem Leben und Leiden des Heilandes in

Relief, die Dornenkrönung, Kreuztragung, Kreuzigung, Kreuz-abnahme und Grablegung.

In dem Hause der Büßerinen sticht zunächst wiederum die Reinlichkeit in die Augen, allenthalben eine Reinlichkeit, selbst auf dem Boden, wie auf einem Präsentirteller. Auch hier bildet das Waschen für Stadtleute die Hauptquelle für den Unterhalt. Die Pönitentinen machen auch Schuhe, und zwar sehr schöne, aber nur für die drei Communitäten des Ordenshauses selbst; die für die Schwestern bestimmten behalten die natürliche Lederfarbe, da das Wichsen der Schuhe denselben durch ihre Regel verboten ist. Am Tage zuvor war eines der Kinder — so nennen die Schwestern die Büßerinen — gestorben, und ein anders Kind von etwa fünfzig bis sechzig Jahren war im Krankenzimmer und sah seiner baldigen Abberufung entgegen. Welch' eine Gnade für die Büßerin, hier im Ordenshause sterben zu können! Auf ihrem Antlitze ruhte der Ausdruck des Friedens und geduldiger Ergebung in den Willen Gottes, welcher ihre Seele durch Sendung großer Leiden in letzter Zeit noch mehr geläutert. Ihre Pflege ist in den besten Händen. An ihrem Krankenlager waltet eine Schwester, welche die heldenmüthige Liebe besaß, ihr ganzes Leben dem Dienste der ärmsten und unglückseligsten Geschöpfe zu widmen, welche selbstlos und allen andern Freuden entsagend, ihre Freude einzig darin gesucht, das von Selbstsucht und Wollust in den Staub getretene Menschenkind zu trösten und aufzurichten und ihm wieder seinen verlorenen Platz auf Erden und im Himmel zu verschaffen.

Kaum ist noch Zeit übrig, einen Gang durch die Industrieschule zu machen. Eine der Schülerinen setzt sich auf Geheiß der Oberin an den Flügel, und der große helle Saal hallte wieder von den kräftigen, vollen Accorden, welche das Kind den Saiten entlockt. Der bedrohten Unschuld Schutz gewähren, ist der Zweck dieses Hauses. Von der Straße aufgelesen, werden die Kinder in Handarbeiten, in den Elemen-

tarfächern, und wo sich Talente verrathen, auch in verschiedenen Sprachen und der Musik unterrichtet, damit sie sich später als Gouvernanten eine um so bessere Zukunft sichern können.

Sehr gerne hätte ich noch andere klösterliche Anstalten besucht, an denen Cork so reich ist. Die christlichen Brüder haben außer der von mir besuchten Schule noch zwei andere in Cork und unterrichten im Ganzen 2250 Schüler. Ein ähnlicher Orden leitet außer einer großen Industrieschule den Elementarunterricht von 2000 Schülern. Von dem weiblichen Orden befinden sich dort die Sisters of Mercy mit drei Häusern, nämlich einem Hospitale, einem Waisenhause und einem dritten großen Kloster, welches eine sehr besuchte Schule ist und zugleich armen Mädchen Obdach und Arbeit gewährt. Einen ähnlichen Zweck haben die beiden Klöster der Schwestern von der Darstellung im Tempel. Die Vincentinerinen haben ein Krankenhaus, die Sisters of Charity außer dem von mir besuchten Kloster ein Hospital für unheilbare Kranken, die kleinen Schwestern der Armen speisen tagtäglich die Armen der Stadt mit den Ueberbleibseln der Speisen der Wohlhabenden, welche sie, von Thür zu Thüre bettelnd, sammeln und gewähren zugleich armen alten Leuten in ihrem Kloster ein Heim. Diese Liste von klösterlichen Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalten, welche keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit macht, gibt eine Idee von dem christlichen Leben dieses katholischen Volkes, von der Fülle der Blüthen, welche die erhabenste Tugend des Christenthums, die Charitas, tagtäglich in seinem Schoße treibt. Wie viele Akte dieser Tugend haben die Engel tagtäglich im Leben dieser Stadt zu verzeichnen, sowohl im Leben derjenigen, welche trotz ihrer bescheidenen Mittel diese Anstalten und ihr Werk unterstützen, wie das Leben derjenigen, die sich selbst und Alles, was sie sind und haben, von Morgen bis Abend dem Dienste ihrer Nebenmenschen aus reiner Liebe widmen? Da ist kein Leid, welches die Charitas nicht zu lindern, kein Bedürfniß, dem

sie nicht abzuhelfen sucht. Sie gibt dem kinderlosen Greise eine Stütze, dem elternlosen Kinde eine Mutter; der zarten Jugend bietet sie Unterricht und Erziehung, dem heranreifenden Jüngling die Mittel zur Ausbildung; tröstend und helfend geht sie durch die Häuser der Armen und Kranken, reicht den Hungernden Speise, den Kranken das Heilmittel, verpflegt in ihrem Hause diejenigen, für die es kein Heilmittel mehr gibt, bis zu ihrem Tode; der bedrohten Unschuld gewährt sie eine Zufluchtsstätte und mit himmlischer Geduld, Nachsicht und Selbstverleugnung reicht sie dem Gefallenen ihre Hand, um sie aufzurichten, und, sie mitleidsvoll umarmend, beschützt sie dieselben vor dem Rückfalle. Ist ja die Kirche die Erbin der Aufgabe Christi; in ihr fortlebend bis zum Ende der Zeiten spricht Christus heute noch: „Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken." Die da im Rathe der Fürsten rathlos vor der socialen Frage sitzen, kennen nicht, oder verkennen und fürchten und hassen denjenigen, welcher Hülfe anbietend durch die Völker geht.

Wie ein Netz hat die katholische Kirche ihre Anstalten der christlichen Liebe über ganz Irland ausgebreitet. Wer Dublin besucht, sollte vor Allem die klösterlichen Wohlthätigkeitsanstalten durchwandern; sie sind das Sehenswertheste in der Stadt, und es gibt vielleicht keine Stadt der Welt, in welcher die christliche Charitas so viele und so herrliche Häuser zur Linderung jeglicher Noth gebaut hat, wie in der Hauptstadt Irlands. Man vergesse doch das Licht nicht, wenn man sich ein Bild vom Leben in Irland entwirft. Deutsche Zeitungen wissen in der Regel über die Insel nichts zu erzählen als Verbrechen. Vor Kurzem stellte ein protestantischer Geistlicher zu Hamburg in einem Vortrage, welcher den Vorrang seiner Religion vor der katholischen nachweisen sollte, einen Vergleich zwischen den katholischen und protestantischen Ländern an, und ging dabei über Irland mit der kurzen Bemerkung hinweg, „Irland sei eine Mörderhöhle"!

Nachdem die protestantischen Nachbarn die armen Irländer von Haus und Hof in die unfruchtbaren Felsengebiete vertrieben, ihren Grundbesitz unter sich vertheilt und verschachert, ihre Erwerbsquellen aus schmutziger Eigensucht abgegraben, sie selbst zur Ausbeutung des ihnen entrissenen Landes zu Sclaven gemacht, ihnen durch eine Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Bedrückung alle Hoffnung auf eine gerechte und billige Behandlung und Regierung benommen, sie zur Verzweiflung und in die geheimen Gesellschaften getrieben haben, in diese Schulen der Verbrechen — erhebt unser Repräsentant des Protestantismus sein Angesicht zum Himmel und sagt: „O Herr ich danke dir, daß wir nicht sind wie diese andern Leute, die Katholiken, auch nicht wie diese Irländer da.“ Wer hat mehr Verbrechen auf irischem Boden begangen, die protestantischen Engländer, oder die katholischen Irländer? Es ist nicht die katholische Religion, welche die Schuld trägt an den Verbrechen der Irländer, noch verräth es Mangel an Kraft, wenn der Katholicismus nicht alle Verbrechen verhüten kann. Die Wirkungen der katholischen Kirche erscheinen demjenigen, welcher einerseits die Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Unduldsamkeit der protestantischen Beherrscher der Insel, sowie andererseits die ungeduldige, zu unüberlegtem Handeln bereite, leidenschaftliche Natur des Irländers betrachtet, wahrhaft wunderbar und als ein Beweis ihrer göttlichen Kraft. Was wäre aus Irland geworden, wenn es nicht katholisch wäre? Würden sich die Irländer wie geduldige Lämmer malträtiren lassen, wenn sie protestantisch, die sie bedrückenden Engländer aber katholisch wären? Daß die katholische Religion überhaupt noch Einfluß in Irland hat, ist nicht ein Verdienst Englands, welches durch Confiscation, Einkerkerung und Schwert die Religion Irlands vollständig zu unterdrücken suchte, einen Preis auf den Kopf katholischer Priester setzte und mit Fleiß das Volk in Unwissenheit in religiösen Dingen erhielt. Wie könnte man nun, wenn Irland wirklich an christlichem Sinne und

Leben hinter andern Ländern zurückstünde, hieraus der katholischen Kirche einen Vorwurf machen, da ja die Protestanten ihr die Lebensadern in Irland unterbunden?

Indessen steht Irland trotz seiner bedauerlichen politischen Ausschreitungen und Agrarverbrechen keineswegs hinter irgend einem protestantischen Lande zurück. Daß jene Verbrechen in Irland häufiger vorkommen, als anderswo, liegt in der exceptionell traurigen, politischen und socialen Lage des Volkes, in einer in Folge langer Bedrückung eingetretenen Verwirrung der Rechtsbegriffe und in ererbten Geschichtstraditionen über erlittenes Unrecht und über die Unmöglichkeit, anders, als durch Gewalt sich Recht oder seinen Klagen Gehör zu verschaffen. Sie sind für die Insel bei weitem nicht so entehrend, wie die Rohheiten, die Lustmorde und die Attentate auf gekrönte Häupter, diese Schandflecken anderer Länder, und die Verbrecher in Irland sind keineswegs bis ins Mark ihrer Seele hinein verdorbene Menschen, wie die Nihilisten in Rußland und ihre Adepten und Gesinnungsverwandte in Deutschland, welche in ihrem Unglauben und ihrer Sittenlosigkeit an Vorsehung und Tugend verzweifeln und in finsterm Pessimismus über Plänen brüten, wie sie die gesammte gesellschaftliche Ordnung in ein Chaos verwandeln können. Die Verbrecher Irlands bekämpfen nicht grundsätzlich jede Ordnung; ihr Fehler ist dieser, daß sie in der Bekämpfung von wirklichen Mißständen, von Leidenschaft fortgerissen und von einigen schlechten Führern bethört, in Bezug auf Ziel und Mittel zu weit gehen. Sie treten ferner nicht mit jenem ekelhaften Trotz und so unüberwindlich verstocktem Herzen auf den Richtplatz, wie die Attentäter in Deutschland und Rußland. Bei ihnen dringt doch am Ende noch der katholische Glaube durch, und alle vier am Phönixparkmorde Betheiligten starben voll Reue über ihre That und sind darum mit der Menschheit wieder ausgesöhnt. Ein schönes Beispiel christlicher Liebe gab zur Zeit ihres Kerkerlebens die Nichte des von ihnen ermordeten Unterstaatssekretärs Burke, welche,

eine Sister of Mercy, die Erlaubniß sich erbat und erhielt, die Mörder ihres Onkels verpflegen zu dürfen, was sie mit größter Liebe that, ohne zu verrathen, daß sie die Verwandte des Ermordeten sei.

Die Königin der christlichen Tugenden feiert in der That mit der Selbstverleugnung, der Geduld und allen Tugenden ihres Gefolges die schönsten Triumphe auf der katholischen Insel. Eine Sittenreinheit ziert das irische Volk, welche ihm einen Ehrenplatz unter allen Völkern der Erde sichert. Seine innige Frömmigkeit füllt die Kirchen Irlands an den Sonn- und Festtagen; selbst an Werktagen sind die Kirchen sehr besucht [1]) und zwar nicht nur zur Zeit der hl. Messe; man tritt nie in einer Stadt oder in einem Dorfe in eine Kirche, ohne Andächtige vorzufinden; die Kirchen sind von Morgen bis Abend offen. Der lebendige, in Allem sich manifestirende, seit den Tagen des hl. Patrick durch keine Häresie getrübte, in Verfolgungen bewährte, feste und unüberwindliche Glaube endlich ist bekanntlich der große Vorzug des irischen Volkes. Ich will die Irländer nicht canonisiren, sie haben ihre Fehler. Aber Glaube, Richtung des Geistes auf das

---

1) Am Morgen meiner Abreise — es war ein gewöhnlicher Wochentag — ging ich in Dublin zur Feier der hl. Messe in eine Kirche. Man wies mir einen Nebenaltar an, welcher für keine hl. Messe in Aussicht genommen war. Bei dem Offertorium trat der Meßdiener an meine Seite, und, eine Schale voll kleiner Hostien hinhaltend, sagte er: „sieben". „Was sieben?" fragte ich. Der Ministrant repetirte: „sieben, Sir"; als ob es sich von selbst verstanden, was er meine. Es hatten sich nämlich gleich an meinem Altare, dem Altare eines besonders verehrten Heiligen, sieben Andächtige eingefunden, um hier die hl. Communion zu empfangen. Am Hochaltare wurde bei jeder hl. Messe die hl. Communion ausgetheilt und obgleich ununterbrochen Messe auf Messe folgte, war doch bei jeder die Communionbank ein paar Mal besetzt. Die Kirche war beständig so mit Leuten angefüllt, daß man an einem Sonntage mit einem solchen Kirchenbesuche hätte zufrieden sein können.



Uebernatürliche, Frömmigkeit, Sittenreinheit, Charitas zieren dieses Volk, wie kein protestantisches Volk auf dem ganzen Erdenrund. Diese Tugenden sind aber zum Theil die Wurzel, zum Theil die schönsten Blüthen des christlichen Lebens. Es hält also dieses Volk einen ehrlich angestellten Vergleich mit jedem protestantischen Volke aus, und wir Katholiken brauchen uns der Irländer nicht zu schämen.

IX.

Geschichte der katholischen Kirche in Schottland.

Während die Schicksale der presbyterianischen Kirche Schottlands schon wiederholt von protestantischen Theologen Deutschlands dargestellt wurden, hatte die Geschichte der katholischen Kirche jenes Landes bisher in Deutschland eine wissenschaftliche Bearbeitung seitens katholischer Historiker nicht gefunden. Die hier bestehende empfindliche Lücke ist in jüngster Zeit durch einen Gelehrten ausgefüllt worden, welcher sich bereits durch eine Anzahl kleinerer Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat: Dr. Alfons Bellesheim in Köln. Schon ein flüchtiger Blick in das zweibändige Werk[1]), mit welchem uns derselbe soeben beschenkt hat, zeigt uns, daß der Verf. sich seine Aufgabe keineswegs leicht gemacht hat. Die ausgebehnte, in Deutschland schwer zugängliche gedruckte Literatur über den

---

1) Geschichte der katholischen Kirche in Schottland von der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart von Dr. Alphons Bellesheim. 2 Bände. XXIII, 496 und XV, 582 S. Mainz 1883.

vorliegenden Gegenstand ist mit unermüdlichem Fleiße in fast absoluter Vollständigkeit herangezogen. Würde Dr. Bellesheim nicht mehr bieten, so müßte seine Arbeit schon als eine höchst verdienstliche Leistung bezeichnet werden. Sein Werk wird aber für jeden, welcher sich mit der neueren Geschichte eingehender beschäftigt, unentbehrlich durch die vielen handschriftlichen Quellen, welche in demselben für die Darstellung der Schicksale der katholischen Kirche in Schottland während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts benutzt sind. Die reichste Ausbeute gewährten in dieser Hinsicht die unerschöpflichen Schätze der römischen Archive: das päpstliche Geheimarchiv, das Archiv der Congregation der Propaganda, die Vaticana und verschiedene andere Bibliotheken der ewigen Stadt. Außerdem hat Dr. Bellesheim sich in den Staatsarchiven von Florenz und London fleißig umgesehen. Die große Mehrzahl dieser völlig neuen Quellen kommt allerdings erst für den zweiten, die Zeit um 1560 bis 1878 behandelnden Band in Betracht; die Besprechung desselben wird uns eine erwünschte Gelegenheit bieten, auf verschiedene auch für die allgemeine Kirchengeschichte wichtige Berichte der päpstlichen Nuntien und der apostolischen Vikare Schottlands aufmerksam zu machen.

Der erste, die Zeit um 400 bis 1560 umfassende Band gründet sich, im Gegensatz zum zweiten, vorzüglich auf bereits gedrucktes Material, das durchweg in höchst gründlicher Weise verarbeitet ist. Eine freilich nur kurze Uebersicht des reichen Inhalts wird am besten einen Begriff davon geben, wie Dr. Bellesheim seine Aufgabe gelöst hat.

Das erste Buch seines Werkes schildert die Schicksale der katholischen Kirche Schottlands von der Einführung des Christenthums bis zu König Malcolm Canmor (400—1057) und zerfällt in folgende Kapitel: 1) die ersten Glaubensboten bis zum hl. Columba (400—563); 2) der hl. Columba, Apostel der Nordpicten (521—597); 3) das klösterliche Leben in Jona; 4) Nachfolger des hl. Columba und Verbindung der Columba=

kirche mit Northumbrien. 5) Die Kirchen in Cambria und Lothian. St. Kentigern (514—603) und St. Cuthbert (626—687). 6) Die Culdäer und der Weltklerus. 7) Das Kloster Jona im achten und neunten Jahrhundert. — Das zweite Buch umfaßt die lange, ereignißreiche Periode von 1057 bis 1560. Neun Kapitel sind derselben gewidmet, nämlich 1) die hl. Margaretha von Schottland und ihre Familie. 2) Die schottische Kirche vom Tode des Königs David I. bis zum Tode des Königs Alexander III. (1153—1286). 3) Die schottische Kirche zur Zeit der Unabhängigkeitskriege und während des vierzehnten Jahrhunderts (1286—1400). 4) Die schottische Kirche im fünfzehnten Jahrhundert bis zur Errichtung des Metropolitansprengels von St. Andrews. (1400—1472). 5) Die schottische Kirche unter König Jacob IV. und der Minderjährigkeit Jacob's V. (1488—1524). 6) Vom Tode des Erzbischofs Forman bis zur Ermordung des Cardinals Beaton 1522—1546. 7) Vom Tode des Cardinal-Primas David Beaton bis zur Unterdrückung der katholischen Religion 1546—1560. 8) Besitzstand der katholischen Kirche in Schottland beim Ausbruch der Reformation. 9) Wissenschaft und Kunst in Schottland vor der Reformation. Als Anlagen sind endlich beigegeben das älteste liturgische Document der schottischen Kirche und Formular der Kirchenprovisur aus dem Buche von Deer, eine Probe aus dem Katechismus des Erzbischofs von St. Andrews Johann Hamilton 1552, die bisher ungedruckte Instruktion Papst Pauls III. für den schottischen Nuntius L. Juvenale vom Jahre 1538, eine Uebersicht der schottischen Erzbischöfe und Bischöfe bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts und zwei geographische Karten, von welchen eine die schottische Kirche vor dem neunten Jahrhundert, die andere die seit dem elften Jahrhundert entstandene Diöcesaneintheilung veranschaulicht.

Weitaus die interessanteste Partie des ersten Bandes bilden die vier letzten Kapitel über den Zustand der schottischen Kirche vor dem Eindringen des Protestantismus und

die höchst instruktiven Mittheilungen über die Art und Weise, wie letzteres stattfand. Parallelen mit den Schicksalen der deutschen Kirche in jener unglückseligen Zeit drängen sich hier von selbst auf. Auch in Schottland war der Beginn der sogenannten Reformation von einer wahrhaft barbarischen Zerstörung der Kirchen und Klöster begleitet. Nichts fand damals Schonung. Fenster wurden zerschlagen, Kelche, Leuchter, Kreuze, Schreine von Gold und Silber eingeschmolzen, liturgische Bücher, Documente von Papier und Pergament dem Feuer überliefert. Der berühmte Dom von St. Andrews, an welchem man einhundertsechzig Jahre gebaut hatte, welcher die irdischen Ueberreste so vieler berühmten Söhne des Landes umschloß, wurde zur Ruine, „welche man", bemerkt Lawson, „mit Recht ein Denkmal Knoxens nennen kann." Die meisten Klöster ereilte das nämliche Schicksal. Ein grausiges Zerstörungswerk vollzog sich, wie Dr. Bellesheim berichtet (S. 412), an der Abtei Lindores. Altäre wurden niedergerissen, die Gewänder und liturgischen Bücher zusammengetragen und vor den Augen der Mönche verbrannt. Die letzteren erhielten Befehl, ihr Ordensgewand abzulegen. Die Abteien von Slone und Balmerino wurden gleichfalls in barbarischer Weise zerstört. Nach dem Einzug der reformirten Partei in Perth (25. Juni 1559) erging an den Erzbischof von Moray, welcher Commendatarabt der Abtei Slone war, die Aufforderung, sich der „Reformation" alsbald anzuschließen, widrigenfalls das Kloster niedergerissen werden solle. Ohne eine Antwort abzuwarten, wurde das Zerstörungswerk unverweilt eröffnet, zeitweilig unterbrochen, nach einem Aufschub von zwei Tagen aber fortgesetzt und vollendet. Die herrliche Krönungsabtei mit dem großartigen Palaste, an welchen die bedeutendsten geschichtlichen Erinnerungen für ganz Schottland sich knüpften, sank unter den Händen einer zur Partei der „Reformation" gehörenden Zahl von Bürgern aus Dundee und Perth in Schutt und Asche. Rauchgeschwärzte Mauern bezeichneten fortan jene Stelle, wo die schottischen Monarchen

Jahrhunderte lang Krönung und Salbung erhalten hatten. In ähnlicher Weise fand bei dem Kirchensturm in Glasgow selbst die neben dem Königspalaste von Holyrood liegende Abtei keine Schonung; auch der erzbischöfliche Palast wurde hier ausgeraubt (S. 413 und 418).

Das Verhalten der Prälaten der schottischen Kirche gegenüber der in dieser Weise vorgehenden Revolutionspartei war leider wie auch in anderen Ländern überaus kläglich. Dr. Bellesheim bemerkt in dieser Hinsicht sehr treffend (S. 428): Ist den Beschlüssen des Parlamentes vom Monat August 1560 der Stempel der Ungültigkeit aufgeprägt, dann kann das Verhalten der Bischöfe, welche der Versammlung anwohnten, ebensowenig gebilligt werden. Damals stand Alles auf dem Spiele. Daß man der alten Kirche den Tod geschworen, konnte keinem Einsichtigen verborgen seyn. Zu retten war gar nichts mehr. Um so weniger durfte man es katholischerseits bei einem bloßen Protest und dem Hinweis auf die Unmöglichkeit einer allseitigen Prüfung der von der reformirten Partei eingebrachten Vorlagen bewendet seyn lassen. Mit Ehren mußte der Episcopat seine Stellung behaupten und in ausführlicher Rede das Unrecht darlegen, welches der ganzen Nation, der katholischen Kirche, dem seitherigen Rechtszustand, der Wissenschaft und Kunst durch Einführung der Neuerung zugefügt wurde. Insbesondere war es Pflicht, die theologische Seite der Vorlage anzugreifen und dem Irrthum der Reformatoren die Wahrheit des katholischen Glaubens entgegenzustellen. Leider verloren jedoch die katholischen Prälaten den Kopf und erließen nur eine Vermahnung, welche von der Versammlung mit Hohn aufgenommen wurde und das Mißliche ihrer Lage nur noch steigerte. Der Muthlosigkeit der Prälaten der alten Kirche entsprach die Kühnheit der Neuerer. Die Akte zur völligen Vernichtung der katholischen Religion folgen nun rasch auf einander. Die Jurisdiktion des Papstes wurde durch ein „Gesetz“ für ewige Zeiten abgeschafft, alle früher zu Gunsten der katholischen

Religion ergangenen Verordnungen widerrufen, die Feier des hl. Meßopfers unter den strengsten Strafen verboten; wer Messe lese, setzte das „Gesetz" fest, solle das erste Mal mit Güterconfiscation, dann mit Verbannung aus dem Reiche, zuletzt aber mit der Todesstrafe belegt werden! (S. 430).

Drakonische Strafbestimmungen dieser Art können indessen die schnelle Einführung der Reformation in Schottland nur theilweise erklären. Um hierüber zu völliger Klarheit zu gelangen, ist ein Blick auf den Besitzstand der Kirche zur Zeit des Entstehens der Neuerung durchaus erforderlich. Der Herr Verfasser hat aus diesem Grunde mit Recht der Darstellung „des Besitzstandes der katholischen Kirche in Schottland beim Ausbruch der Reformation" ein eigenes, höchst lehrreiches Kapitel gewidmet (S. 433 ff.). Aus demselben erkennt man, wie das Unglaubliche möglich wurde, wie die katholische Kirche gleichsam im Handumdrehen in Schottland gestürzt, der Klerus, welcher noch im März 1559 in Edinburg zu feierlicher Berathung sich versammelte, nach kaum anderthalb Jahren durch Landesgesetz geächtet und wegen Ausübung der ihm zugewiesenen heiligsten Pflichten mit der Todesstrafe bedroht werden konnte. Es war, wie Dr. Bellesheim ausführt, in Schottland seit dem Tode Jacob's V. eine kaiserlose Zeit angebrochen. Wesentlich verschlimmert wurde dann die äußere Lage der Kirche durch die Ermordung des Cardinals Beaton. Eine günstigere Epoche zur Einführung der „Reformation" war daher nicht denkbar, als gerade diese Zeit. Kann die kirchlichen Obern auch der Vorwurf nicht treffen, ihr heiliges Amt verrathen zu haben, so hatten sie doch Verhältnisse sich heranbilden lassen, welche mehr oder weniger zum Boden wurden, in dem die Irrlehre Aufnahme finden und zu üppiger Blüthe sich entfalten konnte. Reiche Pfründen wurden an Laien vergeben, welche der Kirche gegenüber sich nicht allein kühl verhielten, sondern der Neuerung sich in die Arme warfen. Nicht Tugend, sondern Verwandtschaft gab den Ausschlag. Vielfach waren es Männer, denen der Makel unehelicher Ge-

burt anklebte. Selbst Mitglieder des Episcopates vermochten den dringenden Verdacht unenthaltsamen Lebens nicht von sich abzuwälzen. Dem niederen Klerus mangelte jener Grad von wissenschaftlicher Ausbildung, von welchem eine erfolgreiche Bekämpfung der Reformation wesentlich bedingt war. Vor allem aber muß darauf hingewiesen werden, daß dem Volk jenes Maß von Religionskenntnissen abging, welches vorhanden seyn mußte, wenn der nahende Sturm ohne Schaden überdauert werden sollte. „Ja, das ist des Uebels Quelle", schreibt der treffliche Bischof Lesley, „daß die Geistlichkeit das Volk derart vernachläßigte, daß es ohne gründlichen Unterricht im Katechismus heranwuchs und aller Sicherheit in der Erkenntniß des Glaubens bar und ledig war." (I, 440). Trotz dieser traurigen Zustände, welche Dr. Bellesheim als echter Historiker wahrheitsgetreu ohne Uebertreibung aber auch ohne Verschleierung schildert, dauerte es, ähnlich wie in Deutschland, noch viele viele Jahre, bevor jede Spur der katholischen Kirche aus dem öffentlichen Leben verdrängt werden konnte. Vereinzelt erhielten sich sogar katholische Gebräuche und Einrichtungen bis tief in das siebzehnte Jahrhundert.

Der zweite Band von Bellesheim's schottischer Kirchengeschichte beginnt mit einer eingehenden Schilderung der Lage der katholischen Kirche vom Monat August 1560 bis zum Ausgang des Jahres 1562. Wie wenig geneigt der Verf. auch hier ist, in falschem apologetischen Eifer unläugbare Mißstände beschönigen zu wollen, zeigt gleich der dem Bande als Motto vorausgesetzte schöne Ausspruch des Prinzen Joseph von Hohenzollern, Fürstbischofs von Ermland: „Das Sittenverderbniß vieler Priester, die Erschlaffung der Disciplin kann zwar den Protestantismus des 16. Jahrhunderts nicht rechtfertigen, weil vorübergehendes kleines Uebel nicht die Zufügung eines größeren und bleibenden autorisirt, oder weil man wegen einzelnem aufwachsenden Unkraut nicht auch den ganzen Garten verwüstet und mit ihm selbst den Waizen ausrottet. Aber sie haben diese Spaltung wenigstens veranlaßt, beschönigt und

ihr so viele Anhänger verschafft, die sie sonst nie gefunden hätte. Gott hat dieselbe zugelassen zum schreckenden Beispiel, daß aller göttlicher Einfluß wegfällt, sobald das Heilige vernachläßigt wird."

Die Schicksale der katholischen Kirche Schottlands bis zum Jahre 1587 sind auf das engste verknüpft mit dem Leben und Leiden der unglücklichen Königin Maria Stuart. Da das wechselvolle Leben dieser „Heldin des Glaubens" gerade in neuerer Zeit vielfach, auch in diesen Blättern (vgl. Bd. 91, S. 208 ff.) besprochen wurde, gehen wir über diese Zeit hinweg; nur möchten wir unsere Leser aufmerksam machen auf die zahlreichen neuen Mittheilungen, welche Dr. Bellesheim aus den im vatikanischen Archiv aufbewahrten Berichten der päpstlichen Nuntien in Paris gibt. Es zeigt sich hier wieder einmal recht klar, welche Schätze die römischen Archive für die neuere Geschichte noch bergen.

Die Geschichte oder vielmehr die Leiden der schottischen Katholiken in der Zeit von dem Tode Maria Stuarts bis zur Vereinigung der Kronen von Schottland und England (1587—1603) werden im sechsten Kapitel des zweiten Bandes (S. 180—213) geschildert. Mit vollem Rechte verurtheilt hier Dr. Bellesheim das durchaus unwürdige Benehmen Jacob's VI. vor und nach der Hinrichtung seiner Mutter (180 ff.). Die Lage der Katholiken wurde um diese Zeit immer kritischer. 1593 erschien eine Proclamation, welche allen Jesuiten und Seminarpriestern unter Todesstrafe den gemessenen Befehl ertheilte, binnen drei Stunden die schottische Hauptstadt zu verlassen. Es zeigte sich immer mehr, daß man beabsichtigte, die alte Kirche mit der Wurzel auszurotten. Auch von gegnerischer Seite wird dieß nicht mehr geleugnet. So schreibt der von dem Verfasser häufig herangezogene protestantische Historiker Tytler: „Die Gestattung eines auch noch so geheimen Ortes zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes, die Beiwohnung der Messe seitens eines einzigen Individuums in dem entlegensten Theile des Landes, tief in

der Nacht, bei verschlossenen Thüren, wohin Niemand gelangen konnte, derjenige ausgenommen, welcher um des Gewissens willen und in aller Aufrichtigkeit des Herzens an dem Altare sein Knie beugte — ein solcher Gottesdienst, auch nur auf eine Stunde gehalten, erschien als Theilnahme am Antichrist und Götzendienst. Die Messe ausrotten und die Katholiken zur Unterwerfung unter die reine presbyterianische Wahrheit der Kirk zwingen und zwar unter Androhung der härtesten Strafen — dem Verlust von Leib und Leben, Verbannung und Güterentziehung — wurde nicht allein als preiswürdig, sondern als oberste religiöse Pflicht betrachtet und zur Erreichung dieses hohen Zweckes die große Inquisitionsmaschine der Kirk in Bewegung gesetzt." Trotzdem erhielt sich der Katholicismus. Es wäre dieß unmöglich gewesen ohne die heroischen Anstrengungen jener edlen Männer, welche entweder unter Todesgefahr in ihrer schottischen Heimath verblieben und ungeachtet einer drakonischen Gesetzgebung die religiösen Bedürfnisse ihrer katholischen Brüder befriedigten, oder aber, nachdem ihres Bleibens dort nicht mehr war, im Auslande durch Heranbildung von Priestern, Unterstützung ausgewanderter Katholiken und Sammlung von Geldbeiträgen den alten Glauben in der Heimath zu schützen suchten. In erster Linie sind hier die Bischöfe John Lesley von Roß und Erzbischof James Beaton von Glasgow zu nennen. Der Verfasser hebt die Verdienste dieser beiden Männer in ansprechender Weise hervor (S. 188 ff.), macht uns dann mit den auf dem Festlande, speciell in Frankreich zu Gunsten der Kirche wirkenden Schotten bekannt und geht sodann zu einer eingehenden Schilderung der höchst erfolgreichen Mission der Jesuiten in Schottland in der Zeit von 1583—1603 über (S. 195 ff.).

Daß die Mission der Jesuiten, als deren Begründer der Pater William Creighton (Crittonius) erscheint, reiche Früchte getragen, beweisen die auch für diese Periode von Dr. Bellesheim fleißig benützten Berichte der Pariser Nuntien an den Papst, welche namentlich zahlreiche Conversionen in Schott=

land erwähnen. Am 3. Januar 1600 konnte der Nuntius Gasparo Silingardi, Bischof von Modena, sogar melden, daß jeden Tag adelige Schotten ankommen, welche zur Kirche zurückgekehrt sind. Als hervorragende Convertiten werden genannt: James Lindsay, Bruder des Grafen von Crawford, welchen die Prediger aus seiner Vertrauensstellung beim König deßhalb verdrängten, James Stewart, Bruder des Herzogs der Orkaden, James Würde, Sohn des Baron von Beniton, namentlich aber Anna von Dänemarck, Gemahlin Jacob's VI. (S. 199 f.) Ueber die Conversion dieser Fürstin, welche im Jahre 1600 oder 1601 erfolgte, theilt Dr. Bellesheim im Anhang (S. 453 ff.) drei interessante, von ihm in der Pariser Nationalbibliothek und in der Bibliothek Barberini aufgefundene Documente mit, nämlich ein Schreiben des bekannten Jesuiten Jacob Gretser an den Abt Stuart in Regensburg, datirt Ingolstadt den 19. August 1612, einen längeren Bericht des Jesuitenpaters Abercromby, geschrieben im September 1608 in Braunsberg, und eine Stelle aus der Narratio de statu religionis apud Scotos et de rationibus fidei Catholicae in magna Britania restituendae.

Auf diesen Anhang zum zweiten Band möchten wir überhaupt unsere Leser ganz speciell aufmerksam machen. Die 36 hier abgedruckten Aktenstücke sind eine wahre Bereicherung der neueren Geschichte und ist der Fleiß des Herausgebers, der keine Mühe scheute, sie aus den verschiedensten Archiven zusammenzubringen, nicht genug zu loben. Die Aktenstücke werden eröffnet mit einem Schreiben der Maria Stuart an den Bischof Cisholm von Dunblane vom 1. April 1566; dann folgt die Rede, mit welcher der ebenerwähnte Bischof von Dunblane dem Papste Pius V. am 11. April 1566 im Auftrage Maria Stuart's und Darnley's huldigte, ein dem vatikanischen Archive entnommener Bericht des bekannten Bischofs Lesley von Roß über den Ausgang der schottischen Mission des Bischofs Laureo von Mondovi, eine Quittung des Jesuiten James Gordon über den Empfang päpstlicher

Subsidiengelder für den schottischen Adel und die eben erwähnten Urkunden betreffend die Rückkehr der Königin Anna von Schottland zur katholischen Kirche. An dieselben schließen sich ein Nomenclator schottischer Studenten im päpstlichen Seminar zu Braunsberg 1579—1642 und zwei hochinteressante Nuntiaturberichte. Aus dem ersten derselben, einem Bericht des Pariser Nuntius Msgr. Innocenzo del Bufalo an den Cardinal-Staatssekretär Aldobrandini vom 24. August 1602, lernen wir die Leiden der schottischen Katholiken kennen. Indem der Nuntius die beiden nach Loreto und Rom pilgernden Schotten John Gordon und Alexander Scott dem Staatssekretär empfiehlt, bekundet er auf Grund glaubwürdiger Zeugnisse, daß Gordon zahlreiche Priester beherbergt und schon vierzig Jahre lang mit den Predigern gestritten habe. Vieles habe er von ihnen erduldet, sein Haus sei dem Boden gleichgemacht, er selber mit Weib und Kindern vertrieben worden. Alexander Scot habe wegen treuer Anhänglichkeit an die Kirche seine Güter verloren; sie wurden dem Fiskus zugesprochen, sodann aber von einem Prediger erworben. Eines Tages sei er in Begleitung seines Sohnes dem Prediger, mit welchem ein Verwandter und ein Diener reisten, begegnet; da sei es zu Worten, dann zu Thätlichkeiten gekommen. Während Setons (?) Sohn schwer verwundet worden, habe der Prediger den Tod gefunden. Darauf habe Seton seinen Sohn mit Mühe in Pflege gegeben und sei nach Frankreich geflohen. Thatsachen solcher Art, bemerkt der Herausgeber, (S. 204), lassen uns einen Blick thun in die Wirkungen, von denen die Tyrannei der „Kirk" begleitet war; ganze Gesellschaftsklassen wurden gegen einander in den Kampf geführt zum Schaden von Staat und Kirche. Die wenigen in Schottland verbliebenen katholischen Geistlichen zogen verkleidet als Soldaten, Aerzte und Kaufleute im Lande umher, um ihre priesterlichen Funktionen auszuüben. Nur auf solche Weise vermochten sie den Späheraugen der Prediger der Kirk zu entgehen.

Je ungünstiger sich die Lage der Katholiken in Schottland gestaltete, um so eifriger wandten die Päpste ihnen ihre Fürsorge zu; in sehr ehrenvoller Weise müssen hier namentlich Gregor XIII. und Clemens VIII. genannt werden. Der letztgenannte Papst ließ sich durch den päpstlichen Agenten in Brüssel, Monsignor Malvasia, über den Stand des Katholicismus in Schottland und über die Mittel zur Zurückführung dieses Landes zur Kirche ausführlich Bericht erstatten. In dieser Denkschrift, welche Dr. Bellesheim im Anhang nach einer Handschrift der vatikanischen Bibliothek mittheilt (S. 460—468), wird betont, daß der König sich dem Calvinismus nicht derart ergeben habe, daß er keine Aussicht auf Rückkehr zur katholischen Kirche mehr biete; der Adel, soweit er katholisch geblieben, müßte durch Geldmittel unterstützt und ein tüchtiger Priesterstand in Belgien herangebildet werden. Vor Allem aber warnt der Verfasser der Denkschrift vor Förderung von Eroberungsplänen, in denen die spanische Politik sich ergehe; der Weg der Milde müsse vielmehr betreten und innegehalten werden. Daß Clemens VIII. diesen Rath befolgte, geht aus Dr. Bellesheim's Darstellung deutlich hervor; leider scheiterten alle Bestrebungen des hl. Stuhles an der Unduldsamkeit und Grausamkeit der Kirk. (S. 205.)

Weitere Aufschlüsse über die Bemühungen Clemens' VIII. für die schottischen Katholiken gibt der Verf. im siebenten, den Schicksalen der katholischen Kirche Schottland's im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts gewidmeten Kapitel. (S. 220 ff.) Ebendort wird auch gezeigt (S. 238), daß auch Paul V. der schottischen Kirche die größte Aufmerksamkeit schenkte; es gelang ihm freilich so wenig wie Clemens VIII. die Lage der Katholiken zu verbessern: die Verfolgungen währten fort. Ueberaus merkwürdig ist, wie trotz alledem eine völlige Unterdrückung des alten Glaubens nicht gelang. Wo immer in Schottland sich Ueberreste der alten Institutionen befinden, sagt B., pflegten fromme Beter sich der Andacht hinzugeben. Bis zur Zeit der Königin Anna ver-

sammelten sich Gruppen von Katholiken zum Gebet in dunklen Ecken der Ruinen des großen Doms von Elgin. In entlegenen Orten, wo es noch Kreuze oder heilige Quellen gab, übte das Volk, wenngleich dem Namen nach protestantisch, die Gebräuche der alten Kirche. Kreuze, Schreine und andere Kunstwerke mochten zerstört werden — aber immerdar blieben jene heiligen Quellen, an denen die ersten Glaubensboten den Heiden die Taufe spendeten; Alles hatte die „Reformation" aufgeboten, um das Andenken an die Ortsheiligen zu zerstören, aber die heiligen Quellen bewahrten ihren Reiz und ihren Zauber.

Wo möglich noch schlimmer wurde die Lage der armen Katholiken Schottlands in den Zeiten Karls I. und der Republik (1625—1660). Es war ein großes Glück, daß gerade damals die Congregation der Propaganda eine große Wirksamkeit für die schottische Mission entfaltete. Eine Reihe interessanter Einzelheiten hierüber theilt Dr. Bellesheim aus dem Archiv dieser Congregation mit. Demselben, bisher so gut wie gar nicht benützten Archive ist der im Anhang (S. 486—491) abgedruckte wichtige Bericht des Vorstehers der schottischen Mission an die Congregation der Propaganda 1650—1660 entnommen. An der schottischen Mission betheiligten sich damals außer den überall unermüdlichen Jesuiten die Franziskaner, Kapuziner, Benediktiner und Lazaristen (Näheres S. 287 ff.) Eine Verbesserung der entsetzlichen Lage der Katholiken trat erst unter Karl II. und Jakob II. ein (S. 303 f. und 324 f.), allein sofort unter Wilhelm dem Oranier brach der Sturm von neuem los. Mit ausgesuchter Härte wurden jetzt namentlich die Geistlichen behandelt. In lebhaften Farben schilderte Cardinal D'Estrées ihre trostlose Lage: drei schmachten im Kerker, der Präfekt ist auf der Flucht, die übrigen durchziehen das Land von Haus zu Haus in nächtlicher Weile; nirgendwo ist ihres Bleibens aus Furcht vor den Häschern des Oraniers. Im Winter halten sie sich bei Bauern verborgen, zur Sommerszeit weilen sie in Ge-

birgen, Wäldern und Höhlen, unter beständigem Kampf mit Hunger und Durst; denn außer der von der Propaganda gewährten Unterstützung von zwanzig Scudi erhalten sie keinen Zuschuß (S. 328 vgl. 319). Gegenüber Onno Klopp betont Dr. Bellesheim die perfide Art, mit welcher Wilhelm von Oranien in Schottland und Irland gegen die Katholiken vorging, und theilt aus den im Britischen Museum aufbewahrten Papieren des Cardinals Gualterio eine Thatsache mit, die ein höchst bedenkliches Licht auf den Charakter des Oraniers wirft. Es waren Berichte über die schonungslose Härte bei Anwendung der Pönalgesetze in Irland an den römisch-deutschen Kaiser gelangt. Der Oranier stellte dieß in Abrede und um den Kaiser zu täuschen, ließ er in Irland Adressen colportiren, in welchen die unglücklichen Katholiken dem Kaiser von dem ihnen verliehenen Genuß vollständiger Religionsfreiheit Kunde geben. Die Adressen selber aber waren ein Machwerk der List und Gewalt. Der Katholik, der seinen Namen zu unterzeichnen sich weigerte, mußte es erleben, daß dieser von Seiten der Regierung beigefügt wurde! (S. 336).

Die brutale Verfolgung der schottischen Katholiken dauerte überhaupt noch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch: erst im Jahre 1793 wurden einige Erleichterungen gewährt (S. 387). Die eigentliche Emancipation der Katholiken aber fand erst 1829 statt; dem gegenwärtigen Papste endlich blieb die Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in Schottland vorbehalten (Bulle Ex supremo apostolatus apice vom 4. März 1878). Dr. Bellesheim bespricht diese neuesten Ereignisse in den beiden Schlußkapiteln seines Werkes (S. 406, 426 ff.) Was die mit großem Fleiße behandelte Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts anbelangt, so sei hier nur noch darauf hingewiesen, daß die gedrückte Lage der schottischen Katholiken damals auch noch durch Streitigkeiten im eigenen Lager vermehrt wurde. In Folge der engen Verbindung zwischen der schottischen und französischen Geist-

lichkeit war nämlich der Jansenismus auch in Schottland eingedrungen. Von dem größten Interesse ist in dieser Hinsicht der im Anhang (S. 540—43) abgedruckte Bericht des Beamten der Pariser Nuntiatur, Msgr. Lercari an den Cardinalpräfekten der Propaganda über das schottische Colleg in Paris (datirt 4. März 1737). Dieser Bericht, welchen Dr. Bellesheim im vatikanischen Archive unter den Akten der Pariser Nuntiatur auffand, zeigt, daß die jansenistische Richtung in dem genannten College geradezu die herrschende war; gleichzeitig fallen durch dieß Aktenstück scharfe Schlaglichter auf die Zustände in Schottland selbst, von denen Lercari nur Ungünstiges zu berichten weiß. Ueber das hierdurch veranlaßte Einschreiten des apostolischen Stuhles verweisen wir unsere Leser auf das Werk selbst (S. 366 ff.), wie es denn ja überhaupt nicht möglich ist, im Rahmen eines Referates den manichfaltigen, reichen Inhalt vorliegenden Werkes vollständig mitzutheilen.

Indem wir die schottische Kirchengeschichte des Herrn Dr. Bellesheim unseren Lesern angelegentlich zur Lektüre empfehlen, sei es uns zum Schlusse gestattet, noch einem Wunsche Ausdruck zu verleihen, der sich uns während des Studiums dieser ausgezeichneten Kirchengeschichte wiederholt aufgedrängt hat: möchte doch der hochwürdige Herr Verfasser uns die Schicksale der katholischen Kirche in Irland in ähnlicher Weise schildern; er ist dazu befähigt, wie vielleicht in Deutschland kein Zweiter.

L. P.

V.

Königin Maria Karolina von Neapel.

Ein Lebensbild.

„Je laisse mes justifications au temps et au ciel — Ich überlasse meine Rechtfertigung der Zeit und dem Himmel", so schrieb einmal Maria Karolina von Neapel, die vielgeprüfte Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia, an ihre kaiserliche Tochter Theresia in Wien, als ihr die ungerechten Anschuldigungen zu Ohren kamen, welche eine große Partei gegen sie in Umlauf zu setzen gewußt hatte.

Jahrzehnte vergingen, Geschlechter kamen und sanken in's Grab und jene Anschuldigungen ruhten noch immer auf dem Andenken der königlichen Frau, deren Leben wie kaum ein anderes die hellsten Lichter und die tiefsten Schatten aufweist; die Nachwelt schien ihr die erwartete Genugthuung ebenso hartnäckig vorzuenthalten, wie es mit wenigen Ausnahmen ihre Mitwelt gethan. Da erstand ihr endlich ein Ritter, und zwar ein ächter „Ritter vom Geiste" in der Person des berühmten österreichischen Geschichtsforschers Freiherrn von Helfert, welcher unter sorgfältiger und gewissenhafter Benützung aller ihm zu Gebote stehenden handschriftlichen Quellen des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, der Correspondenzen und Gesandtschaftsberichte, sowie der einschlagenden Reise- und Memoirenliteratur das Lebensbild der geistvollen und energischen Cäsarentochter zeichnete, das in seiner Naturwahrheit ebenso fesselt als erschüttert[1]). Dieses Bild

---

1) Königin Karolina von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814. Wien 1878.

wächst gleichsam hervor aus den Ereignissen einer der drangvollsten Epochen der neueren Weltgeschichte, und wenn man einerseits erkennt, daß diese Königin wie kaum ein anderer Herrscher auf das Schicksal ihres Landes und ihres Hauses Einfluß ausgeübt hat, so muß man andererseits gestehen, daß sie unter dem Einflusse der furchtbarsten weltgeschichtlichen Ereignisse sowohl als Herrscherin wie als Weib das geworden ist, was sie wurde. Es lag nicht in Herrn von Helfert's Absicht, die Tochter seines angestammten Herrscherhauses um jeden Preis zu verherrlichen; aber aus seiner nur auf Thatsachen fußenden Darstellung ergibt sich jene „Rechtfertigung", auf welche Maria Karolina gehofft, ganz von selbst. Indem wir des bewährten österreichischen Geschichtsforschers Werk, das ihm „unter den Händen zu einer vollständigen Geschichte von Neapel und Sicilien zur Zeit der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches angewachsen ist", der nachfolgenden Skizze hauptsächlich zu Grunde legten, haben wir nicht unterlassen, für dieselbe auch neueres Material, auf welches die Biographie zum Theil erst die Aufmerksamkeit gelenkt, zu verwerthen, um das Bild einer der bestverleumdeten Gestalten der neueren Geschichte so getreu und vielseitig als möglich zu entwerfen und dadurch die in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern verbreiteten irrigen Auffassungen zu berichtigen.[1])

---

1) Wir machen besonders namhaft: Hermann Hüffer, „Der rastatter Congreß und die zweite Coalition". Bonn 1879. — Dr. Alexander Kaufmann, „Philipp Joseph von Rehfues. Ein Lebensbild", in der „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde". Nro. 3 und 4. 1881. — Bericht in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", No. 221 ff. 1878, über „Raffaele Palumbo, Carteggio di Maria Carolina regina delle Due Sicilie con Lady Emma Hamilton" ꝛc. und „Lettere della regina Maria Carolina ad Ercole Michele Branciforti Principe di Butéra 1808—1814." Philipp Hackert bei Göthe, sämmtliche Werke.

Erzherzogin Maria Karolina war am 13. August 1752 als viertletztes der sechzehn Kinder der Kaiserin Maria Theresia geboren. Sie war schlank, hoch gewachsen und schön, wie alle Töchter Franz Stephan's, als sie, noch nicht sechszehnjährig, am 7. April 1768 zu Wien durch Stellvertretung, am darauf folgenden 12. Mai zu Caserta in Person dem König Ferdinand IV. von beiden Sicilien angetraut wurde. Von ihrer großen Mutter hatte sie einen reichen und lebhaften Geist, äußerst entschiedene Meinungen und Neigungen, eine fast männliche Charakterstärke und Entschlossenheit, sowie eine rastlose Thätigkeit geerbt; daß sie nicht mit deren maßvoller Klugheit und Umsicht begabt war und ein leicht erregbares, ja leidenschaftliches Naturell besaß, sollte ihr in der schwierigen Stellung, welche sie einzunehmen bestimmt war, verderblich genug werden.

Von ihrem ersten Auftreten in Neapel an hatte sie alle Herzen gewonnen. „Sie ist die liebenswürdigste junge Königin", heißt es in einem englischen Gesandtschaftsberichte jener Zeit, den H. Hüffer erwähnt; „nur steht zu befürchten, daß ihre überaus große Zartheit und ihr richtiger Verstand sie um so mehr den Mangel beider Eigenschaften bei ihrem Gemahl empfinden lassen werden, einen Mangel, der so groß ist, daß Manche ihn einem organischen Fehler zuschreiben, der zuweilen an Blödsinn grenzt." Was das Urtheil über den König betrifft, so mochte es für jene Zeit, wenn auch hart und scharf, doch zutreffend seyn, denn alle Zeugen stimmen darin überein, daß der dritte Sohn Karl's III., Ferdinand von Neapel und Sicilien, in seiner Erziehung auf das gewissenloseste vernachlässigt worden war, so daß er, nur in körperlichen Uebungen gewandt, in jeder geistigen Bildung die ärgsten Lücken zeigte. Dieß war aber durchaus nicht seiner natürlichen Begabung, sondern lediglich seiner Erziehung zur Last zu legen; denn unter dem Einflusse seiner hochbegabten und ausgezeichnet erzogenen und unterrichteten Gemahlin entwickelte sich allmälig sein natürlicher Verstand, so daß er mit

der Zeit leicht auffaßte und nicht ohne Geist und Geschmack Interesse gewann an Gegenständen, auf die man seine Aufmerksamkeit richtete. Es ist gewiß ein fast einziger Fall, daß in solch hohen Lebenssphären eine junge Frau die Lehrmeisterin ihres um ein Jahr älteren Gatten werden mußte. Maria Karolina war die erste Person, welche in den beschränkten Ideenkreis des Königs neue Gedanken einführte; er verehrte sie aber auch als „eine Gelehrte“; „meine Frau weiß Alles“, pflegte er bewundernd zu sagen, und noch in späten Jahren erzählte er gern und voll Dankbarkeit: seine Frau „sei seine erste und einzige Lehrerin gewesen“, indem er dem Bedauern Ausdruck gab, daß man ihn „wie einen Bären“ hatte aufwachsen lassen. Diese unerhörte Verwahrlosung eines für die schweren Pflichten eines Monarchen bestimmten Jünglings wird mit nur allzuviel Grund dem allvermögenden Minister Tanucci zur Last gelegt, unter dessen Leitung der neunjährige Prinz in dem für ihn bestimmten Königreich zurückgelassen wurde, als sein Vater 1759 den ererbten Thron von Spanien bestieg. Das Andenken Tanucci's wird durch den Vorwurf befleckt, er habe die geistige Ausbildung des jungen Fürsten absichtlich vernachlässigt, um ihn für immer in Abhängigkeit von sich zu erhalten; so kam es, daß er nur in körperlichen Uebungen unterrichtet wurde und im Jagen und Fischen Kraft und Ausdauer an den Tag legte, in allen anderen Dingen aber ohne geistigen Schwung war, die Gesellschaft seiner Freunde, der Lazzaroni, dieses ganz eigenthümlichen Bestandtheils des neapolitanischen Volkes, unter denen er aufgewachsen war und die ihn vergötterten, den Beschäftigungen mit den Staatsangelegenheiten weitaus vorzog und sich bei seiner herzgewinnenden Gutmüthigkeit glücklich pries, diese letzteren völlig in die Hände seiner durch Befähigung wie Neigung gleichmäßig dafür geeigneten Gemahlin legen zu können.

Bald beherrschte denn auch Karolina wie ihren Gemahl, so das Königreich. Einem alten Herkommen gemäß durfte

die Königin nach der Geburt eines Prinzen an den Verhandlungen des geheimen Staatsraths Theil nehmen. Von diesem Rechte machte sie den umfassendsten Gebrauch, nachdem sie am 6. Januar 1775 einem Prinzen das Leben gegeben. Schon im darauffolgenden Jahre mußte Tanucci, der sich noch immer mit der Autorität Karl's von Spanien decken zu können glaubte, seinen Platz räumen; der spanische Einfluß verlor immer mehr an Kraft und an seine Stelle trat der österreichische; mit Vorliebe zog Karolina Personen in ihre Nähe, welche sie von Wien aus kannte oder die zu ihrer Heimath in Beziehung standen. So begreiflich dieß ist, leuchtet es doch auch ein, daß sich aus diesem Umstande unter den Einheimischen, namentlich in den gebildeten Klassen, die sich zurückgesetzt und von dem fremden Element verdrängt sahen, eine Mißstimmung, Unzufriedenheit und Abneigung gegen die Königin entwickelte, deren bittere Früchte sie nur allzureichlich kosten sollte.

Im Jahre 1769 hatte Kaiser Joseph seine neuvermählte Schwester in Neapel besucht; seinem Herrscherauge blieben weder die Schwächen noch die Stärke dieses von der Natur so herrlich ausgestatteten, doch in seinem politischen Leben seit langer Zeit ganz darniederliegenden Landes verborgen und er that die Aeußerung: „Wenn ich König dieses Landes wäre, würde ich mich mit wenig anderen Dingen als mit dem Seewesen beschäftigen." Aus diesen Worten schöpfte Karolina die Anregung, ihre Hauptaufmerksamkeit der Marine zuzuwenden, und als sie mit dem Jahre 1775 in die Rechte einer „Regentin" eintrat, war es ihre erste Sorge, einen tüchtigen Mann zu gewinnen, dem sie das gesammte Seewesen anvertrauen konnte. Ein solcher fand sich wieder durch österreichische Vermittlung in der Person des französirten Briten Sir John Acton. Als derselbe 1779 zweiundvierzig Jahre alt in neapolitanischen Dienst trat, hatte er bereits ein ruhm- und thatenreiches Leben hinter sich und fühlte sich zu Großem berufen. Binnen Kurzem gewann der

thatkräftige Mann, der Anfangs nur mit der Marine-Leitung betraut war, Gunst und Vertrauen der Königin in solchem Grade, daß sie ihm Einfluß in die Finanzverwaltung und bald auch in jene anderer Zweige einräumte; seinem Ehrgeize, dem einnehmendes Wesen, berechnende Klugheit und rastlose Thätigkeit fördernd zur Seite standen, gelang es, sich von Stufe zu Stufe zu schwingen, bis er endlich als der eigentliche Regent Neapels zu betrachten war. Trotz der fast allgemeinen Mißstimmung im Lande konnte man nicht in Abrede stellen, daß die von ihm eingeleiteten Reformen im Land- und Seewesen das Königreich Neapel aus seiner untergeordneten Rolle im europäischen Staatensystem heraus zu heben geeignet waren. Sicher war er in dieser Beziehung vom besten Willen beseelt und handelte in vollkommener Uebereinstimmung mit der Königin; aber auch an Mißgriffen fehlte es nicht; vielen seiner Neuerungen stellte sich, um wahrhaft nützlich und segensreich zu werden, der Mangel an tiefergehender Kenntniß von Land und Leuten entgegen, so namentlich im Steuerwesen, und als die Unzufriedenheit lauter wurde und Acton deren Stimmführer vermittelst eines ausgedehnten Polizei- und Spionirsystemes zu verfolgen und zum Schweigen zu bringen strebte, stieg die Erbitterung bis zu einem solchen Grade, daß es nur eines äußeren Anlasses zu bedürfen schien, um ihr in einem gewaltsamen Ausbruche Luft zu verschaffen.

Ein solcher wurde zunächst vielleicht durch ein anderweitiges großes Unglück hinausgeschoben, das der Himmel über Neapel verhängte; als ob den inneren Umwälzungen, die bevorstanden, eine schreckliche äußere vorhergehen sollte, wurde das paradiesische Land, dessen Naturschönheit nicht nur die Dichter begeistert, sondern das mit seinem Zauber den Niedrigsten seiner Eingebornen so umspinnt, daß er lieber sterben als sich für immer von ihm trennen würde, von einem Erdbeben verwüstet, das sich an dem nördlichen Küstenstriche Siciliens über die liparischen Inseln erstreckte und fast das

ganze Calabrien mit einem Theile des Jonischen Meeres in seinen Bereich zog. Vom 5.—8. Februar 1783 erfolgten im Ganzen bei dreißig mehr oder minder starke Erdstöße. An manchen Orten bekam die Erde Risse, es öffneten sich Schlünde, die Alles verschlangen, was früher gelebt oder festgestanden hatte, heiße Wasser und selbst Flammen brachen hervor, Bäche und Flüsse änderten ihren Lauf, ergossen sich verheerend über bebaute Strecken und ließen ihr früheres Bett leer und trocken. Ganze Städte stürzten ein und begruben die Mehrzahl ihrer Bewohner unter ihren Trümmern. Der bei den Dichtern verrufene Felsen der Scylla wurde gespalten und ein so gewaltiges Stück, ein kleiner Berg, stürzte davon mit solcher Gewalt hinab, daß die See von Grund aus aufgewühlt wurde und über die Enge hinüber zum Faro eine Wasserfluth schoß, welcher nichts widerstehen konnte, die alles Lebende begrub, Boote mit sich riß, den Thurm auf der Landspitze halb in Trümmer legte, und statt allem, was früher dagewesen, beim Zurückfließen Tausende von Fischen und Schlammmengen zurückließ. Der Fürst von Scylla, ein wegen seiner Härte verrufener Dynast, hatte sich nach der ersten Erschütterung in ein Boot geflüchtet, das dann mit ihm in die Tiefe gerissen wurde, welches Schicksal mehr als zweitausend seiner Unterthanen, die gleich ihm auf dem Meere Rettung vor den Schrecknissen des Landes suchten, mit ihm theilten. — Schrecklich klangen die Nachrichten aus Messina; die herrlichsten Gebäude wurden Ruinen, Feuersbrünste wütheten, die in der Bestürzung und da alles Wasser versiegt war, Niemand löschte; die unter den Trümmern Begrabenen gingen elend zu Grunde, da trotz der herzzerreißenden Klagen und Hilferufe, die aus dem Schutte hervordrangen, Niemand ihnen zu Hülfe eilte. Schlechtes Gesindel machte sich den allgemeinen Jammer zu Nutzen und plünderte, wessen es in Privathäusern und öffentlichen Gebäuden habhaft werden konnte. Die Getreidevorräthe wurden ein Raub der Flammen und der furchtbarste Mangel an

Lebensmitteln stellte sich ein. Dasselbe Schicksal erlitten viele andere Städte; manchen erging es noch schlimmer; in Casalnuova wurde die Fürstin Gerace-Grimaldi mit mehr als viertausend ihrer Unterthanen unter den Trümmern der Stadt begraben. Im Ganzen dürfte die Zahl von 40,000 um's Leben gekommener Menschen nicht zu hoch gegriffen seyn.

Dieses schreckliche Unglück des schönen Landes und seiner Bewohner fand im Herzen des Königs und der Königin den schmerzlichsten Wiederhall. Ersterer spendete an Geld, was er vermochte, Letztere opferte ihren Schmuck, Acton entfaltete zur Steuerung der allgemeinen Noth eine umfassende Thätigkeit; aber das Elend war zu groß, als daß sich die Hülfe auch nur einigermaßen ausreichend erweisen konnte, und so bot sich den Böswilligen erwünschter Vorwand zum Murren. Wenn sich auch der Unwille vorzugsweise auf den General Marchese Pignatelli richtete, der, als Bevollmächtigter nach Calabrien gesandt, das in ihn gesetzte Vertrauen nicht gerechtfertigt zu haben scheint und wenigstens durch seine Officiere und Untergebenen manches Ungehörige begehen ließ, so gefiel man sich doch darin, jener tiefgehenden Abneigung, welche sich bereits gegen Acton angesammelt hatte, Ausdruck zu geben, indem man ihn für die Ungehörigkeiten seines Beauftragten verantwortlich machte; wurde aber Acton's Name genannt, so geschah dieß immer im Zusammenhang mit jenem der Königin.

Wie aber war das Privatleben Maria Karolina's namentlich in jenen Jahren beschaffen, da Neapel noch nicht aus seinem politischen Stillleben herausgetreten war, da sich die in den Geistern gährende Unruhe kaum erst in Frankreich leise vernehmlich machte? Wie war sie als Mutter, als Gattin, als Weib?

Wir besitzen glücklicher Weise so viele unparteiische Zeugnisse aus dem Munde und der Feder solcher, welche sie persönlich kennen zu lernen und zu beobachten Gelegenheit hatten, daß es leicht wird, uns die königliche Frau in ihrem Ver-

halten gegen Gatten und Kinder, gegen das dienende Hof-personal, gegen Freunde und vorübergehend anwesende Fremde vorzustellen. Ohne dem Urtheile der Leser vorgreifen zu wollen, dürfen wir doch sagen, daß nichts geeigneter ist, die von einer feindlichen Partei in Umlauf gesetzten Anschuldig-ungen und fast zur öffentlichen Meinung erhobenen falschen Beurtheilungen Lügen zu strafen, als wenn man dem Zerr-bilde das naturwahre Bild entgegenstellt, wie es sich durch die unbefangene Darstellung dessen, was wir durch sie selbst oder durch urtheilsfähige Personen über sie erfahren, ergibt.

Mit dem Jahre 1772, da Maria Karolina dem ersten Kinde, einem Mädchen, das Leben gab, hatte der reiche Kindersegen seinen Anfang genommen, der in so hoher Sphäre kaum seines Gleichen finden dürfte; übertraf sie darin doch selbst ihre ruhmreiche Mutter, welche ihrem Gemahl sechs-zehn Kinder geboren hatte, während sie dem ihrigen achtzehn Kinder schenkte. Diesen Kindern war sie die zärtlichste, für-sorglichste Mutter; vielleicht bei keiner der Töchter der Kaiserin Maria Theresia war das Muttergefühl, die Mutterliebe, der mütterliche Sinn so stark ausgeprägt, als bei Maria Karolina.

Von den vielen Zeugnissen, welche hiefür vorliegen — da wir von ihren eigenen schriftlichen Aeußerungen aus späteren Jahren zunächst absehen wollen — möchten wir nur einige besonders autoritätsvolle anführen. Als einen gewiß unverdächtigen Zeugen dürfen wir den alles Katholische mit fast komischem Unverstand verurtheilenden Schriftsteller Kotze-bue nennen. Derselbe befand sich auf dem Höhepunkte seines Ruhmes und seiner Fruchtbarkeit als Dramatiker, als er auf der Durchreise durch Neapel mit seiner Gattin von Maria Karolina, welche aus Wien fortwährend über die literarischen Zustände Deutschlands Nachrichten erhielt, mit Auszeichnung empfangen wurde. Wiewohl er, seinem eigenen Bekenntnisse nach mit großen Vorurtheilen gegen die Königin, wie er sie aus Büchern und durch Hörensagen geschöpft hatte, nach Neapel gekommen war, verließ er es „mit der Ueberzeugung

von ihrer Liebenswürdigkeit." Wir werden auf seine Beurtheilung Maria Karolina's als Regentin zurückkommen; wie er sie aber als Mutter kennen gelernt, möge hier angeführt werden. „Die Königin", erzählt er, „ist die zärtlichste, liebevollste Mutter ihrer Kinder; ein solches Mutterherz ist auch ein königliches Herz. ‚Das schönste Glück auf Erden ist Mutterglück', sprach sie zu meiner Frau, die eben jetzt dieses Glück erwartete; ‚ich habe siebenzehn lebendige Kinder gehabt; sie waren meine einzige Freude. Zur Mutter machte mich die Natur; die Königin ist nur ein Gallakleid, das ich an- und ausziehe.' „Wahrlich", ruft Kotzebue aus, „die das Glück hatten, ihr nahe zu seyn und oft sie so sprechen zu hören, bleiben ihr gewiß zugethan." — „Das wechselseitige Betragen der Kinder gegen die Mutter und der Mutter gegen die Kinder", fährt er fort, „welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, ist so herzlich, so ungekünstelt, so häuslich, daß die behaglichste Empfindung sich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß."

Sehr interessante Bestätigungen dieser Aussagen finden sich in den schriftlichen Aufzeichnungen des deutschen Malers Philipp Hackert, welche Göthe seinen eigenen Werken einverleibt. Dieser ausgezeichnete Landschaftsmaler, welchen der große Dichter im Jahre 1787 in Neapel kennen und als Mensch wie als Künstler hochschätzen lernte, hat während einer langen Reihe von Jahren Gelegenheit gehabt, die königliche Familie in nächster Nähe zu beobachten, da er, anfänglich nur vorübergehend zur Aufnahme von Landschaftsbildern von König Ferdinand nach Neapel berufen, mit der Zeit als „Kammermaler" fest engagirt wurde. In nächster Beziehung stand Hackert zwar zum König, dessen Kunstliebe sich unter dem Einflusse des tüchtigen Meisters immer vortheilhafter entwickelte; aber auch mit der Königin hatte er häufigen täglichen Verkehr und er kann um so mehr als der zuverlässigste Zeuge betrachtet werden, als seine Aufzeichnungen völlig privater Natur und ursprünglich wohl nicht für die

Veröffentlichung bestimmt waren. Aus den einzelnen von Philipp Hackert gegebenen Zügen läßt sich mit Leichtigkeit ein ganz lebensvolles Bild der betreffenden Personen zusammenstellen, das in vielem Betracht die glänzendste Widerlegung der bis zur Carrikatur entstellenden Zeichnungen feindlicher Schriftsteller ist. Aber folgende Stelle schildert namentlich Maria Karolina in der Intimität ihres häuslichen Lebens und als Mutter so unübertrefflich, daß wir uns um so weniger versagen können, sie im ganzen Wortlaute wiederzugeben, als sie in der großen Bändezahl der Göthe'schen Werke für das nicht gelehrte Publikum fast vergraben sind.

„Hackert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kammeristinnen bei den Prinzessinen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen, als Karten zu spielen, so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräuleins sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Hackert bei den Prinzessinnen Lection geben möchte. Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und andern Commissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: ‚Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern! Dieselbe Gesellschaft soll auch da seyn und sie zeichnen alle zusammen.' Sie setzte noch hinzu: ‚Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.' Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredtsamkeit und Artig-

keit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Dukaten monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Therese, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzessin Louise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lection war. Oft wenn Hackert sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre, von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen, welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären, die Künste zu unterstützen. Je länger dieß dauerte, um so lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt wurden, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten, denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm .... Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten ... Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihn wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; zum Beispiel, wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, welche sie einluden, welches die Königin noch sah und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen, sowohl zu ihren kleinen Bällen, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiste, war aber bei Tische zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das so mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzes-

sinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man gestehen, daß eine Privatdame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat."

Soweit der tägliche Augenzeuge Philipp Hackert. Wir behaupten nicht zuviel, wenn wir sagen, von keiner Seite tritt uns die Königin Maria Karolina so groß, so tadellos, so herzgewinnend entgegen, als wenn wir sie als Mutter beobachten. Und gegen diese treue, zärtliche, fürsorgliche Mutter schleuderte eine von glühendem Hasse erfüllte Partei die schmählichste aller Verleumdungen, welche je die Bosheit erfunden! Sie fand ihre Verbreitung im dreibändigen Werk des „französischen Bürgers" Grafen Gorani aus Mailand, das wohl das Aeußerste enthält, was einer Fürstin, einer Frau, einer Mutter an Schmähung und Schimpf geboten werden kann. Die Niederträchtigkeit dieses gewissenlosen Schriftstellers, der vermuthlich Maria Karolina und deren Privatleben nie aus eigenem Augenschein beobachtet hatte, aber von demselben gehässigen Parteigeist beseelt war, welcher planmäßig durch abscheuliche Gerüchte und Verleumdungen das Glück ihrer königlichen Schwester Marie Antoinette von Frankreich und zum Theil den französischen Thron untergraben hat — dieser Mann versteigt sich soweit, daß er der Königin Maria Karolina die teuflische Absicht unterschob, die Prinzen, welche sie ihrem Gemahle geboren, nach und nach aus der Welt zu schaffen, um in Ermanglung männlicher Erben den Thron von Neapel ihrer österreichischen Familie in die Hände zu spielen. Es empört sich etwas in

uns, eine Tochter der großen Maria Theresia gegen Anklagen so abscheulicher Art gleichsam zu vertheidigen; aber wenn wir gezwungen sind, sie, wenn auch mit innerster Entrüstung zu wiederholen, um von den gegen sie gerichteten Angriffen eine Vorstellung zu geben, so dürfen wir wenigstens vorübergehend bemerken, daß jene Verleumdung ebenso unsinnig als abscheulich war. Denn wenn auch Ferdinand keinen Thronerben hinterlassen hätte, so würde die Krone von Neapel nie an den Stamm Habsburg-Lothringen, sondern an irgend einen der andern Zweige der Bourbons übergegangen seyn. Für das unwissende Volk erhielt jene entsetzliche Beschuldigung dadurch einen Schein von Bestätigung, daß Karolina ihre Kinder im Geiste der neuen Erziehungsmethode abhärtete, die Prinzen bei warmem und kaltem Wetter ohne Kopfbedeckung in leichter Kleidung und selbst ohne Strümpfe in bloßen Schuhen gehen ließ; man erinnere sich aber des warmen Klima's von Neapel! Als der Kronprinz das Opfer einer gewöhnlichen Kinderkrankheit wurde, schrieb man seinen Tod dieser Verfahrungsweise zu und benützte das Unglück zu einem der gemeinsten Angriffe, der sie im Heiligsten, in ihrer Mutterwürde traf. Derselbe Schriftsteller, welcher diese Einzelheiten über ihre Erziehungsmethode gibt, Philipp Joseph von Rehfues, nennt sie „die zärtlichste, die liebendste Mutter", und jene Verleumdung hat ihr, fügt er bei, „wie auch die Gräfin Zichy — eine der Königin sehr nahe stehende Dame — oft versicherte, allein wehe gethan. Ueber alle andern Vorwürfe hatte sie sich mit Verachtung weggesetzt."

Die Krankheit eines ihrer Kinder, sagt Herr von Helfert, beschäftigt, der Verlust eines derselben bekümmert sie Tag und Nacht. Ihre Tagesordnung theilte sich zwischen der Arbeit in ihrem Kabinet und der theilnahmsvollen Beschäftigung mit ihren Kindern. Bei Privataudienzen, erzählt ein deutscher Reisender, „erscheint sie zuweilen im Halbcirkel ihrer holden Sprößlinge, wie eine Carità." — Eine ihrer Ver-

trauten, die Marchesa di San Marco war im Besitze einer Handzeichnung der Königin: verschieden gestellt und beschäftigt umstehen ihre Kinder einen einfachen Grabstein, auf welchem die Worte zu lesen: „Maria Carolina madre di numerosa famiglia qui giace." Das bezeichnet sie vollständig!

Von ihren achtzehn Kindern waren zu ihrem großen Schmerz viele im zartesten Alter gestorben; heftiger war der Schmerz, mit dem sie den Verlust älterer Kinder empfand. Einen hoffnungsvollen Prinzen Albert hatte der Tod im Alter von sieben Jahren unter den traurigsten Umständen auf der später zu erwähnenden Flucht während eines Seesturmes aus ihren Armen gerissen. Wir werden sehen, daß Maria Karolina die Interessen der Ueberlebenden den gegen sie heranstürmenden Gewaltthaten gegenüber einer Löwin gleich vertheidigte; denn nicht bald verflochten sich bei einem Souverän die Familiensorgen mit der politischen Thätigkeit wie bei Karolina, welche in dieser, wie in mancher anderer Hinsicht das treue Abbild der großen Maria Theresia war. Immer aber bethätigte sie gegen ihre Kinder jene zärtliche Liebe, womit sie deren ersten Athemzug begrüßt, ihre ersten Schritte geleitet hatte. Wenn ihre „Aelteste", Maria Theresia, als Gemahlin des Kaisers Franz, also Beherrscherin ihres geliebten Heimathlandes Oesterreich, auch ihr besonderer Stolz war — „ma première tendresse", nennt sie sie zuweilen — so war ihr doch auch die jüngere sanfte „Mimi" — Marie Christine —, ein stilles, anspruchsloses Geschöpf, das keinen andern Willen kannte, als den ihrer Eltern, „an's Herz gewachsen." Diese und die lebhafte, selbstständige Amélie blieben am längsten im Vaterhause und theilten in unmittelbarer Nähe die Schicksalsschläge, welche ihre königlichen Eltern treffen sollten. Sehr früh dagegen war Maria Louise mit dem Großherzog von Toscana vermählt worden, dem sie nach der Geburt ihres vierten Kindes in sehr jugendlichem Alter der Tod entriß. Vieles von dem hochherzigen, thatkräftigen und stolzen Charakter der Königin war auf den

Erbprinzen Franz übergegangen und Beide begegneten sich bei den wichtigsten Fragen und harmonirten, wenn es unerschrockene Entscheidung galt. Nach dem frühen Tode seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Clementine, hatte er im Jahre 1789 die noch nicht vierzehnjährige Prinzessin Maria Isabella, Tochter Karls IV. von Spanien, und deren Bruder Ferdinand Prinz von Asturien gleichzeitig die jüngste der lebenden Prinzessinen von Neapel, Antoinette, im Familienkreise „Toto" genannt, zum Altare geführt. Diese Doppelheirath zwischen den spanischen und den neapolitanischen Bourbons schlug nach beiden Seiten nicht gut an. Isabella war eine ganz passive Natur, die für nichts Interesse hatte, jedem Ereigniß, ob freudiger oder trauriger Art, stumpfe Gleichgültigkeit entgegensetzte, selbst die Pflege ihrer Kinder ihrem Gemahle überließ und halbe Tage zu Pferd, halbe Nächte beim Tanze zubrachte, ohne sich auch dadurch aus ihrem Gleichmuthe und aus ihrer Unempfindlichkeit herausbringen zu lassen. Es konnte zwischen dieser regungslosen, gleichgültigen Schwiegertochter und der lebhaft, ja stürmisch empfindenden Schwiegermutter keine Harmonie eintreten, die Gegensätze waren allzu groß; und in der That hatte Maria Karolina ihr ganzes ferneres Leben hindurch gegen die Gereiztheit anzukämpfen, welche Isabella's apathisches Wesen fortwährend in ihr hervorrief. Gesteigert mochte ihre Verstimmung gegen die Spanierin dadurch werden, daß ihre sanfte „Toto" unter den Ränken ihrer spanischen Schwiegermutter, deren Widerwille allmälig in offenen Haß ausartete und sich demgemäß äußerte, schmerzlich litt und sich in Madrid höchst unglücklich und verlassen fühlte; am liebsten hätte die arme junge Frau wieder zu ihrer geliebten Mutter gehen und bei ihr leben mögen, wie vordem; sie schrieb ganz offen: „sie könne nicht begreifen, wie ihre Schwestern wünschen könnten, sich zu verheirathen, da sie selbst sich nach nichts sehne, als wieder in die Erziehung zurückzukehren, wo sie viel glücklicher und freier gewesen." Alle Kränkungen,

welche sie erlitt, empfand die zärtliche und leidenschaftliche Mutter in der Ferne mit, und daß ihre „Toto“ nicht glücklich war, trübte ihr jede Freude, welche sie an ihren andern Kindern hatte.

Große Hoffnungen setzte Karolina auf den erst 1790 gebornen Prinzen Leopold; mit mütterlichem Stolze sah sie ihn körperlich gedeihen, in allen Leibesübungen gewandt und tüchtig werden; dabei entdeckte sie an ihm eine Menge Fähigkeiten und, worauf sie den höchsten Werth legte, „ein großes Ehrgefühl, womit man Alles bei ihm ausrichten kann.“ Seine Erziehung scheint ihr ganz besonders am Herzen gelegen zu haben. Als Leopold die Reife erlangt hatte, um die heilige Firmung zu empfangen, hielt ihn die königliche Mutter acht Tage lang in ernster Vorbereitung, die drei letzten fast in gänzlicher Abgeschiedenheit und bestimmte, damit sich dem Knaben die Erinnerung an diese hohe Feier um so fester einpräge, dafür den 12. Juni, den Vorabend eines für Neapel und seine Königsfamilie hochbedeutungsvollen Tages, auf den wir zurückkommen werden.

Alle Töchter, auch wenn sie schon Jahre lang das elterliche Haus verlassen und eigene Familien gegründet hatten, hingen mit rührender Liebe und Ehrerbietung an ihrer Mutter; und ob sie dieß verdiente, sie, die ihre Küchlein, wie Herr von Helfert so schön sagt, auch wenn diese nicht mehr unter dem unmittelbaren Schutze ihrer mütterlichen Fittige weilten, unaufhörlich im Auge behielt, die Sorgen der nun selbst Gattinen und Mütter Gewordenen auf das lebhafteste theilte, ihnen in allen Lebenslagen mit ihren Erfahrungen, ihren Rathschlägen zur Seite stand, sie, deren Arme, wenn Einem von ihnen in der rauhen Fremde hart begegnet wurde, stets offen standen, um sie wieder liebevoll aufzunehmen und sie an ihre treue Brust zu drücken! Es gab für die zärtliche Mutter keine Trennung von den heißgeliebten Kindern. Wie lieblich ist nicht der von ihr erzählte Zug, daß sie am Ostertag einen Theil der geweihten Speisen für die Ent-

fernten zurückließ und an deren Platz und Stelle für dieselben verzehrte, um mindestens im Geiste mit allen ihren Kindern vereinigt zu seyn! Keinen der Gedächtnißtage ihrer zahlreichen Angehörigen ließ sie je unbeachtet vorübergehen, forderte aber von diesen für sich das Gleiche; selbst der kaiserliche Rang schützte ihre „Aelteste" nicht vor den Vorwürfen, ja vor der unverhohlenen Rüge, womit sie ihre beleidigte Mutterwürde glaubte wahren zu müssen. Als diese es sich einmal zu Schulden kommen ließ, den Namenstag der Mutter zu vergessen, schrieb sie ihr tiefgekränkt: „Ich bringe es Gott zum Opfer dar, daß Du sogar den Namenstag Deiner Mutter vergessen konntest — ein Umstand, den ich um Deiner Ehre willen vor den Andern geheim gehalten, doch um so tiefer in meinem Inneren empfunden habe." Als aber endlich zwei Schreiben gleichzeitig eintrafen, wie schnell wurde, von der Mutterliebe besiegt, aller Groll vergessen! „Sprechen wir nicht mehr von dem langen Zwischenraum von zwei Monaten, ja mehr, da Du mich ohne Nachricht gelassen; es genügt mir, daß Du einsiehst, wie es mich schmerzen mußte, daß Du so etwas vergessen konntest!"

So war Maria Karolina als Mutter; wie aber tritt sie uns als Frau, als Gattin, als Repräsentantin ihres königlichen Hauses entgegen?

(Fortsetzung folgt.)

XI.

Die Controverse über das Thronfolgerecht in Frankreich.

(Eingesendet.)

Es unterliegt keinem vernünftigen Zweifel, daß die dritte französische Republik die schlechteste aller Republiken sei. Man weiß, daß das Schmarotzerthum herrscht und das Verdienst betteln geht, daß man auf einem Vulcane tanzt und eines trüben Tages in die glühenden Eingeweide hinabstürzen wird. Und doch kein ernstlicher Widerstand, kein Anzeichen, daß sich die Royalisten sammeln, kein Versuch zur Herstellung der Monarchie! Diese scheinbare Apathie bei so vielen und ernsten Anforderungen sich aufzuraffen, muß auf bestimmte Ursachen zurückzuführen seyn. Wer? und wo? ist der Thronprätendent?

Das Haus Bourbon ist in Heinrich V. erloschen. Was sich gegenwärtig in den Vordergrund gedrängt hat, oder doch in demselben steht, ist ein jüngerer Zweig des alten Geschlechtes. So oft man im politischen Leben von der Möglichkeit der Uebervortheilung der legitimen Herrscher-Familie durch den Ehrgeiz einer jüngeren Linie spricht, bezieht man sich auf das Beispiel der Orleans. Man besorgt, daß dieser oder jener Prinz die Rolle Louis Philipps übernehmen und spielen könnte. Die im Stillen schleichende Intrigue, das Erlauern des richtigen Augenblicks wird und wurde als orleanistisches Kunststück bezeichnet. Derselbe Herzog von Orleans, welcher den zweifelhaften Ehrentitel „Egalité" trug,

hätte nach eigenem Geständnisse gern den Tod des „Murmelthieres" — Ludwig XVI. — gesehen und unterließ wieder nichts, was den Eintritt der gewünschten Katastrophe zu beschleunigen vermochte. Als der Monarch aber zufällig weder eines natürlichen noch gewaltsamen Todes sterben wollte, war es der Chef der branche cadette, der sein Votum für die Hinrichtung seines Verwandten und Königs abgab. Unter den Söhnen Egalités nahm schon damals Louis Philipp an dem öffentlichen Leben Theil. Gewiß hat dieser Prinz während seines ganzen Lebens nicht so viel Weihrauch auf den Altären verbrannt, als er an einem einzigen Abend an den Jakobiner-Club verschwendete. Die von ihm aus Anlaß seiner Aufnahme in die Gesellschaft gesprochenen Worte sind aufbewahrt geblieben. Was der niedrigste Servilismus ersinnen, die empörendste Schmeichelei erfinden konnte, der Prinz entblödete sich nicht, es den Feinden des Thrones in's Gesicht zu sagen. Er betrachtete es als eine hohe Ehre, als ein unverdientes Glück, sich den Männern des Umsturzes zugesellen zu dürfen.

Vierzig Jahre später bestieg Louis Philipp den Thron, der Republikaner von ehemals setzte sich die Krone auf, die Karl X. mit seiner Beihülfe vom Haupt geschlagen worden war. Es war das mit republikanischen Institutionen umgebene Königthum, dem Louis Philipp das Siegel aufdrückte. Wie er als junger Mann die Jakobiner beglückwünscht hatte, so umarmte er die Blousenmänner, schlug zur revolutionären Nationalhymne den Takt und summte den Text halblaut mit.

Man muß, wenn man von den Traditionen der Herrscherfamilie spricht, nicht nur die Ueberlieferungen legitimistischer Art im Auge haben; die Thronanmaßer besitzen eben so gut ihre Traditionen. Es gibt Napoleonistische Ueberlieferungen und Traditionen des Hauses Orleans. Die Prinzen des letzteren Geschlechtes haben sich noch keinen Augenblick von den leitenden Grundsätzen ihres Chefs, des Bürgerkönigs entfernt. Louis Philipp hatte unter den Sorgen

des Monarchen die Kümmernisse des Privatmannes zu keiner Zeit vergessen; er hatte sich kein so großes Sicherheitsbewußtseyn errungen, das ihm über die Zweifel einer rein bürgerlichen Existenz hinweg geholfen hätte. Seine Söhne erhoben sich noch weniger über die Sorgen des Tages und waren gar eifrig auf Sicherung ihrer Lebensbedingungen bedacht. Als Frankreich todesmatt zu den Füßen des Siegers hingestreckt lag, war ihr erster Gedanke auf Entschädigung gerichtet. Sie waren und blieben sich die Nächsten, bei ihnen selbst fing die Liebe zum Vaterland, zu Frankreich an.

Sie hatten sich mit dem Grafen von Chambord ausgesöhnt; das heißt, sie waren klug genug, die Spaltung zwischen Legitimisten und Orleanisten beseitigen zu helfen, zumal ihnen diese Friedensstiftung nichts kostete, nicht einmal das Aufgeben eines Princips, und Heinrich V. doch zwischen ihnen und dem Throne Frankreichs stand. Der Graf von Chambord überwand, opferwillig wie er von Natur war, seine persönliche Abneigung zur Kräftigung der monarchischen Partei und schlug in die ihm dargebotene Hand ein. Daß der treugesinnte Fürst keinen seiner Grundsätze aufopferte, daß er an dem als richtig Erkannten bis an sein Lebensende festhielt, daß er sich wohl zu einer Versöhnung, aber zu keinem Compromiß herbeiließ, wissen nicht nur seine vertrauten Freunde und Anhänger, das weiß alle Welt: Orleanisten und Legitimisten, Republikaner und die Reste der napoleonischen Partei.

Mit dem Hingang Heinrichs V. war der Thron erledigt und den verschiedenen Aspirationen der Weg frei gemacht. Wer zuerst zur Stelle ist, hat viele Vortheile für sich. Zur Stelle war aber der Graf von Paris, der Enkel jenes Bürgerkönigs, der als Herzog von Chartres den Jakobinern gehuldigt hatte.

Zwischen dem Grafen von Paris und dem Thron klafft aber ein Abgrund, den keine Beredsamkeit, keine Selbstverherrlichung und noch weniger ein Nachweis der Berechtigung auf das eröffnete Erbe auszufüllen vermag. Zwischen ihm

und dem Lilien-Thron steht der Schatten Egalité's in blutigen Dunstkreis gehüllt, die Apostasie des Bürgerkönigs und die Selbstsucht des Gesammthauses Orleans. Zwischen dem Grafen von Paris und der Krone liegt auf dem Boden des Abgrundes die verrathene Logik, die Fälschung der Principien, die Grundsatzlosigkeit und der innere Widerspruch. Der Graf von Paris müßte als Ankläger des Groß- und Urgroßvaters auftreten; er müßte seinen Oheimen die Freundschaft künden, die Wiege zerbrechen, die ihn schaukelte, das Haus verdammen, dem er entstammt, und die Penaten verfluchen, die er als Schutzgötter verehren soll. Das Gottesgnadenthum hat der jüngere Zweig des Hauses Bourbon leichtsinnig verscherzt und gegen die Huld der Quiriten ausgetauscht.

Keine Frage, die Monarchie ließe sich mit einem Prinzen aus dem Hause Orleans nothdürftig zusammen zimmern. Aber diese Monarchie würde sich nur wenig von der Republik des Herrn Grevy unterscheiden; ihre Wiederaufrichtung lohnte die Mühe und Kosten nicht. Eine Lüge träte an die Stelle einer andern Lüge und die alte Komödie würde unter einem neuen Titel fortgespielt.

Wer sagt aber, daß Frankreich an die jüngere Linie gebunden sei? Sind denn die Prinzen aus dem Hause Orleans die letzten Sproßen Hugo Capet's oder die allein berechtigten Kronanwärter? Gibt es keine Erben, welchen bessere Ansprüche auf den Thron zustehen, keine Prinzen, welche frei von Verbindlichkeiten, nur ihren Ueberzeugungen folgen dürften? Man hat die Erbansprüche des Grafen von Paris als unzweifelhaft hingestellt und a priori den ältern Zweig, der in den Nachkommen Philipps von Anjou fortblüht, von der Erbschaft ausgeschlossen. Der Grund ist leicht zu errathen. Das Haus Orleans setzt die Politik der Väter fort und hofft sich eben so glücklich wider die Seitenlinie behaupten zu können, wie es sich gegen den Hauptstamm aufwarf.

Und warum sollte die Nachkommenschaft Philipp des V. von der Thronfolge ausgeschlossen bleiben? Weil Groß-

britannien nicht wollte, daß die Kronen von Frankreich und Spanien auf Einem Haupt vereinigt würden, weil man der Errichtung einer Universalmonarchie vorzubeugen gedachte. Hat aber das Utrechter Uebereinkommen heute nach 170 Jahren noch irgend praktischen Werth? Wer hätte den traurigen Muth zu behaupten, daß der Grund der Entsagung Philipps V. heute noch wirksam sei? Philipp von Anjou hat für sich und seine Nachkommen auf die Erbschaft in Frankreich Verzicht geleistet. Wir sind die letzten, die Thatsache in Abrede zu stellen. Aber konnte er moralisch einen derlei Verzicht leisten? Hatte er das Recht der Entsagung im Namen seiner Descendenz? Als Privatmann mochte Philipp von Anjon welche Verfügungen immer mit seinem Vermögen und Besitz treffen, so weit das französische Civilrecht den Erblasser berechtigte; als Prinz von Geblüt, als Chef der zweiten Linie hatte er weder die Macht noch das Recht, die Fundamentalgesetze des Reiches und der Nation zu durchlöchern. Ludwig XIV. und Philipp von Anjou hatten mit jenem Verzicht die ihnen gezogene Rechtssphäre überschritten, Privat= und öffentliches Recht verwechselt, an den Grundpfeilern des Staatsrechtes gerüttelt und Bestimmungen getroffen, von welchen sie und die Rechtslehrer ihrer Zeit wissen konnten, daß sie ungültig seien, da sie nur von Einem der Compaciscenten getroffen worden waren, während die Nation nicht einmal gefragt wurde. Hätte man die Giltigkeit der Entsagungsurkunden außer Zweifel stellen und ihnen das Merkmal der Legalität unverkennbar aufdrücken wollen, dann wäre die Mitwirkung der Nation unerläßlich gewesen. Der Wegfall dieser Bedingung sine qua non reicht hin die Renunciation Philipps V. als ungiltig erscheinen zu lassen.

Wer und was sind aber die Nachkommen jenes Philipps von Anjou, die zur Nachfolge berufen wären? Es sind Prinzen, welche ihre politische Ueberzeugung weder je verleugnet noch aufgegeben haben, Prinzen, die ein Princip repräsentiren, keine Verpflichtung gegen die Idee der Revolution

kennen und die Erbschaft des Grafen Chambord daher auch sine beneficio inventarii anzutreten vermögen.

Don Carlos zwar hat auf das eröffnete Erbe des französischen Thrones Verzicht geleistet, und er konnte das für seine Person auch thun, aber nicht für seine Rechtsnachfolger. Als solcher wird aber ohne Widerspruch sein Sohn Jacques zu gelten haben. Die Jugend dieses Prinzen kann kein ernstliches Hinderniß bieten; besitzt er doch an seinem Oheim, dem Prinzen Alfons, eine feste Stütze. Prinz Alfons ist eine staatsmännisch angelegte Natur, ein mit Gaben des Geistes und Herzens gleich reich ausgestatteter, zum Herrscher recht eigentlich geborener Mann.

Wir sagen nicht, daß Don Alfonso willig nach der Herrschaft greifen, daß er die Ruhe des Privatmannes gern mit den Stürmen des öffentlichen Lebens vertauschen würde, aber wir behaupten, daß er sich der Pflicht nicht entziehen und dem legitimen Nachfolger nicht versagen könnte. Er würde die Last auf sich nehmen, wie Jemand, der um des Gewissens willen sich einer schweren, vielleicht selbst widerwärtigen Aufgabe unterzieht, weil er weiß, daß er die Kraft sie zu lösen besitzt und überzeugt ist, daß das Werk sonst unwürdigeren oder ungeschickteren Händen zufiele; weil ihm bekannt ist, daß das Wohl und Wehe von Millionen, das Schicksal einer großen Nation von seinem Entschlusse abhängt.

Die Wiederherstellung der Monarchie mit dem Chef der jüngeren Linie als König wäre eine Lösung der schon schwebenden Frage, vielleicht die bequemste und nächstliegende; ob aber auch die beste, die gerechteste? Es ist möglich, daß sich die Nation in ihrer Bedrängniß über die Faktoren des Rechtes hinwegsetzt; es ist möglich, daß der Graf von Paris die Stimmen der Parteiführer auf sich vereinigt; sicher aber nicht aller und auch nicht der gewissenhaftesten unter ihnen. So nicht diejenige M. J. du Bourg's, des treuesten und erprobtesten Anhängers und Freundes Heinrichs V.

Herr du Bourg hatte Gelegenheit, in der Seele des Grafen Chambord zu lesen, und er gewann die Ueberzeugung, daß der letzte Bourbon zwar bereit war, den Schleier der Nächsten- und Verwandtenliebe über die Verirrungen der branche cadette zu werfen, daß er die Versöhnung und den Frieden aufrichtig wollte, aber niemals an eine Aenderung der Erbfolge zu Gunsten des Hauses Orleans dachte. Die gewonnene Ueberzeugung drückte ihm die Feder in die Hand. Er schrieb eine kleine aber gediegene Abhandlung über „das monarchische Recht" [1]), in welcher er zu den gleichen Resultaten gelangte.

Er fragt am Eingange seines Werkchens: „Finden Sie es nicht sonderbar, daß, so oft in den Blättern von der neuen politischen Lage die Rede ist, immer die Worte: seine — des Grafen von Paris, unbestreitbaren Rechte, wiederkehren? Wenn sie so unbestreitbar sind, warum kommt man immer wieder auf diese Unbestreitbarkeit zurück? Sollte diesem Verfahren nicht die Absicht, die öffentliche Meinung zu bestreiten, zu Grunde liegen?" „Auf mich übt es den Eindruck, als läge etwas in der Luft, das einen Streit um die Erbfolge nach Heinrich V. befürchten ließe."

Herr du Bourg beweist, daß die Entsagungsurkunde Philipps von Anjou in Frankreich selbst nie als rechtsgültig anerkannt war, und daß sich Ludwig XIV. hütete ihr durch Einberufung der Generalstaaten und von ihnen eingeholte Genehmigung volle Gesetzmäßigkeit zu ertheilen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Könige von Frankreich und Spanien den Utrechter-Frieden unter geistigem Vorbehalt, mit einer Art reservatio mentalis abgeschlossen hatten. Sie wußten, daß der Vertrag in Bezug auf die Ausschließung des Zweiges Anjou ohne Zustimmung der Nation nicht perfekt werden konnte, und unterließen es geflissentlich dem Vertrag jene Zustimmung zu verschaffen.

---

1) Le droit monarchique par M. J. du Bourg.



Wenn sich Großbritannien mit dem hinfälligen Friedensinstrument für zufrieden gestellt erklärte, so war das seine Sache, den Rechten der Nachkommen Philipps von Anjou kann aber jener unfertige und darum auch nicht aufrecht zu erhaltende Vertrag keinerlei Eintrag thun. Herr du Bourg gelangt aus diesen Gründen zu dem Schluß: „Tous ces faits prouvent surabondamment que l'acte de Philippe V. était nul, était reconnu comme tel à toutes les époques et que les droits légitimes de ses descendants demeurent intacts." Und er hat darin ebenso Recht, als indem er ausruft und erklärt, daß die Macht, welche das Princip der Legitimität verleiht, nur von einem ächten Repräsentanten jenes Principes ausgeübt werden kann.

Soll Frankreich nicht bloß einer augenblicklichen Verlegenheit entrissen, sondern auf die Dauer gestärkt, gekräftigt und verjüngt werden, dann genügt nicht die bloße Aenderung der Form, sondern es muß im Wesen des Staates Wandel geschaffen werden. Diesen schafft man aber nicht mit einem Fürsten, der mit den Begriffen des Bourgeoisieregiments so innig verflochten und verwachsen ist, wie die Nachkommen Louis Philipps. Dazu bedarf es einer starken Bürgschaft der Principientreue, wie sie wohl die ältere Linie des Hauses Anjou, aber niemals ein Orleans zu bieten vermag.

Dr. G. E. H.

XII.

Zur Sprichwörterbibliographie.

Dem 1. Bande der „Altspanischen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten aus den Zeiten vor Cervantes ꝛc. von Hofrath Dr. Haller“ ist nach Verlauf von drei Vierteljahren der 2. nachgefolgt, in welchem die Literatur der Sprichwörter behandelt wird. Der erste Band fand nicht nur in der periodischen Presse [1]) die günstigste Aufnahme, sondern trug auch dem Herrn Verfasser die ehrendsten Auszeichnungen von Seite verschiedener Souveräne ein.

Während der 1. Theil des Werkes [2]) die ausführliche Bearbeitung der ersten 555 Sprichwörter von Mosen Pedro Valles umfaßt, enthält der kürzlich erschienene zweite die „Literatur der Sprichwörter“ in den germanischen und romanischen Sprachen. Der Gedanke, eine Bibliographie der Sprichwörter zu geben, ist ein sehr glücklicher zu nennen, da von den wenigen bisher vorhandenen Sprichwörterbibliographien die „Literatur der Sprichwörter von Christian Conrad Nopitsch“ (Nürnberg 1822. 2. Ausg. 1833) jetzt veraltet ist, die

1) Vgl. Archivio Veneto Ser. II. Vol. 26 da Ag. Garlato. Das Ausland. 1882. S. 354—56. 1883. S. 177—178. Literar. Centralblatt. 1883. Sp. 708. Allgem. Ztng. 1882. S. 2013—14. 5364—65. Magazin f. die Literatur des Auslandes. 1883. S. 43. Wissenschaftl. Beilage d. Leipziger Ztng. 1883. Nr. 16. Blätter f. literar. Unterhaltung. 1883. Le Mémorial diplomatique 1883. p. 205. Le Constitutionnel. 1883. Nr. 99. Aftonbladet. 1883. Nr. 69. u. A.

2) Vgl. Bd. 91. S. 816—20 dieser Blätter.

„Bibliographie parémiologique p. G. Duplessis“ (Paris 1847) namentlich in der deutschen Literatur viele Lücken aufweist, „Stirlings Literature of Proverbs“ (London 1860) vorzüglich für England berechnet in Deutschland wenig bekannt, und Wander's Literaturverzeichniß im 1. Bande seines „Deutschen Sprichwörterlexikon's“ nur für die deutsche Sprichwörterliteratur berechnet ist. Die Bearbeitung einer Sprichwörterbibliographie bietet schon von vorne herein die große Schwierigkeit, daß eine beträchtliche Anzahl der Sprichwörter nahe verwandter Redensarten existiren, welche kaum umgangen werden können. Der Verfasser einer Bibliographie, welcher diese unberücksichtigt läßt, lädt leicht den Vorwurf auf sich zu wenig geboten zu haben, während sich im entgegengesetzten Falle das Material so gewaltig häuft, daß zu dessen Bewältigung, Sichtung und Verarbeitung eine gründliche Kenntniß jedes einzelnen aufgeführten Werkes gehört. Erwägt man hiebei noch, daß in den meisten Sprichwörtersammlungen sich Devisen, Emblemata, Axiome u. s. w. finden, so wird man gewiß dem Verfasser zustimmen, wenn er sich hierüber also äußert: „Ich habe mich aber nicht bloß auf die Literatur der eigentlichen Sprichwörter beschränkt, sondern auch die Werke über die mit den Sprichwörtern sehr verwandten Axiome oder Maximen, Sentenzen, Dicta, Apophthegmata, Symbola, Emblemata, die Imprese der Italiener und Empresas der Spanier, die Wahlsprüche der Deutschen, die Devises der Franzosen u. dgl. mit in den Bereich meiner Darstellung gezogen. Das Verhältniß der eigentlichen Sprichwörter zu diesen ist wie das zwischen Natur und Kunst. Die Sprichwörter sind das spontane Erzeugniß des Volksgeistes selbst, aus diesem unmittelbar entsprungen; die übrigen vorangeführten meist künstlich erdacht und gemacht: arte facta.“

Der Verfasser hat sich seine Arbeit nicht bequem gemacht. Er hat nicht nur ein reiches Material gesammelt, sondern hat das vorhandene von dem altbewährten Satze „qui bene distinguit bene docet“ ausgehend in trefflicher, systematischer und leicht übersichtlicher Weise aufgeführt. Ein Blick in das Schema möge einen Begriff von dem Reichthum des Gebotenen geben. Voraus geht 1) die Literatur der Sprichwörter oder dgl. im Allgemeinen, und 2) Werke mit Sprichwörtern oder dgl. in mehr

als einer Sprache. Darauf folgen die einzelnen Völker und zwar 3) die Griechen, 4) die alten Römer, 5) Lateiner der späteren Zeiten, 6) Spanier, 7) Deutsche, 8) Schweden, 9) Norweger, 10) Isländer, 11) Dänen, 12) Friesen, 13) Holländer, 14) Flamänder, 15) Engländer, als Anhang die Angelsachsen, 16) Schotten, 17) Franzosen, 18) Graubündner (Romansche), 19) Italiener, 20) Neucatalanen, 21) Valencianer, 22) Portugiesen, 23) Walachen (Rumänen) und 24) die Basken. Dr. Haller hat sich aber mit diesen Hauptabtheilungen nach Völkern nicht begnügt, sondern scheidet auch noch bei den größeren Völkerstämmen nach Dialekten aus. So finden wir z. B. bei den Deutschen 30, bei den Franzosen 23, bei den Italienern 53 verschiedene Dialekte aufgeführt. Erwägt man ferner, daß bei den einzelnen Völkern die Literatur über die Sprache, die Sprichwörter, Symbola, Gedichte, Sagen und die vorzüglichsten Wörterbücher wieder eigens aufgeführt ist, so ergibt sich leicht ein Bild des schönen Aufbaues dieser Bibliographie. Bei den einzelnen Werken findet sich aber nicht bloß die genaue Titelangabe, was bei der großen Seltenheit so vieler aufgeführter Werke dem Leser keinen Einblick in das einzelne Buch gewähren würde, sondern es wird bei schwerer zugänglichen Werken auch der Inhalt angegeben. Mitunter werden Namen, Personen und Dinge wieder an's Tageslicht gezogen, die zu ihrer Zeit einen guten Klang gehabt und in großem Ansehen gestanden, die eine bedeutende Rolle in der politischen, wissenschaftlichen und culturellen Bewegung gespielt haben, dann aber in Folge des Wechsels der Zeiten, der Dinge und der Anschauungen allmälig in Vergessenheit gerathen und gleichsam verschollen sind. Bei Werken, welche besonders interessante und charakteristische Sprichwörter namentlich auch aus den älteren Zeiten mittheilen, werden eine größere Anzahl von Beispielen aus denselben angeführt. Wir erwähnen „Proverbes basques recueillis par le sieur d'Oihenart, Paris 1657“ (S. 35—37) „Matth. Holtzwart's Emblematum Tyrocinia. Strassburg 1581“ (S. 61—63). „Raccolta di proverbi veneti. 3ª Ediz. Treviso“ S. 148—150.)

Besonders interessant sind die Einleitungen, welche bei einer größeren Anzahl von Völkern der Aufzählung der in ihren

Sprachen geschriebenen Werke vorausgehen. Es sind dieß eingehende Uebersichten, welche dem Benützer einen allgemeinen Ueberblick über die einschlägige Literatur und den historischen Entwickelungsgang derselben geben. In denselben ist ganz besondere Aufmerksamkeit denjenigen Werken gewidmet, welche für die einzelnen Mundarten bei den verschiedenen Völkern erschienen sind. Da aber die vorliegende Bibliographie den 2. Theil der „Altspanischen Sprichwörter" bildet, so hat es sich der Verfasser angelegen seyn lassen, die Literatur dieses Volkes mit besonderer Sorgfalt zu behandeln. Diese Einleitung gibt eine gedrängte übersichtliche Darstellung der geschichtlichen Entwickelung, welche die Literatur des Sprichworts in Spanien genommen hat. Naturgemäß ist dabei die chronologische Ordnung befolgt, in welcher dann auch bei der Literatur selbst die einzelnen Autoren und ihre Werke, fast durchweg mit näheren Notizen über ihre Lebensumstände, aufgeführt sind, während bei den übrigen Literaturen der größeren Leichtigkeit des Nachschlagens wegen die alphabetische Ordnung beibehalten ist. Eine erwünschte Ergänzung des inhaltlich so reichen 1. Theiles hat der Verfasser auf S. 290—301 dieses 2. Theiles gegeben, indem er das dort schmerzlich vermißte Sach- und Wortregister nachbringt, durch welches die Benützung des reichen Materials im 1. Bande wesentlich erleichtert wird. Zu wünschen wäre nur gewesen, daß diesem vorliegenden Bande, welcher so viele interessante und theilweise verschollene Literatur wieder an's Tageslicht zieht, ein ausführliches Autorenregister beigegeben wäre, zumal da in dem Buche so reiche Nachrichten über so manche Autoren geboten werden, welche man in vielen Literaturgeschichten vergebens sucht. Doch verlangen wir des Guten nicht zu viel und erkennen wir das große Verdienst dankbar an, welches sich Hofrath Dr. Haller durch seine Sprichwörterbibliographie erworben hat.

XIII.

Königin Maria Karolina von Neapel.

Ein Lebensbild.

II.

Wir haben oben erwähnt, welchen Eindruck sie als junge Neuvermählte auf den englischen Gesandten Horace Mann gemacht; daß sie an der Seite ihres zwar gutmüthigen und harmlosen, aber in geistiger Beziehung so tief unter ihr stehenden Gemahles und unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen sich anders entwickelte, als zu erwarten stand, daß sie vieles von der Feinheit und Anmuth, welche die junge Königin schmückten, mit den Jahren einbüßte, ist begreiflich; für ihr leicht erregbares, feuriges Naturell, für die gewisse wienerische Gutmüthigkeit und den eigenthümlich lothringischen Leichtsinn, wie H. Hüffer sie treffend charakterisirt, wäre die kluge und selbst strenge Leitung von Seiten eines würdigen Gemahles nothwendig gewesen, um sie zu einer Zierde ihres Geschlechtes zu machen. Doppelt gefährlich für eine so angelegte Natur und unter dem südlichen Himmel mußte ihre Ueberlegenheit des Geistes und die Energie ihres Willens an der Seite eines Mannes von Ferdinand's Eigenart werden, der sich ihr gegenüber aller Rechte des Herrn, des Regenten, des Oberhauptes, des Vaters begab, um in Ruhe und Behagen seinen Jagd= und Fischereiliebhabereien nachzugehen, und mit diesen Rechten zugleich alle Lasten der Regierung,

wie der Leitung des Hauses und der Erziehung der Kinder auf ihre Schultern wälzte.

Wie schwierig aber mußte es für die jugendliche Herrscherin seyn, von dem heiter unbefangenen Hofe ihrer großen Mutter, wo sie wohl Sitte, aber nie Zwang und grundsätzliches Mißtrauen gelernt, an den Hof eines außerhalb der Strömung der Weltereignisse gelegenen Reiches versetzt zu seyn, wo in Ermanglung großer Staatsgeschäfte die Geister sich in einer gewissen Geheimthuerei gefielen und Ränke schmiedeten, um sich die Zeit zu vertreiben und sich nach irgend einer Seite hin wichtig zu machen. Man vertrug es nicht, daß sie sich von Anfang an gab wie sie war. Es war mit Maria Karolina, sagt ihr Biograph, derselbe Fall, wie mit ihrer um einige Jahre jüngeren Schwester Marie Antoinette in Frankreich, und die Behauptung dürfte keine gewagte seyn, daß sich jene auf den Thron der Ludwige, diese auf den von Neapel gestellt, keine in anderer Weise würde entwickelt haben, als es je bei der Schwester stattgefunden. Beide von heiterem Sinn und lebhaftem Temperament, von einer Arglosigkeit und Vertrauensseligkeit, die nicht lange prüfte, zu wem ihre Sympathien sich hingezogen fühlten, und das in einer Umgebung, wo Kabalen von der einen Seite, erfinderische Mißdeutung von der andern zu Hause waren: so konnte es kaum anders kommen, als daß beide oft genug Unvorsichtigkeiten begingen, hinter denen argwöhnische Augen Unerlaubtheiten witterten. Aber sind Unvorsichtigkeiten auch gleich Sünden? Eine deutsche Reisende, Elise von der Recke, führt gelegentlich der gegen die Person der Königin in Umlauf gesetzten Verleumdungen die treffenden Worte der Gräfin Razumowska, einer treuergebenen Freundin der Königin, an: „Das Giftigste ist bei solchen Verleumdungen der Kunstgriff, nicht ganz zu leugnende Schwächen neben das völlig Unbegründete zu stellen, damit dieses eine Art von falschem Wahrheitsschein erhalte.“

Alle, welche der Königin näher traten und vorurtheils-

frei sie betrachteten, stimmen darin überein, daß sie ohne Arg, von Herzen gutmüthig, bis zum Uebermaß wohlthätig und freigebig, im Benehmen von gewinnendster Liebenswürdigkeit, gegen ihre Freunde treu und aufopfernd, gegen ihren Gemahl im höchsten Grade rücksichtsvoll war. Philipp Hackert führt wiederholt anmuthige Züge von ihr an. „Die Königin", heißt es bei ihm, „war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, weßhalb auch Hackert bei ihr in Gnaden stand." Sie machte ihm wiederholt Geschenke, um ihrer Freude über seine Ergebenheit für den König Ausdruck zu geben; sie nahm lebhaften Antheil an seiner künstlerischen Thätigkeit und setzte oft das Ceremoniell bei Seite, um den Künstler nicht in der Arbeit zu stören. Wiederholt sandte sie, gleich dem König, von ihrer Tafel besonders feine Gerichte an Hackert, dem gleichzeitig in einem anstoßenden Gemach die sogenannte „Staatstafel" servirt war. Kotzebue führt die charakteristischen Aeußerungen von ihr an: „Um das Volk glücklich zu machen, muß man leider oft Despot seyn, wenn auch gegen eigene Neigung; und ist man es, so wird man nicht geliebt." Auf seinen Einwurf, das Beispiel Maria Theresia's beweise, daß dieß doch nicht immer der Fall sei, erwiederte sie: „O, meine Mutter war dennoch unglücklich in ihren letzten Tagen, denn das undankbare Volk wünschte allgemein ihren Tod; und warum? wegen einer elenden Steuer!" „Alles", fährt Kotzebue fort, „was sie sprach, trug den Stempel eines hellen, klaren Geistes und eines zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortrefflichen Herzens" . . . .

Aus dem gleichen Jahre, 1804, datirt folgende Mittheilung des bereits erwähnten geistreichen Beobachters, Philipp Joseph von Rehfues: „Ich wurde in die Gemächer der Königin gerufen und fand sie an einen Marmortisch gelehnt meiner wartend. In meiner Erinnerung steht sie als eine kleine Gestalt mit blassem Gesicht und großen Augen in einem weißen, matronenmäßigen Anzug. Von dem Gespräch ist

mir nur noch so viel im Gedächtniß geblieben, daß es sich nach den ersten und gewöhnlichen Fragen der Fürsten auf den Standpunkt der Regierungen gegenüber den Völkern bezog, und namentlich der Grundsatz, daß die Fürsten in ihren Handlungen die Urtheile der Unterthanen nicht beachten, sondern mit ihrem eigenen Gewissen im Reinen seyn müßten, ausgesprochen wurde. Sie führte dafür eine ziemlich weitläufige Stelle aus den Werken von Friedrich dem Großen an, welchen sie sehr zu bewundern und in seinen Schriften zu studiren schien. Ich kann die Unbekümmerniß nicht genug beklagen, mit der ich unterlassen habe, das Gespräch gleich nachher niederzuschreiben. Daß die Fürstin bemüht war, mir einen hohen Begriff von ihrem Verstand und ihrer Bildung beizubringen, war der Haupteindruck, den sie auf mich machte und der mir auch geblieben ist.“ Bedeutender lautet die Charakteristik, welche Rehfues einige Jahre später, nachdem er ihr in diplomatischen Geschäften näher getreten war, von ihr gab: „Sie war eine Frau von hohem Geist, von einem sichern Blick in die Zukunft Italiens und von klarer Erkenntniß der Mittel, seinem Unglück vorzubeugen. Schon zu einer Zeit, wo man das gefährlichste, aber oft auch einzige Mittel der Völker, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, noch nicht erprobt hatte, sah sie den Volkskrieg als die Waffe an, welche dem Umsichgreifen der französischen Macht allein mit Erfolg entgegenzusetzen sei. Sie rechnete vorzüglich auf Papst Pius VI., dem sie sein ganzes Schicksal mit prophetischem Geiste voraussagte, wenn er sich nicht an die Spitze der großen Volksbewegung stelle . . . Es war ein großes Unglück für diese Fürstin, daß sie in eine Zeit solcher politischen Erschütterungen gefallen. In Tagen der Ruhe und des gegenseitigen Vertrauens würde sie in reifem Alter sehr wohlthätig auf die Regierung eingewirkt haben, deren Fehler sie alle wohl kannte. So traten gerade jetzt die Tage ein, wo der Thron das Volk fürchtete und das Volk das Vertrauen zu ihm verlor.“

Was Kotzebue als schönen Charakterzug rühmt: daß sie noch immer mit so vieler Liebe an ihrem Vaterlande hing, und was ihn so angenehm berührte: daß „man schon beim Eintritt in ihr Vorzimmer nichts als Deutsch reden hört und einen überall ehrliche deutsche Gesichter anlachen", das wurde der Königin von ihren Feinden fast am meisten zum Vorwurf gemacht und erhöhte nicht wenig die schon frühe vorhandene Erbitterung gegen „die Oesterreicherin." Und doch, wie natürlich war der Hang der blutjung aus dem Elternhause in ein fernes Land und in ihr völlig fremde Verhältnisse versetzten Kaisertochter, mindestens zu ihrer nächsten Umgebung österreichische Landsleute zu wählen! Später sprach kluge Vorsicht dieser Vorliebe das Wort, so daß sie, „um keine Reibungen zwischen zwei Nationen zu haben", ihre Dienerschaft ausschließlich aus Deutschen zusammensetzte und auch für die männlichen Posten Landsleute wählte; Privatsekretär, Erzieher, Lehrer der Kinder, Hofgärtner, alle waren Deutsche. Es ist freilich nicht zu verwundern, daß eine so auffallende Begünstigung eines fremden Elementes die Eigenliebe der Italiener verletzen mußte. Alle Personen aber, welche zu dem engsten Hofe der Königin gehörten, bemerkt Rehfues, seien „ihrer Gebieterin mit Leib und Seele ergeben gewesen; sie habe die jungen Mädchen, welche einige Jahre bei ihr in Dienst gestanden, vortheilhaft zu verheirathen gesucht."

Obige Aeußerung von der unbedingten Ergebenheit aller deutschen Bediensteten muß jedoch einige Beschränkung erleiden; nicht alle lohnten der Königin das durch sie erhaltene Glück mit Dank; manche bereiteten ihr viel Verdruß, mißbrauchten ihr Vertrauen, vergalten ihr die Wohlthaten mit Falschheit und übler Nachrede. Dieß war namentlich bei einer Würzburgerin, einer Baronesse Mudersbach der Fall, die in Neapel einen Duca Giovanni heirathete, immense Wohlthaten von Karolina empfing und sich schließlich als eine ganz gemeine und perfide Verrätherin entpuppte. Einen schönen Gegensatz zu dieser Person bildet der Marchese

Haus, der ebenfalls von Würzburg gekommen, wo er als Universitätsprofessor gewirkt, als Erzieher des Kronprinzen das in ihn gesetzte Vertrauen glänzend rechtfertigte. Aus dem Jahre 1784, da er mit seinem später gleichfalls in Neapel angestellten Bruder die ersten Audienzen bei der Königin hatte, ist ein Brief an seine Mutter erhalten, der folgende für die Charakteristik Maria Karolina's nicht uninteressante Stelle enthält: „Alles, was wir bisher von dieser einsichtsvollen und gütigen Monarchin gehört hatten, bleibt unendlich tief unter dem stehen, was ich hier und in den beiden folgenden Audienzen, die sie uns verstattete, wirklich empfand. Ich bin überzeugt, daß es nicht Großmuth, Freigebigkeit und Güte des Herzens ist, was die Liebe aller Herzen gewinnt (obwohl die Königin alle diese Tugenden in einem vollkommeneren Grade, als je eine andere Souveränin besitzt), sondern gewisse Attentionen, die den schmeichelhaften Gedanken bei uns hervorrufen, daß die Person, von der wir sie empfangen, sich aus unserem Vergnügen und unserer Zufriedenheit ein angelegenes Geschäft mache, und von dieser Seite erscheint die Königin am liebenswürdigsten."

Manche der deutschen Diener und Dienerinen bleiben sehr lange bei Maria Karolina; diese ließ sie, wenn ihnen endlich das Klima nicht mehr zusagte oder Sehnsucht sie in die Heimath zurücktrieb, mit schwerem Herzen von sich. Diesen Gefühlen in den Briefen an ihre kaiserlichen und königlichen Kinder den lebhaftesten Ausdruck zu geben trug sie kein Bedenken, und es macht gewiß ihrem Herzen nur Ehre.

Noch erübrigt uns, bevor wir den Faden der geschichtlichen Ereignisse wieder aufgreifen, in Kürze ihr Verhalten gegen den König zu beleuchten.

Nach Allem, was wir über den von der sogenannten Geschichtsschreibung, die häufig nichts als Abschreiberei und tendenziöse Nachbeterei ist, bald als grausamen Tyrannen, bald als rohen Dummkopf dargestellten König Ferdinand bereits gesagt haben, liegt es nahe, daß an seiner Seite die

geistvolle und energische Frau oft einen schweren Stand hatte; aber mochte sie auch über seine Sorglosigkeit und Vergnügungssucht, über seinen Mangel an Regentenfähigkeit, an beharrlicher Pflichterfüllung und Charakterstärke oft genug im Stillen in Verzweiflung gerathen, der Welt und ihren Kindern gegenüber stellte sie ihn deßwegen niemals bloß. Sie konnte allerdings kein Geheimniß daraus machen, daß die Last der Geschäfte auf ihr ruhte, und sie sah zu klar, um nicht zu wissen, daß eben deßhalb auch die ganze Schwere der Verantwortung, Haß und Anfeindung sie allein traf. Wenn sie es unter ihrer Würde hielt, sich deßwegen je vor der Oeffentlichkeit zu vertheidigen, so unterließ sie es auch aus Pflichtgefühl, wenn ihre Vertheidigung nur auf Kosten Anderer, denen sie Schonung schuldete, hätte geschehen können. Als sie einmal von Anschuldigungen hörte, die ungerechter Weise gegen sie in Umlauf gesetzt waren, die aber eigentlich ihren Mann angingen, sagte sie: „Da der König einmal so ist, bringt es im Grunde weniger Nachtheil, wenn das Volk mit mir unzufrieden ist, als mit ihm.“ Dieses Wort schlägt ganze Bände gemeiner Verleumdungen und gehässiger Anklagen nieder.

Diese allgemeine Charakteristik vorausgeschickt, müssen wir, der übersichtlichen Darstellung wegen, auf das Jahr 1790 zurück gehen. Als ob sich die alten Dynastien von dem gewaltigen Völkersturme, der sich von Frankreich aus über einen großen Theil von Europa verbreiten sollte, noch einmal zum gemeinsamen Widerstande gegen die allgemeine Umwälzung rüsten wollten, hatte man durch Vermählungen die Familienverbindungen zwischen Oesterreich und Neapel auf ferne Zeiten hinaus zu befestigen gesucht. Am 19. September 1790 hatte in der kaiserlichen Hofburgkapelle das seltene Schauspiel einer dreifachen Vermählung stattgefunden, welcher Königin Karolina und König Ferdinand von Neapel unter dem Namen des Grafen und der Gräfin von Castellamare in Person beiwohnten: zuerst jene der Erzherzogin

Clementine mit dem Kronprinzen von Neapel, der durch den Erzherzog Karl vertreten war; dann jene des österreichischen Kronprinzen Franz mit der Prinzessin Maria Theresia von Neapel, zuletzt jene des Großherzogs von Toscana mit der Prinzessin Luise. Vielfältiger konnten die verwandtschaftlichen Bande zwischen den beiden Dynastien, der habsburg-lothringischen und der sicilisch-bourbonischen kaum geknüpft werden.

Aber die Ansichten und Doktrinen der französischen Revolution waren bereits nach Neapel gedrungen und hatten sich namentlich der gebildeten Klassen und der ausgezeichneten Köpfe des Landes bemächtigt. Jene Zeiten waren vorüber, da der italienische Fürst, wie Marchese Ulloa in seiner Geschichte der Königin Karolina sagt, keine Verantwortlichkeit kannte, als jene vor Gott und seinem eigenen Gewissen, ruhig und unangefochten auf seinem Throne saß, geliebt und geehrt von seinem Volke, umgeben von einem glänzenden Hofstaate, der Mittelpunkt der Künste und Vergnügungen; jetzt begannen Gesinnungen zu herrschen und laut zu werden, welche sich mit dem Fortbestande der monarchischen Regierungsform nicht vertrugen. Dieß drängte sich sofort dem scharfen Blicke der Königin entgegen, als sie von der Reise in die Heimath nach Neapel zurückkehrte. Während der Abwesenheit des Herrscherpaares hatte die revolutionäre Bewegung mächtig um sich gegriffen; von einer fanatisirten Anzahl nicht bloß junger Brauseköpfe war schon im Januar 1791 eine Verschwörung angezettelt worden; mit der bei solchen Gelegenheiten üblichen Uebertreibung brüsteten sich die Rebellen, sie hätten 50,000 Anhänger.

Von diesem Zeitpunkte an tritt Maria Karolina eigentlich erst in den politischen Vordergrund. Der König, dem der Blick für alles politische Leben fehlte und der sich nur seine oft mehr als trivialen Freuden angelegen seyn ließ, kümmerte sich wenig darum, ob allen seit Jahrhunderten überlieferten Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten eine Um-

wälzung drohe, deren dumpfes, unheilverkündendes Brausen von der Seine herüberdrang; aber die Königin erkannte bald das Gefährliche und Drohende der unaufhaltsam vorwärts drängenden Bewegung. Zu dem natürlichen Widerwillen, welcher die stolze Cäsarentochter gegen die revolutionären Tendenzen der neuanbrechenden Zeit erfüllte, trat die schwere Sorge um das Schicksal der geliebten Schwester in Frankreich, sowie die Angst vor dem ihr und den Ihrigen drohenden Geschick. Alles, sagt A. von Helfert, deutet darauf hin, daß Abscheu vor solch ehrenrührigem Beginnen, Schrecken und Entsetzen über die Gräuelthaten einer in verbrecherischen Wahnsinn versetzten Nation sie mit einem Hasse gegen alles erfüllten, was den französischen Namen trug oder vielmehr mißbrauchte, so daß sie den Wortführern des verruchten neuen Frankenthums den Krieg auf's Messer schwur.

Daß der Haß gegen sie, in deren Händen die Regierung der ältesten Monarchie Europa's lag, die Tochter des verhaßten Hauses Habsburg, die mit den verhaßten Bourbons so nahe Verwandte, auch wirklich ganz planmäßig von der die revolutionären Ideen verbreitenden Partei angeregt und unterhalten wurde, bewies das oben bereits erwähnte Werk Gorani's, das von Frankreich aus in Umlauf gesetzt worden war und worin alle skandalösen Hofgeschichten Italiens gesammelt und mit empörender Frechheit der Königin von Neapel zugeschrieben wurden.

Die brutalen Angriffe riefen begreiflicher Weise entschiedene Maßregeln der Ab- und Gegenwehr hervor; mit Erbitterung nahm Karolina den Kampf gegen die Revolution auf. Gegen Frankreich wurde ein Bündniß mit England geschlossen und gleichzeitig suchte man, rückhaltslos vorwärts gehend, den inneren Feind zu bekämpfen. Jeder Gedanke an Reformen wurde zurückgedrängt, jeder Schein einer Neigung für Frankreich galt als Verbrechen. Die Kerker und die benachbarten Inseln füllten sich mit Verurtheilten, Verdächtigen und Verbannten, darunter Personen des höchsten Adels, Mitglieder

der höchsten Behörden. Eine Giunta di Stato, als deren Hauptperson der Marchese Vanni ein trauriges Andenken hinterließ, wurde zur Untersuchung der politischen Vergehen eingesetzt, die selbst mit Todesstrafen nicht sparsam umging. Es werden Züge von solcher Härte erzählt, daß ruhige Geschichtsforscher ihnen die Glaubwürdigkeit absprachen und auf die in allen solchen Fällen mehr oder minder berechnete Uebertreibung hinwiesen. Gewiß ist, daß alle diese Maßregeln, während sie die südliche Phantasie mit Schreckbildern anfüllten, die Unzufriedenheit im Innern immer mehr steigerten. Die fortwährend wieder auftauchenden Verschwörungen und nachfolgenden Verhaftungen und Executionen bestimmten endlich im Januar 1793 einen Theil der Bevölkerung, der solcher Zustände müde war, den König in einer Adresse zu bitten, nicht länger zu säumen und Frankreich, auf das alle Unruhen zurückzuführen wären, den Krieg zu erklären.

Diese Kriegserklärung erfolgte im Oktober 1794; aber der Ausgang war für Neapel kein günstiger. Im Mai 1796 mußte Buonaparte um Waffenstillstand und Friedensschluß angegangen werden; derselbe kam im Oktober zu Stande.

Das Königreich Neapel befand sich um diese Zeit auf der Höhe seiner Macht und seines politischen Ansehens; es hatte trotz des unglücklichen Ausganges dieses Krieges keinen Fuß breit Landes verloren und aus den schonenden Bedingungen, welche Buonaparte gestellt hatte, konnte man schließen, daß der jugendliche Oberfeldherr Frankreich's Werth darauf lege, mit den italienischen Südstaaten in gute Beziehungen zu treten. Buonaparte und der Hof von Neapel waren voll Aufmerksamkeiten gegen einander.

Aber im Innern des Königreiches sah es weniger glänzend aus. Die Finanzen lagen darnieder; die allgemeine Stimmung in der Hauptstadt war eine tiefgedrückte; die Schergen des schrecklichen Vanni ertödteten alle Freude des gesellschaftlichen Lebens und Verkehrs; die Zahl aller wegen politischen Verdachtes vorgenommenen Verhaftungen soll bis

zum Ende des Jahres 1797 zweitausendachthundert Köpfe betragen haben. Das Traurigste war, daß die Untersuchungen ganz flau betrieben, oft völlig sistirt wurden, so daß Viele ohne jedwede Schuld Jahre lang in den elendesten Kerkern schmachteten. Von französischer Seite erging endlich die Aufforderung zur Untersuchung und eventuell zur Freilassung der unschuldigen Opfer. Bei Hof schien man die ganze so ernste Angelegenheit vergessen zu haben, bis zwei der vornehmsten Damen, die Herzogin von Cassano und die Mutter Colonna, die Vermittelung der Königin anriefen. Nun wurde die große Staatsgiunta zusammenberufen und mit der Wiederaufnahme und Wiederprüfung des eingeleiteten Strafverfahrens betraut. Bei der raschen Thätigkeit, welche sie entwickelte, folgten fast ebensoviele Freilassungen, als einige Jahre früher Anklagen und Verhaftungen; man liest freilich schaudernd, daß nur der geringste Theil schuldig befunden und zu Freiheitsstrafen oder Verbannung verurtheilt wurde, daß also an vielen Hunderten durch ein ganz unerhörtes Verfahren grausam gesündigt worden war. Mit Recht traf der allgemeine Haß den eigentlichen Urheber so schweren Unrechts, den Marchese Vanni, der sich Jahre lang darin gefallen hatte, Gegenstand des allgemeinen Schreckens zu seyn und nun, leider zu spät, mit dem Hasse der ganzen Nation beladen, seiner Stellung enthoben wurde. Jene aber thaten wieder bitter Unrecht, welche die Schuld der Königin allein zuschrieben und sie unter dem Vorwurfe unmenschlicher Grausamkeit und Rachsucht dafür verantwortlich machten. Kein einziger Fall ist verbürgt, in welchem die Königin persönlich die Verschärfung der Procedur oder Strafe veranlaßt hätte, wohl aber weiß man, daß sie, um Hülfe angerufen, Beschleunigung des Verfahrens und Milderung der Strafe erwirkte. Es ist notorisch, daß auf die Vorstellungen der Damen Cassano und Colonna 28 Beschuldigte, die seit vier Jahren in Untersuchungshaft gesessen, freigesprochen und freigelassen wurden, trotz aller Bemühungen Vanni's, der ihnen mindestens die Folter

nicht erspart haben wollte. Und wenn eine deutsche Reisende ihre Behauptung: die Königin habe von der Zustimmung zu solchen harten und leider nur zu häufigen Verurtheilungen sich schmerzvoll zurückgezogen, dagegen auf geheimen Wegen, wo sie konnte, Hülfe gebracht, mit den Worten bekräftigt: „Ich selbst kenne einen Mann, den sie aus der Haft des Todes durch Erkaufung des Kerkermeisters entrinnen ließ," so wiegt eine solche Thatsache mehr, als alle in die Luft gesprochenen Tiraden und Erfindungen gewissenloser Federhelden.

Gleich nach der Rückkehr von Wien, heißt es bei Hermann Hüffer, im Frühling 1791 und nochmals im folgenden Jahre hatte der neapolitanische Hof versucht, die italienischen Staaten zur Sicherung der Grenzen gegen französische Eroberungsgelüste zu vereinigen. Der furchtsame Eigennutz der Venetianer, später das Erscheinen einer französischen Flotte vor Neapel hatte die Ausführung des Planes verhindert. Im Sommer 1793 war Neapel der großen Coalition gegen Frankreich beigetreten, hatte sich aber 1796 gleich nach dem Waffenunglück der Oesterreicher, deren Politik unter dem unbeugsamen Freiherrn von Thugut die Königin immer getadelt und gehindert hatte, wieder von der Coalition getrennt und vollkommene Neutralität zu halten versprochen. Es war dieß ein Vertrag, wie ihn damals so viele kleine Staaten mit den Franzosen abschlossen: kurze Frist des Daseyns durch um so gewisseren Untergang erkauft.

Aus dem von Hüffer reichlich benützten Briefwechsel der Königin Maria Karolina mit ihrer Tochter, der österreichischen Kaiserin, geht die am neapolitanischen Hofe herrschende Aufregung, der Wechsel von Furcht, Hoffnung und Verzweiflung und der immer gleiche Haß gegen die französischen Usurpatoren deutlich hervor. Diese hatten sich wie ein verheerender Lavastrom über Italien ergossen; durch den Frieden von Campoformio waren nicht nur die italienischen Gebietsverhältnisse auf eine wesentlich andere Grundlage gestellt worden; auch

die dort herrschenden Gewalten hatten gewechselt oder waren zu der neu-französischen Macht in ein Verhältniß getreten, das den alten Kabinetten ernste Besorgniß einflößte. General Berthier hatte im Februar 1798 Rom besetzt, den Papst seiner weltlichen Herrschaft entkleidet und in französische Gefangenschaft abgeführt, alsdann die römische Republik ausgerufen.

Das Königreich Neapel war bis dahin unangetastet geblieben; man stand scheinbar mit den Gewalthabern an der Seine auf bestem Fuß und der französische Gesandte Garat fand am Hof freundliche Aufnahme, wiewohl ihn die Königin im Herzen verabscheute, da sie wußte, daß er im Prozeß Ludwig's XVI. eine Rolle gespielt und dem König das Todesurtheil verkündigt hatte. In Wahrheit aber befand sich Neapel in geheimem Einverständniß mit den großen Höfen und schloß mit Oesterreich auf's neue ein Kriegsbündniß.

Als die neu-römische Republik sich breit von einem Meere zum andern legte, jede Verbindung Neapels mit befreundeten Staaten durchschneidend, sah die lebhafte Phantasie der Königin keinen Ausweg mehr; die Vorstellung, mit ihren Töchtern in die Gewalt der französischen Schreckensmänner zu gerathen und deren Mißhandlungen erdulden zu müssen, brachte sie außer sich. Es schmerzte sie auf's höchste, daß ihr Schwiegersohn, der Kaiser, alle die neuen Gewaltthaten, den offenen Bruch des Friedens von Campoformio ohne Widerspruch, ohne ein Wort der Beschwerde hingehen ließ. Ihren tieferregten Gefühlen gibt sie in einem (von Professor Hüffer mitgetheilten) Schreiben an ihre kaiserliche Tochter ergreifenden Ausdruck: „Zuerst haben die Franzosen in Paris und Berthier in Mailand uns versichert, sie wollen nur Genugthuung fordern und nichts für sich in Besitz nehmen; denn sie fürchteten den Kaiser und seine Truppen. Aber kaum hatten sie aus Rastatt die kalte, trostlose Antwort, daß der Kaiser nur seine Vermittelung, also nur Worte, nicht Thaten entgegen setze,

so schickten sie am 27. Januar Murat aus Paris, um Alles zu revolutioniren, was denn auch sogleich geschehen ist. Jetzt ist der Papst vertrieben und sie sind Herren von Allem; denn diese Demokratie besteht nur dem Namen nach; die Franzosen sind es, die sie mit ihren Kanonen und Bajonnetten machten und aufrecht halten. Wenn derselbe Ton von Gleichgültigkeit und Kälte fortdauert, werdet Ihr uns ganz gewiß zu Grunde richten: Vater, Mutter, Schwestern, Brüder, eine junge Frau, Schwester Deines Mannes, die unser Elend, unsern Untergang theilen wird. Denn wir sind entschlossen, uns auf's Aeußerste bis zum Untergang zu vertheidigen. Land und Volk sind in guter Fassung, aber nach der See haben wir keinen Schutz; während wir uns zu Lande schlagen, fallen sie von der See, wo sie wollen, über uns her, plündern und revolutioniren durch Gewalt und durch Verführung. Aber wir sind entschlossen, mit den Waffen in der Hand zu fallen, meine unschuldigen Kinder mit mir, denn wir wollen nicht betteln gehen und Andern zur Last seyn und uns über die Achsel ansehen lassen. Lieber, als das, die Guillotine. Sage Deinem lieben Mann, es sei kein Augenblick zu verlieren; er muß reden und handeln als der Herr; er muß den Franzosen erklären, daß diese neue Republik dem Frieden von Campoformio entgegen ist. So muß man wenigstens glauben, und ich glaube es auch, denn ich kenne die Redlichkeit Deines Mannes und kann nicht annehmen, daß er das Haupt der Kirche und seine Schwiegereltern geopfert hätte, um noch eine Erwerbung mehr zu machen. Aber ganz Europa erzeigt ihm nicht dieselbe Gerechtigkeit und glaubt, es sei wieder eine Polonisation. — Und doch könnte er viel mehr und mit Ruhm und Ehren gewinnen, wenn er reden und handeln wollte als Vertheidiger der Kirche und Italiens. Ganz Europa hat die Augen auf ihn gerichtet. Auf uns kann er rechnen, aber nur wenn er wirklich etwas thut. Sonst müssen wir uns auf die Vertheidigung beschränken und zu Grunde gehen. Unsere Lage ist entsetzlich, die Verführung wird ganz offen betrieben;

täglich kommen Generale, Offiziere, Soldaten; in Benevent und Pontecorvo, im Herzen unserer Staaten, will man Freiheitsbäume errichten, seit sechs Monaten haben Fregatten und Kutter alle Häfen am adriatischen Meere sondirt, täglich trifft man Ingenieure, die unsere Stellungen aufzeichnen, verkleidete Bettler durchziehen das Land. Ich habe lange geglaubt, man wolle uns nur erschrecken und eine Contribution fordern; aber jetzt nach allen ihren Zurüstungen zu Lande und zu Wasser sehe ich wohl, daß sie eine Invasion und eine Eroberung im Sinne haben .... Gleichwohl nennen sie sich Freunde, und das ist das Schlimmste von Allem, weil es jede kräftige Maßregel hindert und uns der Gefahr aussetzt, sie unversehens im Königreich und in drei bis vier Tagemärschen in der Hauptstadt zu haben."

Um zu zeigen, welche Uebereinstimmung zwischen der königlichen Mutter und der kaiserlichen Tochter herrschte, theilen wir ebenfalls nach Hüffer ein Antwortschreiben der letzteren auf einen Brief der ersteren mit, worin sie unter dem Eindruck, den die Beschießung Malta's durch französische Kanonen und die darauffolgende Einnahme der zu Neapel gehörenden Insel auf sie machte, den Kaiser von Oesterreich bestürmt, er möge eine neue Coalition zu Stande bringen und den Franzosen zu Leibe gehen. Wir erkennen aus diesem einen Brief der Kaiserin ihr treu und liebevoll empfindendes Herz als Tochter, wie ihren klaren Verstand in Beurtheilung der Allen drohenden Gefahr. „Ihr Brief vom 20. Juni", antwortet sie am 16. Juli 1798, „hat mich sehr betrübt, denn ich sehe die Sachen gerade wie Sie. Man behandelt hier die Einnahme von Malta wie eine Bagatelle; für mich ist sie eine sehr ernste Sache. Malta ist gewiß nicht ohne andere Absichten besetzt, und ich fürchte, sie gehen gegen Neapel und Sicilien. Für mich, Ihre aus Pflicht und Liebe ergebene Tochter, wäre es der Tod, und Gott gnade den Anderen, wenn die beiden Königreiche genommen sind. Man sagt: wir werden es hindern. Aber wie? Bis unsere Truppen

mit den Ihrigen sich vereinigen, werden die Schurken Alles genommen haben: Schiffe, Geld, Menschen, Lebensmittel und wer wird sie dann vertreiben? Ich betrachte den Krieg als durchaus unvermeidlich; aber die Verblendung des Jakobinismus, ich weiß nicht, wie ich es anders nennen soll, wird zur Strafe unserer Sünden bewirken, daß wir ihn erst anfangen, wenn er zu unserem Untergange führt. Jeder Tag für uns verloren, ist ein Jahrhundert für sie gewonnen. Ihre Grundsätze bereiten unter der Hand den Weg für ihre Waffen. Wenn wir noch ein Jahr warten, werden wir alle, einer nach dem andern, verspeist. Diese Aussicht ist sehr traurig, besonders für eine Mutter; ich fühle es für Sie wie für mich und leide mehr, als ich es zeige."

(Fortsetzung folgt.)

XIV.

Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—69.

I. 1859. (Schluß.)

Eines Abends ging ich in Begleitung eines Freundes nach Hause. Eben, im Frühjahre 1859, war ein gelehrtes, sehr angesehenes und sehr gefeiertes Mitglied einer religiösen Genossenschaft aus derselben getreten. Seine wissenschaftlichen Leistungen, das Vertrauen, das dieser Mann bei Pius IX. genoß, gaben diesem Schritte eine besondere Bedeutung, und ließen auf Tendenzen schließen, welche den Italianissimi nur höchst erwünscht seyn konnten. Ganz

natürlich sprachen wir nun von diesem Manne; sein Austritt war ja ein Ereigniß des Tages. Eine Gesellschaft, die vor uns ging, aus Italienern bestehend und darum ohne Kenntniß vom weiteren Inhalte unseres Gespräches, hatte doch seinen Namen gut verstanden, der wiederholt genannt wurde. Mit einem Male wendeten sie sich um, und riefen uns hohnlächelnd und schadenfroh zu: „Ja wohl, ja wohl, der N. N. ist nun unser.“ Papst Pius ernannte ihn hierauf zum Professor der Philosophie an der Sapienza; dort hörte ich einige Male seine Vorlesungen, die jedoch schwach und, wie mir schien, nur anstandshalber besucht waren. Im folgenden Jahre trat dann die Katastrophe ein; er verließ Rom, und wurde mit einem für Italien enormen Gehalte (10,000 Fr.) nach Turin berufen, als Professor der Moralphilosophie. Dort gab er die Zeitschrift „Il Conciliatore“ heraus, in welcher er für die „Italia una“ arbeitete. Doch trat er auch hier bald in den Hintergrund. Was die Liberalen von ihm verlangten, konnte und wollte er ihnen nicht geben; denn er blieb gläubiger Katholik. Aber das haben sie zuweg gebracht: sie haben eine an Geistesgröße seltene Natur, mitten in der Entfaltung ihrer Kraft, wenn nicht ganz gebrochen, doch gehemmt. Hunderte seiner Schüler haben um ihn getrauert und trauern noch. — Zu der Opposition jener Zeit hatten sich eben die verschiedensten Elemente vereinigt; unklare Schwärmer wie P. Ventura, der dann später in seinen Fastenpredigten Napoleon III. als neuen Karl den Großen pries, die Vorkämpfer einer demokratischen Theokratie wie Mazzini, die Satelliten Cavours, die im Solde von Piemont arbeiteten, alle Schattirungen bis zur rothen Internationale waren vertreten. War doch das Ganze eine Allianz der Verschwörer auf dem Throne mit den Verschwörern der hohen Venta, wobei jeder Theil hoffte, den anderen überlisten zu können, der Kaiser Napoleon die Piemontesen, um für „Plonplon“ ein Königreich Etrurien zu gewinnen, die Piemontesen die Franzosen, um das Scepter

über ganz Italien zu erlangen, beide endlich die Mazzinisten und Republikaner. Bis jetzt hat der Thron gewonnen; auf wie lange, wer mag dieß wissen?

Bereits oben habe ich berichtet, daß in jenen Tagen eine öffentliche Meinung, die sich laut und demonstrativ für das Papstthum aussprach, erst im Werden war. Daher die Keckheit der Revolutionäre; daher das unverhohlene Bekenntniß, welches mein Notar P. P. am spanischen Platze bezüglich seiner Gesinnung ablegte; ein Werkzeug der Verschworenen, von diesen in steter Exaltation gehalten, hatte er jedoch deren letzte Ziele damals noch nicht erkannt. Als eines Tages die päpstlichen Truppen an seiner Wohnung vorüberzogen, kam der kleine Mann in förmliche Wuth; als er einmal in meiner Begleitung Einem aus der päpstlichen Nobelgarde begegnete, brach er laut in Verwünschungen aus gegen diese „poltroni", diese „birbanti." Vielleicht hätte ein strengeres Regiment diese Leute besser im Zaume gehalten; ob es bessere Erfolge gehabt hätte, kann ich nicht beurtheilen. Soviel weiß ich jedoch, Soldaten in Deutschland hätten sich nicht gefallen lassen, was sich das Regiment der „Esteri" gefallen lassen mußte bei seinem Ausmarsch aus Rom, um Perugia, das abgefallen war, wieder zur Botmäßigkeit zurückzubringen. Es war Nachmittags 4 Uhr, an einem heißen Junitage, als dasselbe, der Mann nach dem Muster der Franzosen schwer bepackt, hinauszog durch die sonnverbrannte Campagna, wo bereits der Boden Fieberluft aushauchte. Rechts und links standen am spanischen Platze Haufen von Müssiggängern aus den sogenannten besseren Ständen, darunter, wie ich recht gut sehen konnte, viele Fremde, und höhnten und spotteten ziemlich laut mit dem Ausdrucke der Verachtung auf ihren Gesichtern über diese „sozzi, brutti soldati." Wie durch eine feindliche Stadt, ohne einen Ruf der Sympathie oder des Abschiedes zogen die Truppen dahin. Ich hatte wahres Mitleid mit meinen Landsleuten, und im Innersten empört, würde ich es gern ge-

sehen haben, wenn der Commandant Fällt's Gewehr! befohlen und den Platz gesäubert hätte. Wie die Hasen wären sie gelaufen, diese Helden im Kaffeehause, denn feig sind sie, über die Maßen feig. Wenige Tage darauf brachten dann die liberalen Blätter Schauermähren von den Gräueln der deutschen Barbaren und modernen Vandalen zu Perugia.

Hier war, ebenso wie in Bologna und Ravenna, durch napoleonische und piemontesische Agenten Mitte Juni der Aufstand angezettelt, und mit unerhörtem Terrorismus die „moralische" Eroberung dieses politisch und militärisch wichtigen Punktes durchgeführt worden; daß auch Priester standrechtlich hiebei erschossen wurden, machte der Humanität der neuen Regierung wenig Sorgen. In Rom selbst war es allerdings äußerlich ruhig geblieben; aber man hatte das beängstigende Gefühl, auf einem Vulkan zu stehen. Die Franzosen waren eben Herrn der Situation, und die Perfidie ihres Kaisers, der heimlich die Revolution ermunterte und durch seine Verwandten, namentlich den rührigen Pepoli in's Werk setzte und öffentlich als Beschützer des Papstes auftrat, hatte ihr Spiegelbild in der Haltung der französischen Truppen. Der Commandant der Division, General Goyon, mag ein Ehrenmann gewesen seyn; aber er war Franzose und der Diener seines Herrn. Jedesmal verletzte es mein katholisches und deutsches Gefühl, wenn ich ihn bei öffentlichen Auffahrten daher kommen sah, breit im Wagen liegend, mit dem stolzen Bewußtseyn des Siegers über Deutschland und der lächelnden Miene eines gnädigen Protektors der katholischen Kirche. Wie oft fiel mir damals das Wort ein: Non talibus defensoribus eget Ecclesia Dei!

Eine Frage wurde zu jener Zeit, wie auch schon im Jahre 1848 vielfach besprochen, und diente besonders dazu, die Gemüther auch mancher guten Katholiken zu verwirren und zu beunruhigen. Rosmini[1]) in seinen Memoiren vom

[1]) Della Missione a Roma di A. Rosmini-Serbati negli anni 1848—49. Rom. e Torin. 1881.

Jahre 1848—49 hat sie ausführlich dargelegt, und verschiedene eingehende Schriftstücke mit einflußreichen Persönlichkeiten, namentlich auch mit dem Cardinal Castracane in dieser Beziehung gewechselt. Darf der Papst Krieg führen? Wenn Ja! dann muß er jetzt sich mit Piemont verbünden, um die heilige Sache der Befreiung Italiens vom Joche der Ausländer zum Siege zu führen; thut er es nicht, dann ist er ein Verräther seiner Nation, und das Papstthum wird fallen, mag der Krieg glücklich oder unglücklich ausgehen. Geht er unglücklich aus, dann wird der Papst der Gegenstand des Hasses der ganzen Nation, weil sie in ihm die Ursache erblickt, daß sie fort und fort noch die Fesseln der Fremdherrschaft tragen muß; geht er glücklich aus, dann wird das freigewordene Italien den Papst, der die Sympathien seines Landes nicht getheilt, ja durchkreuzt hat, als ein nationales Uebel über Bord werfen.

Daß aber der Papst Krieg führen dürfe, schien auch einem großen Theil des Klerus eine unbezweifelte Thesis zu seyn, unter der Voraussetzung, daß derselbe ein gerechter und für das Land von großem Nutzen sei. Man hob hiebei besonders die Folgerung hervor, die aus einer Verneinung dieser Frage sich ergeben mußte. Darf der Papst keinen Krieg führen, sagten sowohl die Gegner der weltlichen Gewalt des Papstes wie Viele seiner Freunde, dann müsse er diese nothwendig aufgeben und als weltlicher Souverän abdanken; denn das Recht Krieg zu führen sei ein wesentliches und unveräußerliches Recht der Souveränität. Greife er aber zu geistlichen Waffen, so sei dieß ein Mißbrauch seiner geistlichen Gewalt im Dienste weltlicher Interessen und führe zum Schisma. — Es ist heute noch belehrend, die Antwort des klugen Cardinals auf diese, damals brennende Frage zu lesen. Er läßt die Thesis in ihrer ganz abstrakten Formulirung bei Seite liegen, und geht geradezu auf die concreten Verhältnisse ein. Der Krieg ist weder gerecht noch nützlich, antwortet er auf das Promemoria Rosmini's; auch bezweifelt

er, daß je ein Fall eintreten könnte, wo die zwei eben genannten Bedingungen klar und augenscheinlich gegeben seien. Auch die Folgerung läugnet er, daß der Papst, wenn er sich weigert, Krieg zu führen, darum nothwendig auf seine weltliche Souveränität verzichten müsse; nicht einmal der erste Napoleon habe sie Pius VII. gegenüber geltend gemacht, als dieser sich weigerte, mit ihm ein Bündniß gegen England abzuschließen, und diese seine Weigerung mit seiner Eigenschaft als allgemeiner Vater aller Christen motivirt hatte.

Man muß in jenen Zeiten in Italien gelebt, die Aufregung und Verwirrung in so vielen Geistern mit erlebt haben, um den leidenschaftlichen Eifer zu begreifen, mit welchem Freund und Feind sich mit dieser Frage beschäftigten. Rosmini mit seinen Freunden hatte sie bejaht, und suchte den Papst schon bei der ersten Erhebung Italiens zum Kriege zu drängen; er wollte auf diesem Wege das Papstthum mit Italien „versöhnen." La Guerronnière in seiner bekannten Flugschrift: „Der Papst und der Congreß", die dem weltlichen Besitz des Papstes den Todesstoß geben sollte, verneinte sie; mit dem Judaskusse der Ehrfurcht vor der geistlichen Gewalt des Papstes hatten sich ihm, Banditen gleich, Frankreich und Piemont genaht, um dabei desto besser ihn plündern und seiner Krone berauben zu können.

Sonderbar! Die Antwort lag so nahe. Hätte man doch erst einmal unterschieden zwischen einem Angriffs- und Vertheidigungskrieg. Oder soll der Priester — und auch der Papst ist dieser — sich nicht vertheidigen dürfen, wenn Meuchelmörder ihn überfallen? Oder soll er willenlos den Räubern überlassen, was nicht einmal sein Eigenthum, sondern anvertrautes Gut ist? Doch das ist es nicht allein. Ein Blick auf Belgien und die Schweiz sagt uns, daß es Souveräne gibt, deren Souveränität durch das Staats- und Völkerrecht anerkannt und deren Neutralität im Interesse des europäischen Friedens durch Verträge garantirt ist. Seit Pippin und Karl dem Großen, der den Papst beschützte „vor dem räuber-

ischen Zahn des Longobarden" [1]) bis herab zum Wiener Frieden haben die christlichen Fürsten zum Frieden der Kirche und Heile der Völker das heilige Recht des Papstes auf sein Land anerkannt, ausgesprochen, gewahrt, und so es irgend wie verletzt worden war, wieder hergestellt. In Rom — dieß war der Gedanke, der sie seit Jahrtausenden dabei leitete — sollte die weltliche Gewalt mit der geistlichen Suprematie für immer geeint seyn, damit sie in der übrigen Welt für immer geschieden bliebe. Die Vorsehung hat auch die weltliche Krone dem Papstthum auf's Haupt gelegt, und die Völker haben in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm aufgeblickt; denn sie wußten, daß es so Gott gefügt und daß es stets ihnen reichen Segen gebracht hat.

Unsere Leser dürften fragen, warum bildete sich denn keine öffentliche Meinung, offenbarte sich keine entschiedene Gesinnung in der Menge? Die Ursachen lagen in den italienischen Zuständen von damals. Die Partei der Revolution ist ihrer Natur nach eine Partei der Aktion; sie steht außerdem nicht für sich allein da, sondern ist in engem Contakt mit der Revolution in allen Ländern, zu jener Zeit in Frankreich besonders und in Piemont. Von da, wo man bereits organisirt ist zum Angriffe, Erfahrung und Uebung hat, geht der Feldzugsplan aus, empfängt die Bewegung Führung, Impuls, Ziel. In Italien hatte man zudem eine lange Uebung in der Kunst des Conspirirens hinter sich; unter der Herrschaft Napoleons I. hatte sich der Carbonarismus daselbst gebildet, und war seitdem, wenn gleich mit modificirten Zielen, nicht mehr verschwunden. Und die Gelehrtencongresse, wie sie Italien seit den dreißiger Jahren alljährlich sah, besorgten neben den wissenschaftlichen Fragen, ähnlich wie in der vormärzlichen Zeit unsere Sängerfeste, noch andere Dinge. Piersilvestro Leopardi hat dieß offen eingestanden, und so Papst Gregor XVI. gerechtfertigt, der sie deßwegen

---

1) Dante, Göttl. Komödie. Parad. VI. 96.

in seinen Staaten nicht zuließ. Ganz das Gegentheil geschah auf Seiten der Conservativen. Sie waren nicht gewöhnt, selbst an- und einzugreifen, da die Regierung Alles bisher auf sich genommen hatte, Alles besorgte, und man gar nicht anders dachte, als daß dieß eben so seyn müsse. Es fehlte die Uebung im Organisiren, der Zusammenhalt, Parteidisciplin und vor Allem eine weit verbreitete Presse. Die officiellen Zeitungen werden immer mehr oder weniger einflußlos seyn; in Neapel erwiderte mir damals Einer, dem ich von Nachrichten sprach, welche das Organ der Regierung gebracht hatte, das sei Alles gelogen. Die große Masse des Volkes, das Landvolk zumal, las gar keine Zeitungen; das ist bei geordneten Verhältnissen und in ruhigen Zeiten ganz gut, aber jetzt, da die Verläumdung sich aller Mittel bediente, hatte die Presse eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Der Seelsorgsklerus im Allgemeinen war viel zu arm, um für die Presse Opfer bringen zu können.

Die Presse selbst aber verfocht nicht selten die gute Sache auf möglichst ungeschickte Weise. Sie wollte Alles vertheidigen und so ward ihre Vertheidigung unwirksam. Wiesen Fremde und Einheimische auf die müßigen Bettler hin, die zur Zeit des Fremdenverkehrs viele Stunden weit herkamen und die Straßen besetzten, dann sagte man, gerade das sei der Vorzug Roms als katholischer Stadt, daß hier jeder Arme noch ungehindert seine Hand ausstrecken dürfe, um ein Stück Brod zu erflehen. Bald darauf erschien ein Edikt, welches diese Behauptung Lügen strafte, indem es das Armenunterstützungswesen auf's neue regelte und die von auswärts Gekommenen nach ihrem Wohnort zu bringen befahl. Wenn Manche über den Mangel an Reinlichkeit klagten, in Straßen, auf Plätzen und in den Häusern, so behauptete man, das sei nur holländischer und englischer Spleen, und habe eine solche minutiöse Reinlichkeit nur für die nordischen Länder ihre Bedeutung, die von ewigem Nebel und Feuchtigkeit heimgesucht seien. Nicht lange darauf brach die Cholera in Albano aus, die so

Viele dahin raffte; als eine päpstliche Verordnung die größte Reinlichkeit nun anempfahl und eine allgemeine Reinigung der Stadt vorgenommen wurde, da waren diese Blätter zum zweiten Male Lügen gestraft. Wenn man es beklagte, daß Viele nicht lesen und schreiben können, so lachte man darüber und meinte, das sei sogar sehr gut, da könnten die Mädchen auch keine Liebesbriefe schreiben, und mit dem Lesen und Schreiben käme noch lange nicht der Verstand. Beides ist ganz richtig. Aber die Liebesbriefe wurden doch geschrieben, freilich nicht mit eigener Hand, sondern von einem der vielen Schreiber, die in Neapel und anderswo auf den öffentlichen Plätzen ihr Amt übten und in den zierlichsten Perioden auf's Papier brachten, was ein Bauernmädchen aus den Abruzzen in seinem rauhen Dialekt ihm heimlich in's Ohr flüsterte. Und manche weibliche Personen, selbst in Venedig, haben mir geklagt, daß sie durch ihre Verheirathung mit einem Bäcker oder sonstigen Geschäftsmann sich hätten versorgen können, aber dieser konnte sie nicht brauchen, weil sie nicht schreiben konnten.

Man braucht kein Fanatiker des Schulzwanges und noch weniger des Schulmonopols zu seyn, um die Wohlthat des Elementarunterrichtes schätzen zu können. Jedenfalls war es einer Presse, welche die Sache der Kirche vertheidigen will, nicht würdig, in solch' saloppér Weise sich über die Unwissenheit der „analfabetici“ zu äußern, die in der Gegenwart, wie nun einmal unsere Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse sich gestaltet haben, ein wesentliches Hinderniß bildet für ihr wirthschaftliches Gedeihen. Uebrigens waren auch hierin so manche Blätter päpstlicher als der Papst. Denn wie Tournon schon von seiner Zeit berichtet, „ist in Rom der Primärunterricht dem Volke mit einer Liberalität geboten, wie sie sich nur bei wenigen Regierungen findet; fast gibt es kein Kind, selbst in den kleinsten Dörfern, das die Wohlthat des Unterrichtes nicht genießen könnte.“ Seit jenen Jahren ist noch viel mehr geschehen; zur Zeit meines damaligen Aufenthaltes gab es eine ganze Reihe von „scuole notturne“ für

junge Handwerker in Rom. Der Mangel eines Zwanges für nachlässige Eltern, der eben nur in Deutschland existirt, die Wohnungsverhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung, namentlich im Gebirge, Armuth und die Nothwendigkeit, so früh als möglich sein Brod zu verdienen, machen es erklärlich, wie auch Tournon schon bemerkt hat, daß Manche gar nicht oder nur auf kurze Zeit die Schule besuchten und das flüchtig Gelernte bald wieder vergaßen. Aber die Regierung trug hieran keine Schuld und bedurfte darum auch nicht einer solchen zweideutigen Vertheidigung.

Aber die Prediger, könnte man fragen, was thaten diese? Es ist keine Frage, im Römischen wurde viel und meistens gut gepredigt; zu gewissen Zeiten z. B. in der Fasten als Vorbereitung für die Osterbeicht mit viel Gewandtheit und praktischem Sinne, und könnten wir in Deutschland in mancher Beziehung von ihnen lernen. Aber rein politische Fragen gehören eben nicht auf die Kanzel, und zur Behandlung von politisch-kirchlichen gehört viel Umsicht, Klugheit und Takt, den wir nur Wenigen zutrauen können. Ich habe damals manche Predigten gehört, welche sich mit Fragen letzterer Art befaßten; ich konnte jedoch nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß sie besonders geeignet waren, jene z. B., welche für den Krieg gegen Oesterreich oder auch die „Italia una“ schwärmten, von ihrer Meinung zu bekehren, wenn sie sich in gleiche Kategorie gestellt fanden mit den Ungläubigen, Freigeistern und Ketzern aller Art. Noch einige Jahre später, bei Gelegenheit einer öffentlichen Festfeier sah ich in einem großen Bilde den Kampf der Hölle gegen Kirche und Papstthum dargestellt; statt der herkömmlichen Symbolik für beide hatte man ebenso geschmacklos als taktlos den Staatssekretär Cardinal Antonelli hingemalt, wie er leibte und lebte, an der Seite des Papstes.

Es fehlte eben die Schulung, die allerdings nur durch lange Erfahrung und nach manchen erlittenen Schäden gewonnen wird. Vieles ist seitdem besser geworden; doch hat

noch in diesem Jahre (1882) der heilige Vater es für nothwendig gefunden, in seiner Encyclica an die Bischöfe Italiens wiederholt zum einmüthigen Kampfe gegen die kirchenfeindlichen Elemente aufzufordern und dabei auf das Beispiel des Auslandes hinzuweisen. — —

Unsere Geschäfte gingen indessen ziemlich ruhig ihren Gang, bis die Revolution in der Romagna und den Herzogthümern ausbrach, die Oesterreicher zuerst bei Montebello eine Niederlage erlitten und bei ihrem Rückzuge über den Ticino die blutige Schlacht bei Magenta verloren. Der Feldzug ging noch unrühmlicher aus als jener vom Jahre 1796; damals hatten die Oesterreicher nach dem Ticino doch noch die Adda, den Oglio, die Chiese vertheidigt und sich in fortwährenden Gefechten zurückgezogen. Dießmal ging es ohne Aufenthalt rückwärts bis an den Mincio, wo dann nach heißem Kampfe bei Solferino das österreichische Heer nochmals unterlag. Der einsame Thurm auf dem Hügel dort, über die Ebene hinragend und von Weitem sichtbar, steht da wie der Grabstein deutscher Herrschaft in Italien, nicht um ein freies Volk dort zu lassen, sondern es dem französischen Einflusse preiszugeben, wie dieß von jeher so war. „Die Italiener", hat schon der alte Liutprand von Cremona gesagt, „lieben es immer, zwei Herren zu haben, um den Einen durch den Anderen in Schranken zu halten."

Alle Posten, Bahnen, Telegraphen waren unterbrochen; Bankhäuser in Italien und Deutschland, auf welche wir Wechsel gezogen hatten, fielen; Niemand wußte, ob unsere Sendungen an Ort und Stelle angekommen waren; Unsicherheit, höchste Aufregung, Mißtrauen überall. Da von den leitenden Behörden in Deutschland keine Weisungen an uns gelangen konnten, so galt es, selbst die entscheidenden Entschlüsse zu fassen, um so rasch als möglich zu handeln.

So geschah es denn auch. Durch Cessionen und Verkauf von Hypotheken gegen verhältnißmäßig geringe Provision wurde schließlich die Gesammtsumme flüssig gemacht; die

Staatspapiere waren gerade noch zur rechten Stunde verkauft worden; drei Tage darauf waren sie um nahezu zwanzig Prozent gefallen. In den freien Stunden, welche die Verhandlungen vor den Gerichten und Notaren uns ließen, wurden die hinterlassenen Papiere des Erblassers gesammelt, gesichtet und geordnet, darunter Manches, was für die Geschichte der Kunstsammlungen zu München von Bedeutung ist.

Es war am Tage nach der Schlacht von Solferino — eben war die Nachricht hievon nach der ewigen Stadt gelangt — als wir mit den Testamentsexecutoren zum letzten Male im Hotel des bayerischen Gesandten uns zusammenfanden, wo die Schlußverhandlung vorgenommen wurde und ich nun amtlich meine Geschäfte für beendigt betrachten durfte.

Am andern Tage, dem Vorabend von Peter und Paul, reisten wir ab. Ich war todmüde und fand doch, weil krankhaft aufgeregt, auch bei Nacht keine Ruhe und keinen Schlaf; die Ungewißheit, was aus unseren Briefen und Sendungen geworden, auf welche keine Antwort erfolgt war, quälte mich fortwährend, so daß ich nur den Einen Gedanken hatte, so bald als möglich nach Hause zu kommen. Doch sollte dieß nicht ohne einen Zwischenfall geschehen, der ernstere Folgen hätte haben können.

Wir waren mit dem ersten Zuge nach Cività-vecchia abgegangen, um von da mit dem Dampfboot nach Marseille zu fahren, da der Weg durch Italien überall versperrt war. Eben war auch hier die Nachricht von dem Siege der „Unsrigen", wie die Leute sagten, in der Stadt eingetroffen und hatte eine Aufregung hervorgerufen, welche fast an Wahnsinn grenzte. Es war ein unheimlicher Anblick, diese Hafenbevölkerung, die von ihrem fanatischen, durch die raschen und unerwarteten Siege auf's Höchste gestiegenen Patriotismus geradezu berauscht war. Da wollte nun ein unglücklicher Zufall, daß gerade auf dem Marktplatze, wo die ganze Bevölkerung sich gesammelt hatte, einer unserer Koffer, der die wichtigsten Papiere und Dokumente enthielt und von der Station nach

dem Hafen geschafft wurde, fiel und mitten entzwei brach. In einem Augenblicke hatte ein großer Haufen von Leuten, darunter viele Hafenarbeiter von sehr zweideutigem Aeußeren sich darum geschaart; die deutsche Rede meines Begleiters ließ sie alsbald erkennen, daß wir zu Jenen gehören, denen an allen Mauern die Inschrift galt: Morte ai Tedeschi! Es war ein kritischer Augenblick; noch sehe ich unter Schreien und Lärmen der Menge einen stämmigen untersetzten Burschen mit rother Mütze und blauer Blouse, einem rothen Tuche um die Lenden, sich bücken, um in den Koffer hineinzulangen. Ich riß ihn zurück, erklärte ihm aber dann mit der größten Höflichkeit, er sei ein „galantuomo" und bat ihn, er möge den Koffer schützen gegen eine Erkenntlichkeit vor den Leuten da; einem Nebenstehenden, der gleichfalls zum Hineingreifen Lust trug, gab ich ein schönes Stück Geld, er solle mir Riemen oder Stricke holen, um den Koffer festzuschnüren. „Si, Signore", antworteten beide, als sie die vollwichtigen Münzen in ihren Händen fühlten. So kamen wir glücklich und ohne den geringsten Verlust unserer Habe an den Hafen und auf das Schiff, das einer französischen Gesellschaft gehörte und ein Schauplatz französischen Uebermuthes war. Die neueste Encyclica des Papstes vom 20. Juni 1859 hatte ich mit nach Deutschland zu nehmen, und ein Schreiben der Gesandtschaft zu Rom an die Majestät des Königs von Bayern machte, eingenäht in das Rockfutter, denselben Weg.

Eine rührende Episode schloß diese ganze so verhängnißvolle Zeit. Kaum hatten wir uns auf dem Schiffe eingerichtet, so sprach ein Mann, der in Begleitung seines Neffen dieselbe Reise machte, mich in freundlichster Weise an. Es war ein Spanier; er war Zeuge der Scene auf dem Platze von Civitá-Vecchia gewesen, und wünschte uns Glück, so gut davon gekommen zu seyn. „Sie sind auf diesem Schiffe", fuhr er fort, „und auch in Marseille in Feindesland. Schließen Sie sich mir an, bei mir genießen Sie den Schutz eines Spaniers und so werden Sie sicherer reisen." Anfangs war

ich mißtrauisch, doch seine weiteren Erzählungen, seine Liebe für Deutschland und besonders für Tirol, das, während ganz Europa dem Kaiser Napoleon I. zu Füßen lag, mit Spanien furchtlos den Kampf gegen ihn aufgenommen hatte, sein ächt spanisches, biederes, einfaches, ungeheucheltes Wesen, durch welches ein hoher Adel der Gesinnung sich offenbarte, flößten mir nach und nach Vertrauen ein.

Nach Mittag wurden die Anker gelichtet. Evviva la Francia! erscholl es von den Ufern; Vive l'Italie! antwortete die Mannschaft. Langsam bewegte sich der mächtige Dampfer nach der offenen See zu, immer mehr traten die malerischen Bastionen, die Michel Angelo zur Vertheidigung des Hafens gebaut hat, zurück; Millionen leuchtender Tropfen glänzten in der Mittagssonne um das Vordertheil des Schiffes. Mit jedem Stoß der Schraube ward es mir leichter um's Herz, fühlte ich mich gekräftigt in der reinen Meeresluft, vom goldigen Sonnenlicht umflossen. Bald zeigte sich die Küste mit ihren altersgrauen Saracenenthürmen nur noch wie ein zarter Saum im lichten Aether, majestätisch schwamm das mächtige Schiff und nicht stark bewegt in der azurnen Fluth.

Es ist etwas unvergleichlich Schönes, das Mittelmeer in der Farbenpracht eines reinen, wie mit Licht übergossenen Sommertages. Das Meer ist blauer als der Himmel, und doch ist dieser so herrlich blau; in der Ferne unterscheidest du nicht mehr, ob Himmel, ob Meer. Noch einmal sah ich hinüber nach dem Lande: dort liegt Rom; das heidnische Griechenland hatte Delphi zu einer unantastbaren Friedensstätte erhoben; das christliche Europa hat den Krieg in das Heiligthum der Kirche getragen. Ringsum die stille, träumerische Campagna. Es ist stille auf ihr, als ruhe sie aus von ihrer dreitausendjährigen Geschichte, welche mit den Geschicken Europa's unlösbar verbunden war und — ob man es gestehen will oder nicht — immerdar, so lange Rom Rom ist, verbunden seyn wird. Ich dachte an frühere Jahre, die ich in einsamer Zelle, in stillen Nächten mit wissensdürstendem

Geiste und einem Herzen, das täglich neue Begeisterung empfing, unberührt und unbekannt mit all' der Lüge und dem Schmutz der Welt, hier einst zugebracht hatte. Ich gedachte der jüngstverflossenen Zeit mit ihren Sorgen und ihrer Angst, ich gedachte des Krieges und des Siegesjubels — wie wird das Alles so verschwindend klein, so nichtig, wenn der Blick hinausschweift über das endlose Meer.

Auf der unabsehbaren blauen Fläche zogen glänzend weiße Segel dahin; wie leicht geflügelte Vögel tauchen sie bald auf über den Wellen, sinken sie bald wieder hinab; zur Rechten und Linken steigen kleine Inseln aus dem Meere empor, links thürmen sich die Gebirge Corsica's hoch auf, deren schneebedeckte Gipfel wie flüssiges Silber herüberglänzten.

Allmälig tauchte die Sonne wie ein mächtiger Feuerball in's Meer; purpurrothe Strahlen schossen über die Wellen hin. Dann kam die Nacht; es ist etwas Erhabenes, die Nacht auf dem Meere. Schwarzblau war der Himmel, in seiner reinen Wölbung schwammen die Sterne, es war mir, als könnte ich weit hinaussehen über sie in die unendliche Ferne hinein. Bald ward es stille; man hörte nur noch die Schritte der Matrosen auf dem Verdeck und das Rauschen der Wellen am Bug. Ja, Meer und Gebirge, das sind die Gesundbrunnen, aus denen die Menschen noch Labung schöpfen können für Seele und Leib, wenn sie angekränkelt sind von dem Gift der Hypercultur.

An Elba vorüber, näherten wir uns erst am zweiten Tag Nachmittags wieder der Küste bei Hyères. Tiefgehende Schiffe, mit Kriegsmunition und Truppen schwer beladen, begegneten uns auf ihrem Wege nach Italien. Vive l'Empereur! war ihr Gruß. Es war mir wie ein Stich in's Herz; diese Kugeln galten deutschen Männern.

Um 10 Uhr Abends fielen die Anker im Hafen von Marseille. Nach vielen äußerst lästigen Inspektionen und Visitationen von Seiten der Mauth und Polizei konnten wir die Einladung unseres freundlichen Spaniers annehmen und

mit ihm nach dem spanischen Gasthofe uns begeben. Hier blieben wir einen vollen Tag, bis bei den Consuln die nöthigen Geschäfte besorgt waren. Als wir dann am Abend abreisten und ich die Rechnung verlangte, erklärte der Wirth, wir seien nichts schuldig. Der Spanier hatte ihm gesagt, wir seien seine Freunde und unsere Rechnung sei deßhalb auch seine Sache. Ich wollte zu ihm hineilen, um ihm unsern Dank auszusprechen. Er war jedoch schon abgereist. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

H.

XV.

Skizzen aus und über Irland.

Cork, Glengariff und Killarney.

III.

Das Interesse, mit welchem ich die klösterlichen Anstalten in Cork durchwandert, hätte mich beinahe um die herrliche Tour nach Queenstown gebracht. Wollte ich diese Stadt und den Hafen von Cork, an dem sie liegt, sehen, so mußte ich das Schiff benützen, welches gegen ein Uhr die Lee hinabfährt. Als ich das Kloster des guten Hirten verließ', schien es mir kaum noch möglich, den Landungsplatz des Dampfers, die Patrickbrücke, zeitig zu erreichen. Aber den Berg hinab geht es schneller als hinauf, und nach einem eiligen Marsche von etwa zwanzig Minuten erreichte ich das Schiff gerade im Augenblicke, als es abdampfen wollte.

Das Wetter war wunderschön, das Wasser glatt wie ein Spiegel; die Ufer lagen im klarsten Sonnenlichte; der Himmel wölbte sich über uns im herrlichsten Blau. Das flache Ufer zur Rechten bot, als wir die Stadt verlassen, wenig Anziehendes. Um so schöner war das Ufer zur Linken mit seinen steil aufsteigenden, bewaldeten, üppig grünen Hügeln. Von ihren abfallenden Matten und Gipfeln schauen die zahlreichen weißen Landhäuser aus dem grünen Laubwerke neugierig heraus und senden uns ihren Gruß herab. Ein ganz verschiedenes aber nicht minder schönes Bild bot sich uns bei einem Rückblicke auf die Stadt. Links erschien der im Thale liegende Stadttheil und darüber hinaus das südliche Viertel mit der breithürmigen, weißen Kathedrale der Anglikaner, während rechts, von der Sonne beleuchtet, die mit Häusern bedeckten Hügel mit der Shandonkirche und der katholischen Kathedrale grüßten. Ich konnte die Wege verfolgen, welche ich kurz vorher am Morgen und am Abende des vorhergehenden Tages gemacht. Der Fluß erweiterte sich bei Blackrock, der ersten Schiffsstation. Das Ufer zur Rechten wurde immer schöner, und obgleich flach, bot es bei Passage einen noch reizendern Anblick dar als das linke Ufer, dessen schönere Partien hinter einer sandigen Insel auf kurze Zeit verschwanden. Passage ist ein Badeort und, vom Flusse aus betrachtet, erscheint es wie ein aus lauter freundlichen Villen bestehendes Städtchen. Noch einmal verengt sich der Fluß und erst bei Monkstown fährt man in den Hafen von Cork, und sobald man einen Felsenvorsprung zur Linken hinter sich hat, sieht man auf derselben Seite auf steil ansteigendem Ufer die Stadt Queenstown. Früher hieß die Stadt Cove. Queenstown wurde sie zu Ehren der Königin im Jahre 1849 genannt, als diese bei dem einzigen Besuche, den sie Irland abstattete, auch Queenstown mit ihrer Gegenwart beehrte. Zwischen zwei Inseln fährt man in den weiten Hafen, zwischen Hawlbowline und Rocky Island, von welchen die erstere ein Waffendepot, ein Zeughaus und ein fünftausend Tonnen

Wasser fassendes Reservoir, die andere ein großes Pulvermagazin der englischen Marine besitzt. Zur Rechten berührt man die größere Insel Spike, auf welcher sich ein großes Gefängniß befindet. Sie scheint stark befestigt zu seyn. Die Vertheidigung des Hafens gegen feindliche Schiffe dürfte wegen des nur schmalen Fahrwassers, durch welches er mit dem Meere verbunden ist, keine großen Schwierigkeiten bieten. Von spanischen Schiffen verfolgt, flüchtete sich Franz Drake in den Hafen und schlüpfte in eine links am Eingange befindliche Bucht, wo er glücklich den nachfolgenden Spaniern, die sich sein Verschwinden nicht erklären konnten, verborgen blieb. Die Bucht heißt heute noch „Drake's Pool". „Wo ist Drake's Pool?" fragte ich einen jungen Mann, welcher neben mir saß. Er wußte es nicht. Ich erzählte ihm, wie Drake sich dorthin vor den Spaniern geflüchtet habe. „Ja wohl", sagte er, „vor der Armada". „Ist die Armada denn so weit gekommen?" fragte ich erstaunt. „Die Spanier haben uns hier nicht belästigt", brummte ein in der Nähe sitzender protestantischer Geistlicher in tiefem Baß. „So, nicht?" stotterte der junge Mann etwas verblüfft, „ich bin in dieser Gegend wenig bekannt".

Sobald unser Boot die Insel Hawlbowline hinter sich hatte, wandte es sich links nach Queenstown. Die Stadt hängt malerisch an dem Felsen und breitet sich ihrer ganzen Ausdehnung nach aus vor den Augen des Anfahrenden, so daß er sie mit einem Blicke ganz überschaut. Von steil abfallenden Gassen quer durchschnitten, liegen die dem Ufer parallel laufenden Straßen amphitheatralisch übereinander; den höchsten Punkt krönt die neue herrliche gothische Kathedrale, bei Weitem das hervorragendste Gebäude der Stadt, welches ich mir sofort zum Ziele meines ersten Spazierganges auserkor. Nach einer Fahrt von einer Stunde hielt der Dampfer an der Landungsbrücke. Die steile Gasse, die ich hinansteigen mußte, um zur Kathedrale zu gelangen, entsprach keineswegs den Erwartungen, die ich seit meinem ersten Blicke

auf die malerische Stadt von ihrer Schönheit gehegt. Umsomehr war ich von der Schönheit des herrlichen gothischen Domes überrascht, als ich vor seine Façade trat. Edel und majestätisch, mit Zierwerk nicht überladen, erhebt sich der gewaltige Bau leicht zum Himmel empor und zieht den Betrachtenden mit sich hinauf. Die Thürme sind noch unvollendet und überragen noch nicht das Dach. Obgleich dem gottesdienstlichen Gebrauche schon übergeben, steht die Kirche im Innern noch so ziemlich im Rohen. Trotzdem ist der Eindruck, den man beim Eintritt in den harmonischen Bau empfängt, ein überwältigender. Welche Gewalt wird das Kunstwerk auf Geist und Herz erst ausüben, wenn es vollendet in entsprechendem Schmucke erscheint, und vor Allem, wenn die den Hochaltar in weitem Halbkreise umgebenden Fenster in bunter Farbenpracht erglänzen! Nur ein Fenster mit Glasgemälden zeigt wie zur Probe, welch' ein Schmuck Glasmalereien für den Dom seyn würden; eine wunderschöne Rosette im rechten Transept. Im Centrum ist die Jungfrau mit dem Kinde dargestellt, ringsherum Geheimnisse aus ihrem Leben.

Auf der Straße unterhalb des Domes genießt man eine herrliche Aussicht. Ich suchte einen freien Punkt zur Linken. Vor mir lag der Hafen mit seinen kriegerischen Inseln; er ist fast ganz eingeschlossen, wie ein Binnensee. Auf dem blauen Wasser wie auf dem Ufer herrschte das regste Leben. Mir gerade gegenüber im Süden war der schmale Ausgang zum Meere, darüber hinaus, von Schiffen und Fischerkähnen durchkreuzt, die endlose blaue See. Das Geistesauge schweift hinaus über die Wasser zu den Ländern, die jenseits des Oceans liegen.

Der Standpunkt', den ich einnehme, wäre so recht der Platz für einen irischen Elegiendichter. Welch traurige Accorde würden auf der irischen Harfe hier erklingen, welch rührende Klagelieder aus dem irischen Herzen fließen! Der lyrische Standpunkt ist dem Dichter gegeben. Er befindet

sich auf einem der schönsten Punkte der heimatlichen Insel. Ihm gegenüber ist Irlands Thor nach Amerika und den übrigen fernen Theilen unserer Erde. Da fahren vor seinem Geiste Tausende seiner Brüder dahin, durch Noth und Bedrückung und Grausamkeit aus ihrer Heimat vertrieben, und rufen jammernd der geliebten Heimatsinsel ihr letztes Lebewohl zu. Dort auf dem Ufer fanden die Abschiedsscenen statt. Laut schluchzend stehen die zurückgelassenen Lieben noch am Ufer. Vor dem Dichtergeiste taucht in grauer Ferne Amerika aus den Wogen, das Grab für Leib und Seele von Tausenden der Seinigen, doch zugleich das neue Heim für andere Tausende. Vielleicht sieht sein prophetischer Blick den Geist der Rache aus dem Lande der Verbannung aufsteigen, welcher, zu riesiger Größe emporwachsend, die Rechte hoch erhebt, um den Bedrücker niederzuschmettern.

Das Ufer, auf welches so manche bittere Abschiedsthräne geflossen, schaute so freundlich drein, als wisse es nichts von all dem Leid, dessen Zeuge es doch gewesen. Gruppenweise wandelten die Besucher auf und ab und fröhliche Kinder spielten am Meeresstrande. Nicht nur die schöne Lage, sondern auch das Klima zieht viele Fremde nach Queenstown, besonders im Sommer. Mit See- und Bergluft ist das Städtchen beglückt, durch den vorbeiziehenden Golfstrom wird es erwärmt, und am südlichen Abhange eines breiten Berges liegend, kehrt es sich ganz der Sonne zu, während es vor den kältern Nordwinden geschützt ist. Die Küsten von Irland und England sind überhaupt zur Sommerzeit außerordentlich belebt, und es ist merkwürdig, wie es die Bewohner dieser Inseln zum Meere hindrängt. Nicht nur die Reichen, sondern auch die minder Begüterten suchen mit ihrer Familie ein paar Wochen an der seaside zuzubringen. In Irland wissen sich selbst ganz arme Leute diesen Hochgenuß zu verschaffen. Bei meinem Aufenthalte in Ballina, im Westen, machte ich mit ein paar Freunden eine Ausfahrt zu dem nahen Badeort Eniskrone. Da begegneten wir zwei Familien mit je einem Eselskarren,

auf dem ein Sack Kartoffeln und das allernothwendigste Hausgeräthe lag. Wie meine Freunde mir erklärten, reisten diese Familien in's Seebad. Für ein Geringes finden sie ein Unterkommen, da sich mehrere Familien mit einem Hause begnügen. Ihre Nahrung, welche ganz ausschließlich in Kartoffeln und etwas Thee besteht, bringen sie mit sich. Das einzige Vergnügen besteht für sie darin, Morgens und Nachmittags einige Stunden im Meerwasser zuzubringen. Dabei werden sie natürlich so krank, daß sie sich am Ende ihrer Badekur kaum kriechend weiter bewegen können. Aber dadurch lassen sie sich keineswegs abschrecken. Sie halten einmal das Meerwasser für ein Heilmittel gegen alle Uebel. Je mehr sie bei ihrer Badekur leiden, um so heilsamer wirkt sie, und umso besser werden sie sich, wie sie glauben, im folgenden Jahre befinden. Von den Reichen werden oft lange Seefahrten zur Erholung gemacht. Ein Amerikaner, den ich in Cork traf, sagte mir, daß ein Freund mit ihm von Amerika herübergekommen sei, dann in Queenstown eine Nacht geschlafen und am folgenden Morgen das Schiff zur Rückfahrt nach Amerika bestiegen habe. Außer der Seeluft suchte derselbe auf dem Meere ein Plätzchen, wo ihn kein Telegramm und keine Telephonnachricht erreichen könne.

Zwischen 4 und 5 Uhr kam das Boot, auf dem ich nach Queenstown gekommen, von seiner Rundfahrt, welche es auf der offenen See gemacht, wiederum an der Landungsbrücke an, und ich hatte das Vergnügen, in umgekehrter Richtung die schöne Tour vom Mittage jetzt bei untergehender Sonne noch einmal zu machen. Nach unserer Ankunft in Cork blieb nicht mehr viel Zeit zur Besichtigung der Stadt. Viel Anziehendes bieten ihre meistens engen Straßen auch nicht. Unter den katholischen Kirchen, die ich noch besuchte, zeichnet sich die in der Nähe der Patrickstraße gelegene Peter- und Paulskirche aus. Der jenseits des Südarmes der Lee liegende protestantische Dom war verschlossen, ein imposantes aus weißgrauen Quadersteinen aufgeführtes Ge-

bäude. Zwischen zwei mächtigen Thürmen liegt das schöne Hauptportal, unter dessen Spitzbogen auf vergoldeter Wand weiße Reliefs sich hübsch abheben. Ein dritter Thurm, der höchste, ragt über dem Kreuz der Kirche hoch in die Lüfte.

Etwas nach neun Uhr fand ich mich am folgenden Morgen auf dem Bahnhofe der Kinsale Lim zur Abreise nach Killarney ein. Die Eisenbahn geht bis Bantry. Den schönern Theil der Reise macht man auf offenen Wagen. Die Tour heißt die Prince of Wales Tour, weil der englische Thronfolger sie einmal gemacht. Ein Amerikaner stieg in mein Coupee; seine mehrmonatliche Europareise wollte er mit einem Besuche der Seen von Killarney beschließen.

Die Gegend, welche der Zug durcheilte, war nicht von besonderer Schönheit. Nur hier und da flogen wir durch anmuthigere Partien, zuweilen erschien eine hübsche Berggruppe oder ein grünes von einem Flusse belebtes Thal. Vielleicht ist die Landschaft, durch welche wir fuhren, nicht ohne Reiz, wenn die Sonne ihr Licht reicher auf sie ausgießt. Am Morgen unserer Abfahrt war sie mit einem dünnen Nebelflor bedeckt, welchen die Sonnenstrahlen nur an wenigen Punkten im Laufe des Morgens zerrissen. Das Land war meistens cultivirtes Wiesenland. Doch manche Theile lagen wie verlassen da. Wir fuhren oft durch weite Strecken, ohne auch nur ein Haus zu sehen. Von den Hütten, die wir passirten, hatten einzelne fast ein so ärmliches Aussehen, wie die Hütten im armen Westen von Irland. Das Strohdach erreicht beinahe die Erde; so niedrig sind die Wände. Die Thüröffnung ist die einzige Oeffnung für Mensch und Vieh, Licht und Luft. Doch war man hier in der Civilisation wenigstens so weit fortgeschritten, daß man dem Rauch einen Ausgang durch das Dach verschaffte, während im Westen häufig der Rauch des auf dem Herde brennenden Torfs nur durch die Thüröffnung entschlüpfen kann. Alte und neue Ruinen kamen auf verschiedenen Punkten in Sicht. Irland ist das Land der Ruinen. Ueber die ganze Insel sind Ruinen alter,

zur Zeit der Verfolgung zerstörter Klöster und der Schlösser und Burgen ausgestreut, welche von den vielen kleinen Königen des alten Irland bewohnt waren. Weit trauriger schauen die neuen Ruinen drein, die vielen verlassenen Hütten mit ganz oder halb verfallenen Dächern, von denen es in manchen Gegenden ganze Straßen, ja ganze Dörfer gibt. Hungersnoth und Elend oder der harte Landlord hat die armen Bewohner hinausgetrieben. Wie viele von denen, welche hier den Hungertod flohen, mögen demselben in den volkreichen Städten Englands oder Amerikas anheimgefallen seyn?

Mein amerikanischer Reisegefährte war auf die Irländer in Amerika nicht sonderlich gut zu sprechen. „In Amerika haben Sie keine Ruinen, weder alte noch neue“, bemerkte ich ihm, als wir in der Ferne eine Schloßruine sahen. „Nein“, sagte er, „bei uns schaut Alles jugendkräftig drein.“ „Europa schickt Ihnen ordentlich Zuwachs an jungen Kräften. England scheint ja die Auswanderung der Irländer nach Amerika fördern zu wollen.“ „Die Irländer sollten in Irland bleiben. Sehen Sie, hier ist Arbeit genug“, sagte er, indem er auf uncultivirte Stellen der Gegend hinwies, die wir durchfuhren. Die Deutschen in Amerika lobte er als zuverlässige, arbeitsame Leute; sie kämen gut voran und seien ein wahres Ferment in den Vereinigten Staaten. Die Irländer seien gut in Irland, entarteten aber auf fremdem Boden. Der Engländer Aufgabe sei es, für ein besseres Fortkommen der Irländer auf deren Heimatsinsel zu sorgen, wo es noch Raum gebe für mehrere Millionen; nicht aber sollten sie Hunderte von irischen Familien, wie es jüngst geschehen, arm und ohne Mittel an der Küste von New-York aussetzen. Mit Recht habe diese Stadt, welche einheimische Arme genug habe, die Aufnahme der Fremden verweigert.

Gegen ein Uhr gelangten wir nach Bantry. Der Wagen, welcher uns am Bahnhofe erwartete, war bald bis auf den siebenzehnten Sitz neben dem Kutscher besetzt. Für den

letztern war es keine leichte Aufgabe, sich einen Weg durch die Menschenmenge zu bahnen; denn es war großer Markttag. Die ganze Stadt war Marktplatz und alle Straßen gedrängt voll von Verkäufern, Käufern und Neugierigen, und den Pferden, Kühen und dem übrigen großen und kleinen Gethier, welches die Umgebung von Bantry auf den Markt gebracht. Ist es nicht Bantry, oder ist es vielleicht das vorher von uns berührte Bandon, an dessen Eingang der Satiriker Swift, der Dekan der protestantischen Kathedrale von Dublin, seinem Unwillen über die Intoleranz seiner Glaubensgenossen in ein paar Versen Ausdruck verliehen? Bei seinem Eintritt in die Stadt schrieb er mit großen Buchstaben an eine Wand die Worte:

„Jude, Türk oder Atheist,
Willkommen hier!
Doch nicht ein Papist". 1)

Sein Diener, welcher ihm in einiger Entfernung folgte, erkannte sogleich seinen Herrn in den Versen und schrieb darunter:

„Das schrieb sehr gut, wer immer es gewesen,
Auf dem Thore der Hölle ist dasselbe zu lesen." 2)

Eine solche Intoleranz und auch die Inschrift ist verschwunden. Beim Eintritte in die Stadt begrüßt den Fremden rechts von einem Hügel herab ein großes freundliches Kloster der Sisters of Mercy, und links sieht er die hübsche katholische Kirche. Zum Troste für Wirth und Reisende hielt der Wagen ein kleines Stündchen am besten Hotel der Stadt, für mich zugleich eine willkommene Gelegenheit, mich im Pfarrhause um die Erlaubniß zu bemühen, in dem Gasthause zu Glengariff, wo ich zu übernachten gedachte, die hl. Messe

---

1) Jew, Turk, or Atheist
May enter here
But not a Papist.

2) Whoever wrote this, did write it well,
The same is posted on the gates of hell.

zu feiern. Meine Freunde, die mir diesen Gasthof empfohlen, hatten mir nämlich gesagt, daß in demselben eine Hauskapelle sei. Der Pfarrer war nicht zu Hause; doch versprachen mir die anwesenden Geistlichen dafür zu sorgen, daß mir am Abend die Erlaubniß nachgeschickt würde.

Gegen zwei Uhr fuhren wir ab. Die Gegend wurde interessanter, je weiter wir voranfuhren. Links lag, von wilden Felsen eingeschlossen, die herrliche Bantry Bay und darüber hinaus zeigte sich hier und da das blaue Meer im Rahmen grauer Felsen. Die Landschaft war theilweise cultivirt, doch vorherrschend felsicht und wild. Ziegenheerden kletterten auf den Felsen herum. Wäre doch ein Maler hier, dachte ich bei einem Blicke nach rechts. Am Abhange eines felsichten Hügels nagte eine Ziegenheerde die spärlichen Grashalme ab; auf dem Gipfel stand der Hirt; links auf einem anderen Felsen lag seine friedliche Hütte, vor welcher sein Weib auf dem Vorsprunge stand und, die Arme in die Seite stemmend, auf die lustige Reisegesellschaft herabsah. Die Phantasie des Künstlers brauchte keinen Strich hinzuzufügen; er hatte nur die Wirklichkeit zu fixiren, um ein prächtiges Landschaftsgemälde zu schaffen. Kinder liefen hinter unserm Wagen mit bewunderungswürdiger Ausdauer her. Nur durch die tägliche Uebung läßt es sich erklären, daß sie im Stande waren, eine Viertelstunde und länger mit einem im Posttempo fahrenden Wagen gleichen Schritt zu halten. Sie sagten Sprüchlein her, die uns meistens unverständlich waren; doch so viel verstanden wir, daß sie um Almosen baten, und kaum anders, als durch ein Geldstück waren sie zum Rückzug zu bewegen. Die Scenerie zur Linken wechselte oft, während wir im Halbkreise um den Meerbusen fuhren. Zuweilen lag das Meer offen vor uns, zuweilen verschwand es hinter den Felsen, und dann glich die Bucht einem Binnensee. Zu verschiedenen Malen drang die Sonne durch den dünnen Nebelflor und ergoß ihr freundliches Licht über Land und Meer. Aber nur auf kurze Zeit erwies sie uns jedesmal diesen

Dienst, als wollte sie nur zur Probe zeigen, wie sie den Reiz einer Gegend zu erhöhen vermöge.

Nach einer beinahe zweistündigen Fahrt kamen wir in Glengariff an. Das zunächst gelegene, einsame Gasthaus, wo ich zu bleiben gedachte, schaute so freundlich und einladend drein, daß mehrere Mitreisende meinem Beispiele folgten und hier ihr Nachtquartier nahmen. Obgleich sehr geräumig, war das Hotel mit Gästen fast vollständig angefüllt, und ebenso gut besucht war das andere Hotel, wie ich am folgenden Morgen hörte. Es ist dieß ein Zeichen der wiederkehrenden Ruhe und des wiederkehrenden Vertrauens. Als ich vor zwei Jahren einen andern Theil Irlands bereiste, waren die Gasthäuser leer; überall sah man lange Gesichter und hörte man Klagen über die traurige Zeit. Furcht hielt die Engländer ab, ihren Fuß auf irischen Boden zu setzen. Wie ist dieß anders geworden. Ueberall an den berühmteren Orten der Insel herrscht neues Leben; ganze Züge von Fremden kommen und gehen; die vielen Irländer, welche von den Touristen leben, sind guter Dinge, und ganz Irland nimmt Theil an ihrer Freude. Es ist in der That die Zunahme der Zahl der Besucher fast ein ebenso wichtiges Element zur Beruhigung der Gemüther, wie der vorzügliche Ausfall der für Irland so wichtigen Kartoffelernten. Kommt zu den übrigen Gründen der Unzufriedenheit noch eine Mißernte hinzu, die fast gleichbedeutend ist mit Hungersnoth, so wird die Insel so recht zum Tummelplatze der Agitatoren und Agenten der geheimen Gesellschaften. In glücklicheren Zeiten machen diese Herren weniger gute Geschäfte. Die Zunahme der Zahl der Touristen wird zum großen Theil der Ausstellung von Cork zugeschrieben. Viele Engländer besuchten sie und, einmal auf irischem Boden, sahen sie ein, daß es nicht so lebensgefährlich in Irland sei, wie sie es sich zu Hause gedacht. So wagten sie dann die Reise in die einsamern Gegenden und zogen andere nach.

Glengariff mit seiner trefflichen Fisch- und Badegelegen-

heit, mit seinen anmuthigen Hügeln, dem schönen Meerbusen und seinen herrlichen Fernaussichten, mit der ländlichen Ruhe und dem über Berg und Thal ausgegossenen Frieden hat stets viele Engländer angezogen. Es ist in diesen seinen Eigenschaften so trefflich geschildert von Gerald Griffin, dessen Grab wir in Cork besucht:

Come to Glengariff! come! close by the sea
Ours is a happy home, peaceful and free;
There, there, far away
Happy by our sunny bay
We live from day to day
Blithe as the bee.
For ours is a sunny home, joyous and free,
Come to Glengariff! come! close by the sea.

Das Hotel, wo ich abgestiegen, liegt einsam in einem großen Garten auf einem mäßigen zur Bucht hin sanft abfallenden Hügel. Zwischen den Bäumen glänzt das Wasser der Bucht, über die Bäume hinaus ragen die um die Bucht sich lagernden Felsen und über diesen erscheinen in blauer Ferne in mannigfaltigen Formen die am Meeresufer hinlaufenden Bergketten. Nach einem Spaziergang von etwa fünf Minuten durch Wiese und Wald stand ich auf einem Felsenvorsprunge am Ufer des Meerbusens. Er ist ein Felsenbecken. Links steigt aus dem blauen Wasser eine Felseninsel empor mit kriegerisch dreinschauenden, jetzt aber verlassenen Festungswerken. Das Meer selbst ist nicht sichtbar. Die fernen Berge zeigten sich nur in schwachen Umrissen unter dem Nebelflor, der sich wiederum auf die Landschaft gesenkt. Kaum sichtbar auf dem fast gleichfarbigen Hintergrunde war der wie ein Zuckerhut aufsteigende, nach dieser seiner Gestalt benannte, Sugarloaf. „Wie heißt dieser Berg da?“ fragte ich zwei am Ufer der Bucht sitzende Engländer, als mein Auge den durch seine regelmäßige Form auffallenden Berg entdeckt. Bei ihrer nachlässigen Aussprache verstand ich „Schugaloff.“ „Das klingt ja ganz russisch“, bemerkte ich. „Ja wohl“, erwiderte einer der Engländer mit

der Scheu, welche ein gebildeter Engländer davor hat, zu widersprechen, „den Namen hat er indessen wegen seiner Form." Jetzt verstand ich den echt englischen Namen. In der Nähe des Hotels passirte ich eine englische Familie, welche im Freien um einen improvisirten Theetisch saß. Eltern und Kinder waren im Walde auf einen an Brombeeren reichen Platz gestoßen, sammelten diese Frucht, machten ein Feuer und bereiteten mit Hülfe der vom Gasthofe herbeigeholten Geschirre und nothwendigen Ingredienzen nach allen Regeln der Kochkunst einen trefflichen Brombeerengelee. Aus lauter Freude, daß ihnen dieß so vortrefflich gelungen, arrangirten sie dem Gelee zu Ehren eine Theepartie, zu welcher sie mehrere Freunde einluden. Obgleich ganz fremd, wurde ich von einem jungen Herrn sofort eingeladen, Platz zu nehmen. Diese heitere Gesellschaft war eine Illustration zu den oben mitgetheilten Versen Griffins, in welchen er Glengariff als ein so glückliches und friedliches ländliches Heim feiert. „Aber die Kinder am Tische sprechen ja deutsch?" Wie muthete mich das heimatlich an. Die Gouvernante war eine Deutsche, eine Hannoveranerin. Der hannoveranische Dialekt und Accent gilt, wie billig, in England als der beste. Der Accent der Kinder machte der Lehrerin alle Ehre. Als ich mich bei Tisch im Hotel mit meinem Vis-à-vis unterhielt, sah ich plötzlich einen jungen Kellner, der gerade einen Satz erhaschte, wie vor Freude erröthen und sich, um seine Bewegung zu verbergen, abwenden. Später sagte mir ein Herr, ich könne mit den Kellnern deutsch sprechen, sie seien Deutsche. In der That waren beide Kellner aus Deutschland und sie waren hoch erfreut, in dieser fernen, einsamen Gegend einen Landsmann zu finden. „Ich bemerkte es sogleich an Ihrem Accente", sagte der eine, „sobald ich Sie sprechen hörte."

Am Abende erhielt ich von Bantry einen Brief mit der Erlaubniß, im Hotel die hl. Messe zu celebriren. Aber mein Entschluß stand schon fest, sie nicht zu benützen. Denn

in dem Hotel fand ich keine Kapelle vor, wie ich es erwartet hatte. Der Hotelbesitzer besaß freilich das Privileg, einen Altar zur Feier der hl. Messe in einem Zimmer zu errichten; aber da zog ich es doch vor, auf die hl. Messe zu verzichten. Die Sitte, in Privathäusern Messe zu lesen, ist auch noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Verfolgung. In verstohlener Weise feierte man damals die hl. Messe in Privatwohnungen. Von dem Privileg, welches dieß in der allerfreiesten Weise gestattete, bestehen noch bedeutende Ueberreste in Gewohnheiten, welche den Ausländer befremden. Fast alle Priester haben das hochwürdigste Gut in ihren Häusern. Viele Familien dürfen Priestern, die sich als solche ausweisen können, gestatten, in ihren Wohnungen Messe zu lesen. In ganz Irland sind die sogenannten Stationen üblich: ein Priester der gewöhnlich sehr weit ausgedehnten Pfarreien kommt früh am Morgen in eins der zerstreut liegenden Farmerhäuser, in welchem sich auch die Katholiken der Umgegend versammeln, hört dort die Beichten, feiert die hl. Messe und spendet die hl. Communion. Dieß ist eine stehende Einrichtung und zwar besteht sie nicht nur zu Gunsten der Kranken und der alten Leute, sondern für alle Gläubigen ohne Ausnahme.

XVI.

Zeitläufe.

„Ein drohender Weltbrand in Nordafrika:"

Den 24. Januar 1884.

unter dieser Ueberschrift hat vor anderthalb Jahren ein Kenner des „schwarzen Welttheils" auf die geheimnißvollen Kräfte aufmerksam gemacht, welche im Schooße des Islam erwacht und in Aktion zu treten vorbereitet seien.[1] Und zwar meinte er zunächst eine im nördlichen Afrika sich ankündigende Bewegung, ohne noch auch nur entfernt an die Erscheinung des „Mahdi" im Sudan zu denken. Das Auftreten dieses Phänomens, dessen Name heute fast schon jedem Schulkind in Europa geläufig ist, hat allerdings erst vollauf die Angaben der älteren Orientkenner bestätigt, daß in der Geschichte des Islam von den afrikanischen Wüstenländern die Hauptrolle übernommen sei: denn während die Religion Muhameds überall sonst im Zurückweichen begriffen erscheine, bewähre sie in Afrika eine überraschende Macht der Propaganda und eine Lebensfrische, die außerdem nur noch in dem arabischen Hochland zu finden sei und sich erhalten habe.

Aber das Prophetenthum des „Mahdi" lag dazumal, als der Autor, dem wir hier folgen, seine Warnung veröffentlichte, sozusagen noch in den Windeln. Nur dunkle Gerüchte gelangten von seinem Auftreten in das Abendland, wo die Geister noch ausschließlich mit der Bewegung beschäftigt

1) S. den Artikel in der Augsb. „Allg. Zeitung" vom 5. September 1882.

waren, die Arabi, der ägyptische Kriegsminister, unter der Losung: „Aegypten den Aegyptern“ hervorgerufen hatte oder wenigstens befehligte. Damals nämlich, und unmittelbar vor der Niederschlagung des Arabi'schen Aufruhrs durch die Engländer, wies der Autor auf den tiefern Zusammenhang der ägyptischen Wirren hin. Ganz richtig war er der Meinung, daß Arabi noch nicht der gefährlichste Repräsentant der drohenden islamitischen Evolution sei, und ganz andere Leute nachfolgen würden. Er sagt:

„Die Nationalitätsidee, welche in der modernen Zeit in Europa eine so große Macht gezeigt und eine Reihe der blutigsten Kriege veranlaßt hat, vermag im Orient wenig oder nichts; und wenn der Aegypter Arabi nichts ist als das Haupt einer nationalen Partei in seinem Lande — wir sind fast versucht zu sagen: nichts als ein ägyptischer Garibaldi — so werden die Engländer mit ihm kein allzu schweres Spiel haben. Allgewaltig ist aber in dem mohamedanischen Orient das Dogma, und wenn dieses gegenwärtig von irgend Jemanden mit voller Kraft gegen die Engländer und Europäer in's Feld geführt werden würde, so könnte dadurch leicht ein viel ausgedehnterer und nachhaltigerer Brand entstehen, als man in London und Paris voraus berechnet hat.“

Daß nun der Mahdi aus dem Sudan diesen Brand jetzt wirklich entzündet hat, ist eine an Großartigkeit täglich wachsende Thatsache. Damals aber hat der Autor, wie gesagt, an die keimenden Ereignisse im Sudan gar nicht gedacht, sondern er hatte einen andern „Heiligen“ des Islam im Auge, von dem, wie er glaubte, ernste Gefahr drohe, daß er ganz Nordafrika von Tanger bis nach Port-Said, und vielleicht außerdem noch einen guten Theil Asiens in Flammen setze. Er meinte das Haupt des Senusi-Ordens, Mohamed-es-Senusi[1]), von dem es damals auch wirklich

1) Der Name wird verschieden geschrieben: statt Senusi auch Senussi, Sunussi, Sünussi.

hieß: er werde mit der ganzen Macht des Ordens und an der Spitze der fanatisirtesten Stämme aus Tripolis hervorbrechen und Arabi zu Hülfe kommen. Er blieb aus, vielleicht weil die Krisis in Aegypten ein zu rasches Ende nahm. Vor wenigen Tagen aber ist aus Kairo die Meldung nach London gelangt, daß der Senusi abermals auf dem Sprunge stehe und zum Mahdi zu stoßen beabsichtige, was er durch einen nur 15= oder 20tägigen Kameelmarsch von Tripolis quer durch die Wüste entweder nach Dongola oder direkt nach Alexandria zu bewerkstelligen vermöchte.

Jedenfalls dürfte es daher an der Zeit seyn, sich, soweit es die dürftigen und unsicheren Nachrichten erlauben, zunächst über den neuen Concurrenten zu orientiren, der im alten Pharaonen=Lande gegen die europäischen Mächte und die hundertjährigen Civilisationsbestrebungen daselbst aufzutreten droht. Die neuen Verkehrsmittel haben die fernsten Welttheile so nahe zusammengeschoben, daß uns der „Senusi" vielleicht morgen schon so geläufig seyn wird, wie es der „Mahdi" bereits ist. Es ist auch nicht Schade darum, wenn wir über der nothgedrungenen Anerkennung, daß es denn doch noch wichtigere Dinge gibt, als die Räthsel der Bismarck'schen Hegemoniepolitik und die Parlamentsbeißereien in Paris und anderen abendländischen Hauptstädten, unsere Augen, wenigstens intermittirend, dorthin richten, wo sich die Geschicke eines großen Theils der Menschheit entscheiden werden, vielleicht auch unsere Zukunft.

Der Senusi=Orden hat aber auch einen Pendant in Arabien an der Sekte der Wahabiten, nur mit dem Unterschiede, daß jener unter halbwilden Völkerstämmen arbeitet, während diese aus jenem Volke hervorgegangen ist, das vereinst eine hochentwickelte Cultur und reiche Geistesarbeit bis an die Säulen des Herkules verbreitet hat. Hier erscheinen daher kriegerische Häuptlinge, dort ascetische Anachoreten als Schöpfer und Leiter. Aber gemeinsam ist den beiden Erscheinungen der bewegende Geist: beide erstreben die

Regeneration der, wie sie sagen, in Zersetzung und Verfall befindlichen Welt des Islam. Man hat darum auch schon von „Puritanern“ des Islam gesprochen; aber der Vergleich trifft nicht ganz zu. Ueberhaupt ist der Begriff des „Dogma“ in Bezug auf die Spaltungen im Islam nicht recht am Platze. Der Islam ist, wie der preußische Gesandtschafts-prediger Pischon mit Recht sagt, „grundsätzlich eine Religion dieser Welt“. Anstatt die Menschheit zum Uebersinnlichen zu erheben, verleiht er den Gläubigen das religiöse Privilegium, sich alle Völker der Erde dienstbar zu machen. Von einer Dogmatik des Islam kann also im eigentlichen Sinne des Wortes ebensowenig die Rede seyn, wie von einer Moral.[1])

Auf diesem Boden nehmen nun die islamitischen „Messias“-Hoffnungen ihre eigenthümliche Färbung an. Die erwarteten Messiasse sind nicht Seligmacher, sondern Eroberer, die mit Schwert und Feuer dem Islam wieder zur Weltherrschaft verhelfen sollen. Daß die heutige Lage des Islam eines solchen Messias dringend bedürfte, liegt vor Augen. Es mag dahingestellt bleiben, welche Bewandtniß es mit der vielbesprochenen Prophezeiung Mohameds hat, daß mit der letzten Stunde des dreizehnten Jahrhunderts moslemischer

1) Herr Pischon (s. Zeitschrift „das heilige Land“, Köln, 1882. S. 89) bemerkt weiter: „In der muhamedanischen Religion ist mit dem Glauben an einen allmächtigen Gott zugleich das Trachten nach dem Besitz der Erde, der Grundsatz der Gewaltthätigkeit, die Rücksicht auf die sinnlichen Begierden des Menschen in einer solchen Weise verbunden, daß eben ihre niedere irdische und sinnliche Seite stets wieder obenauf kommen muß.“ — Ebenso erklärt ein anderer Orientkenner, Professor Goergens in Bern („Deutsche Zeit- und Streitfragen“. Berlin 1879. Heft 119. S. 21): „Einen moralischen Einfluß auf seine Anhänger und eine innere Durchbildung hat der Islam niemals angestrebt. Ein höheres sittliches Princip aufzustellen, fiel dem Stifter nicht ein. Wie bei ihm in den letzten Lebensjahren die sinnlichen Regungen vorherrschten, so gab er selbst den paradiesischen Freuden den gleichen Anstrich.“

Zeitrechnung (1883) ein neuer Glaubensfürst erstehen und durch die „Pforte des Paradieses" (Damaskus) zum großen Werke einziehen werde: jedenfalls muß sich jeder Moslim sagen, daß der Zustand der islamitischen Welt nach einem solchen Glaubensfürsten und Retter vor den „Ungläubigen" überlaut schreie. Man rechnet, daß von den 150 Millionen Moslims bereits zwei Drittel Unterthanen christlicher Mächte seien, und das Chalifat der „Gläubigen" wird immer unfähiger, den Cultureinfluß Europa's und die Machtgebote der abendländischen Mächte von sich abzuwehren. Darum kehren auch alle diese Sektenbildungen ihre Spitze gegen das Sultanat in Constantinopel. Der Senusi in Tripolis hat dem Sultan von Anfang an die Würde eines Nachfolgers des Propheten abgesprochen und sein falsches Chalifat für den Niedergang des Islam verantwortlich gemacht. Von den Wahabiten aber hat Herr Pischon schon vor drei Jahren berichtet: daß von ihrem jetzigen Oberhaupt zur Gründung eines großen neu-islamitischen Reiches, an Stelle des von seiner Aufgabe abgefallenen Chalifen in Stambul, ein „Regeneratoren-Bund" gestiftet worden sei, der im Jahre 1879 in allen Theilen Arabiens bereits 6000 Mitglieder zählte.

Man glaubte bei uns noch vor Kurzem, den „Panislamismus" als ein Gespenst belächeln zu dürfen, mit dem man Kinder schrecke. Offenbar sind aber im Dunkel jener Welttheile, die unter dem Fuß des Türken verdorrten, Dinge vor sich gegangen, von welchen das mit seinen politischen Verfeindungen, Nationalitäts- und Bürgerkriegen weggenommene Abendland keine Ahnung hatte. Jetzt muß man wohl an den Ernst glauben, wenn auch namentlich die Stellung der Türken in Arabien immer noch vertuscht und auf interessirte Lügenberichte der Pascha's zurückgeführt werden will. Seit der Bewegung Arabi's in Aegypten sind die Schleier allmählig gefallen. Schon damals, und zwar gleichzeitig mit den Berichten über die Umtriebe des Senusi-Ordens in Tripolis, fürchteten ernste Beobachter den Rückschlag, welchen eine Nie-

derlage der Engländer in Aegypten auf Arabien ausüben müßte. Ein Blick auf die Karte zeigt auch sofort, daß Nedjd, das Hochland, in dem der Fürst der Wahabiten haust, in feuergefährlicher Nähe der ägyptischen Grenze jenseits des rothen Meeres liegt. Ein Bericht darüber hat sich damals wie folgt geäußert:

„Heute steht dieser tapfere Wahabitenfürst im kräftigsten Mannesalter, und wenn die Beduinen von einem Manne reden wollen, der Macht besäße, selbst dem Sultan ‚die Sporen zu zerschlagen‘, das heißt den Meister zu zeigen, so nennen sie Abdallah, den Sohn Faissal's. Der Wahabit ist ein geborener Soldat, spielen doch Hochländerhiebe im beduinischen Liede eine traditionelle Rolle. Tapfer, fanatisch, kaltblütig, ausdauernd und unglaublich mäßig, bietet er ein vortreffliches Materiale für den Glaubenskrieg. Als Kernarmee gut geschult und auch mit der Führung der neuen Feuerwaffen vertraut, würden die Hochländer, sobald ihr König, von der alten Sehnsucht seines Geschlechtes nach dem Besitze von Syrien getrieben, sich der Führung der arabischen Sache bemächtigte, den Türken in Vorderasien einen nicht zu unterschätzenden Gegner stellen. Soll deßhalb die arabische Bewegung lebensfähig seyn, dann wird sie sich eines Tages politisch, militärisch und religiös in dem Wahabitenthume verkörpern müssen. Dann erst könnte sie allmälig alle ihre zerstreuten Volkskräfte zu einem durch den verjüngten Islam geglühten Keile zusammenschweißen, welcher das vermorschte Osmanenthum entzweizuspalten vermöchte.“ [1])

Die Entstehung der wahabitischen Separation führt auf den Anfang des Jahrhunderts zurück, und im Jahre 1810 waren auch bereits die heiligen Städte Mekka und Medina ihrem Reiche einverleibt. Der Sultan erkannte die Gefahr und ließ die Verächter seiner geistlichen Suprematie durch Mehemed Ali, den Vicekönig von Aegypten, bekriegen. Nach langen Kämpfen wurde auch die Herrschaft der Wahabiten in die Berge des Nedjd zurückgedrängt, ohne jedoch an innerer

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 17. August 1882.

Kraft eingebüßt zu haben. Der andere Regenerator, der Senusi, begann sein Werk erst vor dreißig Jahren, und zwar in Alexandria, von wo er sich jedoch bald zum Rückzug nach Benghasi in Tripolis und von da bis tief in die Wüste hinein gezwungen sah. Hier in der Nähe des Orts, wo dereinst der Tempel des Jupiter Ammon stand, befindet sich die Centrale des Ordens, an Heiligkeit bereits Mekka gleichgeachtet, in den Augen der Gläubigen reich an Wunderthaten und göttlichen Bezeugungen. Si-Senusi, der Stifter, ist zwar schon 1860 gestorben, aber von seinem Sohne Mohamed-Senusi ist prophezeit, daß er nach Erreichung des vierzigsten Lebensjahres, die im Jahre 1883 eingetreten ist, als Mahdi auftreten werde, um den rechten Glauben zum Siege zu führen; und es wird bezeugt, daß der Orden durch Hunderte von Filial-Clausen über ungeheure Landräume verbreitet sei, daß er in Tripolis mehr als der Sultan die Herrschaft führe, aber auch ganz Nordafrika unter seinen geheimen Einfluß gebracht, in Algier und Tunis den Franzosen den Krieg gemacht habe.

Nun ist auch noch der „Mahdi" im Sudan als dritter Wiedererwecker des wahren Islam auferstanden, mit einem Erfolge der bereits alle europäischen Kabinete zu ernsten Besorgnissen stimmt. Man hat sich den Kopf zerbrochen, wie wohl die drei Concurrenten im Prophetenthum sich miteinander vertragen würden. Vorerst ist aber das Eine gewiß, daß der finstere Haß gegen die überall eindringende Civilisation des Abendlandes und gegen das Christenthum, weil es als ihr Träger erscheint, alle drei wie ein brennendes Feuer durchdringt. Wer dann den Erfolg für sich hat, der wird der rechte Mahdi oder dessen Bahnbrecher seyn; der Erfolg aber ist bis jetzt entschieden auf Seiten des ehemaligen Zimmermanns von Chartum, Mohamed Achmed. Der Eindruck in der ganzen Welt des Islam muß ein schwer zu beschreibender seyn; und wenn man den Zusammenhang aller wirkenden Kräfte in's Auge faßt, so begreift man den Schrecken, in dem Baker Pascha, der Engländer, welcher aus türkischen

Diensten als Reorganisator der ägyptischen Armee berufen wurde, nach London geschrieben hat: „die im Sudan ausgebrochene Bewegung sei ein furchtbarer religiös-politischer Aufstand, dessen wahrer Charakter in Europa rechtzeitig verstanden werden sollte."

Allerdings sind auch schon Aeußerungen laut geworden, wonach das religiöse Moment mehr Vorwand als Motiv des Aufstandes im Sudan wäre. Die Erhebung habe ihren Grund vielmehr in der unerträglichen Tyrannei und Raubsucht der ägyptischen Pascha's, welche von Kairo als Gouverneure in die oberägyptischen Provinzen ausgeschickt würden. Neuestens wird überdieß der Verdacht ausgestreut: der Aufstand sei eigentlich das Werk der Sklavenhändler, welchen unter dem Drucke der europäischen Regierungen, namentlich Englands, ihr schmähliches Gewerbe lahmgelegt worden sei. Und zwar werden nicht nur die einheimischen Sklavenhändler beschuldigt, sondern auch abendländische Theilnehmer, namentlich Portugiesen und Franzosen, angeklagt, daß sie den Mahdi nur ausspielen, um hinter der angeblichen religiösen Bewegung um so bequemer ihr Schandgewerbe treiben zu können.[1]) Man kann unbedenklich zugeben, daß auch derlei Fäden in dem sudanischen Aufstand zusammenlaufen; daß insbesondere die ägyptischen Präfekten fast ausnahmslos als wahre Volksschinder sich bethätigt haben, ist eine bekannte Sache. Nichtsdestoweniger ist es nur der religiöse Charakter, auf den sich Mohamed Achmed mehrere Jahre lang nicht nur als Einsiedler in Dongola, sondern auch als Student an der „heiligen Moschee" von El-Aghar in Kairo vorbereitet hat, was ihm den Glauben und den massenhaften Anhang unter den sudanischen Stämmen erworben hat. Mußte ja auch schon Arabi, um ihn populär zu machen, von seinem politischen Anhang als der verheißene Mahdi und Messias des Islam

1) So äußert sich z. B. ein Berliner Artikel der „Allg. Zeitung" vom 18. Januar über die „internationalen Sklavenbarone."

ausgegeben werden. Ueberdieß wird man von den parallel laufenden Erscheinungen in Tripolis und Arabien jedenfalls nicht sagen können, daß sie unter religiösem Deckmantel ein politisches Versteckensspiel treiben.

Meines Wissens hat man überhaupt erst seit den Kämpfen gegen die französische Occupation in Tunis von dem „Mahdi"-Glauben der Moslims etwas Näheres gehört. Derselbe scheint aber eine bewegende Kraft mit sehr tiefen Wurzeln zu seyn, und seine plötzlich erwachte Energie läßt sich aus den Bedrängnissen, die der islamitischen Welt von allen Seiten aus dem Eindringen des abendländischen Einflusses erwachsen, unschwer begreifen. Eine ganz fremde Welt drückt erstickend auf die andere mit ihrer Spitze in dem absterbenden Sultanat; der Mahdi soll als ihr Retter erscheinen. Ueber den genauern Inhalt des „Mahdi"-Glaubens aber ist erst in letzter Zeit einiges Licht verbreitet worden, und daraus geht zunächst hervor, daß die Idee sehr verschiedener Auffassung fähig ist, und daß selbst die große Hochschule der islamitischen Gottesgelehrtheit an der Moschee El-Azhar in Kairo mit der Farbe nicht recht herausgehen wollte.

Der Mahdi im Sudan gehört nämlich, im Gegensatz zu dem verflossenen Arabi, wie der Senusi und Wahab, zu den Gegnern des Chalifats in der Person der türkischen Sultane. Er hat im September 1883 an sämmtliche Scheiks Aegyptens eine Proklamation erlassen, in welcher er zum Kriege „gegen die ungläubigen Türken" aufforderte und den jetzigen Chalifen speziell des Unglaubens beschuldigte. Die Regierung legte das Schriftstück, des großen dadurch erregten Aufsehens wegen, der Fakultät von El-Azhar zum Gutachten vor; und wie fiel dasselbe aus? Das im Wortlaut erst seit Kurzem bekannt gewordene Fetwa vom 18. Zilcade 1300 bestätigt, daß es nach dem Zeugniß der geachtetsten Bücher der Ueberlieferung mit der zu erwartenden Ankunft des Mahdi allerdings seine Richtigkeit habe; aber der Mann im Sudan sei nicht der „wahre Mahdi".

Warum nicht? Der erste Grund hat unverkennbar einen stark politischen Beigeschmack und enthält eigentlich eine petitio principii. „Jedermann weiß, daß der jetzige Imam (der Sultan) in gesetzlicher Weise ausgerufen wurde von den Großen des Volkes, den Fürsten der Notabeln, den gelehrten Doktoren und den Völkern der muselmanischen Länder; es ist also unmöglich, einen andern anzuerkennen, so lange er noch lebt". Das sei, heißt es weiter, eine der Hauptsatzungen des Islam, daß das Großchalifat Niemanden gegeben werden könne, selbst dem Mahdi nicht, ohne die Zustimmung der Großen des Volkes oder den ausgesprochenen Willen des vorgängigen Chalifen. Zweitens aber müßten bei dem wahren Mahdi bestimmte Merkmale und Bedingungen zutreffen, die in den Büchern der Ueberlieferung angegeben seien. Hienach müßte derselbe in Arabien erscheinen, von Medina nach Mekka ausziehen, von den Notabeln in Damaskus anerkannt werden 2c. Da dieß Alles bei Mohamed Achmed nicht zutrifft, so wird derselbe als „falscher Mahdi" und Betrüger verurtheilt.

Nicht weniger interessant ist aber die Besprechung, die ein Engländer in Kairo mit einem der Unterzeichner dieses Fakultäts-Urtheiles gepflogen hatte. Der Mann hat geradezu eingestanden, daß er, wenn der falsche Mahdi im Sudan Erfolg haben und in Kairo einziehen würde, denselben trotzdem als Mahdi anerkennen würde; aber nicht als den eigentlichen und „letzten Mahdi", sondern als einen der sieben Vorläufer desselben, von welchen der Islam lehre, und deren Einer jeder sei, der die religiöse Begeisterung wachrufe und eine Schaar zur Propaganda anführe. In diesem Sinne sei Senusi der erste Mahdi, Arabi der zweite gewesen, und könnte Mohamed Achmed der dritte seyn. Bis zur Ankunft des letzten oder ächten Mahdi würden dann noch verschiedene Entwicklungen eintreten und unter ihm sogar der wieder erschienene Christus eine Rolle spielen. Das gemeine Volk freilich, meinte der Gelehrte der „heiligen Moschee", unterscheide nicht so fein. „Die Masse der ungebildeten Gläubigen

urtheilt nach dem Erfolge, und sie sagen, daß der arme Nubier, der solche Schaaren um sich sammelt und die von den Ungläubigen geführten Heere zu schlagen vermag, von Gott begnadet und ein Prophet seyn muß." [1])

Das trifft den Nagel auf den Kopf; und darum ist es auch die Meinung aller derjenigen, welche Land und Leute im Orient, speciell in Aegypten, kennen, daß den Erfolgen des Mahdi um jeden Preis Einhalt gethan werden müsse, wenn nicht die Fluth aus dem Sudan alle Dämme durchbrechen solle. Namentlich die beiden Engländer, der genannte Samuel Baker Pascha und General Gordon, welcher mehrere Jahre als Gouverneur im Sudan amtirt hat, warnen unermüdlich vor müßigem Zusehen. Letzterer hat erklärt: das Aufgeben des Sudan wäre das größte Verbrechen und würde den Ruin Aegyptens zur Folge haben. Falls der Sudan dem Mahdi preisgegeben werden sollte, würde ganz Aegypten verloren seyn. Der Mahdi brauche selbst nichteinmal nordwärts zu marschiren, die ägyptische Bevölkerung, ganz Arabien und Syrien, würden sich gegen die Türken, Europäer und Christen erheben. Ebenso berichtet Baker Pascha: die bloße Ankündigung der Räumung des Sudan werde alle Stämme, die loyalen wie die unschlüssigen, in die Arme des siegreichen Mahdi treiben, und die Folgen würden in Unterägypten bald sichtbar werden. Von dem russischen Minister von Giers wird aus der Schweiz die Aeußerung berichtet: „Das Aufgeben Chartums ist unmöglich und würde ein schreckliches Ereigniß seyn." Herr Giers fungirte seinerzeit ebenfalls, als russischer Generalconsul, in Aegypten. Ein zusammenfassender Bericht aus London über die unabsehbaren Folgen der Verwicklung im Sudan verdient wörtlich hier angeführt zu werden:

„Es handelt sich nicht nur um die Gefährdung Egyptens,

---

1) Aus dem Londoner „Standard", der auch schon früher über die Bewegung im Sudan am besten unterrichtet war, in der „Augsb. Postzeitung" vom 28. Decbr. 1883.



mit dessen Cultur die Interessen Europas so enge verwoben und durch den Mahdi bedroht sind; es handelt sich in weit höherem Grade noch um die Bewegung, welche die ganze muhamedanische Welt zu ergreifen beginnt und die einen furchtbaren Kampf zwischen dem Islam und den occidentalischen Culturvölkern bedenklich naherückt. Ganz Europa ist dadurch bedroht. Frankreich und Spanien dürften, wenn ein moslemitischer Aufstand ausbricht, in Nordafrika alle Hände voll zu thun bekommen. England hätte in Indien und in Aden, von Egypten abgesehen, mit der Pacificirung seiner islamitischen Unterthanen eine Aufgabe vor sich, die seine Staatsmänner mit Bangen erfüllen muß. Eine Christenverfolgung in der europäischen und asiatischen Türkei würde aber alle Culturvölker Europa's zur Lösung der orientalischen Frage herausfordern und einen allgemeinen Krieg herauf beschwören. Fast scheinen die Fanatiker in Konstantinopel die Oberhand über die weisen Rathgeber im Rathe des Sultans zu gewinnen, und im Yildiz-Kiosk sollen, einer Meldung des Standard nach, bereits die Pläne für einen allgemeinen panislamitischen Aufstand geschmiedet werden. Die Ulemas beschlossen bei einer jüngst abgehaltenen Versammlung, Emissäre, die aus den besten und intelligentesten Kreisen gewählt werden sollen, nach allen Gegenden zu senden, wo Muselmanen leben, Indien eingeschlossen, um einen gleichzeitigen Aufstand vorzubereiten und den heiligen Krieg zu predigen. Die Regierung selbst kann zu keinem Entschlusse kommen; sie weiß nicht, welche Haltung die Pforte in der gegenwärtigen Krise einnehmen soll, und vorläufig scheint man entschlossen zu seyn, nichts zu thun und den Ereignissen ihren Lauf zu lassen.“ [1])

Der Sultan ist freilich abermals in einer verzweifelten Lage, noch schlimmer als zur Zeit seines Doppelspieles in der Arabi'schen Krisis. Der mehrgenannte Baker Pascha meint allerdings: der Sultan könne gar nicht zugeben, daß die Bewegung des Mahdi unangefochten bleibe, denn sonst verzichte er auf alle Autorität über Arabien, Syrien und Palästina. Er ist auch direkt herausgefordert, und zwar nicht nur vom

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 4. Jan. 1884.

Mahdi, der ihn vor der ganzen Welt des Islam als einen Apostaten und Ungläubigen brandmarkt. Die hartnäckig behauptete Souveränetät über Aegypten und der schwere Tribut, den es diesem Lande abnimmt, steht nun gegen das Sultanat selber auf. Der Chedive hat sich England gegenüber dieses Auswegs bemächtigt und kategorisch erklärt: er könne nicht verschenken, was ihm nicht gehöre; und wenn England ihm nicht die Besitzungen in Innerafrika zurückerobern helfe, so werde er die Türkei anrufen, daß sie gegen den Mahdi einschreite und ihre Oberhoheit über den Sudan aufrecht halte. In London hat man wie zum Hohne geantwortet, gegen die bewaffnete Intervention der Türkei nichts einwenden zu wollen, vorausgesetzt daß dieselbe vom Hafen von Suakim ausgehe und die Pforte die Kosten der Intervention allein trage. Nun hat aber der Sultan eher Alles, nur kein Geld. Der Hafen von Suakim aber liegt ungefähr in der Mitte zwischen Chartum und dem zweiten Nilkatarakt, also in dem Gebiet, das England dem Mahdi preisgeben will, um das eigentliche Nildelta, wie man in London wohl rechnet, als förmliche Colonie um so fester in der Hand zu behalten. Ueberdieß will auch wieder Frankreich den Türken nichteinmal die Intervention im Sudan vergönnen.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß, wenn England sich nicht noch anders besinnt, mehr als zwei Drittel des Reichs unter die Herrschaft fanatischer Barbaren zurückgestoßen würden. Seit den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts sind Nubien, Dongola, Darfur, Kordofan und Sennaar mit Aegypten vereinigt. England selbst hat die Vicekönige von Aegypten zu diesen Eroberungszügen angefeuert, und im Interesse derselben sogar mit eigenen Waffen gegen Abessinien Krieg geführt. Von Chartum aus hat sich seit mehr als 30 Jahren eine reiche Civilisation verbreitet. Wir denken vor Allem an die blühenden Missionen, die so viele Opfer kostbaren Lebens gefordert haben, und an die hoffnungsvollen Saaten, welche unsere Orden, namentlich die „Engel der Barmherzig=

keit“, unter den Sudanesen ausgestreut haben, denen General Gordon das Zeugniß gibt, daß sie ein leicht regierbares Völkchen seien, wenn sie nur menschenwürdig behandelt würden. Man zählt aber im Sudan auch neben ein paar tausend ägyptischen gegen tausend europäische Handlungshäuser, und in Chartum allein eine europäische Bevölkerung von 7000 Menschen. Alles das soll nun der Niedermetzelung und der grausamsten Zerstörung preisgegeben seyn — und England soll daran die Schuld und die Verantwortung tragen wollen, die es auch ganz allein und feierlich allen Mächten gegenüber durch die ägyptische Occupation auf sich genommen hat!

Freilich wäre für die Engländer ein Krieg im Sudan ein gewagtes und theures Unternehmen. Der Gedanke mag ihnen nahe liegen, ob es nicht viel vortheilhafter wäre, lieber hinter einer engern Grenzlinie eine Verständigung mit dem siegreichen Mahdi, durch welche die englischen Handelsinteressen sicher gestellt würden, anzustreben. Aber ob sie nicht, wenn auch eine solche Politik vor dem Abscheu der ganzen civilisirten Welt Stich halten sollte, die Rechnung doch ohne den Wirth machen würden? Der Nimbus des Mahdi dürfte sich mit einem Handelscompagnon Englands schwerlich vertragen. Eher könnte er gerade der rechte Mann seyn, die „ewige Orientfrage“, von der Hr. von Giers dort in der Schweiz gesagt hat, daß sie „bald hier, bald dort herausbreche, und aus der wir niemals herauskommen würden“ — endlich in letzter Instanz und nach ihrem vollen Inhalt aufzuwerfen!

XVII.

Der Gesetzvorschlag über die Mischehen zwischen Christen und Juden im Ungarischen Oberhaus.

Wir Ungarn haben nun einmal den Glauben, daß die Augen Europa's auf alle unsere Handlungen gerichtet sind. In vielen Stücken dürfte dieß eine Illusion seyn; in Einem aber hat doch Ungarn die Aufmerksamkeit des Westens auf sich gelenkt: in der Frage der Mischehen zwischen Christen und Juden, hauptsächlich wegen der zweimaligen Verwerfung des betreffenden Gesetzvorschlages durch das Oberhaus.

Bevor wir hierauf näher eingehen, müssen wir über die Stellungen beider gesetzgebenden Körperschaften, des Ober- und des Unterhauses nämlich, einige Worte sagen.

Letzteres war bis 1848 gesetzlich in drei Curien getheilt, in die der Geistlichkeit, der Abgeordneten der Comitate, und jene der freien Städte. Faktisch aber blieben die Abgeordneten der Comitate die Alleinherrscher. Das Gesetz von 1848 warf diese Zusammenstellung um, und errichtete nach Muster der französischen Kammer ein Parlament, direkt gewählt, auf einer dem suffrage universel gleichkommenden Basis, wobei natürlich die Wahlgeometrie ob der vielen fremdartigen Elemente nicht ohne Einfluß blieb. Diese 1848ger Institution blieb mit weniger Veränderung bis heute stehen.

Das Oberhaus bestand aus allen Diöcesan- und Titular-Bischöfen des römisch- und griechisch-katholischen Ritus, den Bischöfen der nicht unirten Griechen, aus den sogenannten

Großwürdenträgern, damals zum Theil funktionirenden Beamten; ferner aus den von der Regierung ernannten und durch Gewohnheitsrecht quasi unabsetzbaren Obergespänen; endlich aus allen majorennen Fürsten, Grafen und Baronen, die ihr Diplom vom König von Ungarn erhielten, oder denen kraft eines Gesetzartikels das ungarische Indigenat verliehen wurde.

Diese Organisation ließ die 1848ger Legislative bestehen, mit der Ausnahme, daß sie die obenerwähnte Unabsetzbarkeit aufhob; und so gestaltet sich das Oberhaus bis heute. Die Regierung befand sich bei dieser Organisation ganz wohl, und wenn auch dann und wann einen unabhängigen Magnaten oder deren mehrere die Velleität einer Opposition anwandelte, wurde durch die im Allgemeiuen der Regierung ergebene hohe Geistlichkeit und die zur Abstimmung einberufenen Obergespäne der Regierungsvorschlag mit erdrückender Majorität angenommen. Ein einziges Mal während der 18 Jahre, seit dieser Apparat fungirt, war die Opposition in der Frage der Reduktion der Landesgerichte — einer andern Art Epuration, wie sie Frankreich erst heuer vornahm — einen Moment in der Majorität; aber die schnell herbei beorderten Hilfsvotanten machten, als die Frage das zweite Mal vor's Haus kam, der kurzen Siegesglorie ein Garaus.

Als in diesem Frühjahr das Gesetz über die Mittelschulen verhandelt wurde, war, da schon das katholische Interesse mit im Spiel war, das Contingent der Opposition stärker, indem dieses Gesetz die katholischen Mittelschulen, deren Existenz man sogar abzuläugnen bestrebt war, unbedingt dem Ministerium, das sich als Rechtsnachfolger der katholischen apostolischen Könige gerirt, unterwarf, dagegen die Autonomie der protestantischen beiden Confessionen, der Unitarier und der nicht unirten Griechen als ein noli me tangere kaum berührte. Der hohe Klerus und die weltlichen Katholiken nahmen das Gesetz faute de mieux an mit

vielen Verwahrungen und vielen nach einer, den Akatholiken gewährten, ihnen aber vorenthaltenen Autonomie gerichteten Seufzern. Nun als zum Schluß der Debatte die Katholiken darauf drangen, daß es ausgesprochen werde, die Erziehung solle „religiös=sittlich" seyn: da bäumte sich die Regierung gegen das Beiwort „religiös", ließ ihren Apparat funktioniren, und das Wörtchen unterblieb. Die Regierung war mit 2 bis 3 Stimmen in der Mehrheit geblieben.

Diese an den Tag gelegte Aengstlichkeit, von dem Vorwurfe einer religiösen Tendenz getroffen zu werden, die bei der Affaire von Tisza=Eszlar zu Gunsten der Israeliten eingenommene Stellung der Regierung, endlich die seit dem Regiment Tiszas beurkundete Bevorziehung der akatholischen Interessen, haben die Gemüther mehr als sonst erhitzt; und dennoch fand die Regierung den Augenblick gekommen, einen Gesetzvorschlag über die Mischehen zwischen Christen und Juden mit einer speciell ad hoc inscenirten Civilehe zu unterbreiten, welchem Gesetzvorschlag ein zweiter angehängt war, die Anerkennung der Rechtsgültigkeit der im Auslande (verstehe hier Oesterreich) geschlossenen Civil=Ehen betreffend.

Aus dem Motivenbericht, mit welchem der Gesetzvorschlag einbegleitet wurde, erfaßte man nicht den Grund, der das Ministerium geleitet hatte, in so schwierigen Verhältnissen eine so tief einschneidende religiöse und sociale Frage auf die Tagesordnung zu setzen. Es wird darin vom Interesse des Staates, vom Interesse der Sittlichkeit und von dem socialen Interesse gesprochen. Keines der Argumente ist durchschlagend, indem ein Gesetz, das dem sittlichen Gefühl und den socialen Angewohnheiten von 10 bis 12 Millionen Christen und ein paarmal hunderttausend orthodoxen Israeliten widerspricht, unmöglich die Interessen des Staates und der Gesellschaft fördern kann. Und was soll die Frage der Sittlichkeit und Moralität damit zu thun haben? Die Sittlichkeit und die Moralität — wenn auch die Regierung das niederstimmen lassen will — basirt nur auf der Religion und in den reli=

giösen Gefühlen; was soll man aber von der Religion derjenigen denken, die eine derlei Mischehe eingehen, und welche religiösen Gefühle werden den Kindern eingeprägt von denen, die durch eine solche Ehe die ersten Satzungen ihres Glaubens verläugneten?

Zwei Ursachen werden als wahrscheinlich bezeichnet, denen die Vaterschaft des Gesetzvorschlages zuzuschreiben sei. Erstens das in der liberalen Tendenz der Regierung liegende Bestreben, den ehernen Ring, mit welchem von allen Confessionen die heilige Ehe umgeben ist, zu durchbrechen und sodann col tempo e paglio an der Laicisirung der Ehe zu arbeiten. Zweitens der in That und Schrift in Cis- und Transleithanien dominirenden Alliance israélite eine amende honorable dafür zu geben, daß man es nur gewagt hat, Glaubensgenossen der schrecklichen That von Tisza-Eszlar zu beschuldigen. Um schwachen und leichtgläubigen Geistern das Gesetz mundgerecht zu machen, wurde verbreitet, es sei eine Diversion gegen die obligatorische Civilehe, indem das Gesetz, einmal votirt, den dringendsten Bedürfnissen (?!) abgeholfen hätte, die Civilehe in ihrer ganzen Ausdehnung also bis auf Weiteres verschoben wäre.

Der Gesetzvorschlag war im Unterhaus, nach kurzer und größtentheils von jenen katholischen Geistlichen, die ein Abgeordneten-Mandat haben, in christlichem Sinne geführten Debatte, angenommen; eine namentliche Abstimmung fand nicht statt.

Im Oberhaus nun glaubte Herr von Tisza ebenso imperativ vorgehen zu können. Eine zahme Opposition des Episcopats und einiger bibelfesten Mitglieder des Hauses war Alles, was er zu befahren wähnte. Die Schaar der nach seinem Winke votirenden Obergespäne und die seit 17 Jahren an den Tag gelegte Indolenz der andern Oberhausmitglieder würde, so dachte er, das Gesetz schon durchdrücken helfen.

Es sollte aber anders werden. Bei Vielen war es das christliche, das katholische Gefühl, welches ihnen die Annahme

des Gesetzes unmöglich machte, allen aber und im höchsten Maße widerstrebte ein Gesetz, demzufolge jeder Familienvater, vom ärmsten Taglöhner an bis zum höchsten, historischen Namen führenden Magnaten, im Handumdrehen in die Lage versetzt werden konnte, seine sämmtlichen Enkel, wenn sich der christliche und der israelitische Brauttheil darin vereinigen sollte, dem mosaischen Bekenntnisse zugeführt zu sehen. Der Klerus verband sich mit dem Aristokraten, wenn auch sonst die politische Färbung nicht dieselbe war. Unterstützt war diese Allianz durch tausend von Petitionen mit viel über hunderttausend Unterschriften der Mitglieder katholischer und protestantischer Cultusgemeinden, die sämmtlich sich für die Verwerfung des Gesetzes aussprachen.

Herr von Tisza konnte den Gesetzvorschlag weder am 11. Dezember 1883, noch, als derselbe zur nochmaligen Verhandlung vom Unterhaus heraufgesendet wurde, am 12. Januar 1884 durchbringen. Beidemal, besonders in der Januar-Sitzung, ließ die Regierung alle ihre Minen springen. Manchen begüterten ungarischen Magnaten, die eine Hof- oder Militär-Stelle bekleideten, ward der Urlaub verweigert; andern wurde aus andern Ursachen die Theilnahme unmöglich gemacht; sämmtliche in Diensten der Regierung stehende Regalisten commandirte man herein, deren Zahl besonders groß ist, da sehr viele im Vermögen herabgekommenen Magnaten kleine Dienstposten, als Forstwirthschafts-, Kataster-Beamten, bekleiden; ja sogar eine königliche Hoheit kam eigens nach Pest, um für den Gesetzvorschlag zu stimmen. Daß die Gegner des Gesetzes auch rührig waren, versteht sich von selbst. Sie suchten und fanden Hilfstruppen in einigen, drei bis vier, österreichischen Herren, denen, wenn auch ohne Besitz in Ungarn, doch seit alten Zeiten das unbestreitbare Recht im Oberhaus zu sitzen und zu stimmen zukommt, und die daher von der Regierung die Einberufungsschreiben erhielten.

Msgr. Samassa, Erzbischof von Erlau, Msgr. Schlauch, Bischof von Szatmar, der greise Graf Georg Apponyi, vor-

märzlicher Kanzler von Ungarn, der geistreiche Graf Anton Szecsen, nebst mehreren Andern, griffen in tiefgedachten Reden den Gesetzvorschlag an, während die Regierungspartei außer dem Ministerpräsidenten, dem Grafen Julius Andrassy, gewesenen Minister des Aeußern, und dem 84jährigen Baron Nikolaus Vay, weltlichem Chef der reformirten Kirche, niemand Bemerkenswerthen in's Feld führen konnte.

Interessant ist es, das Zahlenverhältniß der in beiden Tagen mit „ja" für die Mischehen, und mit „nein" gegen dieselben, stimmenden Mitglieder zu sehen. Am 11. Dezember 1883 waren laut der officiellen Liste 710 stimmfähige Mitglieder eingetragen und zwar:

	Erzherzoge	Römisch- und griechisch-katholische Diöcesan- u. Titularbischöfe sammt 2 stimmberechtigten Prälaten	Griechisch nicht unirte Bischöfe	Großwürdenträger	Obergespäne und Gouverneur von Fiume	Fürsten	Grafen	Barone	Alte Siebenbürger Regalisten (im Absterbe-Etat)	
	2	53	10	10	60	19	362	191	3	
hievon stimmten mit „nein"	—	29	—	2	2	—	63	13	1	110
mit „ja"	—	—	—	4	41	1	22	35	—	103

Am 12. Januar 1884 waren in den officiellen Listen eingetragen 787 Mitglieder, und zwar:

	2	53	10	10	60	27	413	209	2	
hievon stimmten mit „nein"	—	37	—	2	1	4	127	29	—	200
mit „ja"	—	—	—	4	54	2	61	70	—	191

Man glaubt nicht, daß Herr von Tisza diesen der Bevölkerung so mißliebigen Gesetzvorschlag in derselben Form zum dritten Mal ins Oberhaus bringen wird. Wohl wird

er, um ein anderes Mal des Erfolges gesicherter zu seyn, die schon längst geplante Reform des Oberhauses zum Abschluß zu bringen suchen, und früher oder später das Land mit der obligatorischen Civilehe beglücken wollen. Wenn sich aber auch für diese Utopie der Glückseligkeit einige Anhänger mehr finden sollten, so ist es noch immer sehr problematisch, ob die Frage, bei dem Luftzug, der in dieser Sache von Oben herab weht, das Tageslicht erblicken wird. Doch begnügen wir uns jetzt mit dem gegenwärtigen Sieg, und lassen die Zukunft in Gottes Hand.

Vom Neusiedler See am 15. Januar 1884.

XVIII.

Elpis Melaena und Garibaldi.

Elpis Melaena ist in der That eine standhafte Freundin. Bei Lebzeiten ihres Heros hat sie dem deutschen Publikum verschiedene Publikationen über ihn vorgelegt, die eine zweifelhafte Aufnahme gefunden haben, und sich an dessen literarischer Thätigkeit in einer Weise betheiligt, die ihrem eigenen schriftstellerischen Rufe schwerlich genutzt hat. Sie hätte es dabei bewenden lassen mögen. Nun aber der Siedler von Caprera todt ist, hat sie sich berufen gefühlt, seine humanitären Gesinnungen in das rechte Licht zu stellen und diejenigen seiner Unternehmungen, welche auch von vielen seiner Anhänger unverholen getadelt worden sind, vor der Welt zu rechtfertigen.

Dieß hat sie in einem Buche unternommen, welches den Titel führt: „Garibaldi. Mittheilungen aus seinem Leben von Elpis Melaena. Nebst Briefen des Generals an die Verfasserin.“ (Hannover, Schmorl und von Seefeld 1884. 2 Bde. 8. von 236 und 201 S. mit Garibaldi's Bildniß und einer Ansicht von Caprera.) Der Titel ist falsch — er muß heißen: „Elpis Melaena's Abenteuer in Garibaldischen Diensten.“

Da es sich in dem Buche gelegentlich um Personen und Dinge handelt, die zu dem Hauptgegenstand desselben in geringer oder gar keiner Beziehung stehen, und es uns daran lag, von diesen auf die Genauigkeit wenn nicht Glaubwürdigkeit des Uebrigen einen Schluß zu ziehen, so wandten wir uns mit der Bitte um Auskunft an einen mit den römischen Verhältnissen und Zuständen der betreffenden Zeit vertrauten Mann, von dem wir überdieß wußten, daß er nicht zu denen gehört, welche über Garibaldi ein Verdammungsurtheil in Bausch und Bogen aussprechen. Seine Rückäußerung lassen wir wörtlich folgen.

„Gerne entspreche ich Ihrem Wunsche in Bezug auf die bezeichneten Punkte, ohne mich übrigens im entferntesten mit dem in Rede stehenden Buche zu befassen. Ich kenne Frau von Schwarz (es dünkt mich keine Indiscretion, die Maske zu entfernen, welche die Verfasserin selbst wiederholt ablegt, und nebenbei widerstrebt es mir, den schönen Namen der Dichterin des christlichen Alterthums mit Garibaldi-Historien in Verbindung zu bringen) seit langen Jahren, wo sie als Mrs. Brandt und junge Wittwe eines Verwandten in der römischen Gesellschaft erschien, in welcher einen Platz dauernd zu behaupten nur von ihr abhing — ich kenne ihre trefflichen Eigenschaften des Herzens, ihre Generosität, Nächstenliebe, Opferwilligkeit, denen geistige Vorzüge sich zugesellen, und bedaure umsomehr, daß sie wiederholt in einem wenig günstigen Lichte erscheint, da ich mit hochachtbaren Mitgliedern ihrer Familie intim befreundet bin. Was sie

über Dr. Alertz sagt, von dem man nicht zu sehen vermag, wie er hieher gehört, bedarf der Berichtigung. Dr. Alertz aus Aachen, im Jahre 1836 mit der Behandlung Papst Gregors XVI. betraut, den er in kurzer Zeit vollkommen herzustellen das Glück hatte (der Papst sagte zu mir in seiner Gegenwart, indem er lächelnd den Finger an die Nase legte: „Questo naso lo devo a questo professore"), wäre der erste Arzt Roms und steinreich geworden, wenn er nur gewollt hätte. Nicht bloß die gelungene Kur, seine ganze Erscheinung, einnehmend wie sein Wesen, seine Herzensgüte und Einfachheit gewannen ihm alle Herzen. Aber ‚das Glück ergreifen' war ihm nicht gegeben. Nicht Wohlthätigkeit, so wohlthätig und uneigennützig er war, hat ihn zum verhältnißmäßig armen Mann werden lassen, sondern ans Fabelhafte grenzende Bestandlosigkeit, Sorglosigkeit, Nachlässigkeit, wozu dann schwere pekuniäre Verluste und Kränklichkeit sich gesellten. Römischer Graf ist er nicht gewesen; der Papst mag einmal die Absicht gehabt haben, aber es ist bei der Absicht geblieben, und was in aller Welt hätte es ihm auch nützen sollen! Nur König Ludwig, der ihm wohlwollte, hat ihm zwei Orden verliehen; Friedrich Wilhelm III. hat es bei einer vierten Klasse bewenden lassen. Er starb, von vielen Freunden tief betrauert und unvergessen, 66 Jahre alt im November 1866, nicht 1868, und wenn Frau von Schwarz, die noch so oft später in Rom gewesen ist, sich nach seiner Ruhestätte erkundigt hätte, so würde sie erfahren haben, daß er nicht ‚in einem verborgenen Winkel unfern des Vatikan' unter einem Travertin ruht, sondern in dem Camposanto der Deutschen bei der Peterskirche, wo er sich selbst die Grabstätte gewählt hatte und wo ein bescheidenes Denkmal mit einem Medaillon an den trefflichen Mann erinnert.

„Doch alles dieß ist, wie man sieht, von sehr geringem Belange — der gute Alertz erscheint hier in der That à propos de bottes. Ernstlicher steht's um die Nachrichten über einen römischen Cardinal, welchen die Verfasserin, die sonst

die geistliche Herrschaft verabscheut, ausnahmsweise in besondere Affektion genommen hat. Sie verleiht ihm sogar aus eigener Machtvollkommenheit den Purpur ein paar Jahre bevor er denselben aus Pius' IX. Händen empfing. Der Canonicus Abate Gaetano Bedini aus Senigallia war in den Vierziger Jahren lange Zeit Auditor bei der Nuntiatur in Wien unter dem nachmaligen Cardinal Altieri, und zu Anfang der Regierung seines Landsmannes Pius' IX. Internuntius bei einem der südamerikanischen Staaten. Im Januar 1849, während des Aufenthalts des Papstes in Gaeta, zum außerordentlichen Commissär für die damals noch von den päpstlichen Schweizertruppen occupirten Legationen ernannt, konnte er erst nach der Einnahme Bologna's durch die Oesterreicher zur Ausübung seiner Autorität gelangen. Sein mehrjähriger Aufenthalt in Wien ließ ihn für seinen Posten besonders geeignet erscheinen, und wenn die Dinge doch nicht glatt abliefen, so trifft bei den großen Schwierigkeiten der Lage die Schuld weder ihn noch die kaiserlichen Generale. Bei dem tragischen Ende des Garibaldischen Feldkaplans Ugo Bassi war er, worin die Verfasserin Recht hat, völlig unbetheiligt. Bassi, Gefährte Garibaldi's auf dessen Rückzug von Rom, ließ sich, schon entflohen, nochmals auf päpstlichem Gebiet betreten, und wurde nach dem in der mit Abenteurern erfüllten Provinz verkündeten Standrecht als Träger verbotener Waffen verurtheilt (8. August 1849). Ich glaube nicht, daß die kaiserlichen Militärbehörden über einen Priester, welche immer seine politischen Ansichten seyn mochten, Todesstrafe verhängt haben würden, wenn er sich auf sein geistliches Amt beschränkt hätte. Doch dieß nur nebenbei. Monsignor Bedini kam nach der Wiederherstellung der regelmäßigen Verwaltung in den Provinzen nach Rom und wurde am 27. September 1861 Cardinal. Die Verfasserin, welche ihn, wie gesagt, bereits viel früher dazu gemacht hat, läßt ihn als einen der drei Kirchenfürsten erscheinen, denen die Volksstimme die Nachfolge Pius' IX. zugedacht habe, und

behauptet, er sei zum Bischof von Viterbo ernannt worden, um ihm ‚mit dieser lebenslänglichen Charge jede Hoffnung auf die Tiara‘ zu nehmen.

„Es ist nicht leicht, in wenig Zeilen so viel Falsches zusammenzuhäufen. Dieser durchaus weltliche Mann, wie er sonst immer seyn mochte, als Nachfolger Pius’ IX.! Man höre wie seine Freundin die Verfasserin ihn schildert: ‚Der noch junge und schöne Cardinal (Bedini war bei seiner Creirung fünfundfünfzig alt) ... der beim schwachen Geschlecht, rubescens refero, in hohem Ansehen stand.‘ — Es gibt, ich brauche dieß kaum zu sagen, im Episkopat keine ‚lebenslänglichen Chargen.‘ Zahllose Päpste sind Bischöfe mit Residenz gewesen — aus jüngeren und jüngsten Zeiten brauchen bloß Benedikt XIV., Clemens XIII., Pius VI., Pius VII., Pius VIII., Pius IX. genannt zu werden, und unser hl. Vater Leo XIII. war ein paar Decennien hindurch Bischof von Perugia. Viterbo ist ein einträglicher Bischofsitz, und Cardinal Bedini’s Finanzen waren nicht in glänzendem Zustande. Daß er Viterbo als ein Exil betrachtete und sich nach römischem Glanz und römischen Salons sehnte, ist eine andere Frage. Er mochte administrative Kenntnisse und Fähigkeiten besitzen: von seinem gleichberechtigten ‚Verkehr mit den wissenschaftlichen Sommitäten‘ zu reden, ist geradezu lächerlich. Ich war einmal sein Tischnachbar, kurz bevor er die violetten Strümpfe mit den rothen vertauschte. Das Gespräch kam, ich weiß nicht mehr wie, auf Cardinal Sforza Pallavicino. ‚Ein trefflicher Mann, fiel mein gelehrter Nachbar ein, der sich auf dem Tridentiner Concil so großes Verdienst erworben hat‘. Ich erstarrte. Monsignore, sagte ich halblaut, Sforza Pallavicino war der Freund Papst Chigi’s und hat die Geschichte des Concils geschrieben. ‚Versteht sich, versteht sich, ich mein’ es nicht anders; Papst Chigi, Alexander VIII.‘ Nun wurde mir die Sache zu toll. Monsignore, antwortete ich, Alexander VIII. war Ottoboni, Chigi Alexander VII. ‚Lapsus linguae — Alexander VII., Alexander VIII.,

richtig, richtig.' Das Pröbchen Bedinischer Concurrenz mit den ‚wissenschaftlichen Sommitäten' Roms wird, denke ich, genügen. Er starb zu Viterbo am 6. September 1864 nach kurzem Cardinalat. Daß er vergiftet worden, vernehme ich jetzt zum erstenmal, muß übrigens gesteh'n, daß ich nicht leicht an Vergiftungsgeschichten glaube.

„Die Urtheile der Verfasserin über Personen und Dinge sind überhaupt überraschend. Der berüchtigte Expater Gavazzi ist für sie ‚der berühmteste Redner Italiens' (daß sie auf einem Londoner Meeting, wo sie sich nach diesem Spektakelmacher hören ließ, mit ihrer lispelnden Stimme nach seinem Stentororgan zu kurz kam, ist sehr erklärlich) und Monsignor Prosperi, eines der weiland unbedeutendsten Mitglieder der zweiten Stufe der Prälatur, gehört zu den römischen Sommitäten. Daß der ‚berühmte Commodore Visconti' nur durch den Setzer in die Marine gelangt ist, versteht sich von selber.

„Ueber Garibaldi muß ich mich kurz fassen. Er war ursprünglich ein gerader, einfacher Charakter, ehrlich und ein tapferer Haudegen, von geringem Umfang des Geistes aber von festem Entschluß im Durchführen dessen, was er wollte und dadurch von großem Einfluß auf seine Umgebung, in Freiheits- und Unabhängigkeitsideen aufgewachsen und durch sein Jugendleben darin bestärkt, arglos und dadurch schlimmsten Täuschungen zugänglich und mit geringer Menschenkenntniß. Insurrektionen und Verschwörungen waren von frühe an sein Element, aber er verschmähte und verabscheute den Mazzinischen Dolch. Der nachmalige napoleonische Minister Graf Walewski, der in den letzten Zeiten der Juli-Monarchie mit einer Mission in Montevideo war, verstieg sich zu der Erklärung, er habe dort nur Einen ehrlichen Mann gekannt, Giuseppe Garibaldi. Seine militärischen Talente beschränkten sich auf den Parteigängerkrieg, in welchem ihm größte Freiheit der Bewegung gestattet war und persönlicher Einfluß auf die Einzelnen offen stand. Seine sicilische Expedition ist nur durch die fabelhafte Kopflosigkeit der Königlichen, durch

Feigheit und schmachvollen Verrath gelungen, und bei Capua wäre er verloren gewesen, wenn nicht Manöver, bekannt genug und hier zu übergehen, unter Verhöhnung des Völkerrechts ihm zu Hülfe gekommen wären. Regelmäßige Truppen haben seine Freibeuternatur immer durchgefühlt. Selbst die in nicht glänzender Verfassung befindlichen Toskaner, denen er nach der Abkunft von Villafranca 1859 vorgesetzt wurde, sahen darin einen Kaste-Verlust, und man weiß wie in Frankreich zu Ende 1870 die militärische Stimmung sich gegen ihn aussprach. Er hat immer reine Hände behalten, aber rings um ihn ist nach dem sicilischen Feldzuge ein Raub- und Plünderungssystem in's Werk gesetzt worden, von einer Großartigkeit und Schamlosigkeit, die jeder Charakterisirung spotten.

„Sein öffentliches Leben läßt sich ganz gut in zwei Hälften theilen, deren erste mit der Einnahme Neapels endet. Seine Vertheidigung Rom's gegen die Franzosen im Jahre 1849 war eine geschickte und tapfere. Als er sah, daß fernere Gegenwehr vergeblich war, verkündete er es den Triumvirn und verachtete Mazzinische Vorwürfe. An den während der Zeit in der Stadt begangenen Greueln hat er nicht eine Spur von Antheil gehabt; er hat unter seiner Truppe gute Mannszucht bewahrt, jedem Versuch von Unordnung und Plünderung gesteuert und einen Rückzug bewerkstelligt, welcher, wenn er mit der Auflösung seines zusammengeschmolzenen Häufleins endete, in gleichem Maße von Muth und Gewandtheit zeugte. Sieht man endlich von der Genesis seiner sicilischen Expedition ab, welche dem Grafen Cavour weit mehr als ihm zuzuschreiben ist und einen Mann wie Azeglio zum Bruch mit der Regierung, ja zu den heftigsten persönlichen Anklagen gegen einen Höhern als Cavour trieb, und bringt man die oben berührte Demoralisation in Heer und Verwaltung in Anschlag, so bleibt diese Expedition doch immer ein ganz außerordentliches militärisches Faktum, welches so wenig in unsere moderne Kriegsgeschichte hineinpaßt, daß dessen fast magische Wirkung auf die Gemüther wohl zu be-

greifen ist. Ich habe übrigens tüchtige Männer gekannt, die zu den ‚Tausend‘ gehört haben.

„Hiemit endet die erste Lebenshälfte. Was folgt, ist titanische Selbstüberhebung und Vermessenheit. Der Mann, der sich und seinen Willen an die Stelle des Gesetzes setzte, dessen Laune keine öffentliche Sicherheit und Ruhe achtete, der für jede Regierung, gut oder schlecht, eine Gefahr wurde, der sich für einen großen Schriftsteller, Nationalökonom, Hydrauliker hielt, der in seiner Berserkerwuth gegen Religion, Kirche, Klerus die wildesten Schmähungen und Drohungen auszuspeien nicht müde ward, der in hunderten von Billeten baaren Unsinn zum Besten gab, dessen militärische Fähigkeiten 1866 wie 1871 Bankerott machten (im Januar 1871, wenige Tage vor der Kaiserproklamation in Versailles, schreibt er, die Lage König Wilhelms sei keine glänzende), den man unter einer Art polizeilicher Aufsicht zu halten sich genöthigt sah, um ihn dann nach seinem Tode, der die Regierung von einem Alp befreite, als Nationalheros zu vergöttern — dieß ist der Garibaldi späterer Jahre. Seine Erfolge hatten ihm den Kopf verdreht, schlechte und selbstische Umgebung hatte ihn in seinen Tollheiten gefördert, verdrehte Frauen hatten ihn vollends verrückt gemacht.“ —

Zu diesen Frauen gehört die Verfasserin des neuen Buches, mit Verlaub des Herrn Verfassers obiger Charakteristik, der bei Elpis Melaena sichtlich Rücksichten beobachtet, und dem wir nun die Feder aus der Hand nehmen. Selten ist uns ein traurigeres Buch vorgekommen. Niemand ist genöthigt, sich selber vor dem Publikum preiszugeben; die Cruditäten der Rousseau'schen Confessions haben der Welt nichts gefruchtet, und das „je ne me montrerai qu'en buste“ der Madame Staal Delaunay hat für Memoirenschreiber seine Berechtigung. Hier aber stehen wir vor dem geraden Gegentheil. Eine Frau von angesehener und reicher Familie, wohlerzogen, von Herzen gut, nicht ohne Talent und keineswegs ohne Lebenserfahrung, schlägt weibliche Würde, Rücksicht auf

ihre gesellige Stellung, ja das gewöhnlichste Schicklichkeitsgefühl in die Schanze, um sich aus purer Begeisterung an die Ferse eines ihr wildfremden Abenteurers zu heften, für dessen Tollheiten sie Kraft, Gesundheit und Mittel vergeudet, ohne irgend einen wirklichen Dank von ihm zu erhalten. Jahrelang ist sie für ihn in fieberhafter Bewegung, rennt von den Alpen bis zum Sicilischen Phar wie nach der französischen Schweiz, schifft Gott weiß wie oft nach seiner Felseninsel, und Alles das wozu? Seine revolutionären Pläne zu fördern, an seinen Triumphen theilzunehmen, ihn beim Mißlingen seiner waghalsigen Streiche zu trösten, was noch das Beste ist. Es scheint ihr gar nicht in den Sinn zu kommen, daß anständige Leute gegen einen Staat, dessen Schutz und Gastfreundschaft sie genießen, nicht conspiriren, und sie wundert sich höchlich, wenn sie der Gegenstand von Vorsichtsmaßregeln ist, die noch viel zu gelinde sind. Sie weiß schon im Jahre 1859 um einen Anschlag gegen Rom und das Leben des Cardinals Antonelli, und verschönert durch ihre Person den Triumphzug Garibaldi's durch die Romagna, wobei sie mit dessen über allen Begriff ordinären Hausgenossen sich in einem Palast des Herzogs von Modena einquartieren und bedienen läßt, was ihr, zu ihrer Ehre müssen wir's sagen, doch einen leisen Skrupel geweckt zu haben scheint. Weiß Elpis Melaena, wofür die Menge sie hielt, als sie so mit dem „General" und seinem Troß in Bologna, Lugo, Ravenna umherzog? Wir wollen das naheliegende häßliche Wort nicht aussprechen. Kaum hat sie sich von dieser Gesellschaft getrennt (welche Gattung einer Reisenden sie ist, zeigt der Umstand, daß sie in diesen ruhelosen Zeiten ihren englischen Paß auf dem Boden ihres schweren Koffers begräbt, und aus dem Thore von Bologna nur ziehen gelassen wird, als ein Thorwächter sie bei Laternenschein als die „Signora" Garibaldi's erkennt) und ist in Toscana angelangt, so erhält sie eine Anfrage von diesem, ob sie „eine sehr delicate Mission nach Sicilien" übernehmen wolle, worauf sie selbstverständlich mit Ja ant-

wortet, ohne zu wissen um was es sich handelt. Statt des erwarteten Begleiters, der ihr Aufschluß geben soll, erscheint ein dem „Befreier" zugelaufenes Dämchen mit Adressen für Messina, und diese Vertrauensperson knüpft während der Nacht auf dem Verdeck des Dampfboots Verbindungen an, welche Elpis veranlassen sie ans Land zu setzen. Ueber ihr unter solchen Auspicien begonnenes sicilisches Abenteuer wollen wir kurz hinweggehen — man muß es im Original lesen, um die ganze Kopflosigkeit, von anderm nicht zu reden, zu ermessen. Wahrscheinlich durch einen faux frère denunzirt (der britische Viceconsul verschließt ihr ohne weitere Ceremonien die Thüre) wird sie in den Kerker geworfen, steht Todesangst aus, wird wie durch ein Wunder befreit. Casanova's Erzählung seiner Flucht aus den Bleikammern ist ein Muster von Wahrscheinlichkeit im Vergleich mit dem Detail dieser Geschichte, worin Niemand klar sehen kann. Wie dem immer seyn möge, kaum entkommen und in Livorno gelandet, rennt sie wieder nach Bologna zu ihrem Heros, der sie mit der unbefangensten Miene von der Welt empfängt und ihre Leiden als Bagatelle behandelt.

Und nun die beiden schönen Campagnen, die nach Aspromonte und Mentana führen, mit dem Intermezzo des Genfer „Friedenscongresses", wobei die Verfasserin wieder an der Seite ihres Abgotts paradirt, den sie aber einigermaßen zu langweilen scheint. Vor der Mentana-Campagne bindet er ihr auf, er hege „gemäßigte vernünftige Ansichten in Betreff der Lösung der römischen Frage" — Garibaldi und die famosen „moralischen Mittel"! Die beiden Varignano-Internirungen lassen nun die Verfasserin all' ihre Energie entwickeln; sie kommt nicht zur Besinnung vor Hin- und Herrennen, Suppliciren, Sichherandrängen und was dessen mehr ist. Als ächte Gobe-mouches läßt sie sich in Florenz das Histörchen aufbinden, die „Schwarzen" stellten dem Gefangenen nach dem Leben — wahrscheinlich sollte er in seinem Kerker (in welchem es ihm übrigens gar nicht so wie ihr selber in

Messina erging) vergiftet werden! Da ist sie nun in Gefahr, den Verstand wirklich zu verlieren. In dem nahen Spezia soll die Tradition der fieberhaft ruhelosen englischen Dame (Elpis Melaena spielte sich als Engländerin auf) sich lange erhalten haben. Und nun kommt die große politische Enthüllung, welche die beiden Putsche legitimiren soll — nach Garibaldi's Aussage habe er sie im Einverständnisse mit König Victor Emmanuel unternommen. Wir bekennen, daß wir in die persönlichen Velleitäten eines hohen Herrn, ungeachtet dessen populären Namens, keinen starken Zweifel zu setzen wagen, aber die Wahrheit solcher Behauptung muß uns doch noch durch andere Zeugnisse erhärtet werden. Wenn der König mit dem Helden von Aspromonte unter Einer Decke lag, weßhalb ließ er ihn dann durch seinen „persönlichen Feind" General Pallavicini zum Krüppel schießen und hart behandeln? Dem sei wie ihm wolle, Garibaldi wurde nicht vergiftet und gelangte wieder nach Caprera und Elpis Melaena lief wieder hin. Und als hätte sie noch nicht genug gethan, läßt sie sich im Jahre 1870 wieder auf eine „delicate Mission" ein, die ihr bei ihrer Rückkehr von der Insel Schmach und Gefahr zuzieht. Sie nimmt Drohbriefe mit, welche im Fall der Hinrichtung der elenden Mordbrenner Monti und Tognetti (die im römischen „Borgo" die Kaserne Serristori mit Verlust von sechszehn Menschenleben in die Luft gesprengt hatten) die Ermordung von zwei Priestern in jeder italienischen Stadt verkündigt! Bei ihrem Eintreffen in Livorno wird sie von einem halben Dutzend Policisten und einer Policistin empfangen und von letzterer bis auf die Haut durchsucht, und sie kann Gott danken, daß es ihr gelingt die „Dynamitpatronen", wie sie selbst ihre Depeschen mit anerkennungswerther Offenheit bezeichnet, in der Cajüte des Dampfbootes zu verheimlichen, worauf der Capitän sie vernichtet. Selbstverständlich ist sie in steter Berührung mit Personen, denen man sonst gerne aus dem Wege geht.

So ist diese „verteufelte Geschichte, heldenhafter Lebens-

lauf." Und was ist der Lohn für all' diese Devotion, diese Sorgen, diese Opfer? Wirkliche Zuneigung und Dankbarkeit? Nicht einen Pfifferling gilt sie ihm! Alle seine bedeutungslosen Billets mit dem „Speranza mia amatissima" (Frau von Schwarz heißt Espérance, woher ihr gräcisirender nom de guerre) sind eitel Worte. Er kümmert sich nicht im Geringsten um sie, hilft ihr in nichts, stürzt sie in Gefahr ohne eine Spur von Bedenken, ohne die geringste Erkenntlichkeit. Er führt sie mit seinen Memoiren an der Nase herum. Er liebt überhaupt nichts und niemand. Seine amerikanische Frau, die in der Pineta auf der Flucht ihr Leben einbüßt (die Eckel und Grausen erregende Geschichte ihrer sterblichen Reste hätte die Verfasserin wahrlich für sich behalten sollen), vergißt er völlig und läßt Andere für ihr Grab sorgen. Er bietet seiner Speranza seine Hand an (daß sie stillschweigend ablehnt, ist das einzige Verständige was sie im ganzen Buche von sich erzählt), während seine häßliche grundgemeine Magd ein Pfand seiner — Liebe unter dem Herzen trägt. Er erklärt diese Magd für seine rechtmäßige Frau, nachdem er das bekannte Heiratsabenteuer mit der keuschen Tochter des Marchese Raimondi bestanden, von dem man nicht weiß ob die Lächerlichkeit oder die Schmach größer ist. Elpis Melaena wird nicht Signora Garibaldi, aber sie läßt sich nur zu tief in seine unsaubern häuslichen Angelegenheiten ein, nimmt das Kind der Magd, welches sie der Mutter geradezu entreißen muß, zu sich, bringt es in eine schweizerische Erziehungsanstalt, sucht das unbändige Geschöpf auf Kreta zu civilisiren und erntet schließlich für Mühen, Sorgen, Unruhe, Kosten nichts als Undank auf allen Seiten, auch vom Vater. Sie geht flüchtig hinweg über die leidige Geschichte — auch die Sonne, sagt sie, hat Flecken!

Die Verfasserin steht heute in einem Alter, in welchem Illusionen in das Grab gesunken zu seyn pflegen, welches den Leib erwartet. Ihre Gesundheit, so vernehmen wir, ist tief zerrüttet, ihre Körperkraft gesunken, ein doppelter Beinbruch

hat sie gelähmt. Aber sie findet noch keine Ruhe, und von Kreta, wo sie sich auch in die Insurrektion eingelassen, in welcher sie jedoch, den Volksausdruck zu gebrauchen, ein Haar in der Butter gefunden zu haben scheint, zieht sie nach Italien und der Schweiz. Ihre immer noch ansehnlichen Mittel soll sie auf Werke der Nächstenliebe verwenden, und sich eifrig für die Thierschutzvereine mühen, was alles recht löblich ist. Wir hegen keine Spur von Uebelwollen gegen eine persönlich uns unbekannte Frau, aber der colossalen Verblendung, in welcher sie, wie ihr Buch beweist, immer noch, nach all den schlimmen Erfahrungen befangen ist, müssen wir mit Entschiedenheit entgegentreten, umsomehr als diese Verblendung große Prätensionen macht. Elpis Melaena ist ein warnendes Exempel, daß gute Eigenschaften des Herzens und ein gewisses Maß geistiger Gaben nicht ausreichen, wo es an dem streng sittlichen Fundament und an der klaren Erkenntniß der Pflicht fehlt. Sie dünkt sich eine Heroin neben einem Heros zu stehn — wie ihr trauriges Buch sie uns zeigt, ist sie nichts gewesen als ein willenloses Werkzeug in der Hand eines gemeingefährlichen Tollhäuslers.

XIX.

Zur Geschichte der Bußdisciplin und der Bußbücher.

Ein vorzüglicher Artikel über das die Buße behandelnde Werk des scharfsinnigen Jesuitenpaters Palmieri, der vor zwei Jahren in dieser Zeitschrift erschien, orientirt in ebenso klarer wie gründlicher Darstellung über die Resultate der neuesten katholischen Forschungen bezüglich einer langen Reihe von viel umstrittenen Fragen aus dem Kapitel: altkirchliche Bußdisciplin. Palmieri tritt der Lösung derselben vom Standpunkt der Dogmatik nahe, in deren untrüglichem Licht die Thatsachen der Kirchengeschichte ihre Prüfung zu bestehen haben.

Von hier aus gelangte er zu dem hochbedeutsamen Resultat: Erstens, daß der Patriarch Nektarius nur das öffentliche Bekenntniß der Sünden sammt den feierlichen Bußstationen, keineswegs aber die geheime sakramentale Beicht abgeschafft habe. Zweitens, daß eine allgemeine Verpflichtung zum öffentlichen Bekenntniß geheimer Sünden, selbst der großen Vergehen der Apostasie, des Mordes und der Unzucht, in der alten Kirche nicht bestand. Drittens, daß die Spendung des Bußsakraments unabhängig von der Vollziehung feierlicher Kirchenbuße erfolgte.[1])

Auf viel breiterer Grundlage als Palmieri's Schrift baut sich ein kürzlich aus der Presse gekommenes deutsches Werk auf, dessen Verfasser sich eine Darlegung der gesammten Bußdisciplin, nicht allein nach ihrer rechtlichen Seite, sondern namentlich auch in liturgischer Beziehung, zum Ziel gesetzt hat.[2]) Dr. Schmitz, Priester der Erzdiöcese Köln, hat einen äußerst glücklichen Wurf gethan, indem er die Bußdisciplin der Kirche in Verbindung mit den Bußbüchern auffaßte und somit seiner Darstellung ein gleichsam officielles Fundament schuf. Diese Aufgabe war der Thätigkeit eines Gelehrten wie Theiner würdig. In der That trug sich der berühmte Oratorianer, der bekanntlich seine ersten Lorbeern auf dem Gebiete der canonistischen Rechtsgeschichte in den dreißiger Jahren zu Rom pflückte, mit dem Gedanken der Sammlung und Herausgabe der kirchlichen Bußbücher. Nachher kirchengeschichtlichen Studien hingegeben, entsagte er jenem Plan, ermunterte aber zugleich jüngere Kräfte zur Ausführung desselben. Zu diesen gehört unser Verfasser, der mit soliden theologischen und canonistischen Kenntnissen ausgerüstet, seit dem Jahre 1866 an der Lösung der höchst beschwerlichen, aber gerade deßhalb um so verdienstlicheren Frage mit voller Manneskraft gearbeitet hat. Die Natur seiner Aufgabe brachte es mit sich, daß die namhaftesten Bibliotheken Europas besucht werden mußten. So geschah es, daß der Verfasser im Laufe der Zeit die Archive zu Rom, Neapel, Bologna, Florenz, Monte Cassino, Paris, Brüssel, London, Dublin, Berlin, München u. a. besuchte und mit seltenem Erfolg aus-

---

1) Histor.-pol. Blätter 1881. Bd. 88. S. 324 ff.

2) Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Herm. Jos. Schmitz, Doctor der Theologie und des K. Rechts. Mainz. Kirchheim. 1883. XVI und 864 S. (ℳ 15.)

beutete. Bekannte Dokumente wurden auf's neue verglichen, aber als eben so wichtig sind die neuen Funde anzusehen, welche uns in seinem Buch dargeboten werden.

Mit dieser ganz erstaunlichen Fülle von Material ausgerüstet, verfolgte Dr. Schmitz einen doppelten Zweck. Es galt in erster Linie die Bußdisciplin der Kirche durch alle Jahrhunderte bis herab zum Tridentinum zu untersuchen, und zwar unter Berücksichtigung nicht allein der auf protestantischer Seite aufgetauchten, manchmal geradezu unverständlichen Irrthümer, sondern auch der heute noch bei manchen katholischen Gelehrten bestehenden schiefen Auffassungen über das Bußinstitut. Was insbesondere das Gebiet der Bußbücher betrifft, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß das Schmitz'sche Werk epochemachend ist, und dauernd seinen Werth behalten wird. Je eifriger protestantische Canonisten gerade diesen Theil der kirchlichen Rechtswissenschaft in unserem Vaterland gepflegt, je entschiedener eine dem apostolischen Stuhl geradezu feindliche Auffassung bei der Beurtheilung der angelsächsischen Pönitentialien Platz griff, gar nicht zu reden von dem durch keltische und nachgerade auch deutsche Forscher in Nichts aufgelösten Gebilde der romfreien Culdäerkirche — um so zeitgemäßer und verdienstvoller erscheint das Bemühen des Verfassers, den auch auf dem Bußgebiet sich geltend machenden Einfluß der Päpste nachzuweisen. Es ist ihm dieß auf Grund genauer Prüfung der Pönitentialien in vorzüglicher Weise gelungen, und darf gerade diese Partie als eine der besten bezeichnet werden. Selbstredend eröffnet sich dann von hier aus eine neue Perspektive zur Beurtheilung jener unhaltbaren Theorie, welche Wasserschleben in Verbindung mit anderen protestantischen Canonisten hinsichtlich der überwiegenden Bedeutung der angelsächsischen und fränkischen Bußbücher aufgestellt haben. Indem Schmitz die Bußbücher in verschiedene Gruppen zerlegt, und ihre unterscheidenden Merkmale am Maßstab der allgemeinen Canones prüft, hat er sich die Möglichkeit geschaffen, den falschen Glanz, mit welchem die protestantische Rechtswissenschaft die Bußbücher der angelsächsischen Gruppe umkleidete, gründlich zu zerstören.

Noch von einem andern Gesichtspunkt aus darf des Verfassers Leistung die volle Aufmerksamkeit der Geistlichkeit beanspruchen. Das Wort des berühmten Mönches von Bologna: „Was Priestern zu wissen nöthig, ist im Buch der Sakramente

und im Bußcanon enthalten",[1]) wird für alle Zeiten seine Bedeutung behalten. Nicht nur entrollt der Verfasser uns ein Bild der äußern Entwicklung der Bußdisciplin, er läßt uns durch Mittheilung der bedeutendsten Bußbücher einen Blick in die innersten Gesinnungen der katholischen Kirche, der größten Erzieherin der Völker und Mutter des katholischen Europa thun, welche weder für die ersten Jahrhunderte ihrer Wirksamkeit den Vorwurf übertriebener Strenge, noch für die Periode des Mittelalters die Anklage pelagianistischer Leichtfertigkeit verdient. In dieser Beziehung sei auf die lesenswerthen, ja rührenden Formulare S. 89 ff. verwiesen.

Die erste Periode der Bußdisciplin reicht bis zum Beginn des siebenten Jahrhunderts. Trat auch in dieser Zeit der vindicative Charakter der Kirchenstrafen in den Vordergrund, dann liegen doch Beispiele aus der Kirchengeschichte in Hülle und Fülle vor, welche darthun, daß die Inhaber des hl. Stuhles stets allen Ausschreitungen gegenüber die Reinheit der Lehre wahrten und auf goldener Mittelstraße einherwandelten. Das Resultat der Untersuchungen des Verfassers läßt sich für diese Zeit dahin zusammenfassen, daß zwischen sakramentaler Absolution, Empfang der Eucharistie und canonischer Absolution von Bußwerken genau zu unterscheiden ist. Jene wurde dem Sünder, wofern er überhaupt Zeichen der Reue kundgab, sofort ertheilt; nur von dem Empfang der Eucharistie waren einige Classen von Sündern selbst in der Todesstunde ausgeschlossen. Aber auch hier machte sich nach dem Nicänum eine mildere Praxis geltend. Was die canonische Buße anlangt, so war sie in der Regel auf bestimmte Zeiten begrenzt; nur ausnahmsweise umfaßte sie das ganze Leben. Mit der Ertheilung der canonischen Absolution verband sich eine feierliche Wiederaufnahme.

Indem der Verfasser zur Prüfung der für das innere Forum geltenden Rechtsvorschriften dieser Perioden und der Quellen der späteren Bußbücher übergeht, schließt er sich gegen Molkenbuhr der Ansicht Pitra's an, welcher für die Echtheit der canonischen Briefe des hl. Basilius eintritt. Es soll nicht geleugnet werden, daß diese Sammlung auf den ersten Anblick

1) Quae ipsis sacerdotibus necessaria sunt ad discendum, id est liber sacramentorum . . . canon poenitentialis. Decr. Gratiani. Dist. 38. c. 5.

der Kritik einige günstige Angriffspunkte bietet; eine nähere Untersuchung läßt aber erkennen, daß die Briefe des großen Bischofs sehr würdig sind und mit der damaligen Kirchendisciplin in genauer Uebereinstimmung sich befinden. Was die zweite Periode der Bußdisciplin angeht, die vom siebenten bis neunten Jahrhundert reicht, so erlitt die letztere eine nicht unerhebliche Umgestaltung. Kannte die erste Periode vier Bußstationen, die der Weinenden, Hörenden, Liegenden und Stehenden, dann kam nunmehr die dritte Station in Abgang. Die Bedeutung dieses Ausfalls wird vom Verfasser ebenso anschaulich wie gründlich dargelegt. Waren die Stationen der Flentes und Audientes nur vorbereitender Natur, dann gelangte die officielle Einwirkung der Kirche auf den Büßer erst in der dritten Station zur Geltung. Sie äußerte sich vornehmlich in drei Thatsachen: in der Leitung und Beaufsichtigung des Büßers durch den Bußpriester, in der Ertheilung der Erlaubniß zur Ablegung eines öffentlichen Sündenbekenntnisses und in der täglichen Handauflegung durch den Bischof.

Von diesem Standpunkt aus begreift sich die Bedeutung der vom Patriarchen Nektarius verfügten Abstellung des Bußpriesters. Naturgemäß mußte sie die Abschaffung der dritten Bußstation, in welcher der Bußpriester thätig war, nach sich ziehen. Mit der sacramentalen Beicht, die Orient wie Occident durch alle Jahrhunderte bis zum heutigen Tage beibehalten, hat der genannte Vorgang auch nicht das Mindeste zu thun. Im Abendlande vollzog sich die nämliche Aenderung, aber nur allmälig, und zwar in Folge der allmälig außer Uebung gelangenden Einrichtung des Katechumenats, sowie unter dem Einfluß jener entsetzlichen Verwilderung, welche der Völkerwanderung entsprang. An die Stelle der alten vier Bußstationen traten in der zweiten Periode generalisirte Bußübungen, und zwar am Aschermittwoch und Gründonnerstag, wie sie sich bis zum heutigen Tage im römischen Pontifikale erhalten haben. Das Resultat der Untersuchungen des Verfassers läßt sich also kurz zusammenfassen: Auch in der zweiten Periode erhält sich die kanonische Buße, kanonische und öffentliche Buße sind keineswegs identisch, da die öffentliche Buße nunmehr in den Hintergrund tritt, die sacramentale Beicht dagegen, für welche die Canones ihre Wirksamkeit behalten, fortdauert. Die Beicht war mit nichten eine arbiträre Uebung. Wie die Begriffe von geheimer und

privater Buße sich nicht decken, so muß auch unterschieden werden zwischen privater und controlirter Buße.

Zum Beweise dieser Sätze entwirft der Verfasser ein sehr klares Bild von der Liturgie des Bußwesens in der zweiten Periode unter ausführlicher Mittheilung der Texte der in der Vatikana und Vallicellana beruhenden Ordines. Die Texte bestätigen, daß die Büßer, wenngleich sie das Jahr hindurch sich selbst überlassen waren, in der Fastenzeit der Leitung des Bußpriesters unterstanden, daß ferner die dritte Instanz des alten Bußwesens, die versammelte Gemeinde weggefallen, die zweite Instanz dagegen, Presbyterium mit Bischof, auch jetzt, und zwar am Gründonnerstag, ihre Thätigkeit noch ausübte. Der Pönitentiar bestimmte das Maß der Buße für das innere, wie für das äußere Forum; aber nicht der Art, sondern nur dem Grade nach unterschieden sich die für die beide Fora bestimmten Bußansätze. Der aus der Vallicellana vom Verfasser mitgetheilte Ordo Romanus gewinnt ein erhöhtes Interesse, weil derselbe höchst wahrscheinlich aus der Mainzer Kirchenprovinz stammt und hier im Gebrauch war. Mit ihm stimmt die Liturgie der alten St. Paulskirche in London überein. Hieran reiht sich sodann der für die Privatbeichte bestimmte Ordo, dessen Lektüre Niemand versäumen sollte. Ueberhaupt weht uns aus diesen ehrwürdigen Ritusformularen eine wahrhaft erhebende Kraft entgegen, die mächtiges Zeugniß ablegt für den die Kirche belebenden Geist Gottes. Wiederholt findet Schmitz Gelegenheit zur Censur falscher Anschauungen über die Beicht, wie sie noch jüngst in der grundlosen Behauptung Ausdruck gewannen, die Verwaltung der Buße sei lediglich in der Sühne der gegen die weltliche Rechtsordnung frevelnden Verletzungen aufgegangen.

Wie entstanden die Bußbücher? Die erweiterte Gewalt der Bußpriester, ferner die auf zwei Tage, den Aschermittwoch und Gründonnerstag eingeschränkte Bethätigung der Obercontrole des Bischofs konnte dem Laxismus oder aber dem Rigorismus bei der Verwaltung des Sakramentes die Wege ebnen. Hier griffen anfänglich die Synoden, dann aber Privatgelehrte ein. Das Verdienst der Darstellung unseres Verfassers besteht für diese Periode in dem überzeugenden Nachweis, daß auch vom siebenten bis neunten Jahrhundert die canonischen Satzungen sich erhielten und die von modernen protestantischen Canonisten verfochtene Ansicht von der ausschließlichen Bedeutung arbiträrer

Bußansätze und privater Weisthümer den Thatsachen in das Angesicht schlägt. Zerfiel auch das feierliche Bußwesen, so blieben die canonischen Satzungen dennoch in Kraft. Sie gelangten zum Ausdruck in dem sogenannten Poenitentiale Romanum, unter welchem man nichts anderes zu verstehen hat, als ein auf dem Grunde des gemeinen Rechts sich aufbauendes Poenitential, im Gegensatz zu solchen Bußbüchern, in denen das Partikularrecht einzelner Länder zur Geltung kam. Als vorzüglichste Kriterien zur Beurtheilung beider Arten von Bußbüchern gibt der Verfasser zuerst die Eintheilung der Vergehen an. Während die angelsächsischen Poenitentialien sich auf der Octoade der Hauptsünden aufbauen, liegt den römischen Bußbüchern die alte Dreitheilung: Mord, Unzucht und Idololatrie zu Grunde. Außerdem fehlen in den angelsächsischen Bußbüchern die Fragen an den Sünder. Die Form der römischen Bußbücher ist objektiv legislatorisch, die anglikanischen Bußbücher treten uns als Weisthümer entgegen. Jene erlauben keine Redemtionen, gestatten keine Stockschläge, untersagen strenge die Ehen unter Verwandten, sind stets mit einem Ordo verbunden und verfügen die Restitution geraubter Kirchengüter unter weit geringeren Bußansätzen als das in den Bußbüchern partikularrechtlicher Natur geschah. Das gerade Gegentheil findet statt in den Poenitentialien der anglikanischen Gruppe. Ein interessantes Beispiel von der Umsicht, mit welcher der Verfasser zu Werke geht, bildet die auf Grund der neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Münzgeschichte gegen Professor Loening gerichtete Darstellung (224). Die Bußbücher der römischen Gruppe treten uns in fünf der Vallicellana, dem Archiv von Monte Cassino und dem Britischen Museum in London (Poenitentiale Arundel) entlehnten ausführlich mitgetheilten Formularen entgegen.

Nachdem Dr. Schmitz im dritten Theil die angelsächsischen Bußbücher so mit Bezug auf ihre Authenticität, wie mit Rücksicht auf ihren Inhalt gewürdigt, und dann die Bußbücher gemischten Inhalts geprüft, verfolgt er die Bildung der systematischen Sammlungen, deren Entstehen die dritte Periode in der Entwicklung der Bußdisciplin charakterisirt. Jetzt verschwinden die Bußbücher, und wissenschaftliche Sammlungen treten an ihre Stelle, genau in Uebereinstimmung mit der in der Entwicklung des Rechts bezeugten Thatsache, daß die bloße Erhaltung der

Rechtsdenkmäler der Erlernung und Anwendung des Rechts durch systematische Ordnung des Stoffes den Rang überläßt. Ordines mit erweiterten Bußansätzen verdrängen nunmehr die Bußbücher.

Die Periode von Gratian bis zum Tridentinum bezeichnet das Entstehen der großen kirchlichen Rechtssammlungen. Dem entsprechend begegnen wir auf unserem Gebiete den aus dem Dekrete Gratians und der gregorianischen Dekretalen entlehnten berühmten Canones poenitentiales, als deren Verfasser Schmitz mit Recht den berühmten Hostiensis ansieht. Auf ihnen bauen sich die zu weiter Verbreitung gelangten Canones Astesani (so genannt von einem aus Asti in Piemont stammenden Minoriten † 1330) auf, die Schmitz nach einer vatikanischen Handschrift mittheilt. Den letzten Versuch einer Wiederbelebung der altkirchlichen Bußdisciplin machte der hl. Karl Borromäus im Poenitential von Mailand; gegenüber dem Sinken des Bußeifers scheiterte sein edles Bestreben. Mit der Abhandlung über die Summen und Confessionalien vom 11. bis 16. Jahrhundert schließt der Autor sein Werk. Daß das Mittelalter ebenso so gut wie unsere Zeit seine Staatscanonisten besaß, lehrt die Summa des Engländers Robert von Flamesbury, der in unseren Tagen einen begeisterten Verehrer und Herausgeber an Herrn von Schulte gefunden hat.

Das vorliegende Werk ist die Frucht deutschen Fleißes und Scharfsinns. Daß der Verfasser bei seinen vielverzweigten Arbeiten auf dem Gebiet der Seelsorge zu solchen umfassenden Studien, die nicht allein eisernen Fleiß und Ausdauer, sondern auch hochherzige Verwendung materieller Mittel im Dienste der heiligen Wissenschaft zur Voraussetzung haben, Zeit finden konnte, gereicht ihm zu doppelter Ehre. Auf Bibliothekstudien beruhend, besitzt die Schrift unvergänglichen Werth und wird in der canonistischen Literatur stets eine geachtete Stellung einnehmen.

Köln. Bellesheim.

XX.

Die Schule und die Revolution bis zum Ende des Convents.

I.

Die Schule Frankreichs in der alten Königszeit.

Die Lobpreiser des Neuen thun, als habe erst unser Jahrhundert den Volksunterricht gleichsam erfunden. Es ist das eine jener selbstgefälligen Einbildungen, an denen unsere Zeit überreich ist. So ist auch die Ansicht eine fast allgemeine, die Franzosen hätten vor der großen Revolution keinen Unterricht gehabt und verdankten ihn erst dieser Umwälzung. Nichts ist unwahrer. Frankreich besaß bereits vor 1789 ein großartiges Schulwesen, das die Revolution gänzlich zertrümmerte, ohne auch nur annähernd ein Aequivalent an die Stelle des früheren zu setzen. Dieß an der Hand geschichtlicher Thatsachen zu beleuchten, ist der nächste Zweck der nachfolgenden Zeilen.

„Die Sammlung der königlichen und synodalen Verordnungen, die Akten und Entscheidungen der Concilien liefern reichliche Beweise der Fürsorge und Anstrengungen, welche das französische Königthum und der Klerus in gemeinsamem Einverständnisse für die Erziehung des Volkes aufwendeten“.[1])

---

1) Duruy, l'instruction publique et la Révolution. Paris 1882. S. 4.

Das lateranische Concil von 1179 hatte die Anordnung getroffen, daß nicht nur bei jeder Kathedralkirche ein Armenlehrer sei, sondern daß ein Schulhalter bei allen andern Kirchen und Klöstern aufgestellt werde, und es ist erwiesen, „daß schon im 13. Jahrhundert, in jener Dunkelheit des Mittelalters, die zur Legende geworden ist, neben der lebensvollen Helle, welche die Universitäten verbreiteten, auch in unseren Dörfern bescheidene Lichtstrahlen geleuchtet haben. Allerdings nahm in den Dorfschulen jener Zeit die Religion den ersten Platz ein, allein man lehrte auch die Grammatik" [1]. Ja es ist sogar wahrscheinlich, daß schon im 13. Jahrhundert jedes Dorf seine Schule hatte. Diese älteste Volksschule der Franzosen ging im hundertjährigen Kriege zwischen England und Frankreich, welches der Tummelplatz endloser Kriegsunruhen war, fast gänzlich unter. Gleichwohl muß jeder Unbefangene anerkennen, daß das Mittelalter, ein wenig mehr in der Nähe besehen, anfängt weniger finster zu erscheinen. Diese Schulstiftungen rührten von jener Brüderlichkeit und jenen socialen Tugenden her, die man schon vor 1789 kannte [2].

Die Kirche war es, die zum zweitenmale im 16. Jahrhundert dem Unterricht neuen Aufschwung gab. Das Concil von Trient verordnete, daß neben jeder Kirche wenigstens ein Lehrer angestellt werde, der auch die Kinder der Armen zu unterrichten habe [3], und die Dokumente sind zahlreich, welche beweisen, daß in jenem Jahrhundert Adel, Klerus und dritter Stand eifrig für den Unterricht der Jugend besorgt waren, welcher vorzugsweise nach kirchlichen und confessionellen Gesichtspunkten ertheilt wurde. Unter der Regierung Ludwigs XIV. geschah viel für das Schulwesen Frankreichs. Wir brauchen, um von anderem zu schweigen, nur auf die wachsende Zahl der Ordensschulen und auf das

1) Brunetière in Revue des Deux Mondes. Jahrg. 1879, S. 935.
2) Duruy, loc. cit. S. 14.
3) Brunetière, loc. cit. S. 936.

große Mädchenerziehungsinstitut Saint-Cyr [1]) sowie auf den berühmten Episcopat Frankreichs hinzuweisen, unter welchem sich der edle Fenelon unsterblichen pädagogischen Ruhm errang. Jene Bischöfe des 17. Jahrhunderts trugen solche Fürsorge für die Volksschule, daß sie den Geistlichen sogar die Auflage machten, das Volk zu Schulstiftungen anzuregen. So kam es, daß es bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts fast in jeder französischen Gemeinde eine Elementarschule gab. [2])

Gleichwohl dürfen wir uns nicht von Enthusiasmus für die Schulen der alten Zeit hinreißen lassen, denn sie entsprachen sicherlich nicht den Erwartungen und Anforderungen, die wir heute an sie stellen. Wer aber deßwegen auf der Höhe des 19. Jahrhunderts über jene Schöpfungen der Vergangenheit die Nase rümpfen wollte, der dürfte sich auch, wie Macaulay sagt, für einen größeren Feldherrn halten, als Hannibal und Cäsar waren, weil diese das Schießpulver nicht kannten. „Es war für die besten und größten Menschen vor 200 Jahren unmöglich, das zu seyn, was ein Alltagsmensch in unserer Zeit seyn kann und muß. Aber es ist zu arg, daß die Wohlthäter der Menschheit, nachdem sie von den Dummköpfen ihrer eigenen Generation geschmäht worden sind, weil sie zu weit gegangen seien, von den Dummköpfen der nächsten Generation geschmäht werden sollen, weil sie nicht weit genug gegangen seien". [3]) Wir dürfen also mit voller Unparteilichkeit die Mängel und Fehler jener alten Schulen zugestehen. Sicherlich wurde weniger gelehrt, als jetzt, aber man ließ das Kind auch Kind seyn; Schulzwang, wie man ihn jetzt auffaßt, bestand nicht; dennoch konnten 1668 bei 100 Trauungen 46 Männer und 12 Frauen, 1789 schon 73 Männer und 46 Frauen ihren Ehepakt unterzeichnen. [4])

1) St. Beuve, Galerie de Femmes célèbres, 121 ff.
2) Brunetière loc. cit. S. 939. Duruy, loc. cit. S. 7.
3) Macaulay, Essais: Sir Jakob Makintosh.
4) Brunetière, loc. cit. S. 945.

Gewiß ließ auch die Einrichtung der Schulen und die Stellung des Lehrers viel zu wünschen übrig. Die Schulhäuser waren meistens unansehnlich und beschränkt; an zweckmäßige und gesundheitsförderliche Herstellung von Lehrsälen und Lehrerwohnungen wurde nicht gedacht; aber wohnte denn das Volk damals überhaupt nach hygienischen Grundsätzen? Der Gehalt der Elementarschullehrer wechselte zwischen 400 und 800 Franks, für die unterrichtenden Ordensleute war er noch geringer. Die Lehrer auf dem Lande wurden mit einer Menge kleiner und niedriger Dienste belastet, die weder ihr Ansehen, noch ihre Lebensfreude fördern konnten. „Es hieße die Wahrheit verstümmeln, wollte man das übersehen, aber es hieße sie nicht weniger verstümmeln, wollte man es in übertriebener Weise hervorheben; im einen und im andern Falle würde man die Wahrheit entstellen.“ Man kann darum mit Brunetière das Urtheil dahin zusammenfassen: „Es blieb noch viel zu thun, aber man hatte auch schon viel gethan. Man muß das sagen aus Ehrfurcht für unsere Vorfahren, wie aus Achtung vor der Wahrheit“.[1])

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lehrte man in allen Gemeinden des französischen Staates den Katechismus, Lesen, Schreiben und Rechnen. Den Elementarlehrern wurde zur selben Zeit ihre dienstliche Stellung, in der sie gänzlich vom Klerus abhingen, noch lästiger, als ihr schmaler Gehalt, und sie strebten nach größerer Unabhängigkeit, da ihnen ihre seitherige Abhängigkeit ein Ueberrest des Mittelalters zu seyn schien. Wirklich zogen auch seitdem die königlichen Intendanten der Provinzen das Schulwesen in ihren Bereich, und es ist unzweifelhaft, daß eine zeitgemäße Reorganisation erfolgt wäre, wenn das Königthum sich nicht von der Revolution hätte überraschen lassen.[2])

In den der Umwälzung unmittelbar vorausgehenden

---

1) Brunetière l. c., S. 943 und 946.

2) Duruy l. c., 17—24.

Jahrzehnten war das französische Volk von einem wahren Bildungsfieber beherrscht; es wünschte, daß die Kinder die Schule besuchten und sich Kenntnisse aneigneten, und wer es nur halbwegs machen konnte, übergab seine Söhne einer höheren Bildungsanstalt. Es wurden darüber sonderbare Klagen laut zum Theil aus dem Munde von Philosophen selbst. So schrieb ein anonymer Autor: „Man hat die Manie, keinen Dienstboten mehr anzunehmen, der nicht lesen, schreiben und rechnen kann;“ ein anderer klagte über die Vermehrung der öffentlichen und unentgeltlichen Schulen; hiedurch würden Bauernsöhne häufig zum Studieren angeregt und in der Folge Mönche und Priester; so werde das Land entvölkert; oder auch die Zahl der Stellenjäger vermehre sich, von denen Frankreich ohnehin wimmle. Ja Chalotais, jener Generalprokurator, der sich durch den Entwurf eines Schulplanes einen großen Namen machte und zu den Philosophen hielt, entblödete sich nicht, zu schreiben: „Gibt es nicht zu viele Schriftsteller, zu viele Akademiker, zu viele Collegien? Niemals hat es so viele Studenten gegeben; das Volk selbst will studieren; Taglöhner, Handwerker schicken ihre Söhne in die Colleges kleiner Städte, wo sie sich billig durchschlagen. Und nun sind die Ignorantenbrüder noch dazu gekommen, um alles zu verderben; sie lehren solche Kinder lesen und schreiben, die nichts hätten lernen dürfen, als zeichnen und Hobel und Feile handhaben, denn das Wohl der Gesellschaft verlangt, daß die Kenntnisse des Volkes sich nicht weiter ausdehnen, als seine Beschäftigungen.“ Und diesem Chalotais schreibt der Patriarch von Ferney: „Ich danke Ihnen, daß Sie das Studium unter der arbeitenden Klasse verwerfen. Ich, der ich ein Landgut bewirthschafte, brauche Taglöhner, nicht aber tonsurirte Schreiber. Schicken Sie mir lieber Ignorantenbrüder, um meine Karren zu führen und anzuspannen!“ [1])

1) Brunetière loc. cit. 944.

Gewiß eine sehr philosophische Beweisführung, die der große Philosoph Voltaire gegen die Ausdehnung des Schulunterrichtes vorbringt! Er und das übrige Gelichter der Philosophen hatten übrigens noch einen andern Grund, aus welchem sie die Schule Frankreichs haßten. Dieselbe war christlich, das genügte für den Haß, denn auf der Fahne dieser philosophischen Celebritäten stand als Parole: „Vernichtung, Ausrottung des Christenthums und darum auch der Schulen, in denen es gelehrt wird".

Nicht weniger als 20 kirchliche Genossenschaften waren für den Unterricht thätig. Da waren vor allem die Brüder der christlichen Lehre, die sog. Ignorantenbrüder, gestiftet vom ehrwürdigen Jean Baptiste de la Salle [1]), welche die beim Volke beliebtesten Lehrer der Jugend waren und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts überall gesucht wurden; da waren die Vinzentinerinen, die Töchter des praktischsten Socialphilosophen, des heiligen Vinzenz von Paul, welche den Mädchen der ärmeren Volksklassen diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten beibrachten, die sie in den Stand setzten, sich ehrenhaft durch das Leben zu schlagen; da waren die Oratorianer, die an den Colleges (Gymnasien) und allen höheren Bildungsanstalten Hervorragendes leisteten; da waren Congregationen verschiedener Namen, die alle im Erziehungsfache thätig waren. Außerdem gab es noch gelehrte kirchliche Körperschaften, welche, wie die Sorbonne, eines wissenschaftlichen Weltrufes genossen. Diese Congregationen und kirchlichen Körperschaften hatten gehorsame und treue Unterthanen erzogen, Unterricht und Bildung in allen Theilen Frankreichs verbreitet und es zum gebildetsten Lande der Erde gemacht. Frankreich hatte auf diese Weise nicht nur den für die damalige Zeit bestorganisirten, sondern zugleich den billigsten

1) Vgl. das schöne Büchlein von Dr. F. J. Knecht: Joh. Baptist de Lasalle und das Institut der Brüder der christlichen Schulen. Freiburg. Herder 1879.

Unterricht, da diese Körperschaften vom Staate fast gar keinen Gehalt bezogen.

Nach einer Aeußerung des constitutionellen Bischofs Lecoz in der zweiten Nationalversammlung wurden 600000 Kinder in den Schulen der weiblichen Congregationen unterrichtet. Gewiß eine respektable Zahl! Darunter aber können die Schüler der Schulbrüder und der unbeeidigten Ordensleute nicht begriffen seyn, welche durch die kirchenfeindlichen Gesetze bereits aus den Schulen verdrängt waren. Man wird also annehmen dürfen, daß bei Ausbruch der Revolution mehr als eine Million Kinder den Elementarunterricht durch Ordensleute empfing.

Sehen wir schon hieraus, daß auf dem Gebiete der Volksschule in den der Umwälzung vorausgehenden Jahren keineswegs Stagnation und Rückgang stattfand, so bietet sich uns auf dem Felde des höheren Unterrichtswesens das Schauspiel einer wahrhaft großartigen Blüthe dar. Die Ueberlegenheit der französischen Unterrichtsanstalten war so anerkannt, daß viele reiche Ausländer ihre Kinder gerne auf die höheren Schulen jenes Landes schickten. Es gab 1789 in Frankreich auf 25 Millionen Einwohner 562 Gymnasien (Colleges) mit 72747 Zöglingen, von denen mehr als die Hälfte ganze oder halbe Freiplätze hatten; 90 Jahre später besaß dasselbe Land mit 38 Millionen Einwohnern 81 Lyceen und 300 Colleges mit 79231 Zöglingen. „Der Secundärunterricht war unter dem alten Regime, und ohne daß er dem Staatsschatze nennenswerthe Kosten verursachte, in einem Blüthezustande, zu dem er bis in unsere Tage selbst mit langen Anstrengungen und großen Opfern noch nicht gekommen ist". [1]) Eine Wohlthat für das Volk lag auch darin, daß damals der höhere Unterricht nicht in den großen Städten concentrirt war, sondern gleichmäßiger über das Land vertheilt blieb.

Wie die alte Primärschule, bekam aber auch die Secun=

1) Duruy, S. 25 und 26; hist. parlem. ed. Buchez, I. 152.

därschule um die Mitte des 18. Jahrhunderts zahlreiche und mächtige Feinde, und zwar einerseits durch die Unduldsamkeit der Jansenisten gegen die Jesuiten, anderseits durch die neue Philosophie, welche diesen Anstalten deßhalb abhold war, weil in ihnen christlicher Geist herrschte.[1]) Sie wurden zum Gegenstande fortwährender Angriffe gemacht; aber mit Recht fragt Duruy, ob sie denn schlecht gewesen seyn können, da an ihnen die berühmten Redner, Schriftsteller und Gelehrten des Landes gebildet worden waren. Die Aufhebung des Jesuitenordens, welcher 200 Gymnasien geleitet hatte, riß eine tiefe Lücke in das höhere Schulwesen, deren Beseitigung man vom Staate erwartete, welcher eine einheitliche und nationale Organisation der humanistischen Studien einführen sollte.

Allein der Abgang so vieler trefflicher Lehrer dieses Ordens wurde noch in anderer Beziehung verhängnißvoll. Da nun die schlagfertigsten Gegner der neuen Philosophie beseitigt waren, konnte diese ihren triumphirenden Einzug in alle Gymnasien halten und waren es besonders Rousseaus Schriften, die den studierenden Jünglingen als ein neues Evangelium erschienen, an das sie glaubten, ohne es zu prüfen. Sodann wurde seitdem auf den höheren Schulen das verderbliche System ausschließlich herrschend, daß man nur auf die Aneignung einer gewissen Summe von Kenntnissen sah, dabei aber die erziehliche Aufgabe ganz aus den Augen ließ. Man lehrte und unterrichtete, aber man bildete nicht Herz und Gemüth. Viele Jahre später schrieb hierüber Buchez, der Herausgeber der parlamentarischen Geschichte: „Die Organisation unserer gegenwärtigen Schulen ist in der That nichts anders als ein ziemlich schlechter Abklatsch jenes Systems, das vor der Revolution nur den Unterricht, nicht die Erziehung im Auge hatte".[2])

Endlich wurde die Aufhebung des Jesuitenordens deßhalb

---

1) Duruy, loc. cit. S. 32.

2) Hist. parlem. XXII, 189.

verhängnißvoll, weil nunmehr die Schwärmerei auf allen höheren Schulen für das heidnische Alterthum, seine Republiken und Heroen, die schon seit fast 200 Jahren Mode und Zwang in Frankreich war, gar keiner vernünftigen Beschränkung mehr begegnete und zur Manie wurde. Diese Verkehrtheit ist in Wahrheit eine Ursache der großen Umwälzung geworden und hat ihren Reden, Schriften, Phrasen, selbst dem Wörterbuch ihren Stempel aufgedrückt.

Dieser Cultus des klassischen Alterthums wurde so ausschließlich und einseitig, selbst in den Klosterpensionaten, in denen die weibliche Jugend höhere Ausbildung empfing, daß dieses junge Geschlecht den Blick nur auf das klassische Alterthum richtete, seine Phrasen nachsprach, seine Sitten nachäffte und den heidnischen Geist in sich aufnehmend sein Vaterland, seine Kirche, die Geschichte seines Königshauses und des Christenthums verachtete. Lassen wir sie an uns vorüberziehen, die berühmten Männer und Frauen der Revolution, so finden wir sie alle ausgerüstet mit einer staunenswerthen Vertrautheit in der Geschichte und Literatur des klassischen Alterthums; ihre Reden und Schriften bezeugen das sattsam, aber es befremdet uns nicht wenig, daß sie diese Vertrautheit mit der Achtung und Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrer Religion bezahlen, und wir können einer Königsregierung keine Dauer verheißen, welche es duldet, daß man unter dem starken Schutze der Monarchie eine Gesellschaft von Republikanern heranbildet. Fast alle Celebritäten der Revolution waren aus den höheren Schulen als Revolutionäre, als Hasser der Tyrannei, d. h. der Monarchie, als Republikaner hervorgegangen. Sie waren, wie Charlotte Corday sagte, „Republikaner vor der Republik". Dieß hat auch Robespierre später anerkannt: „Die Collèges sind Pflanzschulen von Republikanern gewesen; sie haben den Geist der Nation umgebildet und sie der Freiheit würdig gemacht".[1]) „Man

1) Despois, le Vandalisme révolutionnaire, S. 41.

erzog uns“, schreibt Camille Desmoulins, „in den Schulen von Rom und Athen und in republikanischem Selbstbewußtseyn, und dann sollten wir unter einer verworfenen Monarchie leben und unter der Regierung eines Claudius und Vitellius. Eine unsinnige Regierung, die glaubte, wir könnten uns für die Väter des Vaterlandes, für das Kapitol begeistern, ohne daß wir einen Abscheu gegen die Menschenfresser in Versailles bekämen, und wir könnten die Vergangenheit bewundern, ohne über die Gegenwart das Verdammungsurtheil auszusprechen“.[1]) Wahrlich, diese Worte Camilles wiegen eine große Abhandlung über die Ursachen der Revolution auf.

Zu diesem verderblichen Geiste der höheren Schulen kam infolge des allgemeinen Bildungsfiebers eine andere schlimme Erscheinung, nämlich ein zu großer Andrang zu diesen Schulen und darum trat, wie man das gegenwärtig nicht sehr zartsinnig auszudrücken beliebt, „eine Ueberproduktion an Gebildeten“ ein. Durch solche Ueberproduktion bekommt die Staatsgesellschaft sehr gefährliche Elemente der Unzufriedenheit und des Umsturzes. Die Masse versorgungsbedürftiger Streber und Stellenjäger kann unmöglich befriedigt werden. In Wort und Schrift verbreiten dann diese unbefriedigten Existenzen ihren eigenen Mißmuth unter die ungebildeten Stände und werden die thätigsten Vorarbeiter des Umsturzes, um ihren Ehrgeiz, ihre Leidenschaften, ihre Geldgierde zu befriedigen.

In diesem Zustande fand das Jahr 1789 die Schule Frankreichs. Der Aufwand für das gesammte Schulwesen, der meistens aus Stiftungen, aus den Leistungen der Gemeinden, dem Zehnten der Klöster und kirchlichen Stellen bestritten wurde, betrug nicht weniger als 20 Millionen, wie der bittere Kirchenfeind Condorcet später im Convent zugestehen mußte.[2]) Es gab, wie man annehmen darf, 40- bis

1) Hist. des Brissotins in hist. parlem. XXVI, 271.

2) Duruy, loc. cit. S. 12.

48,000 Elementarschulen, die vielfach mit Dienstgründen ausgestattet waren, welche von frommen Schenkungen herrührten. Dieselben repräsentirten mit den liegenden Gründen der Hospitäler einen Werth von 200 Millionen, fielen aber nach den Gütern des Klerus und Adels der revolutionären Finanzwirthschaft ebenfalls zum Opfer und verflüchtigten sich in Assignaten.

Ueber den 562 Collegien standen 21 Universitäten und 72 Fachschulen für die verschiedensten Zweige des Wissens und der staatlichen Administration. Außerdem existirten in Frankreich 39 königliche und 10 nichtkönigliche Akademien. Das College de France in Paris genoß einen Weltruf, und 40 öffentliche Bibliotheken, 18 botanische Gärten und ein Observatorium bewiesen[1]), daß die Wissenschaft und der Unterricht in der Königszeit niemals proscribirt waren. Dagegen ist es Thatsache, daß zu Ende des Jahres 1793 unter der „glorreichen Republik“, wie sie genannt wurde, nicht eine einzige höhere oder niedere Schule in Frankreich mehr existirte.

II.

Die Schule unter der Constituante.

Als die Deputirten der drei Stände im Mai 1789 nach Versailles kamen, hatte keiner von seinen Wählern den Auftrag, die Schule Frankreichs in ihrer Existenz zu erschüttern, aber das spätere Schlagwort „Nationalerziehung“ war schon erfunden und figurirte in den cahiers sowohl des Klerus als des dritten Standes. Die Geistlichkeit verstand unter Nationalerziehung einen einheitlichen Schulplan für das ganze Land und verlangte außer besserer Stellung des Lehrerstandes Vermehrung der Seminare, Pfarrschulen, Armenschulen und eine Erziehung in kirchlichem Geiste. Die Hefte des dritten Standes, welche vielfach von Anhängern der Philoso-

1) Duruy, loc. cit. S. 48 und 49.

phie diktirt waren, fordern, daß ein einheitlicher Unterricht nach einem für alle Schulen gemeinsamen Plane hergestellt, daß in allen Pfarreien Lehrer und Lehrerinen ernannt werden, welche den Kindern die Moral, die Verfassung und die Elementarkenntnisse beibringen sollen. Einige Hefte drückten den Wunsch aus, daß mit diesem Unterrichte Ordensleute betraut werden möchten. Auch die Hefte des dritten Standes der Stadt Paris verrathen keine Feindseligkeit gegen das seitherige Schulwesen, sie verlangen nur, daß in allen Dörfern mit 100 Feuerstätten ein Lehrer und eine Lehrerin aufgestellt werde zu unentgeltlichem Unterrichte und eine barmherzige Schwester zur Pflege der Kranken.[1])

Die Bewegung stand noch in ihren Anfängen, als auch schon im Munde der Neuerer die Nationalerziehung oder bürgerliche Erziehung (éducation civique) eine ewig wiederkehrende Phrase wurde. Was eigentlich darunter zu verstehen sei, sagte man einstweilen nicht, da man noch unter einer Monarchie lebte. Näher besehen bedeuten diese Worte nichts anderes, als Umwandlung des christlichen und monarchischen in einen unchristlichen und republikanischen Franzosen.

Mirabeau, dem das neue Schlagwort ganz bezaubernd klang, hat viel über diese Frage nachgedacht und seine Gedanken darüber in dem Entwurfe von vier Reden niedergelegt, die er nicht mehr halten konnte, die aber nach seinem Tode von Cabanis, der sein Freund und Arzt war, herausgegeben und von Rochow auch ins Deutsche übersetzt wurden. Da der berühmte Agitator die ungeheure Tragweite dieses Gegenstandes erkannte, so begnügte er sich damit, Vorschläge über zweckmäßige Eintheilung des Unterrichts zu machen, und als ahne er, wie leicht man in diesem Gebiete auf Irrwege gerathen könne, schrieb er etwas unsicher, Frankreichs Gesetzgeber sollten sich mit der Erziehung nicht anders befassen, als um die Fortschritte derselben zu beschützen.[2])

1) Hist. parlem. I., 323 f., 332, 346.

2) Duruy, loc. cit. S. 70.

Der Unterricht soll in den Schulen nach nationalen Gesichtspunkten ertheilt werden, aber weder obligatorisch noch unentgeltlich seyn.

Von Mirabeau ging der neuheidnische Vorschlag aus, den fast alle späteren Schulpläne wiederholten, eigene nationale Feste für die Kinderwelt einzuführen, bei denen alle Theilnahme der Religion ausgeschlossen seyn sollte. Er dachte sich dieselben ähnlich den nationalen Festen der Griechen, den isthmischen Spielen, die bei jenem Volke naturgemäß und unter dem Einflusse der Religion entstanden waren, während sie hier einem Volke aufgedrängt werden sollten, das gar kein Verständniß und kein Bedürfniß dafür hatte.

Die oberste Leitung des Schulwesens will endlich Mirabeau nicht der Staatsregierung zugestehen, sondern die Departements sollen sie unter der Direktion eines von der Nationalversammlung gewählten Ausschusses ausüben. Die Schullehrer sollen vom Distriktsdirektorium (Bezirksamt, Landrathsamt) auf Präsentation der Gemeinden angestellt werden.[1])

Burke, der seine berühmte Kritik über die Revolution schon im Herbste 1790 veröffentlichte, beurtheilte bereits damals das neue Schlagwort sehr richtig. „Frankreich", sagte er, „wollte Nationalerziehung, das höchste aber, was es hätte erreichen können, wäre Nationalunterricht gewesen; der französische Nationalcharakter sollte durch die öffentliche Erziehung umgeändert werden, damit die republikanische Verfassung gedeihe, aber selbst im günstigsten Falle konnte er nur gebessert werden; die Nationalerziehung sollte das Fundament der neuen Constitution seyn, sie bedarf aber selbst eines Fundamentes und suchte es in der Verfassung; die Nationalerziehung soll das französische Volk umbilden, sie wird aber nur einen Theil desselben umbilden können."

Daß die Wortführer der bürgerlichen Erziehung das

---

1) Despois, loc. cit. Seite 3—6.

ganze Unterrichtswesen, die ganze Cultur ihres Vaterlandes vernichten und es in Verwilderung zurückwerfen würden, wollte Burke sich selbst nicht gestehen, doch ahnte er es. „Diese Enthusiasten machen sich kein Gewissen daraus, zu behaupten, daß ein Staat ohne Religion weit besser bestehe, als ein Staat mit Religion, und daß sie alles Gute, was in der Religion stecken möchte, durch ein Projekt von ihrer Erfindung zu ersetzen im Stande seien. Dieses Projekt ist eine gewisse von ihnen ersonnene Erziehung, die von einer genauen Erkenntniß der physischen Bedürfnisse des Menschen ausgehen, von da zur Bildung einer aufgeklärten Selbstliebe fortschreiten und endlich diese wohlverstandene Selbstliebe, wie sie uns versichern, mit der Neigung zum allgemeinen Besten zusammenschmelzen soll. Der Plan an sich war längst bekannt. Seit einiger Zeit aber nennen sie das Kunststück eine Bürgererziehung." [1])

Jedoch „es gibt in der jetzigen Verfassung der Welt nur eine einzige Art von öffentlicher Erziehung, welche alle Stände umschlingt und alle Verhältnisse der Menschen umfaßt. Dieß ist die Religion. Weil sie an keine bestimmte Periode des Lebens gebunden ist, weil sie den Lauf der bürgerlichen Geschäfte nicht merklich unterbricht, weil sie mehr das Herz als den Kopf regieren und bilden soll und daher von ihren Zöglingen keine Art von künstlicher Vorbereitung fordert, so findet ihre Wirksamkeit nirgends Schranken. Sie ist recht eigentlich die Erziehung der niedern Volksklassen, die sie durch Mäßigung der Leidenschaften und durch die Disciplin der Begierden oftmals die Dürftigkeit vermeiden und immer sie ertragen lehrt. Da sie das Bewußtseyn einer innern und höhern Existenz, das keine Fessel erreichen und keine Unterdrückung bändigen kann, weckt und unterhält, so ist sie die trefflichste Bildnerin der wahren Freiheit, wie sie auch das Gefühl der einzigen Gleichheit, die allen bürgerlichen Ver-

---

1) **Burke**, Betracht. ü. die franz. Rev. übersetzt von Gentz, I, 251.

hältnissen trotzt, in dem Gemüthe des Aermsten und Verlassensten nährt. Ihr allein haben wir es zu danken, daß unter dem vereinten Gewichte ewig erneuter Bedürfnisse, niederdrückender Arbeit und unvermeidlicher Plagen, das auf einem beträchtlichen Theile des Menschengeschlechtes liegt, das Ebenbild der Gottheit noch nicht zum Gefährten des Thieres herabsank, und daß in die Tiefe des Jammers, des Staubes und der Verwesung, worin tausende unserer unglücklichen Brüder schmachten, noch ein heiterer Sonnenstrahl fällt, der uns das Daseyn eines unsterblichen Geistes verkündet".[1])

„Wenn die Künste der Gesetzgeber anschlagen, so muß die Kirche fallen, und wahrscheinlich wird sie fallen. Dann würde nach allen andern Zerrüttungen, welche die bürgerliche Gesellschaft in Europa seit einigen Jahren erfahren hat und noch erfahren wird, ein Interregnum der sittlichen Triebfedern eintreten, an welches man in einem Zustande, wo alle Kräfte aufgeboten, alle Gemüther aufs höchste gespannt und alle Leidenschaften in der fürchterlichsten Bewegung sind, ohne ein geheimes Entsetzen nicht denken kann."

Sehen wir nun die Baumeister der Nationalerziehung am Werke, so werden wir bald dahin gelangen, wo das von Burke prophezeite Interregnum der sittlichen Triebfedern eintrat.

Den ersten äußeren Anstoß zur Vernichtung der Schule Frankreichs gab merkwürdigerweise die Abschaffung des Feudalstaates, die Beseitigung der mittelalterlichen Rechte und Privilegien in der berühmten Nachtsitzung des 4. August 1789. Da damals alle Grundzinsen und der Zehnt aufgehoben wurde, aus denen seither der öffentliche Unterricht dotirt war, verloren eine große Menge von Lehranstalten und Volksschulen ihre Subsistenzmittel, für deren Ersatz die constituirende Nationalversammlung sorgen zu wollen versprach, ohne daß sie je über dieses Versprechen hinauskam. Die Wirkung jener

1) Ebendas. II, 186.

berühmten Nacht war darum für die Schule Frankreichs so verhängnißvoll, daß Duruy sagt: „Es war das vielleicht ein großer Akt, aber es war kein politischer Akt.“ [1]) In vielen Städten wurde der Unterhalt der Schulen aus dem Oktroi bestritten, da dieses aber am 17. März 1791 ebenfalls abgeschafft wurde, so verloren auch viele städtische Schulen ihre Existenz.

Durch die unklugen und gehässigen Gesetze gegen die Kirche brachte die Constituante dem Schulwesen Frankreichs den zweiten Todesstreich bei. Von dem Schisma, das durch die sog. Civilconstitution des Klerus in der französischen Kirche hervorgerufen wurde, mußte nothwendigerweise die ganze bürgerliche Gesellschaft und jede ihrer Einrichtungen in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Schule der Königszeit „mit ihren alten gothischen Institutionen“, wie die Revolutionäre sagten, „mit ihren Rektoren, Quästoren und lächerlichen Ceremonien“ sollte verschwinden. Die Lehrer, die ihre Religion und ihre Kirche lieben, die keinen tollen Enthusiasmus für die neue Verfassung zeigen, die nicht schleunigst den Eid leisten, werden aus ihren Stellen entlassen und „durch aufgeklärte und treue Bürger“ ersetzt. [2])

So verpflanzte sich die Verfolgung vom kirchlichen Gebiete auf das der Schule. Obwohl die Nationalversammlung bei der Aufhebung der Orden ausdrücklich diejenigen fortbestehen ließ, die sich mit Unterricht und Krankenpflege befaßten, kamen doch durch die Forderung des Eides auf die Civilconstitution eine Menge geistlicher Unterrichtsanstalten, besonders höhere, in vollständige Auflösung, da viele ganz und gar von geistlichen Professoren geleitet worden waren. [3]) Wohl leisteten manche derselben den geforderten Eid, aber nun erschienen sie den Eltern nicht mehr geeigenschaftet zum

1) Duruy, loc. cit. 56.
2) Adolf Schmitt, tableaux de la Rév. fr. I. 21 und I. 62—65.
3) Hist. parlem. XXII, 189.

Unterrichte ihrer Söhne. Am wenigsten wurden von den unter der Constituante erlassenen kirchenfeindlichen Gesetzen die Schulen der weiblichen Lehrorden berührt, weil das Gesetz vom 13. Februar 1790 wohl die religiösen Orden aufhob, aber die bestehenden Convente nicht schloß, sondern öffnete; das heißt: es gestattete den Ordensfrauen, ihre Klöster zu verlassen, aber es verbot nicht, daß sie freie Congregationen bilden durften, weßhalb schon am 2. November 1789 ein Gesetz bestimmt hatte, daß denjenigen Ordensfrauen, welche in Gemeinschaft fortleben wollten, besondere Gebäude anzuweisen seien. Nach einer weiteren Bestimmung vom 8. Oktober 1790 hatten sie in diesem Falle unter dem Vorsitze eines Municipalbeamten ihre Oberin und Verwalterin zu wählen. Von diesen Gesetzen machten die Lehrschwestern Gebrauch und retteten so unter der ersten Nationalversammlung ihre Schulen vom Untergang.[1])

Nach und nach rückten die Wortführer der Nationalerziehung mit ihren Plänen und Vorschlägen bestimmter heraus. Der eine will die Kinder durch patriotische Schauspiele erzogen wissen, der andere durch Erklärung der Verfassung und der Menschenrechte; der eine durch universelle Moral, der andere durch Naturwissenschaften und Mathematik. Wer aber längere Zeit mit der Kinderwelt umgegangen ist und ihr Gemüths- und Seelenleben beobachtet hat, dem wird es klar, daß man bei einem Kinde weder mit rechtsphilosophischen, noch mit mathematischen Begriffen den Unterricht beginnen darf noch kann, weil die im Kinde vorzüglichste Thätigkeit die der Phantasie, und zwar einer reinen, unverdorbenen und frommen Phantasie ist. Hier muß ihm die erziehende Hand geboten, von diesem Stadium seiner Entwicklung muß es in die kühlere Region des Prüfens und Denkens hinübergeleitet werden. Dieß vermag aber der religiöse Unterricht am besten, weil er fortwährend die Phantasie be-

1) Wallon, Hist. du Tribunal révolutionnaire, V. 41.

schäftigt und zugleich die Entwicklung des Verstandes fördert. Wollte man den Unterricht anders beginnen, so müßten die Kinder ganz andere Wesen seyn, oder man würde ihnen den zarten Duft der Kindlichkeit abstreifen, man würde sie entkindlichen. Darum wird man, von allen andern Gründen abgesehen, vernünftiger= und naturnothwendigerweise immer wieder auf den religiösen Unterricht zurückkommen, wenn man ihn auch zeitweilig verwirft.

Am 13. Oktober 1790 erklärte die Nationalversammlung, sie werde sich mit der Frage des Unterrichtes und der Erziehung nicht eher befassen, als bis ihr der Verfassungsausschuß die geeigneten Vorschläge unterbreitet haben würde. Diese Vorschläge arbeitete Talleyrand aus, constitutioneller Bischof von Autun, dem schon mehrere gelehrte Männer, wie Degranthe und die Oratorianer Villier, Paris und Daunou vorgearbeitet hatten.[1]) Der schismatische Bischof verlangt Unterricht für alle und Unterrichtsfreiheit für alle; die Sorge für den Elementarunterricht obliegt dem Canton; im Hauptorte desselben sollen die Elementarschulen errichtet werden. Wie bei einer solchen Einrichtung der Unterricht für alle erzielt werden soll, ist nicht recht begreiflich. Mit sechs Jahren treten nach dem neuen Schulplan die Kinder in die Elementarschule ein; sie werden im Lesen, Schreiben und Rechnen, im Maße und Gewichte, in der Geographie des Departements unterrichtet, lernen die Principien der Religion und Moral, Lebensregeln und Tugendbeispiele, und betreiben gymnastische Uebungen.

Für die zweite Stufe des Unterrichts sorgen die Distriktsschulen. In diese treten die Kinder mit dem achten oder neunten Jahre ein. Der Unterricht dauert sieben Jahre in vier Cursen. Der grammatische Curs währt zwei Jahre und lehrt die heilige Geschichte, die Mythologie, die Deklaration der Menschenrechte, allgemeine Sprachlehre, Latein, Geographie,

1) Duruy, loc. cit. S. 54.

Stilübungen; der humanistische Curs lehrt in zwei Jahren die Verfassung, die griechische und römische Geschichte und Latein; der rhetorische Curs ebenfalls in zwei Jahren die französische Geschichte, die Grundsätze der alten Regierung im Verhältniß zur französischen Verfassung, die Philosophie, die Redekunst, die griechische oder eine moderne Sprache; der mathematische Curs endlich lehrt in einem Jahre Geometrie, Algebra, Physik und die Anfänge der Chemie und Botanik. In allen Cursen dauern die gymnastischen Uebungen fort, werden aber in den beiden letzten Jahren auf militärische Weise betrieben. — Die Fürsorge für die dritte Stufe der Ausbildung obliegt dem Departement, welches Hochschulen für Theologen, Juristen, Mediciner und Militärs errichtet. Als Centralpunkt der Wissenschaft steht auf vierter Stufe das universale Institut Paris.[1])

Talleyrand referirte der Nationalversammlung über seine unpraktischen Vorschläge, nach welchen die Moral von jeder religiösen Vorstellung losgetrennt wird und 14jährige Bürschchen die Grundsätze der alten Regierungen im Verhältniß zur französischen Verfassung und Philosophie lernen sollten, und stellte am 25. September den Antrag, diese Vorschläge zum Gesetze zu erheben. Allein die Constituante, die wenige Tage später zu Ende ging, hinterließ ihrer Nachfolgerin die Projekte Talleyrands, welche auf Emancipation des Kindes und Zerstörung der Disciplin hinauslaufen, als werthvolles Vermächtniß. Der Schulplan des Schismatikers fand besonders deßhalb nicht die erwartete frohe Aufnahme und Zustimmung, weil er verlangte, das Unterrichtswesen solle durch Commissäre überwacht werden, deren Ernennung dem Könige zustehe. Dem unglücklichen König aber wollte man schon keinen Schatten eines Einflusses mehr zugestehen.[2]) Auch

1) Hist. parlem. V. 531—535. In der großen Ausgabe des Sammelwerkes von Buchez und Roux fehlt Talleyrands Schulplan.
2) Despois, le Vandalisme révolutionnaire, S. 7.

Talleyrand empfahl die nationalen Feste, die er als einen Hebel der Moral betrachtete.

Noch spurloser, als diese Vorschläge, gingen die Schulpläne eines Bourbon-la-Crosnière, eines Simmonne und Billaud-Varennes vorüber, welche ihre Erziehungsprincipien im Jakobinerklub predigten. Sie alle hatten sie aus Rousseau's Emil entlehnt. [1])

Hiemit haben wir der Hauptsache nach die Thätigkeit der Constituante, dieser „erleuchteten" ersten Nationalversammlung geschildert. Da nach Gesetz vom 15. und 17. April 1791 unbeeidigte Geistliche nicht mehr zum Unterrichte zugelassen und da die Orden aufgehoben waren, so verschwanden zahlreiche höhere und eine Menge von Volksschulen, besonders Knabenschulen. Die noch bestehenden Colleges und Schulen wurden dem beeidigten Klerus überantwortet. Diese Apostaten thaten alles, um im Bunde mit den Philosophen ihren eigenen Haß gegen die Kirche den Herzen der Jugend einzugraben. So wuchs in Frankreich ein ungläubiges, der Kirche abholdes Geschlecht heran.

Von da an verwendeten die aufeinanderfolgenden Nationalversammlungen die harmlose Kinderwelt zu politischen Demonstrationen, zu republikanischen, neuheidnischen Festaufzügen, ließen aber die Schulen untergehen. Wenn man von dem schismatischen Bischof Gobel von Paris und seinem Vikar Baudin auch nichts wüßte, als nachfolgenden Vorfall, so würde das genügen, sie als erbärmliche Wichte zu kennzeichnen. Am 14., 15. und 16. Juni 1791 mußten die Kinder des Findelhauses, die eben aus den Händen Gobels die erste heilige Communion empfangen hatten, demonstrative Aufzüge durch die Stadt veranstalten. Geführt wurden sie vom Vikar Baudin.

Er führte sie erst in den Jakobinerklub, wo einer der

---

1) Hist. parlem. XI, 477.

zwölfjährigen Knaben folgende eingetrichterte Ansprache halten mußte: „Das Licht Ihrer Philosophie ist es, dem der Franzose das Glück verdankt, in dem Franzosen eines andern Cultus seinen Bruder zu erkennen. Trotz der Bemühungen eigensüchtiger Aufrührer, den Irrthum zu verewigen, haben Sie jene erhabene Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, die Voltaire unter der Herrschaft der Despoten so oft vergeblich ausgesprochen hat: die Tugend des Menschen wurzelt nicht in seinem Glauben."

Vom Jakobinerklub zog die Schaar in die Nationalversammlung, wo ein anderer Knabe folgende Rede aufsagen mußte: „Kaum aus den Händen der Religion hervorgegangen, sind wir hierher geeilt, um Ihnen die Huldigung unseres frommen Patriotismus darzubringen. Wie sehr muß diese bewunderungswürdige Revolution gerade uns zur Dankbarkeit auffordern; uns, die wir im Begriffe stehen, aus diesem glücklichen Alter herauszutreten, in welchem man noch keine Unterschiede, keine Ehrsucht, keine Glücksgüter kennt; uns, die wir verurtheilt waren zur Schmach der Sklaverei und der schlimmsten Erniedrigungen! Sie haben jene stolzen und lasterhaften Menschen beschämt, deren Herrsucht alle Mittel aussann, das vollkommenste Werk der Gottheit zu erniedrigen. Nun sind wir frei, nun können wir auch tugendhaft seyn. Dank darum Ihnen, Väter des Vaterlands, Schöpfer der Freiheit! Wir werden festhalten an den unverjährbaren Menschenrechten, die Sie mit so vielem Muthe wieder aufgerichtet haben. Wenn Sie den Ruhm hatten, Frankreich gänzlich frei zu machen, so wird es an uns, dem heranwachsenden Geschlechte seyn, diesen Gewinn bis an die Grenzen beider Erdhälften zu verbreiten. Das sei fortan unser Ruhm. Gott! Freiheit! das ist unser Wahlspruch; bald wird er der aller Nationen seyn. Bis auf den heutigen Tag waren wir nur Kinder der Religion; wenn Sie uns adoptiren wollen, so werden wir nunmehr Kinder des Vaterlandes werden; wir werden Männer, werden Bürger werden, und das Vaterland

soll sich auf unsern Muth verlassen können. Schwören wir darum im Anblick des Himmels und der Erde, schwören wir bei unserer heiligen Religion, die uns Humanität, Gleichheit und Toleranz predigt, und legen wir den Schwur in die Hände unserer weisen und unsterblichen Gesetzgeber nieder: treu zu seyn der Nation, dem Gesetz und dem König!"

In diesem Moment traten die mißbrauchten Kinder an die Schranke, erhoben die Händchen und leisteten den Bürgereid. Gobel erreichte mit dieser unwürdigen Komödie seinen Zweck, den Jakobinern und der Linken in der Versammlung einen eklatanten Beweis seiner revolutionären Gesinnung zu geben. Die Rede des Knaben wurde mit Beifall überschüttet, und der Präsident der Nationalversammlung, Treilhard, weit entfernt sich von dieser elenden Posse angeeckelt zu fühlen, richtete an die Kinder folgende bombastische Erwiederung:

„So ist er endlich gekommen, der Tag, an welchem man es für eine der vorzüglichsten Pflichten hält, gute Bürger heranzubilden; der Tag, an welchem man als Hauptgebot den Gehorsam gegen die gesetzlichen Gewalten einschärft. Verläumder der Religion, seid nun Zeugen dessen, was sie vermag! Und ihr, die ihr euere verzehrende Leidenschaft unter der trügerischen Außenseite einer falschen Frömmigkeit verbergt; ihr, die ihr dadurch, daß ihr den religiösen Eifer in eine falsche Richtung zur Vertheidigung rein weltlicher Zwecke bringt, aus dem Gotte des Friedens einen Gott der Zwietracht und blutiger Händel machen möchtet, lernt endlich den Gott erkennen, den euer seitheriges Benehmen nur beleidigen konnte!" Dieser unsterbliche Blödsinn zielt auf die unbeeidigten Priester ab. Dann fährt der Präsident der erlauchten Versammlung fort: „Junge Bürger, vergesset niemals, was Ihr heute hier gelobt habt! Humanität, Gleichheit, Toleranz, Unterwerfung unter die gesetzlichen Gewalten, seht, das ist der wahre Geist der Religion! Welche Hoffnungen können sich fernerhin die Feinde der Revolution noch machen, wenn die Generation, die nach uns kommt, gleichsam

mit der Muttermilch schon die Liebe zur Verfassung, zur Religion, zur Tugend einsaugt; wenn das Feuer der Vaterlandsliebe alle Lebensalter durchglüht; wenn es keine Kindheit mehr gibt, sobald es sich um das Vaterland handelt, und wenn das Eis des Greisenalters schmilzt und sich erwärmt für die Vertheidigung des Reiches! Ihr seid würdig, den Ruhm der Begründer der Freiheit zu theilen, da Ihr bereit seid, euer Blut für sie zu vergießen. Die Nationalversammlung erkennt Euch die Ehre zu, ihrer Sitzung anzuwohnen".

Die Linke klatscht rasenden Beifall über die wunderschönen Reden und beantragt sie drucken zu lassen.

Folleville von der Rechten: „Jedermann weiß, daß die kindliche Ceremonie, die sich vor uns abgespielt hat (Murren auf der Linken), auch bei den Jakobinern schon aufgeführt worden ist. Ich beantrage darum, daß Sie auch die Antwort des Vorsitzenden bei den Jakobinern drucken lassen". (Gelächter auf der Rechten.) Abbé Maury: „Ich erhebe Widerspruch gegen den Vorschlag des Herrn Folleville. Er hat durchaus Unrecht gehabt, sich eines Ausdruckes zu bedienen, den ich verwerfen muß. Nicht kindlich war diese Ceremonie, sondern kindisch". — Die Linke wurde wüthend; es entstand, sicherlich zur großen Erbauung der kindlichen Bürger, ein heftiger Tumult.

Endlich verschafft sich Foucault von der Rechten Gehör: „Ich beantrage die Vorfrage über die Drucklegung der Reden. . . . Der Vorgang, dessen Zeugen Sie sind, ist das Werk einer elenden Mache . . . Wehe diesen Kindern, die verführt sind! Ich bin genau über das, was vorausgegangen ist, unterrichtet; sie sind verführt worden am Tage ihrer ersten Communion. (Unruhe auf der Linken). Zur Ehre der Nationalversammlung beantrage ich, daß dieser Vorgang nicht in das Sitzungsprotokoll aufgenommen wird, . . . sie haben ein Sakrilegium begangen".

Die Linke erhebt hier einen fürchterlichen Tumult und

die Drucklegung der faden Reden wird mit Majorität beschlossen.[1])

Diese Aufzüge und Talleyrand's und Mirabeau's unfruchtbare Schulpläne sind die ausschließlichen Leistungen der Constituante für die neue Nationalerziehung. Die alte Schule wurde theilweise ganz, zum Theil nahezu vernichtet und zwar von denselben Männern, die nicht laut genug über die Finsterniß des alten Regimes schreien konnten, aber trotz des ungeheueren Raubes des Kirchengutes keinen Sou für das Schulwesen übrig hatten.

(Schluß folgt.)

XXI.

Königin Maria Karolina von Neapel.

Ein Lebensbild.

III.

Wir konnten bisher einer Persönlichkeit nicht Erwähnung thun, deren Einfluß auf die Königin während der letzten Jahre eine immer größere politische Bedeutung erlangt hatte, und jetzt dadurch des Oefteren geradezu entscheidend in die Geschicke Neapels einzugreifen bestimmt schien. Es war dieß eine englische Dame von seltener Schönheit und den eminentesten Fähigkeiten, deren Ruf als Miß Emma Lyons kein

1) Hist. parlem. X. 197—201; Jager, hist. de l'église de France pendant la Révol. II. 234—239.

fleckenloser gewesen, deren Reize aber den seit 1764 als englischer Gesandter in Neapel residirenden, mehr als vierzig Jahre älteren Lord William Hamilton so bezaubert hatten, daß er sie zu seiner Gemahlin machte und sie dadurch zu einer der angesehensten Stellungen in der vornehmen Gesellschaft Neapels erhob. Neben großer Schönheit und außerordentlicher Anmuth des Wesens besaß sie die mannigfaltigsten Talente, vermittelst deren sie alsbald ein Mittelpunkt der feinen Welt wurde. Schon im März 1787 erwähnt Göthe während seines Aufenthaltes in Caserta der auffallenden Erscheinung einer jungen Engländerin bei Lord Hamilton. „Er hat ihr", schreibt er, „ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet; dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechslung von Stellungen, Geberden, Mienen, daß man zuweilen wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gern geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschender Abwechslung. Stehend, knieend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich u. s. w. eines folgt auf's andere und aus dem andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln und macht sich hundert Arten von Kopfputz aus denselben Tüchern". Nur wenigen Auserwählten gestattete zu jener Zeit Sir William, der ein enthusiastischer Kunstliebhaber war, diesen seltenen Kunstgenuß; aber als Miß Emma Lyons Lady Hamilton geworden, glänzte sie mit der Fülle ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihrer mimischen Talente ganz besonders in den Kreisen der Königin, die, leicht erregbar wie sie war, das reizende Wesen bald in einer Weise bevorzugte, welche die Grenzen der Etikette stark überschritt. „Beide liebten es, heißt es in einer Aufzeichnung jener Zeit, bei öffentlichen Anlässen in gleichem Schmucke zu erscheinen und thaten im Umgang sehr vertraut mit einander. Man wollte von Soupers wissen, bei denen Acton und die Lady erschienen und wo dann die letztere in den Gemächern

der Königin übernachtete und von den aufwartenden Damen dieselben Aufmerksamkeiten erwartete, wie ihre königliche Gebieterin; dieß habe", wird weiter erzählt, „einen solchen Unmuth bei der weiblichen Aristokratie erzeugt, daß sich viele vom Hofe ganz zurückzogen".

Wenn nun auch die Königin in der Kundgebung ihrer Vorliebe für die etwa neun Jahre jüngere Gesandtenfrau, die immerhin zuerst als bestrickende Abenteurerin in Neapel aufgetreten war und mit ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit eine trübe Vergangenheit zuzudecken wußte, zu weit gehen mochte und sich in ihrem Benehmen ähnliche Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen ließ, wie ihre unglückliche Schwester Marie Antoinette, so läßt doch der jüngst herausgekommene Briefwechsel beider Frauen ihr wechselseitiges Freundschaftsverhältniß in einem Lichte erscheinen, das ihm nicht nur alles Anstößige nimmt, sondern ihm eine gewisse ideale Verklärung gibt. Lady Hamilton hat der Königin und ihrem Hause Dienste geleistet, eine Hingebung bewährt, welche keine der Gunstbezeugungen, wie Höfe sie gewähren können, aufzuwiegen vermochte, und die Königin hat ihr dafür mit aufrichtiger Freundschaft und unbedingtem Vertrauen gelohnt. Aber die Lady war eine Künstlernatur, leidenschaftlich im Guten wie im Schlimmen, und wie ihre Dienste der Königin genützt, so hat ihre Leidenschaft bei späteren traurigen Vorkommnissen, wie wir sehen werden, ihr geschadet.

Mit dem Erscheinen des Siegers von Abukir, Horace Nelson, auf seiner ruhmbedeckten Flotte im Golfe von Neapel beginnt Lady Hamilton eine neue Rolle zu spielen. Schon im Jahre 1793, da Nelson fünfunddreißjährig noch Capitän eines Linienschiffes gewesen, war er in entfernte Beziehung zu ihr getreten; doch hatte sie ihn damals, wiewohl er ihre Vorzüge in einem Briefe an seine Gattin rühmte, kalt gelassen. Als er jetzt im Jahre 1798, also nach fünf Jahren, mit dem Nimbus des Siegers, des Retters wieder vor ihr erschien, sollte ihm die mit der Zeit zu so großem Einfluß ge-

gelangte, auf der Höhe ihres Glanzes stehende Frau in nicht geahnter Weise gefährlich werden. Sie hatte ihm direkt nach Eintreffen der Nachricht jenes Sieges über die französische Flotte, deren Vernichtung den Franzosen den ersten schweren Schlag versetzte und für die nächste Zeit auf alle politischen Verwicklungen in Europa zurückwirken mußte, unter dem Einflusse der allgemeinen patriotischen Begeisterung geschrieben: „Wie soll ich Ihnen das Entzücken der Königin schildern! Es ist unmöglich. Sie schrie laut auf, küßte ihren Gemahl und ihre Kinder, lief wie außer sich durch das Zimmer, schrie, küßte, umarmte Jeden in ihrer Nähe mit dem Ausrufe: O tapferer Nelson! Gott schütze und bewahre unseren tapferen Befreier! Was sind wir ihm schuldig! O daß mein volles Herz ihm selbst sagen könnte, was wir ihm verdanken!" Der Lady eigener Enthusiasmus hatte noch keine andere Quelle, als das lebhafte patriotische Gefühl, denn den Sieger kannte sie kaum; und völlig unbefangen und arglos, aber ergreifend schildert Nelson in einem Briefe an seine Gattin die überschwänglichen Ehren, mit denen er in Neapel begrüßt wurde: „Ich muß versuchen, Dir etwas von dem, was hier vorgegangen ist, mitzutheilen. Aber wenn es schon so ergreifend war für die, welche nur durch die Bande der Freundschaft mit mir vereinigt sind, was muß es seyn für mein geliebtes Weib, mein Alles, das mir in dieser Welt das Theuerste ist! Sir William und Lady Hamilton kamen mir, umgeben von zahlreichen geschmückten Fahrzeugen, auf dem Meere entgegen. Diese meine sehr ehrenwerthen Freunde waren in Wahrheit ernstlich krank gewesen, zuerst von Sorge, dann vor Freude. Man hatte Lady Hamilton unvorsichtiger Weise Alles in einem Augenblick erzählt; es wirkte wie ein Schuß; sie sank wie todt zusammen und ist noch nicht vollkommen hergestellt. Meine verehrten Freunde legten am Schiffe an. Lady Hamilton flog auf und mit dem Ausruf: ‚O Gott, ist es möglich!' sank sie mehr todt als lebendig mir in die Arme. Thränen gaben ihr Erleichterung, als auch

der König anlegte. Die Scene war in ihrer Weise ebenso interessant. Er ergriff meine Hand und nannte mich seinen Befreier, seinen Beschützer. Ganz Neapel nennt mich **nostro liberatore**! Die Art, wie die niederen Klassen mich begrüßten, war wirklich ergreifend".

Wie bald sollte der patriotische Enthusiasmus, den der Sieger geweckt, durch die sträfliche Leidenschaft des Weibes für den Mann verdrängt werden! Der tapfere Soldat, der wohl in Wind und Wetter zum Kampf gegen feindliche Schiffe geübt war, konnte dem von allen Seiten ihn bestürmenden Uebermaß von Schmeichelei und der bestrickenden Gewalt einer Frau, die mit allen Künsten der Verführung die Macht einer wirklichen Leidenschaft vereinigte, nicht widerstehen; bald stand er vollständig unter dem Einflusse der Lady, deren Haß gegen die Franzosen mindestens ebenso groß, wie ihre Ergebenheit gegen die Königin von Neapel war. Wir werden sehen, welcher Vorwurf die drei Verbündeten treffen sollte.

Der Sieg von Abukir hatte Neapel momentan vor den Franzosen gerettet, aber für die neapolitanische Königsfamilie war er doch in dem Sinn ein Unglück, als sie dadurch in falsche Sicherheit gewiegt wurde und nun mit dem sie bedrohenden Frankreich offen brechen zu können glaubte. Das Direktorium hatte sich Neapel gegenüber eine Sprache erlaubt, welche mit jener eines Banditen verglichen worden ist. „Wäre die Königin", schreibt der Biograph Nelson's, „die weiseste und sanftmüthigste ihres Geschlechtes gewesen, so würde es für sie doch nicht möglich gewesen seyn, die Franzosen ohne Haß und Abscheu anzusehen. Der Fortschritt der revolutionären Meinungen, der sie stets an das Schicksal ihrer Schwester erinnerte, weckte in ihrer Brust Besorgnisse für ihr eigenes Loos, die nicht unbegründet waren." Mit Ungestüm drängte sie denn jetzt auch zu unverzüglichem Angriff und fand sich darin von Lady Hamilton und Nelson auf das eifrigste unterstützt. „Sie ist die wahre Tochter

Maria Theresia's", schrieb er um diese Zeit in die Heimath; „sie denkt wie wir". Die Truppen erschienen dem aus Wien herbeigerufenen, als genialen Strategen gefeierten Feldmarschall-Lieutenant Mack als geschult und kriegstüchtig. Der Krieg wurde am 24. November eröffnet; aber weder der Anführer noch die Truppen sollten Lorbeeren ernten; das so kühn geplante Unternehmen scheiterte, aller Wahrscheinlichkeit nach mehr durch Verrath und Feigheit der Offiziere, als durch Ungeschick Mack's, wiewohl dessen Stern damals schon im Sinken war. Von der Partei der Feinde Karolina's aber wurde das ganze Unglück wieder ihr und dem allmächtig gewordenen, zum Generalcapitän aller Truppen zu Wasser und zu Land ernannten Günstling Acton zugeschrieben.

In der Hauptstadt herrschte Verwirrung; Patriotismus, Muth und Entschlossenheit zeigten nur die Lazzaroni, die darnach lechzten mit den Feinden handgemein zu werden; denn nun brach im Volke der Gallierhaß mit unbändiger Wuth hervor. Wilde Banden drangen in die Häuser, wo sie Franzosen zu finden glaubten; was an Fremden in der Stadt war, suchte Verstecke auf. Die Aufregung in Neapel erreichte einen solchen Grad, daß weder Nelson, noch Hamilton im königlichen Palaste zu erscheinen wagten. Zwei Strömungen gingen widereinander: die der Franzosenfreunde, zu denen ein ansehnlicher Theil der Aristokratie und des Mittelstandes gehörte, und jene des königlich gesinnten niederen Volkes. Die Schreckensherrschaft der Nachkommen Masaniello's oder der Einzug der französischen Königs-Guillotine, das eine oder das andere drohte, wenn man blieb. Solchen Schrecknissen gegenüber gab es keine andere Stellung als die Flucht, für welche Nelson und seine Freunde stimmten, wiewohl jene beiden Parteien die Entfernung des Königs und des Hofes nicht wollten. Aber es galt Eile, denn die Franzosen drangen gleichfalls von allen Seiten siegreich vor — und so traf Nelson in aller Stille die Anstalten, um die Bedrohten in seinen Schiffen aufzunehmen. Man fühlt sich in die Schreckens-

zeit der französischen Revolution versetzt, wenn man die an Lady Hamilton gerichteten Billete der Königin liest, worin sie die Vorbereitungen zur Flucht bespricht. Was sich fortschaffen ließ, wurde auf britische und portugiesische Schiffe gepackt und am 31. Dezember 1798 bestiegen die königliche Familie, Acton, die Hamiltons und Andere das Admiralsschiff Nelson's. König Ferdinand hatte für das Flehen des Volkes, an dessen Spitze sich der Erzbischof Cardinal Capece Zurlo gestellt hatte, kein Ohr. Aber widrige Winde erschwerten die Ausfahrt, und als sie endlich ermöglicht wurde, war wenig gewonnen; tagelang wurden die Schiffe auf den Wogen umhergeworfen und die Fahrt war so gefahrvoll und beschwerlich, daß sie einem der Prinzen, dem siebenjährigen Alberto, auf dessen zarten Organismus körperliches Ungemach und Seelenangst einstürmten, das Leben kostete. Er verschied, wie wir oben bereits erwähnt, in den Armen seiner schon so schwer geprüften Mutter.

Dieß war das Neujahrsfest Maria Karolina's, die selbst „mehr todt als lebend" in Palermo landete.

Die interessantesten Einzelheiten über diese Flucht enthält die Correspondenz zwischen der Königin und Lady Hamilton; man ersieht aus ihr das unbedingte Vertrauen der Ersteren und die schrankenlose Ergebenheit der Letzteren, welche sie immer mit dem Namen „Freundin" ehrt, sowie das energische Handeln der Lady für ihre königliche Freundin und deren großen Familie. Sie gibt aber auch ergreifende Einblicke in die trostlose Gemüthsverfassung der Königin. „Ich bin in tiefster Betrübniß und in Thränen", schreibt sie einmal, „denn ich ahne, daß der Schlag ein entsetzlicher seyn wird; er kommt auch so plötzlich, daß ich nicht weiß, wo anfangen und wo enden. Er wird mich niederschmettern und die Gemüthsbewegung wird mich in's Grab führen".

In Ermangelung eines geeigneteren Mannes hatte Ferdinand den wenig befähigten, alten und schwachen Fürsten Pignatelli-Strongoli mit ausgedehnten Vollmachten zurück-

gelassen, während Mack die militärische Oberleitung führen sollte über — eine nicht mehr vorhandene Armee! An ihrer Statt entstand indessen ein anderer Kämpe, wild und unbändig, grausam und rachgierig, aber von einer Entschlossenheit, von einer Hingebung und Todesverachtung, die den Feind erzittern machte. Es war jener bereits erwähnte merkwürdige Bestandtheil der neapolitanischen Bevölkerung, der unter dem Namen der Lazzaroni allgemein bekannt ist und in seiner nur unter dem glücklichen Himmelsstriche Neapels möglichen Genügsamkeit, Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit wohl einzig in seiner Art genannt werden kann. Vaterlandsliebe im höheren Sinne ist diesem naiven Volksschlage gewiß nicht zuzuschreiben, aber es gibt nichts Höheres für ihn, als Neapel, dessen Meer und dessen Himmel, und wer sie ihm rauben oder wer ihn in dem ruhigen Genuß seines Erdenparadieses stören will, in dem sieht er seinen verhaßten Feind, den er schonungslos niedermacht. Er kümmert sich vielleicht kaum um seinen angestammten Fürsten, aber jeden Fremden, der sich ihm aufdrängt, bekämpft er mit einer Leidenschaft und einer Ausdauer, aber auch mit einer Rohheit und selbst Grausamkeit, welche vorher Niemand in dem harmlosen Müßiggänger für möglich gehalten hätte.

Dieser ganze nationale Fremdenhaß war jetzt in seiner wildesten Wuth entbrannt und warf sich gegen die fast ohne Waffenthat bis Capua und vor die Hauptstadt vorgedrungenen Franzosen mit solcher Zügellosigkeit, daß die Vertreter des Königs vor solchen Ausbrüchen entsetzt den Kopf verloren und den Feinden einen Waffenstillstand anbieten ließen, um nicht zwischen zwei mörderische Feuer zu gerathen. Dieß war das Signal völliger Auflösung. Die inmitten der Feigheit und des Verrathes der übrigen Neapolitaner allein unerschütterlichen Lazzaroni ließen sich dieß nicht bieten; ihre Wuth richtete sich nun auch auf den als Ausländer ihnen ohnehin nicht sympathischen Mack und auf den schwachen Pignatelli, die Beide ihr Heil in der Flucht suchten. Mack

rettete sich in das französische Lager, wo er von dem vor allen Generälen jener Zeit durch Edelsinn und Milde ausgezeichneten General Championnet mit bescheidener Würde aufgenommen und mit Pässen zur Rückkehr nach Oesterreich versehen wurde. Freilich wurde später Mack dieses Schrittes wegen als Verräther ausgeschrieen. Was dann vor und in Neapel vorging, rechtfertigt die Besorgniß der Königin, welche sie in einem Brief an die Lady ausgesprochen hatte. „Die Volkstumulte und die Mordthaten zeigen deutlich, was zu erwarten steht. Das wird mit jedem Tage ärger werden und ich zittere vor den Verirrungen eines Volkes, das keinen Schutz vor den Feinden gewähren, wohl aber alle Schrecken der wildesten Licenz geschehen lassen wird".

In der That waren Stadt und Land der Schauplatz so furchtbarer Ausschreitungen, daß der Einzug der endlich doch siegenden Franzosen von den besitzenden Klassen mehr ersehnt, als gefürchtet wurde. Drei Tage hatte der Widerstand in den Straßen und Häusern gedauert und es sollen 10000 Lazzaroni und etwa 1000 Franzosen dabei das Leben gelassen haben.

So waren denn die Tage des Einmarsches der Truppen für die Mehrzahl der Bewohner Neapels Tage der Wonne: für die einen wegen des Schutzes, der von einer geordneten Macht gehofft wurde, für die andern durch das Bewußtseyn, im Vollbesitze jener politischen Freiheit, jener „Königslosigkeit" zu seyn, welche sie so gewaltsam erstrebt hatten; denn Championnet hatte sofort, wie üblich, Neapel als Republik proklamirt und zwar als „parthenopäische", nach dem alten griechischen Namen der Stadt Neapel. Aber er that das Mögliche, um die Aufregung zu beschwichtigen und das Volk zu gewinnen. Nach dem am 25. Januar im Dome abgehaltenen Dankgottesdienst verkündigte er Freiheit der Personen und des Cultus, setzte eine provisorische Regierung von fünfundzwanzig Mitgliedern ein und entfernte den Commissär des Direktoriums Feypoult, welcher das Eigenthum des königlichen

Patrimoniums, der Wohlthätigkeitsanstalten, der Depositenkassen, die Alterthümer und Kunstgegenstände für Nationaleigenthum erklärt und dadurch große Erbitterung hervorgerufen hatte. Eine Contribution von 25 Millionen Franken, welche Championnet der Stadt und den Provinzen auferlegen mußte, war jedoch nicht geeignet, den Enthusiasmus für die französische Herrschaft zu fördern; bald brachen aller Orten, in den Abruzzen, in Apulien, in Calabrien, wieder Volksaufstände aus und wenn auch nach oft blutigen Kämpfen die Aufständischen durch die regulären Truppen immer wieder geschlagen wurden, trat doch keine dauernde Ruhe ein.

Dieß war der Anker, an welchen sich die Hoffnung der Königlichen in Palermo klammerte, und mit seltenem Scharfblick erkannte man auch den Mann, der allein befähigt war, von dieser Lage der Dinge Vortheil zu ziehen. Es war dieß Cardinal Fabrizio Ruffo, eine der merkwürdigsten Erscheinungen jener außerordentlichen Zeit, in welcher sich die ganze mittelalterliche Romantik des streitbaren Geistlichen mit der feinsten geistigen Bildung des Gelehrten der neuen Zeit vereinigte.[1] Einer der ersten Nationalökonomen Italiens, außerdem in den verschiedensten Fächern so unterrichtet, daß eine Reihe von Schriften für sein manigfaltiges Wissen Zeugniß ablegen, in beständiger Thätigkeit, stets auf Neuerungen bedacht, unerschöpflich an Plänen und Projekten, deren Ausführung er sich mit seltener Willenskraft und großem Geschick widmete — dieß war der Mann, in dessen Hände Ferdinand seine und seiner Krone Zukunft legte, als er ihn zum Statthalter und zu seinem Alter-Ego für die Festlandsstaaten ernannte. Ruffo gehörte schon durch seine Familientraditionen zu den eifrigen Anhängern der Krone.

1) Leser, welche sich lebhafter für den romantischen Charakter dieses Mannes interessiren, verweisen wir auf das erst jüngst erschienene besondere Werk des Freiherrn von Helfert: „Fabrizio Ruffo Revolution und Gegenrevolution von Neapel. (November 1798 bis August 1799).“ Wien 1882. XXI, 611 S.

Finanzminister Pius' VI., dem sein eigenmächtiges Wesen Bedenken erregte, Intendant des königlichen Krongutes in der Heimath, 1794 Cardinaldiacon, bei des Papstes Deportation flüchtig nach Neapel zurückgekehrt, war er jetzt dem König nach Palermo gefolgt. Der fünfundfünfzigjährige kränkliche Mann, versehen mit allen Vollmachten, aber von dem nach anderen Seiten hin oft so verschwenderischen Hof mit der für solche Zwecke geringfügigen Summe von nur dreitausend Dukaten ausgestattet, hatte sich bald aus den Verbindungen, die seine Familie im südlichen Calabrien besaß, einen Anhang gesammelt, der unter dem Losungsworte „santa fede“ eine Macht repräsentirte, mit der er einem Feldherrn gleich gegen den Feind ziehen konnte. Sein Feldzug ist das Interessanteste, was selbst jene außerordentliche Zeit aufzuweisen hat; er ist so vielfach geschildert worden, daß wir hier nicht länger darauf zu verweilen brauchen. Wie jeder Volkskrieg gegen eine fremde Invasion und eine feindselige Partei, die unter der Anklage des Verraths an König und Vaterland stand und gegen welche jede Waffe erlaubt schien, war auch dieser voll unmenschlicher Gräuel — Gräuel, wegen deren man den obersten Führer um so weniger verantwortlich machen sollte, als es ihm, seinen zusammengewürfelten Schaaren gegenüber, oft vollständig unmöglich war, irgend eine Autorität auszuüben.

Während die Königlichen vom Süden vorrückten, nahmen die Engländer die benachbarten Inseln. In der Hauptstadt selbst war der Kampf zwischen den zurückgebliebenen Königlichen und den Republikanern entbrannt; schon hatten sich die Lazzaroni mit dem Ruf: „Viva il Rè“ erhoben, um den Truppen Ruffo's die Hand zu reichen, während sich die über den Ausgang zweifelhafte französische Besatzung ruhig verhielt. Am 15. Juni war der größte Theil von Neapel bereits im Besitze der Königlichen.

Was nun in der unglücklichen Hauptstadt vorging, spottet jeder Beschreibung; die durch den langen Kampf und

die schweren Verluste auf's Aeußerste gereizten Sieger machten unbarmherzig Alles nieder, was ihnen in den Weg kam; es werden unmenschliche Dinge berichtet.

Mit dem Abzuge der Franzosen am 5. Juli war auch das Schicksal der parthenopäischen Republik entschieden und das ganze Königreich befand sich wieder in der Gewalt seines rechtmäßigen Herrschers. Die Partei, welche jetzt das Heft in die Hand bekam — und der Lady Hamilton wird eine große Rolle dabei zugetheilt — faßte als nächstes Ziel nur Eines ins Auge: Strafe an den Schuldigen, den Abtrünnigen, den Hochverräthern an Krone und Reich, und zwar exemplarische Strafe! Und so folgte denn der ersten Schreckenszeit eine zweite, die ebenfalls voll wilder Grausamkeit und zügelloser Rachgier war; die Einzelheiten sind haarsträubend. Der furchtbare Scherge dieser Staats-Giunta, der berüchtigte Speciale, der schon auf der Insel Procida die Siege Ruffo's mit seinem unerbittlichen Henkeramte begleitet hatte, war unerschöpflich in ausgesuchten Grausamkeiten. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand wurde verschont; Schriftsteller, Gelehrte, Dichter, Componisten mußten eines ebenso schimpflichen Todes sterben, wie Blödsinnige, junge Leute von 12—15 Jahren, Greise. Nur eines Falles wollen wir erwähnen, welcher sowohl wegen der hohen Stellung des Bestraften als auch wegen der Grausamkeit seiner Todesart das größte und peinlichste Aufsehen erregte. Admiral Fürst Francesco Caracciolo, der tüchtigste Seeoffizier Neapels, früher bei Hof gern gesehen, bei der Flucht der königlichen Familie ins Vertrauen gezogen und thätig, noch in Palermo in der Intimität derselben — „täglich“, schrieb die Königin nach Wien, „hat er meine Thränen gesehen“, — war zu den Republikanern übergegangen, und da er über eine Anzahl Kanonenboote und kleinere Fahrzeuge verfügte, eines der wichtigsten Werkzeuge der republikanischen Partei geworden. Er hatte sich nach dem Siege der königlichen Waffen verborgen gehalten, wurde aber entdeckt und da er

sich vor dem Kriegsgerichte nicht genügend vertheidigen konnte, zum Tode verurtheilt. Aber nicht den Tod des Soldaten, wie er ihn verlangte, sollte er sterben; an der Segelstange der „Minerva", der ehedem von ihm commandirten neapolitanischen Fregatte, wurde er aufgeknüpft, sodann sein Leib dem Hai zur Speise ins Meer geworfen. Das grausame Schicksal Caracciolo's ist das Werk Nelson's und alle Parteien machen es ihm einstimmig zum Vorwurf, daß er das Urtheil gegen seinen neapolitanischen Waffenbruder noch dadurch verschärfte, daß er ihn auf der ehedem von ihm selbst commandirten Fregatte aufhängen ließ. Grausig ist auch der Verlauf der weiteren Geschichte. Der König kehrte am Tage der Execution ohne seine Familie auf einem Schiffe Nelson's von Palermo nach Neapel zurück; am Bord stehend, erblickte er plötzlich die von den Wellen getragene Leiche Caracciolo's. Er erkannte den Todten und rief: „Caracciolo!" Dann in äußerster Bestürzung sich umwendend, fragte er entsetzt: „Was will er von mir?" Als bei dem allgemeinen Schrecken die Umstehenden schwiegen, nahm mitleidig der Caplan des Königs das Wort: „Ich glaube er kommt, um ein christliches Begräbniß zu erbitten." Ferdinand erwiederte: „Das soll er haben." Dann entfernte er sich. Die Leiche wurde herangezogen und in der kleinen Kirche Sta. Maria la Catena am Strande bei Sta. Lucia beigesetzt. Heute erinnert am Aufgange der Mergelina eine große Marmortafel an Francesco Caracciolo.

Alle diese grauenvollen Vorgänge wurden von der Mit- und Nachwelt in erster Linie wieder der Königin Maria Karolina zugeschrieben, weil man wußte, daß sie es war, in deren Händen die Zügel der Regierung lagen. Ihrer angeblichen wilden Grausamkeit und Rachgier, sowie ihrer maßlosen Herrschsucht wird die drakonische Härte der Strafgerichte bei der Wiedereinnahme von Neapel zur Last gelegt und Lady Hamilton als ihre Mitschuldige, als die thätige Hand bei Ausführung jener Beschlüsse, genannt.

Der Vorwurf ist ein so schwerer, daß er entweder bekräftigt oder zurückgewiesen werden muß, wenn der Charakter Maria Karolina's von der Nachwelt richtig erkannt werden soll. Die Correspondenz beider Frauen würde mit Fug und Recht befragt werden dürfen, und in der That enthält dieselbe gerade über Maria Karolina's Antheil an der Verfahrungsweise nach der Wiedereroberung Neapels markante Einzelheiten. Am 22. Juni hatte Nelson Palermo verlassen; an Bord seines Admiralschiffes „Foudroyant" befand sich mit ihm der britische Gesandte und seine Gemahlin. Diese setzte ihre königliche Freundin fortwährend vom Gange der Ereignisse brieflich in Kenntniß; auf einen ihrer Briefe antwortete Maria Karolina mit einem völligen Entwurfe des einzuhaltenden Verfahrens: „Hier sind die Grundzüge, welche wir, der König und ich, dem trefflichen Urtheil, Gemüth und Herzen unseres theueren Admiral Nelson vorlegen: 1) Die Rebellen können von den Franzosen weder zu Wasser noch zu Land Hülfe erlangen, sind somit verloren und auf die Discretion ihres beleidigten und verrathenen, aber mild gesinnten Königs angewiesen . . . Man muß der Sache ein Ende machen . . . Die einheimischen Rebellen müssen die Waffen niederlegen und sich dem König auf Discretion ergeben. Meiner Ansicht zufolge muß dann an den Chefs ein Exempel statuirt werden, während die Uebrigen die Strafe der Deportation trifft, die in Todesstrafe verwandelt wird, wenn sie ihr Versprechen brechen, die königlichen Staaten je wieder zu betreten . . . Kurz, exakte, rasche, gerechte Strenge! Dasselbe soll, ohne Mitleid, für die Frauen geschehen, die sich bei der Umwälzung hervorgethan haben. Eine Staats-Commission ist nicht nöthig. Weder Proceß, noch Ansichten; es handelt sich um ein positives, erwiesenes, gedrucktes Faktum . . . Endlich, liebe Mylady, erwarte ich von Lord Nelson, daß er Neapel wie eine rebellische, solchen Handelns schuldige Stadt in Irland behandeln wird. Man darf auf Zahlen keine Rücksicht nehmen; gibt es tausende von Nichts-

würdigen weniger, so wird Frankreich geschwächt, uns wird's besser gehen. Sie hätten verdient, an die Küsten Afrika's oder der Krim geworfen zu werden — sie in Frankreich aussetzen wäre Milde. Sie verdienten gebrandmarkt zu werden, um niemanden mehr zu täuschen; was ihnen jetzt zu Theil wird, ist Wohlthat. Somit empfehle ich Ihnen, liebe Mylady, größte Festigkeit, Kraft, Strenge. Es handelt sich um unsern Ruf und unsere künftige Ruhe — das treue Volk verlangt es."

Ja, bemerkt ein leidenschaftsloser, scharfblickender Berichterstatter, es handelte sich um Ruf und künftige Ruhe, nur in einem andern Sinne, als dem der unglücklichen Königin — unglücklich, weil die Ereignisse ihren klaren Verstand getrübt hatten und die Diktate ihres Wahnsinns ausgeführt wurden.

Lady Hamilton's Leidenschaft hat aus der Leidenschaft der Königin Nahrung gesogen — ihr Haß hat dem damals in der britischen Armee und Marine fast allgemeinen Franzosenhasse Nelson's Nahrung gegeben, welche im vorliegenden Fall auf so zahlreiche Opfer stieß. Man mag für die beiden Frauen Entschuldigungsgründe, zum mindesten eine Erklärung ihres Fühlens und Handelns finden, ohne auch nur im entferntesten an eine Rechtfertigung zu denken; für Maria Karolina in der Demüthigung und den Leiden des Weibes, der Mutter, der Herrscherin; für Lady Hamilton, die vertrauteste Zeugin von allem diesem, abgesehen von dem lauten Hohn über ihre eigene Person und über ihre Geschicke, dessen Nachklang sie in Palermo vernehmen mußte, in der ungeheuchelten Freundschaft, die sie für das vornehmste Opfer der Revolution empfand, und in dem lebendigen Antheil, den sie, selbstthätig und unermüdlich, der königlichen Sache längst gewidmet hatte.

Zugegeben nun, daß die Weisung, den Feind zu vertreiben und zu vernichten, vom Hofe, also von der Königin ausgegangen war, so kann man doch das einzelne Rohe, Ge-

waltthätige, Cannibalische, was dabei vorgefallen, ebensowenig auf ihre Rechnung schreiben, die ja nicht einmal an Ort und Stelle war, sondern in Palermo verblieb, als man überhaupt einen Feldherrn oder Monarchen, der zu einer Unternehmung im Ganzen und Großen den Gedanken hergegeben, für alles verantwortlich machen kann, was Sache der Ausführung an Ort und Stelle ist.

Derjenige aber, welcher die Ausführung leitete, der große tapfere Admiral Nelson, erkannte nicht, daß er sich zu einer seiner wie seines Landes unwürdigen Rolle hergab.

Hören wir, wie Maria Karolina sich um diese Zeit gegen ihre Freundin ausspricht! Sie hatte den König nicht nach Neapel begleitet und rechtfertigt sich deßhalb gewissermaßen mit folgenden traurigen Worten: „Glauben Sie nicht, ich habe wegen irgend einer Laune nicht kommen wollen. Mehrfache Gründe haben mich zurückgehalten. Da Niemand mich will, habe ich geglaubt, dem Enthusiasmus zu schaden, den der König wecken wird, was bei mir nicht der Fall ist. Tausend Motive der Klugheit haben mir ein Gesetz diktirt, welches mich tief betrübt.“ So schreibt keine hartherzige oder nur von Herrschsucht beseelte Frau. Dieses und das folgende Schreiben sind ein Beleg für die Angabe ihres Biographen, daß sie ihre Feinde recht wohl kannte, welche böswilligen Gerüchte dieselben über sie in Umlauf setzten, wie gehässig sie all ihr Thun und Lassen beurtheilten, welcher Unthaten und Abscheulichkeiten sie von ihnen beschuldigt wurde. Wenn sie es auch unter ihrer Würde hielt, sich vor der Welt zu vertheidigen oder zu rechtfertigen, so empfand sie doch das Bedürfniß, sich hierüber bei den Nächstbefreundeten auszusprechen, und dem danken wir Einblicke in ihr Inneres, die uns außerdem nicht geworden wären. So schreibt sie am 7. desselben Monats: „Mein Eifer für das Gute, ja mein Enthusiasmus lassen mich eifrig wünschen, nach Neapel zu gehen. Ich habe es nicht erlangen können, und die Vernunft macht mir klar, daß es so besser ist. Ge-

haßt wie ich bin, obgleich mit Unrecht, hätte man Alles bei mir übel gedeutet und als Rachegefühl ausgelegt. Die Bevölkerung selbst und die mit Macht wieder auflebende herrschende Partei hätten wider mich geschrien. Wenn die Dinge eine günstige Wendung nehmen, das Königreich sich beruhigt und die Zustände wieder eine feste Grundlage erhalten, so werde ich wie eine Fremde zurückkehren und mich in nichts mehr mischen. Bleiben die Faktionen, wie sie sind, so verlasse ich Sicilien nicht oder ziehe mich ganz von der Welt zurück. Sie machen sich keine Vorstellung davon, liebe Mylady, in welchem Grade ich erregt bin und wie es mir am Herzen liegt, Sicilien zu retten und das Erbtheil meiner Kinder wieder zu gewinnen. Ich habe Ihnen niemals vollständig ausgedrückt, wie sehr Alles, was ich erduldet, meine Seele durchdrungen hat . . . Ich habe das Unglück, den Adel und die übrigen Klassen in Neapel gründlich zu kennen und werde stets wiederholen, daß nur der Bürger- und Handwerkerstand, sowie das niedere Volk treu und anhänglich sind. Letzteres verfällt gelegentlich in Ausschweifungen, aber die Gesinnung ist eine gute. Die Erfahrung, daß ich einunddreißig Jahre lang mir alle zu verpflichten gesucht und mich doch isolirt gefunden habe, hat auf mich einen Eindruck gemacht, den nichts verlöschen kann." Trauriger als diese Stimmung läßt sich wohl keine denken!

Die Briefe aus dieser Zeit an Lady Hamilton enthalten aber auch Zeugnisse ihres Mitgefühls für Einzelne, ihres Bedauerns, nicht helfen zu können, wo die Indicien zu laut anklagten, ihrer Wohlthätigkeit, wo es in ihren Kräften stand, das Elend zu lindern.

Nelson suchte sich später seinerseits von dem auf ihm lastenden Vorwurf seiner eigenen Regierung gegenüber zu rechtfertigen; er habe vergebens jedes Mittel versucht, den König zur Rückkehr nach Neapel zu vermögen, die Staatsgiunta sei schlimm, der Cardinal Ruffo nicht besser; Alle stünden der niedrigsten Corruption offen; die Gegenwart des

Souveräns sei nie so nöthig gewesen wie jetzt, um den Mißständen ein Ziel zu setzen. Aus einem ihm unbekannten Grunde seien Verzeihung und Amnestie noch nicht veröffentlicht, obwohl der Akt seit drei Monaten unterzeichnet vorliege. Man könne doch nicht einem ganzen Reiche die Köpfe abschlagen, möchten auch noch so viele Schurken darunter seyn.

Als zu Anfang des Jahres 1800 Nelson aus dem mittelländischen Meere in die nördlichen Gewässer abberufen wurde und auch der britische Gesandte Hamilton seinen Aufenthalt wechseln mußte [1]), entschloß sich Maria Karolina, die sich schmerzerfüllt der beiden vertrauten Freunde und aufrichtigen Vertreter der Interessen des Königshauses beraubt sah, in Begleitung ihrer vier jüngsten Kinder nach Wien zu gehen, theils um einem Herzensbedürfnisse zu genügen, theils um am kaiserlichen Hofe für Ausdauer im Kampfe wider den gemeinsamen Feind zu wirken. Sie ging am 5. Juni in Palermo unter Segel und langte, durch beunruhigende Nachrichten über die Schlacht von Marengo in Livorno bei ihrem zweiten Schwiegersohne, dem Großherzog von Toskana, aufgehalten, am 10. August in Wien an, von wo sie bald nach Schönbrunn übersiedelte, während Kaiser Franz mit seiner Familie nach Baden zog. Man besuchte sich gegenseitig, noch öfter waren die Kinder beisammen; aber einem intimen Verkehr widersetzte sich Thugut aus Gründen der Politik. Er glaubte damals den Zeitpunkt gekommen, mit Frankreich einen

---

1) Von diesem Zeitpunkte an verschwindet Lady Hamilton aus dem Lebenskreise Maria Karolina's. — Man kennt das unselige Leben, sagt ein Berichterstatter, welches diese Frau noch zehn Jahre nach dem 1805 erfolgten ruhmreichen Tode Nelson's, der sich ihretwegen von seiner Gemahlin getrennt hatte, in steigendem Elend, in ärmlichen Wohnungen, im Schuldgefängniß, endlich vom Almosen lebend, in London und seiner Umgebung hingeschleppt hat, bis sie, von der Welt vergessen, 51jährig, in Calais ihren letzten Seufzer aushauchte. Keine Spur deutet darauf hin, daß sie sich je in ihrem Elende an Maria Karolina um Hülfe gewendet.



dauernden Frieden zu schließen, und die Anwesenheit einer Fürstin, deren Waffen eben erst dem französischen Namen und Ruhm so empfindliche Wunden geschlagen, konnte Alles verderben.

König Ferdinand blieb mit seinem gesammten Hoflager bis gegen Mitte Juni 1802 in Palermo; dann hielt man den Zeitpunkt für gekommen, da Neapel seinen angestammten Fürsten wieder aufnehmen sollte. Der Einzug des Königs wird von Augenzeugen ergreifend geschildert; die Menge geberdete sich wie wahnsinnig, rief und schrie, um ihrer maßlosen Freude Ausdruck zu geben. Die Damen stürzten auf ihn zu, ergriffen seine Hände und küßten sie unter Thränen und Ausbrüchen der Freude. Natürlich rührten den König diese Kundgebungen persönlicher Anhänglichkeit auf das höchste und er betheiligte sich lebhaft an den drei Tage währenden Volksfesten.

Niemand weiß von dem Empfang, welcher zwei Monate später der von Schönbrunn zurückkehrenden Königin zu Theil wurde. Sie kehrte schweren Herzens zurück und die Veränderungen, welche sich ihr sofort entgegendrängten, waren nicht geeignet, sie froher zu stimmen. Ihr einst so schönes und angesehenes Königreich war zu einem erschöpften und ohnmächtigen Lande herabgesunken. Am tiefsten aber schnitt ihr die bittere Erfahrung des Treubruches in die Seele, die sie an so Vielen machen mußte, welche ehedem mit gleißnerischer Liebedienerei huldigend ihren Thron umdrängt hatten. In der verzeihlichen Erbitterung ihres Herzens schrieb sie am 18. März 1803 nach Wien: „Ich verwünsche den Augenblick meiner Abreise von Wien. Ich hätte nicht all den Verdruß dieser acht Monate zu ertragen, all die Schmach der Regierung zu theilen gehabt. Und doch bin ich weit entfernt, Vorwürfe zu verdienen und Schuld daran zu seyn; denn seit meiner Rückkehr geschieht Alles ohne mich. Ich wollte, alle meine Unterthanen, die ganze Welt wüßten um diese Wahrheit!“

(Fortsetzung folgt.)

XXII.

Skizzen aus und über Irland.

Cork, Glengariff und Killarney.

IV.

Die Abfahrt war auf neun Uhr angesetzt. Von meinem Aufenthalte in Glengariff wollte ich aber noch profitiren; ich machte mich also in aller Frühe auf zu einem Spaziergange in der Umgebung. Die Gegend ist, wie jene, die wir Tags zuvor durchfahren hatten, nur theilweise cultivirt, felsicht und hügelig. Ich bestieg einen der höchsten Hügel und gewann eine weite freie Aussicht zum Meerbusen hin. Vor mir lag das Meer. Die Bantry Bay erschien nur als kleine Bucht. Klar trat zur Rechten die Bergkette mit dem Sugarloaf hervor, die sich gestern nur in dunklen Linien zeigte. Der Sonnenaufgang versprach einen schönen, heitern Tag, und er täuschte nicht.

Auf meinem Rückwege zum Gasthofe wurde ich von drei recht wilden Hunden angefallen. Ich hatte keine Vertheidigungswaffe, nichteinmal einen Regenschirm. Die unwirschen Gesellen schienen sich gegenseitig zu ermuthigen, vom Bellen zum Beißen überzugehen. Ich ging, ohne mein Schritttempo zu verändern, mit stoischer Ruhe voran, als kümmere ich mich nicht um die dicht an meiner Ferse bellenden Bestien, war aber keineswegs unbesorgt um den Ausgang. Da öffnet sich, als ich schon die Schnauzen zu fühlen glaubte, die Thüre

einer etwas abseits vom Wege liegenden Hütte und ein Weib fuhr meine Verfolger mit harten Worten an. Durch Pünktlichkeit im Gehorsam zeichneten sich gerade die bösen Gesellen nicht aus; doch zogen sie sich etwas zurück und ihre Wuth war gebrochen. Ich dankte der Frau, als sie herbeigekommen, um ihr Befreiungswerk zu vollenden. „Für friedliche Leute", sagte sie, „sind die Hunde sonst nicht gefährlich; aber sie sind sehr grimmig gegen die Buben, welche mit Steinen nach ihnen werfen." „Indessen bin ich Ihnen sehr dankbar für die zur rechten Zeit gebrachte Hülfe. Fast wäre der sonst so schöne Spaziergang mir übel bekommen." „Gefällt Ihnen die Gegend, Herr?" „Sie ist reizend schön," sagte ich, „fruchtbar scheint sie nicht zu seyn". „Wir sind arm hier; nach Killarney hin ist das Land fruchtbarer, dort gibt es viele Waizenfelder." „Die Irländer könnten noch manches Stück Land cultiviren." „Sie kennen ja unsere Verhältnisse, Herr", sagte sie etwas bitter. „Die drückenden Landgesetze und Pachtverhältnisse meinen Sie"? sagte ich. „Ja wohl; wir sind ein gedrücktes, niedergetretenes Volk. Sie sind ein Fremder hier, Herr?" „Wofür halten Sie mich?" „Für einen Franzosen." „Ich bin ein Deutscher." „Das ist ein schwarzes Volk." „So, Sie halten die Deutschen für ein schlechtes Volk? Kennen Sie dieselben?" „Ich würde einen Deutschen selbst von hinten erkennen (on his back)." „So", sagte ich, „dann haben Sie also in mir sofort einen Deutschen erkannt?" „Nein, Herr, Sie sehen nicht aus wie die andern." „Sie halten also die Deutschen für schlechte Leute?" „Ja, das sind sie," sagte das Weib energisch; sie war der rechte Typus eines irischen Weibes von etwa vierzig bis fünfzig Jahren, mit rundem Gesicht, braunem Teint und rabenschwarzen Haaren. Obgleich die irischen Frauen, namentlich die jüngern, wahre Muster der Bescheidenheit sind, verrathen sie doch manchmal eine erstaunliche Offenheit. „Nun," sagte ich, „so mögen Sie auch hören, daß wir Deutsche noch lange nicht die beste Ansicht von den Irländern haben. Die

Mordthaten, welche hier verübt werden, sind ja ein wahrer Schandfleck für dieses Volk." „Die Engländer haben zuerst uns hingemordet", lautete die Antwort. „Und deßhalb glauben Sie, eine Christin, Sie dürften die Engländer hinmorden? Da kommt der junge Lord Cavendish mit den freundlichsten Absichten nach Irland, er will dem Volke Leichterung verschaffen und die harten Gesetze beseitigen, und ein paar Tage nach seiner Ankunft wird er im Phönixpark ermordet. Ist das nicht eine Schande für Irland?" „Mir liegt nichts an Cavendish", erwiderte sie. „Aber, ich bitte Sie," sagte ich, „Sie billigen doch nicht diesen Mord?" „Carey hat seinen Lohn", war die Antwort. „Aber auch dessen Ermordung werden Sie doch nicht billigen?" „Er war der schlechteste von allen, welche sich am Morde im Phönixpark betheiligten." „Das mag wohl seyn," erwiderte ich; „aber durfte ihn deßhalb ein O'Donnell erschießen?" Ich erhielt keine Antwort. Sie war nicht gesonnen, jene politischen Morde zu mißbilligen, und wich meinen auf sie eindringenden Fragen aus. „Daß Sie viel Unrecht erlitten," sagte ich endlich, „kann Keiner leugnen. Aber als Christen dürfen Sie nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; die gegenwärtig noch bestehenden Bedrückungen müssen Sie mit Geduld auf legalem Wege beseitigen. Sie haben ja eine Partei im Parlamente, welche Ihre Interessen vertritt, und einen Führer, dem Alle ihr Vertrauen schenken, Parnell." „Parnell?" sagte sie, „dem traue ich nicht." „Ich finde aber, daß man ihn allgemein als einen Ehrenmann ansieht", sagte ich. Sie erwiderte: „Auch Carey galt als Ehrenmann; aber am Ende wurde er der Verräther derjenigen, die er selbst zur Mordthat verleitet. Wenn Parnell sein Schäfchen geschoren, wird er sich zurückziehen." „Dann halten Sie Parnell nicht für einen zweiten O'Connell?" „O'Connell", sagte sie, sich stolz in die Brust werfend, „das ist mein Landsmann, der ist ein Kerrymann". „Ist O'Connell aus dieser Gegend? Woher ist er?" „Er ist aus Cahir; dieser Ort liegt dort, jenseits

dieses Berges“, sagte sie, die Hand nach Süden ausstreckend. „Wirklich? Nun, Sie haben Recht, auf einen solchen Landsmann stolz zu seyn. Aber hören Sie doch, was dieser große Irländer sagt. Er sagt, die ganze Freiheit sei keinen Tropfen Menschenblut werth. Nun leben Sie wohl; ich bedaure, Ihnen kein Wort entschiedener Mißbilligung des Mordes abgewinnen zu können.“ — Ich eilte zum Gasthause; die Hunde lagen ruhig am Wege und rührten sich nicht; meine Unterredung mit ihrer Herrin war ein Freipaß für mich.

Der Leser wird sich wundern über die Gesinnung, welche sich in den Worten der Irländerin manifestirte. Ich selbst war erstaunt, und muß, nachdem ich dieses Gespräch mitgetheilt habe, um nicht unrichtige Ansichten über Irland zu veranlassen, hier constatiren, daß ich in verschiedenen Theilen Irlands bei Personen aller Stände die Agrar- und politischen Verbrechen zur Sprache gebracht, und gefunden, daß man allgemein dieselben perhorrescirte, sie auf einen geringen Kreis von Verbrechern zurückführte und das Volk als solches als durchaus unschuldig an denselben bezeichnete. Immerhin zeigte mir mein Gespräch mit der Irländerin, daß es noch Candidaten für die geheimen Gesellschaften in Irland gibt, und daß der letzte politische Mord auf der Insel noch nicht verübt worden. In der That sollten wir an demselben Tage eine Stelle passiren, wo noch nicht zwei Tage vorher ein Mann einer geheimen Gesellschaft zum Opfer gefallen. Das Unrecht und die Frevelthaten, welche die Engländer an den Irländern begangen, stehen diesen so lebendig vor Augen, als wären sie gestern geschehen. Ein Engländer erzählt, daß er in Irland auf dem Lande an einem prächtigen alten Landsitze vorübergefahren. „Wem gehört das Haus?“ fragte er den Lohnkutscher. „Dem Manne, der in jener Hütte wohnt“, antwortete dieser, indem er auf eine überaus elende Hütte hinwies. „Das kann doch nicht seyn“, sagte der Engländer; „das schöne Haus muß doch demjenigen angehören, der es bewohnt?“ „Hm, der war Cromwells Tambour“, lautete die verneinende Antwort.

Um halb zehn Uhr verließen wir das traute Plätzchen. Die dreizehn Sitze unseres Wagens waren fast alle besetzt. Seine Bestimmung war es indessen nur, uns zum andern Hotel zu fahren, wo wir ihn gegen den größeren Wagen, in dem wir Tags zuvor angekommen, vertauschen sollten. Da dieser aber schon vollständig gefüllt war, setzten wir in dem kleineren Wagen unsere Reise fort, dessen noch freien Sitze jetzt auch besetzt wurden.

Der Weg ging bergaufwärts. Eine erfrischende Bergluft wehte uns entgegen, freundlich glänzte die Morgensonne am Himmel und goß Licht und Leben über Land und Meer, Berg und Thal. Vor einer großen Schlucht bogen unsere Wagen rechts ab; aber hoch oben links auf dem Berge sahen wir die Straße, die er zu passiren hatte. Die Kutscher machten darauf aufmerksam, daß man durch eine verhältnißmäßig kurze Fußtour die weite Biegung des Fahrweges abschneiden könne. Auf die Frage, wie weit die Fußtour sei, hieß es: „eine Meile", d. i. zwanzig Minuten. Mehrere Herrn im ersten Wagen zogen demgemäß die Fußtour vor, und mit ein paar Herrn im zweiten Wagen folgte ich ihrem Beispiele. Der Weg war indessen sehr beschwerlich und wenigstens zwei Meilen weit. Führer hatten wir genug in den Kindern, die seit dem frühen Morgen sich an unsere Wagen angehängt und durch keine Macht von ihm zu trennen waren. Zuerst stiegen wir in die Schlucht hinab, deren Torfboden stellenweise so morastisch war, daß wir auf Steinen, die im Schlamme lagen, von einem Steine zum andern springend, den Uebergang bewerkstelligen mußten, wobei der eine oder der andere der Reisenden den übrigen die Freude machte, einmal ungeschickt neben den Stein zu springen, zugleich ein Beneficium für die uns begleitenden Kinder, die am Stiefelputzen besondere Freude hatten. Am andern Ende der Bergschlucht ging das Steigen an. Der Weg war zum Theil äußerst steil, und an einem Punkte ging es eine fast senkrechte Felsenwand hinauf. Müde und in Schweiß gebadet kamen wir

endlich auf der Höhe an. Die großartige Aussicht, die wir hier genossen, entschädigte uns reichlich für die Mühen der überstandenen Fußtour. Rechts lagen mächtige Felsenberge, links tief zu unsern Füßen, von der Straße umzogen, die schwarze Schlucht mit wenigen zerstreuten Hütten und dem kleinen grünen Platze, den die Hüttenbewohner um ihre Hütten herum urbar gemacht; vor uns, von einer Mauer eingefriedigt, die weite Domäne, das Jagdrevier des Lord Bantry, das sich wohl bis zum Meere hin ausdehnen mag. Wie verschieden sind doch die Antheile, in welche die Erde unter ihre Bewohner vertheilt ist! Wir unterhielten uns mit den Kindern, die uns gefolgt und wie die Gemsen über die Felsen dahingesprungen waren. Fast alle waren in Grau gekleidet. „Wird dies Zeug hier gemacht?“ fragte ein Herr einen der Jungen. „Ja, Herr.“ „Was kostet es?“ „Einen Schilling das Bündel.“ „Wie viel ist das, ein Bündel?“ Ein anderes Maß schien das Kind nicht zu kennen. „Kann man einen ganzen Rock aus einem Bündel machen?“ fragte ein anderer Herr. „Ja Herr, Rock, Hose und Weste.“ „Also das Tuch für Rock, Hose und Weste kostet einen Schilling (eine Mark)?“ „Ja, Herr.“

Die Wagen ließen lange auf sich warten. Endlich erschienen sie. Beständig in ihren Formen wechselnd zogen die herrlichsten Bergsceneriecn an unseren Blicken vorüber, als wir auf der hochgelegenen, zwischen den Felsen und Bergen sich hindurchwindenden Straße weiter fuhren. Ganz einzig ist aber der Uebergang aus der Grafschaft Cork in die Grafschaft Kerry. Man fährt durch einen majestätischen Thorweg ein, durch einen sechshundert Fuß langen Tunnel. Schon von Weitem erblickten wir die Oeffnung in dem hohen, beide Grafschaften trennenden Berge und durch den dunklen Tubus eine hell glänzende Landschaft. Wir alle glaubten zuerst, das im Sonnenschein glitzernde Meer zu sehen. Je näher wir kamen, um so mehr überzeugten wir uns, daß nicht das Meer, sondern eine weiß schimmernde Landschaft vor uns liege. Ueberaus reizend erschien sie uns erst, als wir uns

im Dunkel des Tunnels selbst befanden. Bei einem Rückblicke von der Kerry- zur Corkseite bot sich uns die Landschaft, die wir durchfahren, in demselben reizenden Lichte dar, wie vorher die Kerrylandschaft. Das Land in Kerry schien fruchtbarer und besser bebaut. Noch ein paar Mal fuhren wir durch Tunnels, aber kleine. Durch sie gesehen erscheint die Gegend wie ein eingerahmtes Gemälde. Kleine Flüsse mit zahlreichen Wasserfällen verliehen ihr Leben und erhöhten ihren Reiz.

Um ein Uhr hatten wir die Hälfte des Weges hinter uns. Wir fuhren über die Kettenbrücke, welche die beiden Ufer der spitz auslaufenden Kenmare Bay mit einander verbindet, in das hübsch an der Bay gelegene Städtchen Kenmare. Hier scheint es Sitte der Kinder zu seyn, die Wagen mit lautem Geschrei zu begrüßen; keines der vielen Kinder, welche auf der Straße sich befanden, unterließ es, aus Leibeskräften zu schreien, sobald der Wagen in Sicht kam. Den angesagten halbstündigen Aufenthalt benützte ich, um dem Kloster der armen Clarissinen einen Besuch zu machen. Viele der durchreisenden Touristen besuchen das Kloster und die von den Nonnen geleitete Schule, und kaufen, wie man mir später sagte, zu wahren Spottpreisen, die von den Schülerinen unter Leitung der Schwestern verfertigten Spitzen und andere Schmucksachen. Das Kloster hat eine gewisse Berühmtheit erlangt durch eine Nonne, Schwester Maria Clara, oder nach ihrem Familiennamen Mrs. Cusac. Sie ist ein calamus velociter scribens und hat aus Kloster Kenmare eine ganze Reihe von Büchern geschichtlichen, ascetischen, ja dogmatischen Inhalts in die Welt geschickt. Die ganze Kenmare Series entstammt, wie mir die Schwestern sagten, ausschließlich ihrer Feder. In den Reisehandbüchern wird sie fälschlich als Oberin des Klosters bezeichnet. Sie ist Convertitin; früher Nonne eines anglikanischen Klosters in England, trat sie nach ihrer Conversion in den Orden der armen Clarissinen, verließ denselben aber vor einiger Zeit, um in Knock, einem

seit vier Jahren bestehenden Wallfahrtsorte, ein neues, selbstständiges Kloster zu gründen. Der kurze Aufenthalt in dem ruhigen, schönen Ordenshause und der sich an dasselbe anschließenden prächtigen Pfarrkirche war eine sehr liebe Unterbrechung der Fahrt.

Es wurde bis zur Abfahrt fast zwei Uhr. Die Straße ging eine allmählig ansteigende Ebene hinauf. Als wir den höchsten Punkt erreicht hatten, sahen wir einige der höchsten Berge von Killarney und links den Eingang zur berühmten Bergschlucht von Dunloe, welche wir am folgenden Tage besuchten. Auf der nunmehr wellenförmigen Straße ermatteten unsere beiden Pferde; die Pferde des ersten Wagens waren in Kenmare gewechselt worden; die unsrigen mußten ihre Last weiter ziehen, da für unsern nicht erwarteten Wagen keine Wechselpferde vorhanden waren. An einer Stelle, an welcher wir rechts an einem Abgrunde vorbeifuhren, hatte der Wagen auf dem unebenen Wege einen kleinen Hügel zu passiren. Die Pferde hatten ihn schon ungefähr auf der Höhe; da versagt ihnen die Kraft; sie gehen zurück, und der schief zurückgehende Wagen wendet sich zum Abgrunde hin. Mehrere Passagiere wollen hinausspringen; aber allen kommt der Kutscher zuvor. Flink springt er vom Bocke, greift den Pferden in die Zügel und bringt den Wagen zum Stehen, als die Hinterräder desselben noch etwa zwei Fuß vom Rande des Abgrundes entfernt waren. Ohne Unfall ging es dann weiter durch die wilde, malerische Gegend. Hier war es, wo am vorletzten Abende ein Mann erschossen wurde. Er war, so sagte man, Mitglied einer geheimen Gesellschaft und wußte um ein Verbrechen, welches ein anderes Mitglied auf Befehl begangen. Der Geheimbund traute ihm nicht; er fürchtete von ihm einen Verrath und beschloß seinen Tod. Wer den Mord begangen, war nicht und ist, soviel ich weiß, noch nicht bekannt.

Bald waren wir in der Nähe der Seen; doch nur vorübergehend zeigen sie sich hie und da hinter den verdeckenden

Hügeln und Bäumen. Rechts liegt auf malerischer Höhe die mit einer wundervollen Seeaussicht beglückte — Polizeistation, sit venia verbo; links sehen wir in der bewaldeten Niederung „die Hütte der Königin", die bei ihrer Anwesenheit für sie gebaut wurde und ihr ein Frühstück bot. Unser Wagen fährt nun unter den Baumkronen einer dunklen Allee dahin. Bei den Gasthöfen, deren es schon einige hier vor dem Städtchen gibt, wird er um einige Passagiere erleichtert. Erst um sechs erreichten wir die Stadt selbst und das Bahnhofhotel. Mit der ihrem Orden eigenen Gastfreundschaft nahmen mich die Franziskanerpatres auf; ich verlebte in ihrer Mitte einen sehr angenehmen Abend.

Bevor wir uns getrennt, hatte mir der Amerikaner, welcher seit Cork mein treuer Begleiter geblieben, versprochen, eine Tour für den folgenden Tag zu arrangiren, und mich in die Zahl der Theilnehmer aufzunehmen. Die Touren werden im Gasthofe arrangirt. Das Hotel stellt Führer, Wagen, Maulthiere, Boote je nach Wunsch, und schickt selbst das Essen auf einen vorher bestimmten Punkt der Tour, wenn dieß gewünscht wird. Als ich am folgenden Tage in den Gasthof kam, hörte ich, daß die schönste Tour, welche es in Killarney gebe, in Aussicht genommen sei: wir sollten fahren bis an den Eingang der Bergschlucht von Dunloe, dann durch diese eine Fußtour bis zum entferntesten Punkte der Seen machen; dort würden wir ein Boot antreffen für die Fahrt über die Seen; an dem diesseitigen Ufer erwarte uns wiederum der Wagen. Die ganze Tour beanspruchte sieben Stunden.

Um zehn Uhr waren wir zur Fahrt bereit. Acht Passagiere nahmen an derselben Theil und füllten die beiden Bänke des achtsitzigen, offenen Wagens. Auf dem Bock saß neben dem Kutscher, das Waldhorn unter dem Arme, der Führer. Die Gesellschaft war der Nationalität nach sehr gemischt. Die drei vereinigten Königreiche waren durch zwei Engländer, einen Schotten und zwei Irländer vertreten, das alte Colonial-

land durch zwei Amerikaner, das europäische Festland durch meine Wenigkeit. Welche Verschiedenheit der Temperamente! Die größten Gegensätze bildeten diejenigen, welche politisch mit einander vereint waren, die ruhigen, kühlen Engländer, der energische, etwas finstere Schotte und die gemüthvollen, leicht hingerissenen Irländer. In der That hatte sich kaum unser Wagen in Bewegung gesetzt, als der Friede zwischen Schottland und Irland in Bedenken erregender Weise bedroht erschien. Eine vom Schotten hingeworfene abfällige Bemerkung über Irland wurde von einem der Irländer leidenschaftlich bekämpft. Gott Dank, daß sich nach einigem Wetterleuchten das drohende Gewölk am politischen Horizonte verzog und der Friede zwischen beiden Mächten leidlich hergestellt wurde; zu eigentlich freundlichen Beziehungen kam es zwischen beiden den ganzen Tag nicht.

Das Wetter war ganz vorzüglich. Der Schotte, welcher häufig Killarney besuchte, sagte mir, daß man viele Jahre hingehen müsse, um einmal einen solchen Tag zu treffen, und am Abende sagte mir ein Herr aus Killarney, daß sie seit dem Besuche der Königin im Jahre 1849 keinen so schönen Tag gehabt. Es war also Queensweather, welches wir mit um so größerer Freude begrüßten, als der Kalender Killarney's sehr viele Regentage verzeichnet, und nichts trübseliger ist, als Seepartien bei Regen. Außerhalb der Stadt passirten wir zunächst die neue, große, gothische Kathedrale und das bischöfliche Haus, in welchem der Bischof von Kerry und die Weltpriester der Stadt gemeinschaftlich leben. Mehrere klösterliche Anstalten wurden sichtbar, an denen auch dieses fünftausend Einwohner zählende Städtchen sehr reich ist. Außer dem Franziskanerkloster, in welchem zwölf Mitglieder von Almosen leben und mit ihrem Ueberfluß täglich noch zwanzig andere Armen speisen, gibt es da zwei Brüderorden mit Schulen. Die Schwestern von der Darstellung im Tempel haben Mädchenschulen und eine Industrieschule, die englischen Fräulein, hier Loretto-Nonnen genannt, ein Pensionat, und

die Sisters of Mercy drei Anstalten für Unterricht und andere Werke der Barmherzigkeit.

Die Bäume zur Linken verdeckten uns die Seen; nur hie und da verstattete eine Lichtung eine Aussicht auf dieselben. Die Pferde liefen nicht schnell genug. „Sie sind wie Pfaue, die sterben lieber, als daß sie laufen", sagte der Führer, ein äußerst lustiger und interessanter Begleiter. „Da links, der hohe Berg jenseits der Seen ist der Mangerton", bemerkte er; „oben auf demselben ist ein See, genannt des Teufels Punschschüssel (the Devil's Punch-Bowl); das ist der tiefste See in der Welt." „Wie hat man das herausgefunden?" fragte ich. „Auf folgende Weise", lautete die prompte Antwort: „Ein Amerikaner wollte über ihn schwimmen und bekam in der Mitte den Krampf; er sank in die Tiefe hinab und fand sich am folgenden Morgen in Australien." Alle lachten herzlich zu ihrer eigenen und des Führers Freude über die witzigen Einfälle, mit denen er seine Erklärungen der Gegend würzte. Nur der Schottländer war nicht zu erheitern. Er meinte, der Führer wiederhole nur althergebrachte Witze, und er versuchte ihm selbst das Eigenthumsrecht an den Witzen zu bestreiten.

Rechts und links liegen in Parken Schlösser und herrschaftliche Landhäuser; zwei der letzteren sind von Söhnen O'Connells bewohnt. Einen Besuch der kirchlichen Ruinen zur Rechten will uns der Führer nicht gestatten. Hier zeigt sich auch, nur noch zwölf Fuß hoch, die Ruine eines Rundthurmes, dieser Irland eigenthümlichen, so räthselhaften Erscheinung. Ueber ganz Irland sind diese Rundthürme verbreitet; über ihr Alter und ihre ursprüngliche Bestimmung sind die Ansichten unsicher und sehr verschieden. Die einen schreiben ihnen nur ein Alter von einem Jahrtausend zu, während die andern ihren Ursprung in die vorchristliche Zeit versetzen. Der besterhaltene Rundthurm ist wohl derjenige von Killala im Westen Irlands. Ich kann ihn nur nach dem Augenmaß und einer schon etwas dunklen Erinnerung

beschreiben. An der Erde mag er einen Umfang von etwa 16—20 Fuß im Durchmesser haben. Allmählich sich verengend steigt er, aus Quadersteinen fest aufgebaut, hinauf bis zu einer Höhe von etwa 120 Fuß. Der Umfang an der Spitze mag noch 6 Fuß im Durchmesser betragen. Etwa 20 Fuß über dem Erdboden ist die kleine Thüre. Wenige Licht- und Luftlöcher sind oben nach verschiedenen Seiten angebracht. Dienten diese Thürme kriegerischen Zwecken bei feindlichen Ueberfällen? Oder waren sie der Mittelpunkt von Friedhöfen? Oder der heilige Feuerherd für heidnische Feueranbeter? Ein sehr angesehener Herr in Ballina erzählte mir, daß ein Engländer, welcher im Auftrage der Regierung Asien und besonders Persien bereist hatte, mit Empfehlungsschreiben sehr hoher Personen ihn besucht, um von Ballina aus nähere Bekanntschaft mit dem Westen Irlands zu machen. Er selbst habe ihn nach Killala begleitet. Beim Anblicke des Rundthurmes habe er verwundert bemerkt, daß er in Persien [1]) ganz dieselben Thürme vorgefunden, es sei ihr Zweck gewesen, beim Einbruche des Feindes durch Feuersignale das ganze Land von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen; nur in *einem* Punkte seien die persischen Thürme von dem Thurme zu Killala verschieden: jene nämlich seien offen, während dieser geschlossen sei. Ein alter Maurer welcher diese Bemerkung des Herrn vernahm, erklärte darauf, er könne bezeugen, daß auch der Thurm von Killala früher offen gewesen; bei einer Reparatur habe man einen Schlußstein aufgesetzt. Die Erklärung, welche die Rundthürme demgemäß hinsichtlich ihres Zweckes gefunden, klingt nicht unwahrscheinlich.

Einen sehr interessanten Fund machten irische Arbeiter beim Ausgraben einer Wasserleitung hart an der Straße,

---

1) Nachdem ich dieß geschrieben, sehe ich (*Daniel*, Geographie II. S. 792), daß schon früher bei Erklärung der Rundthürme auf die ähnlichen Thürme in Asien die Aufmerksamkeit gelenkt worden.

auf welcher wir fuhren, im Jahre 1838. Sie stießen auf eine mit beschriebenen Steinen bedeckte Höhle. Ohne aufmerksam gemacht zu werden, würden wenige die Zeichen für eine Schrift halten. Ich sah diese geheimnißvolle sogenannte Ogham-Schrift bei einem Freunde von Alterthümern in der Nähe von Dublin. Ihre Buchstaben sind, wie die assyrischen Keilinschriften, in den Stein eingegraben, bestehen aber nicht, wie die Silben der letzteren, aus keilförmigen Vertiefungen, sondern aus kleinen parallel laufenden Linien. Die Schrift steht in der Regel auf der scharfen Ecke eines Steines, und ihre sechszehn Buchstaben unterscheiden sich durch die Zahl der Linien, aus denen sie bestehen, oder durch ihre Lage, ob sie nämlich senkrecht oder schief auf der Ecke stehen, und endlich dadurch, daß die einen nur auf einer Seite der Ecke sich befinden, während bei den andern die Linien sich auf der andern Seite derselben fortsetzen. Zuweilen steht die Schrift auf der ebenen Fläche eines Steines. Die Ecke wird dann dargestellt durch eine gerade Linie. Man versetzt diese Schrift in die vorchristliche Zeit.

Die Versuchung, welche uns anwandelte, einen Theil unserer kostbaren Zeit der Höhle von Dunloe zu widmen, wurde von unserm Führer niedergeschlagen durch die Mittheilung, daß die Höhle seit einiger Zeit durch die Regierung geschlossen sei, nachdem ein Besucher von den aufsteigenden Gasen zuerst betäubt und dann erstickt worden. Wir setzten also unsere Fahrt zum Dunloepaß fort.

Die Verkäufer und Verkäuferinen von verschiedenen Gegenständen laufen uns nach, fahren, auf den Hintertritt des Wagens springend, eine Strecke mit und werden bei ihrer Menge und Zudringlichkeit zu einer wahren Landplage. Die einen wollen Schmucksachen, die aus irischem Holze verfertigt sind, an den Mann bringen, die andern bieten Stöcke als Alpenstöcke für die Bergpartie an, andere preisen ihre Photographien als schöne Erinnerungen an den Besuch von Killarney. „Kate Kearney's cottage“, heißt es immer wieder,

wenn Photographien angeboten werden. „Was ist denn Kate Kearney's cottage?“ Eine Hütte, die wir gleich passiren werden, früher bewohnt von Kate Kearney.“ „Und wer ist Kate Kearney?“ „O, jedes Kind kennt sie. Sie ist ja besungen in dem beliebten Liede, das mit den Worten beginnt:

Oh! did ye ne'er hear of Kate Kearney?
She lives by the lake of Killarney!“

XXIII.

Studien aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden. [1])

Wie wir am Schlusse unserer Besprechung des 3. Jahrgangs der „Studien“ (s. Histor.-polit. Bl. 91, 640) bereits ankündigten, sind dieselben zu Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden geworden. Indem wir unserer Freude darüber nochmals Ausdruck geben, daß ein seit so vielen Jahren von uns heiß gehegter und auch in diesen Blättern lebhaft befürworteter Wunsch endlich in Erfüllung gegangen, beglückwünschen wir zugleich die Redaction, daß ihre eifrigen Bestrebungen nicht bloß in obiger

1) Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden. IV. Jahrgang. 1883. (I. 462; II. 432 SS.) Haupt-Redacteur: P. Maurus Kinter. Würzburg und Wien, L. Wörl. Buchdruckerei der Raigerner Benedictiner in Brünn.

Richtung von Erfolg begleitet waren, sondern daß auch die Kirchenfürsten von Salzburg (Id. Nov. 1882) und Breslau (20. Nov. 1882), ja selbst S. H. Papst Leo XIII. (Breve Apost. dat. 30. Dec. 1882), die vollste Anerkennung der Tendenz und der Leistungen der „Studien" öffentlich ausgesprochen haben. Möge sie sich dadurch zu noch größerem Fleiße und zu noch mehr Energie angespornt fühlen; mögen aber auch alle Wünsche, die wir für das Gedeihen unseres Ordens-Organs haben, in reichstem Maße erfüllt werden und namentlich die Söhne des heil. Bernardus (dessen säculare Geburtsfeier wieder um ein Jahr näher gerückt ist) die kostbaren Perlen aus den Schätzen ihrer Geschichte immer reichlicher in den „Studien" niederlegen!

Unsere gewohnte Rundschau beginne dießmal mit der Regel des heil. Benedictus, diesem unerschöpflichen Born praktischer Weisheit, gleich der Bibel und der Imitatio für die Menschheit aller Zeiten fließend, unzählige Male untersucht und doch noch nicht ganz ergründet. Dieß zeigt uns abermals der auf diesem Gebiete sehr competente P. Edmund Schmidt (O. S. B. aus Metten) in seiner Abhandlung „über die Vorrede zur Regel des hl. Benedict" (I. 1—23). „Da man selbst in den größten Commentaren zur Regel nach einer Darlegung des Ideenganges in der Vorrede, nach der Angabe des leitenden Fadens, der sich durch dieselbe zieht und ihr Verständniß erleichtert, vergeblich sucht", so daß selbst Graf Montalembert ein etwas abträgliches Urtheil („rudesse un peu confuse") über den Styl des hl. Ordensvaters auszusprechen fand: so sucht der Verfasser „die Gliederung der Vorrede und den Zusammenhang ihrer Theile nachzuweisen", indem er in ihr Eingang, Haupttheil und Schluß unterscheidet und evident macht, daß ihr „Inhalt in jeder Beziehung der Vorrede zu einer Ordensregel würdig und ihrem Zwecke durchaus angepaßt ist." In einer zweiten Abhandlung über „das IV. Kapitel der Regel des hl. Benedict" (II. 1—21), welches „Quae sunt instrumenta bonorum



operum" betitelt ist, stellt P. Schmidt sich die Aufgabe, die „Frage nach den einzelnen Theilen des Capitels und nach dem nächsten Zwecke desselben in der Regula" zum ersten Male zu beantworten. Das Resultat ist: „Der hl. Benedict hat darin eine systematisch geordnete, vom Leichteren zum Schwereren aufsteigende und generell vollständige Reihe von Vorschriften und praktischen Lehren für das ganze geistliche Leben aufgestellt", um „den Abt in den Stand zu setzen, die Seelen seiner Untergebenen in allen Stadien des geistlichen Lebens zu leiten und zur Vollkommenheit zu führen". Es werden aber auch die Magistri novitiorum diese Erläuterungen nicht ohne Nutzen lesen, eben so wenig wie jene von Dr. Benedict Braunmüller (O. S. B. aus Metten) über „Propst, Decan und Prior in ihrem gegenseitigen Verhältnisse" (I. 239—249) und von D. A. (O. S. B. aus Maredsous) über „die Hemina und libra" (der Capitel 39, 40) „der Benedictinerregel" (II. 249—267). War ursprünglich der Propst etwa als General-Vicar des Abtes und der Decan als dessen Stellvertreter über einzelne Abtheilungen der Mönche zu betrachten, indeß der Prior nicht Träger von Amt und Würde, sondern eben jener Mönch war, der bei irgend einer claustralen Function am ersten Platze sich befand: so rückte doch im Laufe der Zeit vielfach der Decan an die Stelle des Propstes und schließlich verdrängte fast allgemein der Prior beide; diesen Wechsel entwickelt der Verfasser mit gewohnter Gründlichkeit und so instructiv, daß man eine ähnliche Arbeit über alle Aemter der alten Benedictiner- und Cistercienser-Klöster aus seiner Feder zu haben wünschte. Die andere, ebenfalls vortrefflich geschriebene Studie — Vorläufer einer längeren Abhandlung über „das capitolinische Maß- und Gewichtssystem" — wird voraussichtlich eine der so zu sagen verzweifelten Fragen definitiv lösen, indem sie, die Archäologie hier zum ersten Male mit der exacten Philologie verbindend, nachzuweisen gedenkt: a) daß die Hemina und die Libra der hl. Regel ursprünglich römische und

zwar capitolinische d. i. gesetzlich bestimmte Maße waren, deren kupferne Normal-Exemplare unter dem Schutze des capitolinischen Jupiter als mensura sacra und pondus sacrum auf dem Capitol verwahrt wurden; b) daß dieselben, was die Gelehrten früher nicht zugeben wollten, bis zum Zerfalle der staatlichen Einheit Italiens nach dem Jahre 568, also auch zur Zeit des Ordens-Gesetzgebers Benedictus, absolute Geltung genossen, und c) daß somit diese allein, keineswegs aber die grundverschiedenen, über das genannte Jahr hinausgehenden Maße und Gewichte, die uralte Streitfrage zu beenden vermögen. Das erste Stück dieser Studie läßt einen günstigen Schluß betreffs der Fortsetzung ziehen.

Wichtige Aufschlüsse zur Geschichte der an dem riesigen Körper des Benedictiner-Ordens im Laufe der Jahrhunderte nothwendig gewordenen Reformen liefern die Mittheilungen von Dr. Pius Schmieder (O. S. B. aus Lambach) über den aus Gorz bei Metz stammenden „Reformabt Theodorich von Kremsmünster" (saec. XI; II. 134—138) und „Zur Geschichte der Durchführung der Benedictina" (d. i. der von dem Cistercienser-Papst Benedict XII. am 20. Juni 1336 für den Benedictiner-Orden erlassenen Verordnungen) „in Deutschland im 14. Jahrhundert" (II. 278—289) — besonders aber jene von P. Adalbert Dungel (O. S. B. aus Göttweig) über „Die österreichische Benedictiner-Congregation" (I. 49—64, 306—324; II. 108—115, 300—309). Der im Eingange des 17. Jahrhunderts auch in Oesterreich eingerissene Verfall der Disciplin und die von geistlicher und weltlicher Seite gesteigerten Versuche, die Immunitäten und die freie Vermögensgebahrung der Abteien zu beschränken, hatten mit der Erinnerung an die Congregatio Mellicensis auch das Streben nach Wiederherstellung derselben in einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Gestaltung in den Aebten von Melk, Göttweig, Garsten und Kremsmünster wachgerufen. Es gelang ihrer Energie, auf der im Oktober 1617 zu Melk stattge-

habten und durch vier andere Aebte verstärkten Versammlung die Congregatio Austriaca zu errichten, deren Fundamental-Artikel die überall gleichförmige Beobachtung der Regel, ein gemeinsames Noviziat und Seminar, regelmäßige Visitationen und General-Capitel sein sollten; aber die Ausführung derselben stieß auf die größten Schwierigkeiten, wie P. Dungel — vornemlich auf Grund der in Göttweig, Melk und Kremsmünster vorfindigen reichen Archivalien — erzählt. Zunächst entzog schon die am 16. März 1618 erfolgte kaiserliche Genehmigung das Temporelle dem Bereiche der Congregationsthätigkeit. Der Bischof von Passau, Erzherzog Leopold, bestätigte zwar die Statuten am 5. November 1618, aber die damaligen eigentlichen Leiter der Passauer Diöcese: der Dombechant Marquard Schwendi mit den Officialen Jakob Hackher in Passau und Karl von Kirchberg in Wien, „setzten Alles in Bewegung, um sowohl die päpstliche Approbation der Statuten als auch das Zustandekommen der Congregation überhaupt zu hintertreiben;" namentlich war es Letzterer, der den Bischof in einer förmlichen „Anklageschrift zu überzeugen suchte, daß die Statuten dem Concil von Trient, den Salzburger Synoden, ja selbst der Regel des hl. Benedict, der Gewohnheit und den Rechten des Ordinarius zuwider seien". Der am 3. August 1625 durch Urban VIII erfolgten Confirmation derselben setzte Kirchberg die Androhung der Excommunication entgegen, „um den Aebten für den Fall ihrer Theilnahme an einer Versammlung die Möglichkeit zu rauben, mit der" (ihnen vom Papste aufgetragenen) „Ausführung zu beginnen, und brachte zugleich eine Anklage gegen sie an den päpstlichen Stuhl", die er persönlich in Rom (1627) „durch allerlei Verläumdungen" zu erhärten trachtete. Endlich gab es auch unter den mittlerweile in größerer Anzahl der Congregation beigetretenen Aebten und deren Conventualen manche, die keine sonderliche Begeisterung für dieselbe beurkundeten, weil jene sich einem General-Capitel und dem Präses der Congregation nicht leicht unterordneten, diese aber ungern

von der laxeren Klosterpraxis abließen. Unter einer so feindlichen Constellation der Verhältnisse bedurfte es in der That mächtiger Patrone, wie ein solcher der Wiener Nuntius war, und der Absendung eines eigenen Delegirten der Aebte nach Rom, um dort am 7. September 1630 eine der Congregation günstige Entscheidung Urban VIII zu erwirken. Damit schließt vorläufig P. Dungel's durchaus quellenmäßige Erzählung, welche einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Geschichte der damaligen kirchlichen Strömungen bildet.

Wir gehen zur Geschichte der einzelnen Klöster über. Dr. Braunmüller (s. oben) gibt eine durch die Differenzen betreffs der älteren Zeit gerechtfertigte „Reihe der Aebte von St. Emmeram in Regensburg" (II. 118—134) von deren erstem, B. Ramuold (975) bis zum 59. und letzten, Coelestin (II) Steiglehner († 1819). P. Philipp Diel (Definitor in Ruwer) liefert in dem *„Excidium vere horribile abbatiae S. Maximini prope Treviros"* (II. 138—149, 374—382) eine über die Local-Geschichte hinaus interessante Episode aus der Zeit der Vernichtungskriege Ludwig XIV (September 1673), deren Verfasser ein Augenzeuge, der Abt Alexander Henn von St. Maximin, war († 1698), welchen die „Metropolis" (von Brower und Masen) mit Recht einen „vir incomparabilis vix sibi similem habiturus, lumen ordinis et corona abbatum" nennt, was die einleitenden Worte Diel's, zugleich ein Stück Gelehrten-Geschichte, beweisen. Dr. Benedict Gsell (O. Cist. aus Heiligenkreuz) vollendet seinen „Beitrag zur Lebensgeschichte des" (ursprünglich dem Stifte Heiligenkreuz angehörenden) „Anton Wolfradt, Abtes von Kremsmünster, Fürstbischofs von Wien" (I. 46—48, 255—267), und schildert, aus Anlaß „der Jubelfeier der Belagerung Wiens durch die Türken", „das Stift Heiligenkreuz und seine Besitzungen im Jahre 1683" (I. 284—294; II. 81—89, 330—343) nach Aufzeichnungen des damaligen Abtes Clemens und des P. Alberik Höffner — eine Probe der Türkenwirthschaft, wie sie wenige Klöster auf dem linken Ufer der

Leitha erlebten. J. B. D. Jost (aus Köln) bringt einen Abriß der „Geschichte des Cäcilienklosters in Köln“ (I. 377—389, II. 176—184), welches im Jahre 873 die Regel des hl. Benedict erhielt, sechs Jahrhunderte später aber, herabgekommen und im Aussterben begriffen, von Kaiser Friedrich III „den sehr verrufenen“ (?) „Prämonstratenserinnen“ vom Weiherkloster (außerhalb Kölns) übergeben wurde (August 1475), welche beide Klöster vereinigt werden und nur letzterem Orden angehören sollten, was nicht ohne langdauernde Streitigkeiten durchgeführt wurde. Im Jahre 1803 wurde das Kloster aufgehoben, heute wirken in den erneuerten Gebäuden barmherzige Schwestern. Einen brauchbaren Anhang bildet die Reihenfolge der Aebtissinen von Bereswintha (962—982), der Tochter Kaiser Heinrich I, bis Maria Aloysia von Klawer († 1806); aber die Lücken zwischen 1538 — 1559 und 1676 — 1691 sind nicht erklärt. Johann Georg Mayer (Pfarrer zu Oberurnen in der Schweiz) schildert den „Cardinal Bernhard Gustav von Baden, Markgraf von Baden, Fürstabt von Fulda und Kempten“ (II. 368—374) und Abt Stephan Rößler von Zwettl (O. Cist.) die Rückwirkungen des Türkenjahres 1683 auf dieses Stift (II. 383—388). F. W. E. Roth (in Wiesbaden) bringt Inschriften von Grabdenkmälern nebst einigen Details „zur Geschichte des Klosters Bleidenstatt“ (I. 389—397) und aus einem in seinem Besitze befindlichen Pergament-Codex das dürftige aber bei der Spärlichkeit sonstiger Quellen keineswegs werthlose „Seelbuch von Schönau“ — beide Klöster O. S. B. in Nassau (I. 357—376). Dem Prior von Daila (O. S. B.), P. Romuald Scarella, würden wir für seine *„Notae chronologicae de Benedictinorum monasterio S. Maria di Praglia*, suppresso prid. Non. Jun. 1868“ (II. 21—34), welche die Geschichte des (7 Meilen von Padua entfernten) Klosters von der Gründung 1080 bis zum letzten Abte, Attilano Oliveros (gest. zu Daila 24. Okt. 1879), kurz erzählen und zur Vermehrung der historischen Kenntnisse über die oberitalischen Klöster beitragen,

weit dankbarer sein, wenn er es unterlassen hätte, italienische Namen, deren Latinisirung unschwer war, ja selbst den des Klosters „Praglia“ statt des lateinischen „Pratalea“ dem Texte einzuweben, z. B. „Gerardo de Ponte (oder Bellino, Pagano), episcopus Patavinus“, „monachus Don Benedetto Castori“, „pictorem Giovanni Badile“ etc. Die „Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Benedictiner-Stiftes Mondsee in Ober-Oesterreich“ von Dr. Otto Schmid (jetzt Universitäts-Professor in Graz) gelangen hier (I. 98—106, 324—333; II. 102—108, 319—330) zum Abschlusse, welcher die Zeit von 1521 bis zur Aufhebung umfaßt. Diese erfolgte über Decret des Kaisers Leopold II vom 20. Oktober 1791, nachdem das Damoklesschwert 7 Jahre lang über der mehr als millenaren Stiftung geschwebt und die „Aufklärung“ noch einen ursachlich leider nicht aufgeklärten Triumph erlebt hatte. Der letzte Profeß, „P. Bonifaz Bruckmayr, starb am 8. Mai 1833 als Pfarrer von Mondsee, welche Stelle er durch 48 Jahre bekleidet, tiefbeweint von den Armen, die an ihm einen großen Wohlthäter verloren, und sehr betrauert von allen seinen Pfarrkindern, die ihn sehr verehrt hatten; Fürst Wrede, der Besitzer Mondsee's, ließ ihm ein marmorenes Denkmal im Friedhofe setzen“. Wenn dieser Stein und der ihn großherzig spendete und der unter ihm von seiner neunzigjährigen Pilgerfahrt ausruht, in Staub zerfallen sein werden, wird Mondsee noch blühen und Tausende werden die Reize des Ortes preisen, an welchem Benedictiner eine Stätte ihres gesegneten Wirkens aufgerichtet hatten; mögen sie auch die Geschichte derselben lesen! [1])

---

1) Der (I. 103) erwähnte „alte Prälat Cistercienser-Ordens, der früher Abt in Hohenfurt und jetzt (1592) in Goldenkron war, dem eine Partei zur Prälatur Mondsee's verhelfen wollte“, kann nur Georg Taxer seyn, ein Profeß von Hohenfurt, welcher 1568 Abt von Goldenkron, dann 1576 von Hohenfurt, endlich 1587 Abt von Sedlec wurde, als welcher er am 7. Juni 1595 starb. — In zwei Programmen des k. k. Obergymnasiums zu Melk

Auch des P. Romuald Schramm „Regesten zur Geschichte der Benedictiner-Abtei Břevnov-Braunau in Böhmen" werden beendet (I. 30—41, 250—253; [1]) ihnen schließt sich an die Reihenfolge der 55 Aebte von Anastasius Radla (Astricus) 993 bis Johann Nepomuk Rotter (seit 1844). Die Beiträge: „Zum rotulus aus dem liber vite ecclesiae s. Stephani Moguntiae", von Dr. F. Falk (Pfarrer in Mombach bei Mainz, II. 389—393) und: „Besitzungen der bayrischen und schwäbischen Benedictiner-Stifte in Tirol bis zum Jahre 1803", von P. Cölestin Stampfer (O. S. B. aus Marienberg, I. 115—120), enthalten kleinere Details für mehrere Klöster.

Wie für die Geschichte der Abteien so enthält dieser Jahrgang der „Studien" auch für die Literatur- und Gelehrten-Geschichte des Benedictiner-Ordens reichhaltiges und werthvolles Material. Dr. Braunmüller veröffentlicht „*Wichrammi, monachi S. Galli, opusculum de computo*, hucusque ineditum" (II. 357—361) und A. Goldmann (in Wien) „zwei unedirte Briefe des Trithemius" (II. 187—195); August Lindner setzt seine „Schriftsteller u. s. w. des Benedictiner-Ordens im heutigen Königreich Württemberg" fort (I. 65—81, 276—283; II. 47—52, 309—318), schildert Zwiefalten, Isny und Wiblingen, legt die jetzigen Fundorte ihrer handschriftlichen nebst einem Verzeichniß ihrer gedruckten Geschichtsquellen vor und

(1864, 1865) hat der dortige Professor und jetzige Bibliothekar, P. Vinzenz Staufer, 65 „Mondseer Gelehrte" ausführlich besprochen. „Der Chronist des Stiftes betont es ausdrücklich, daß die ersten Ankömmlinge in Mondsee nicht nur Asceten, sondern sowohl in göttlicher als auch menschlicher Wissenschaft wohl erfahren waren. Diesen Ruhm, auch in wissenschaftlicher Beziehung für das allgemeine Beste gewirkt zu haben und den Institutionen des Ordens, der die Wissenschaft nie verläugnete, gerecht geworden zu sein, hat das Stift mit sich ins Grab genommen". (Programm 1864, S. 2).

1) Nr. 2 vom Jahre 1608 l. 19. statt 18. Oktober.



bespricht von dem ersten Kloster 21 — darunter den fruchtbaren P. Magnoald Ziegelbauer, vom zweiten 50 Gelehrte, Schriftsteller und Componisten. P. Rupert Mittermüller (O. S. B. aus Metten) liefert eine Abhandlung: „Der Güntherianismus, durch einen alten Benedictiner der Salzburger Universität“ (Placidus Renz, 1738—1745 Abt von Weingarten) „im Voraus“ (d. i. im Scotismus) „bekämpft“ (II. 149—152) — und „Ergänzungen zur Biographie und literarischen Thätigkeit des Abtes Rupert Kornmann aus Prüfening“ (II. 107—114, 335—356), welche zur volleren Kenntniß des eben so tiefbescheidenen als hochgelehrten und über seine Collegen namentlich durch seinen Scharfblick und maßvollen Freimuth hinausragenden Mannes beitragen. Dr. med. Robert Ofner (zu Keltsch in Mähren) bringt einen erwünschten Aufsatz über „die Pflege der Medizin im Benedictinerorden“ (II. 89—102) — aber er bietet, wie schon der Umfang desselben zeigt, zu wenige und nicht durchwegs unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Einzelnheiten über die gelehrten Aerzte des Ordens. Ad. Reiners (Vicar in Echternach) berichtet über „die werthvollsten Handschriften der ehemaligen Benedictiner-Abtei Echternach in der National-Bibliothek zu Paris“ (I. 429—432) und Roth (s. o.) über den gelehrten Abt Conrad Barsierer von Johannisberg (1468—1486; II. 168—175); P. Anselm Salzer (in Seitenstetten) und Dr. Cölestin Wolfsgruber beschließen ihre Mittheilungen „über die Entwicklung der christlich-römischen Hymnen-Poesie ... mit Berücksichtigung Otfrieds von Weissenburg“ (I. 82—98, 267—276; II. 35—46, 289—299) und über „drei Mauriner Studien zur Imitatio“ (I. 24—30). Viel Unbekanntes bieten des P. Scarella (s. o.) „*Adumbrationes biographicae virorum summe insignium* (es sind Cardinäle und Bischöfe unter ihnen), *qui ultimis duobus saeculis monasterium ‚Praglia‘ illustrarunt*“ (II. 267—278) — aber ihre schriftstellerischen Arbeiten sind nur selten mit der nöthigen Genauigkeit verzeichnet, die man in den „*Scriptores hodierni congregationis Gallicae O. S. B.*“

(II. 400—405) weniger vermißt; auch der „*Catalogus monachorum Locociagensium*" (II. 367), welcher die Namen der aus Ligugé in das spanische Kloster St. Domingo de Silos geflüchteten Benedictiner enthält, nennt einige Schriftsteller und Künstler.

Außer der Ordensgeschichte stehen die „Correspondenzen und Actenstücke zum Leben und Wirken des Bischofs Friedrich Nausea in Wien, a. 1530—1552 aus der Zeit des Concils von Trient" (II. 152—168) von Dr. Sebastian Brunner; die warm und gut geschriebene Abhandlung des Professors P. Hermann Ulbrich (O. S. B. in Melk) über „das bildende Moment des Gymnasial-Unterrichtes in den altclassischen Sprachen" (II. 52—67) und die Arbeit des Dr. Ambros Söder (O. S. B. aus Metten) über die „erste Kirchenversammlung auf deutschem Boden" (I. 295—305; II. 67—81, 344—354); da aber letztere geeignet ist weitere Kreise zu interessiren, so wollen wir das Resultat der Untersuchung mittheilen. „Das erste bekannte Concilium Germanicum ist die zwischen dem Herbst 345 und dem Frühling 346 wahrscheinlich in Mainz abgehaltene Provincial-Synode, auf welcher der Bischof Euphratas von Köln wegen Photinianismus abgesetzt wurde"; „das zweite sichere gallische Concil unter Betheiligung der germanischen Bischöfe" (von denen 14 in Person anwesend waren, 10 ihre Zustimmung schriftlich einsandten) ist die vielbestrittene gallisch-germanische oder „nordgallische General-Synode am 12. Mai 346 zu Köln, auf welcher jenes Urtheil bestätigt wurde". Die Studie über die hier vertretenen Bisthümer, aus deren weder vor noch nach dem vierten Jahrhundert vorkommenden Namensformen der Verfasser „ein mächtiges Zeugniß für die Aechtheit der Akten" ableitet, und die Mittheilung der acta selbst machen die Abhandlung besonders werthvoll. [1])

Den Schluß bilden: Eingelaufene Berichte — darunter: über die am 29. Juni 1882 durch den Benedictiner-

---

1) Aegidius von Orval war kein Abt (I. 299).



Bischof und apostolischen Vicar von Ost-Bengalen, Jordan Ballsteper, vollzogene Einweihung der Kirche des seit 1868 wiederhergestellten Klosters Affligham in Brabant (I. 153), und über zwei neue Benedictiner-Colonien in Nord-Amerika, deren eine im Staate Colorado von St. Meinrad aus, die andere zu St. Gervais bei Portland (Oregon) von Engelberg in der Schweiz begründet wird (I. 151, II. 364); Nekrologe — darunter jener des ersten Erzbischofs von Sydney, Johann Beda Polding O. S. B., von Naeff (II. 393); Veränderungen im Personalstande des Benedictiner- und des Cistercienser-Ordens, die neueste Literatur beider Orden, Literarische Referate und Notizen.

So brachte der 4. Jahrgang der „Studien" wieder „multa et multum", wie es bei einer Ordens-Zeitschrift selbstverständlich ist. Wenn auch nicht Alles, was in Kloster-Kreisen sich ereignet, über sie hinaus wichtig für die Gegenwart und fruchtbar für die Zukunft ist, so beklagt es doch die Forschung, wenn sie selbst hierin auf Lücken stößt, weil es Aufgabe der Geschichte ist, auch in dem Kleinen den Zusammenhang mit dem Ganzen zu achten und den Postulaten der Wissenschaft gerecht zu werden. Darum mögen die „Studien" fortfahren, zunächst und vorzüglich das historische Organ der Ordensgemeinden des hl. Benedictus und des hl. Bernardus zu seyn und deren fata et facta zu verewigen; ihre verschiedenen Ständen angehörigen Mitarbeiter und die wachsende Zahl der Leser sind Bürgen für das Interesse, das man an der Beziehung ihres Inhaltes zur Geschichte der Kirche und der Staaten, der Wissenschaften und Künste, der Schule und des Lebens, mit Recht nimmt und nehmen wird, und von diesem Standpuncte aus betrachtet sind sie jeder Unterstützung und Förderung würdig. „O quantum inde lucrum, nec auro vel argento comparandum; quanta inde rerum experientia, quanta inde auctoritas sacro ordini nostro! Curate igitur, *Sacrae Congregationis Antistites*, ut hoc studium prorsus divinum et sua natura jucundum, honestum et utile, vigeat, floreat, crescat

fructusque ferat mortali et perenni vita dignos!" („De historia" sermo claustralis ad s. congregationem Bursfeldensem, ap. Paullini „Syntagma", in actis praesulum Nuenburgensium, p. 145).

Dr. Leopold Janauschek.

XXIV.

Zeitläufe.

I.

Neues Culturkampf=Unwetter in Berlin.

Den 14. Februar 1884.

Der Abgeordnete Dr. Windthorst hat in einer seiner Reden vom 29. Januar, zum preußischen Cultusetat, darauf hingewiesen, wie sich für jeden unbefangenen Beobachter diese endlosen kirchenpolitischen Kämpfe ausnehmen müssen, wenn man sie auf der dunkeln Folie der Zeichen der Zeit betrachte. Ueberall, sagte er, sehe man eine Bewegung hervortreten, die sich, ehe wir es uns versehen, in der allererschreckendsten Gestalt bei uns und anderwärts geltend machen könnte; und doch weigere sich die Regierung beharrlich, die Hand zu einem definitiven Frieden mit den Millionen kirchentreuer Katholiken in Preußen zu bieten.

In der That ist es so. Während in der moralischen wie in der social=politischen Welt der Boden unter unsern Füßen wankt und das Himmelsgewölbe über unsern Häuptern in Feuerzeichen sich röthet, ergeht die ganze Staatsweisheit Preußens sich in dem Bemühen nach den möglichen Mitteln, um einen Kampf in seiner Wesenheit fortzusetzen, bei dem keine

Partei mehr mitthun, dessen zehnjährige Führung Niemand sonst verantworten will, für dessen Entzündung die Regierung selbst einen haltbaren Grund nicht mehr anzugeben vermag. Denn den ursprünglichen Grund, daß die katholische Kirche in Preußen „verstaatlicht", vom heiligen Stuhl losgerissen und mit dem Protestantismus zu einer „deutschen Nationalkirche" verkocht werden müsse: den wagt man eben heute nicht mehr einzugestehen.

Es ist wahr: man muß es vermögen, sich lebhaft in den hoffärtigen Taumel jener ersten Jahre nach der Herstellung des neuen Deutschen Reiches hinein zu versetzen; man muß es verstehen, in den Geist der traditionellen Politik und der eigenthümlichen Staatsnatur Preußens sich hinein zu denken, um nicht sagen zu müssen, dieser Kampf sei muthwillig vom Zaune gebrochen worden. Wird ja selbst König Friedrich Wilhelm IV. bei jeder Gelegenheit als ein dem preußischen Staatsgeist abtrünnig Gewordener dargestellt, weil er seinen katholischen Unterthanen ihre verfassungsmäßigen Rechte vergönnte und schützte. Auch ist erst bei den jüngsten Debatten im preußischen Abgeordnetenhause vom Ministertische ausführlich dargelegt und zugestanden worden, daß die leitenden Minister diesen Zustand unentwegt als eine gefährliche Staatskrankheit widerwillig ertragen haben, während der Nachfolger des Gebers der Verfassung, des jetzt regierenden Königs Majestät, denselben nicht minder als einen „zu Seiner, Seiner Unterthanen und des hl. Stuhls Zufriedenheit geordneten" bezeichnet, und seine Genugthuung constatirt hat, „die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche im ganzen Bereich Seiner Monarchie durch Geschichte, Gesetz und Verfassung wohlgeordnet zu wissen." So ist es wiederholt in den Jahren 1861 und 1866 geschehen; und darauf berufen sich die Redner des Centrums mit Recht immer wieder — gegen die Minister.

Der Abgeordnete Dr. Peter Reichensperger hat in Begründung seines Antrags auf Wiederherstellung der Verfassungsartikel 15, 16 und 18 auf einen Artikel des k. preußischen „Staatsanzeigers" vom 14. Juli 1866, also aus der

Zeit des Krieges gegen Oesterreich, aufmerksam gemacht, in dem es hieß: „Der alte Grundsatz des Staates, der Freiheit des religiösen Bekenntnisses nicht nur, sondern auch dem Walten der großen Kirchengemeinschaften in ihren Rechten und Eigenthümlichkeiten die größte Rücksicht zu tragen und ihnen keine unberechtigten Schranken zu setzen, hat sich sowohl im großartigen Entwicklungskampfe Preußens für die nationalen Ziele Deutschlands, als auch in Beziehung auf die inneren Zustände des Staates treu bewährt." Das amtliche Blatt fährt wörtlich fort: „Wie die evangelische Geistlichkeit, so haben ganz insbesondere auch die höchsten Würdenträger der katholischen Kirche in Preußen in der segensreichsten Weise gewirkt;" und dieses Lob wird noch mit mehreren Worten begründet, die man in Erinnerung dessen, was alsbald nachfolgen sollte, nicht ohne Erstaunen lesen kann.

Und das war die Anschauung des Königs. Aber der Mann war schon gefunden, der die Krone eines Andern belehren sollte, und nachdem er in seinen auswärtigen Unternehmungen, gegen die Befürchtung vieler und sehr hoher Personen, glänzend Recht behalten hatte, mußte er fortan in Allem Recht behalten. Ueberdieß riß die wilde Katholiken-Hetze, welche mit dem Siege über Oesterreich sofort entbrannte, die protestantischen Kreise weitum mit sich fort. Nur daß die Zeit zur Enthüllung des letzten Gedankens maßgebenden Orts noch nicht gekommen schien. Als der Moabiter Klostersturm im Jahre 1869 im Abgeordneten-Hause protegirt werden wollte, da traten die Minister noch für das gekränkte Recht der Katholiken ein. Der jüngst verstorbene Abgeordnete Lasker sagte nachher im Reichstag, man habe damals die katholischen Gefühle schonen müssen, bis „das deutsche Reich unter Dach gebracht worden sei." Eben damals, als es sich darum handelte, das Reich nach den Abmachungen von Versailles unter Dach zu bringen, beschwichtigte man auch deren Gegner in der bayerischen Kammer mit dem Hinweis: die Freiheit der katholischen Kirche sei nirgends in Deutschland größer und gesicherter als in Preußen unter

Garantie der Verfassung. Und was damals in Berlin das „Centrum" hieß, glaubte dem auf's Wort.

Wie der Culturkampf damals geplant war, so ist er aufgegeben, weil er Dank der Treue der preußischen Katholiken aufgegeben werden mußte. Hinterblieben, und zwar unauslöschlich, ist einerseits die bittere Erinnerung, andererseits die Bemühung der Regierung, die Cadres zu erhalten, behufs ihrer Complettirung je nach der Gunst der Umstände. Dieser Politik fehlt aber mehr und mehr der Glaube und das Vertrauen gerade der glühendsten Bewunderer des verflossenen Ministers Falk, der dem „Kampf gegen Rom" offen und ehrlich die Fahne vorangetragen hatte. Ich weiß nicht, ob Fürst Bismarck sich nicht doch manchmal Gedanken darüber macht, wie Vieles anders und besser wäre, wenn er sich nicht unter jene Fahne gestellt hätte. Aber darüber kann er sich keiner Täuschung mehr hingeben, wie gerade diejenigen, die ihm einst als dem Herkules des „starken Staats" zugejubelt haben, seine jetzigen Bemühungen um die Trümmer der Maigesetzgebung beurtheilen. Sie sagen, es sei ihm nichteinmal Ernst damit, sondern diese berühmten Gesetze hätten für ihn längst nur mehr den Werth kostbarer Handelsartikel.

So hat das liberale Hauptorgan in Wien auch jetzt wieder über die Haltung der Regierung in der Debatte über den Antrag Reichensperger sich in der abfälligsten Weise ausgesprochen. Das Blatt ist bereits gewohnt, hinter jedem derartigen Auftritt eine ministerielle Geldspekulation zu argwohnen und so thut es auch dießmal: Das Centrum habe nicht zahlen wollen, was man verlangte; nur so könne man sich die Schroffheit erklären, mit der der Cultusminister gegen dasselbe vorging; das Centrum habe eben bei den vorangegangenen Steuerdebatten sehr wenig Entgegenkommen gezeigt. „Dieser geräuschvolle Handel um Gesetze, welche einst unter dem lebhaften Enthusiasmus der Nation (!) und von demselben Staatsmanne gemacht wurden, der heute noch Deutschland lenkt, zerstört im Volke mehr und mehr den Glauben an Regierung und Parlament, und schon deßhalb sollte der Culturkampf

rasch beendet werden, damit er nicht nach seinen idealen Anfängen in eine Fratze ausarte, der Kirche nicht zum Vortheil, dem deutschen Volke zu Demüthigung und Schaden." [1])

Also nicht nur dem katholischen Volke reißt die Geduld bei „diesem einzelnen Abbröckeln von den Maigesetzen, diesem einzelnen Marchandiren": wie der Abgeordnete Windthorst in der Debatte vom 29. Januar sich geäußert hat. Nicht nur beim katholischen Volke begegnet die Regierung, wie Hr. P. Reichensperger sich am 19. Januar geäußert hat, „überall nur Antipathien, aber keinen Sympathien." So oft dieselbe, zu dreien Malen 1880, 1882 und 1883, an Aenderungen der Maigesetze herantrat, hat sie jedesmal versichert, vollständig bereit zu seyn, den Katholiken alles nur Mögliche zu gewähren, was ohne Gefahr für den Staat geschehen könne. Nach allen Gesetzen der Logik hat sie sich damit jedesmal auch noch selbst dementirt, und in den 22 Gesetzen, welche der Minister Falk in Zeit von drei Jahren zu Stande gebracht hat, eine Verwirrung angerichtet, von der Freiherr von Schorlemer-Alst mit Recht gesagt hat: „wenn man nicht ein eigenes Buch darüber hätte, in welchem man nachschlagen könnte, dann würde kein Mensch sich noch in der Materie zurecht finden können." Daß einer solchen Politik die fremdartigsten Motive unterlegt werden, ist kein Wunder. Daß es aber dabei verbleiben könne, wie die Regierung zu hoffen scheint, nachdem sie durch Ermöglichung einer Nothseelsorge mittelst einer Art geistlicher Freischärler den Zorn des katholischen Volkes besänftigt habe: das hat bei den jüngsten Debatten namentlich der Abg. Dr. Hänel geradezu als Absurdität dargestellt.

Das Auftreten dieses Herrn, Professors in Kiel und Führers des rechten Flügels der Fortschrittspartei, ist deßhalb von Bedeutung, weil er nicht nur der beharrlichste aller Culturkämpfer war, sondern ohne Zweifel auch im Sinne des Restes der nationalliberalen Partei in der Kammer ge-

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 19. u. 20. Januar d. Js.

sprochen haben dürfte. Diese Fraktion selber hat sich nämlich in der Debatte nur durch kluges Ausschweigen bemerklich zu machen gesucht. Hr. Hänel ferner war derjenige, welcher in der denkwürdigen Verhandlung über die Wiederherstellung der preußischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhl mit der Aufrufung des „evangelischen Bewußtseyns im Volke“ gedroht hat. Ihm war die Bedeutung des Bruchs mit dem zehn Jahre lang festgehaltenen Princip, daß es in Preußen nur katholische Bürger gebe, und daß ihre Kirche als internationaler Organismus für den preußischen Staat nicht existire, damals sofort klar. Seine Rede vom 19. Januar ist als „Nekrolog des Culturkampfs“ bezeichnet worden; aber noch im vorigen Jahre war er keineswegs dieser Meinung. Damals hielt er, der kirchenpolitischen Novelle gegenüber, an der liberalen Einbildung noch immer fest: wenn die Regierung nur den Muth nicht verliere und unbeweglich ausharre, so werde Rom sich beugen müssen. Jetzt aber endlich gestand er ein: das Spiel sei verloren, durch die Schuld und Schwäche der Regierung.

Daß die Regierung abgesetzte Bischöfe zurückgerufen und in erledigten Diöcesen neuen Bischöfen die staatliche Anerkennung gewährt habe, „obgleich man wußte, daß die neuen Bischöfe die Maigesetze so wenig anerkennen würden wie die anderen:“ diese Thatsache hat auch bei Herrn Hänel das Eis gebrochen. Das Vertrauen in die Aufrechthaltung des Systems der Maigesetze, sagte er, sei nunmehr untergraben; die Sache aber in das Stadium der Versumpfung gerathen zu lassen, sei nicht nur vom Standpunkte des Centrums, sondern von allen Seiten unerträglich. Man könne allerdings „die Waffen auf dem Fechtboden niederlegen“, diese Waffen eigneten sich aber dann höchstens noch zu einer Paukerei, nicht mehr zu einem ernsten Kampfe. An die Stelle des bisherigen Systems dürfe auch kein Vacuum treten, sondern die Grenzregulirung zwischen Staat und Kirche müsse von Neuem begonnen werden. Ueber das Wie sprach sich der Redner nicht aus; aber er schloß Namens der Partei mit den Worten: „Wir werden in Bezug auf die Neugestaltung der

Dinge uns niemals wieder vom bloßen persönlichen Vertrauen leiten lassen, wie wir es seinerzeit dem Fürsten Bismarck gegenüber gethan haben. Wir haben dieses Vertrauen bitter büßen müssen. Inskünftig werden wir stets darnach sehen, ob eine Gesetzgebung in sich selbst die Kraft trägt, sich durchzusetzen, und niemals werden wir wieder einer Gesetzgebung unsere Zustimmung geben, deren Durchführung von dem Wechsel politischer Strömungen und von dem Wechsel von Ministerien abhängig ist."

Aber gegen die Wiederherstellung der gestrichenen Verfassungsartikel nach dem Antrag Reichensperger sprach sich auch Herr Hänel aus. Und zwar aus dem Grunde, auf den sich auch der Ministertisch wie die andern Parteien ohne Unterschied stützten: weil es keiner diplomatischen Kunst gelingen werde, mit diesen Verfassungsartikeln einen präcisen und einwandfreien Sinn zu verbinden. Man kann sogar der Meinung seyn, daß diese Artikel, nachdem sie einmal die vom Herrn Antragsteller in ihrer unerhörten Leichtfertigkeit geschilderte Behandlung erfahren hatten, ihrer Ehre verlustig gegangen und des Vertrauens für immer unfähig geworden seien. Für ferne Stehende ist es überhaupt nicht klar, warum gerade dieser Antrag gewählt wurde, um die Frage wieder in Fluß zu bringen. Daß er in der Kammer fallen würde, war von vorneherein sicher. Um aber der Regierung sozusagen auf den Zahn zu fühlen, hätte es einen Weg gegeben, der sich schon der Continuität wegen zu empfehlen schien. Ich meine: den am 26. April v. Js. mit einer bedeutenden Mehrheit vom Centrum und den Conservativen durchgesetzten Antrag auf Revision der Maigesetze, mit welchem der neuere Antrag auf Herstellung des status quo ante sich allerdings nicht gut vereinigen ließ, zu wiederholen und die Regierung neuerdings vor die Frage der organischen Revision zu stellen.

Aus dem umgekehrten Verfahren ergab sich zunächst eine unangenehme Stellung zu den Conservativen. Ihrem im vorigen Jahre von ihnen selbst eingebrachten Antrag hätten sie nicht untreu werden können. Derselbe lautete: „die Er=

wartung auszusprechen, die Staatsregierung wolle, sobald es die mit der Curie schwebenden Unterhandlungen angezeigt erscheinen lassen, dem Landtage einen Gesetzentwurf vorlegen, welcher eine organische Revision der bestehenden kirchenpolitischen Gesetzgebung enthält." Allerdings scheint das Centrum vergewissert worden zu seyn, daß jene Unterhandlungen gänzlich in's Stocken gerathen seien. Die erwünschte Gelegenheit — wahrscheinlich unter dem noch nachwirkenden Druck der Aufregungen beim Luther-Jubiläum — ergriffen nun aber die Conservativen, um sowohl von der Curie als von der organischen Revision abzusehen, und sich in ihrer motivirten Tagesordnung auf die einfache Spezialgesetzgebung zu reduciren, wobei sie allerdings zu verstehen gaben, daß sie bezüglich des kirchlichen Gerichtshofs und des Internirungsgesetzes mit dem Centrum einverstanden seien und die maigesetzlichen Bestimmungen über die bischöfliche Jurisdiktion und die Erziehung des Klerus der Revision bedürftig erachteten. Von der Erfüllung der letzteren zwei Bedingungen des heil. Stuhls hängt aber bekanntlich dessen Entgegenkommen bezüglich der Anzeigepflicht ab.

Uebrigens ist bei derselben Gelegenheit den Conservativen noch ein anderer Gewinn in den Schooß gefallen. Als die Nationalliberalen auch bei der Fortsetzung der kirchenpolitischen Debatte, nämlich bei der Berathung des Cultusetats, in ihrem Schweigen beharrten, da erhob sich ein Führer der Conservativen, um die Fraktion geradezu zu apostrophiren: sie möchte doch endlich auch ihre Meinung über eine Revision der Maigesetzgebung offenbaren. Nicht ohne Spott sagte er in seiner Rede vom 29. Januar: „Ich möchte namentlich an die Nationalliberalen die Bitte richten, Ihrerseits, auch nachdem Ihr Führer (Bennigsen) Sie verlassen hat, irgend jemand zu beauftragen, der in dieser Frage Ihren Standpunkt vertritt. Die conservative Partei hat es ja in der Hand, eine Majorität zu bilden mit dem Centrum oder mit Ihnen und den Freiconservativen; wir müssen aber wissen, welche Absichten Sie haben, und da ich voraussetze, daß das Verlassen Ihres

Führers Sie nicht völlig zu ewigem Schweigen verdammen wird, so erwarten wir zunächst von Ihnen eine Aeußerung."

Veranlaßt war diese Apostrophe allerdings auch durch die scharfe Verurtheilung der Maigesetze in ihrer Basis und ihrem Aufbau, die kurz vorher in der „Kölnischen Zeitung" durch mehrere Artikel gegangen war. War nun das Auftreten des Herrn von Hammerstein eine wirklich beabsichtigte Falle oder nicht: zwei jüngere Mitglieder der einst so mächtigen Fraktion konnten wirklich das Reden nicht länger verhalten, und namentlich ihr enfant terrible, Hr. von Eynern, erklärte kurzweg: die Fraktion werde die Mitwirkung bei den auf Beendigung des kirchenpolitischen Conflikts gerichteten Bestrebungen der Conservativen definitiv versagen; sie hoffe vielmehr auf die Wiederkehr — anderer Zeiten.

Das war ein kalter Wasserstrahl auf alle Mittelpartei-Schwärmer; aber auch in den gouvernementalen Kreisen, wo man noch immer nach der Linken hinüber schielt, durfte man es sich gesagt seyn lassen. Woher die Partei, die jetzt bei den Wahlen regelmäßig den Krebsgang geht, „andere Zeiten" erhofft, ist längst kein Geheimniß mehr: der Kronprinz soll dieselben bringen. Hat vielleicht auch der conservative Redner den Gedanken im Auge gehabt, als er dem Herrn von Eynern erwiderte? Er sagte nämlich: „Man will sich die Thüre offen lassen. Wenn einmal die Zeit kommen sollte, wo die Nationalliberalen wieder regierungsfähige Partei sind, will man nach jeder Seite ungebunden seyn, und dann als die große Partei auftreten, die nun die nationale That der Beseitigung des Culturkampfs auf ihren Händen als Morgengabe bringt!"

Der Antrag Reichensperger war resultatlos geblieben, außer daß die Verhandlung eine tiefe Verstimmung des Centrums gegen den Ministertisch hinterließ. Schon am zweiten Tage (20. Januar) begann Dr. Windthorst mit dem Ausdruck der Ueberraschung: so hätte er es doch nicht erwartet. „Der Ton und der Inhalt der Rede des Herrn Ministers waren solche, daß ich fürchte, wir stehen an dem

Beginn einer neuen Kampfesära." In den Zeitungen aber halte es wider: „Ist Falk wieder auferstanden?" Die Erregung pflanzte sich auf die Tagesordnungen über den Cultusetat fort, und die Kammer hat wohl seit Langem keine heißeren Sitzungen mehr erlebt. Am schlimmsten war der Herr Minister daran. Ein Strom von Anfragen, Interpellationen und Provokationen brach über ihn los: „Gründe, Herr Minister, Gründe, wo sind die Gründe?" Aus welcher Ursache immer: der Minister erwiderte, viel mehr als durch Antworten, durch beredtes Schweigen.

Am meisten hatte die Schroffheit verletzt, mit der er sich über die verbannten Erzbischöfe von Köln und Posen dahin aussprach: ihre Zurückberufung werde und könne niemals erfolgen, keiner der gegenwärtigen Minister würde ihre Begnadigung beim Kaiser begutachten. Auch der Abg. Eugen Richter von der Linken hatte geäußert, daß es ganz unbegreiflich sei, warum man nicht alle Bischöfe ohne weiters zurückrufe, da ohne Zweifel der Eine so viel oder wenig wie der andere verbrochen habe. Noch dazu werden die Diöcesen der nicht-„begnadigten" Oberhirten mit Aufrechthaltung der Gehaltssperre gestraft. Nur bezüglich des Cardinal-Erzbischofs von Posen versuchte der Minister mit den bekannten national-polnischen Tendenzen zu argumentiren, ohne indeß der Person desselben das Geringste nachweisen zu können. Andere Gründe blieben der Kammer durchaus vorenthalten.

In der Sache selbst wiederholte der Minister seine stereotype Erklärung: „daß Verhandlungen mit der Absicht, daß ein Concordat oder ein förmliches Abkommen geschlossen werden könnte, nun und nimmermehr von der gegenwärtigen Staatsregierung geführt werden, daß wir aber sehr gerne bei dem Bemühen, durch eine einseitige staatliche Gesetzgebung die Verhältnisse des Staats zur katholischen Kirche zu regeln, mit der Curie in Fühlung bleiben wollen, und wesentlich zu diesem Zweck auch die dortige Gesandtschaft etablirt haben." Es geschieht aber immer wieder nichts, weder auf präventivem noch auf repressivem Wege. Erst nach langen Quälereien,

wo er denn überhaupt hinaus wolle? hat sich der Herr Minister die Berufung auf die bekannte Note des Herrn von Schlözer vom 5. Mai 1883 abpressen lassen; am Schlusse aber hat er sogar durchblicken lassen, daß die Aufgabe wohl als „unverkürzte Bürde“ auf zukünftige Ministerien übergehen werde.

Sicherlich erfaßt ein gelinder Schrecken die Zeitungsleser aller Parteien, so oft in den Berliner Parlamenten wieder eine Culturkampf-Debatte in Sicht ist. Trösten wir uns aber mit den Worten Windthorsts in seiner Schlußrede vom 19. Januar, bei welchen er sicherlich den Ministertisch nicht am wenigsten im Auge hatte: „Leider finde ich Sie sehr gebunden in Vorurtheilen, die Sie von der Muttermilch her aufgesogen und die Sie nicht zu brechen wagen, weil eine gewisse öffentliche Meinung, oder eine Convenienz Sie davon abhält. Und wenn der Culturkampf so lange dauert und so oft hier besprochen werden muß, so liegt das vielleicht in der Oeconomie der Vorsehung, die von dieser Stelle aus Wahrheiten verkündet sehen will, die sonst nicht zum Bewußtseyn Aller kommen.“

II.

Das „Deutsche Adelsblatt“ über Ritterlich und Unritterlich.

Es wäre kaum zu verstehen gewesen, wenn der conservativste Zug in unserer von entgegengesetzten Strömungen hin und her gerissenen Zeit nicht auch den deutschen Adel ergriffen hätte, und zwar gerade ihn vor Allen. Wäre es nicht geschehen, so hätte man sagen müssen: das was eigentlich „Adel“ ist, gibt es nicht mehr in Deutschland. Das Standesbewußtseyn ist es, was den Adel ausmacht, und leben und gedeihen kann dieses Bewußtseyn nur in der Corporation. Es gibt ja Länder, wo die Atomisirung der Gesellschaft ihr Werk vollendet hat. „Adeliche“ zählt man dort vielleicht mehr, vornehmere und reichere als bei uns; aber es dürfte nicht leicht seyn, sich einen zutreffenden Bericht von französischem

oder italienischem „Adel" als solchem zu machen. Bei uns beunruhigen sich wenigstens die Feinde noch wegen der „Junker und Pfaffen".

Abgesehen von den ordensähnlichen Verbindungen des deutschen Adels beider Confessionen aus älterer oder neuerer Zeit hat sich denn auch seit etwa zehn Jahren der corporative Zug, der als allgemeines Rettungsbrett in den Stürmen der modernen Welt erscheint, des Adels im neuen deutschen Reich bemächtigt. Zuerst hat sich in Süddeutschland eine katholische Adelsgenossenschaft mit dem Sitze in München gebildet, und bald darauf ist eine Anzahl norddeutscher Edelleute zu einer „deutschen Adelsgenossenschaft" zusammengetreten. Beide Vereinigungen hatten außer der Förderung der Standesehre und ritterlicher Gesinnung zunächst charitative Zwecke im Auge, und zwar die katholische Genossenschaft im Allgemeinen, die norddeutsche mehr in interner Richtung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder des Adels.

Zu Anfang des Jahres 1880 zählte die norddeutsche Genossenschaft zwar erst 60 Mitglieder, aber sie besaß doch bereits einen nicht unbedeutenden Fond, sie hatte auch in süddeutschen Adelskreisen Anknüpfungspunkte gewonnen, und strebte nunmehr eine umfassendere Organisation an. Dazu gab ein Aufsatz den Anstoß, welcher im März 1879 in der „Allgemeinen conservativen Monatschrift" des Herrn Pastors Martin von Nathusius unter dem Titel: „Unser Adel in Gegenwart und Zukunft, ein Mahnruf an die Standesgenossen", erschien. Verfasser des Aufrufs war Herr Oldewig von Uechtritz in Dresden; und dieser Name ist es auch, der uns hier besonders interessirt.

Seit dem Jahre 1882 erscheint nämlich in Berlin ein nunmehr im 4. Quartal stehendes Blatt unter dem Titel: „Deutsches Adelsblatt, Wochenschrift für die Interessen des deutschen Adels beider Confessionen". Herausgeber ist Herr Baron von Roëll, der sich schon zur Zeit der neuen Zollgesetzgebung im Reich durch Herausgabe

einer sehr einflußreichen Correspondenz bekannt gemacht hat. Als eigentliches Organ der gedachten Genossenschaft will die neue Wochenschrift nicht angesehen seyn. Sie ist vielmehr ein Sprechsaal für dieselbe, in dem zur Zeit namentlich die spinöse Frage diskutirt wird, ob und wie dem sogenannten „verkommenen" Theil des Adels noch aufzuhelfen sei? Im Uebrigen steht das Blatt unabhängig da.

Der Geist, der das Blatt beseelt, ist derselbe, welcher die Genossenschaft der norddeutschen Edelleute in's Leben gerufen hat; er ist nicht disputabel. Wie der Mahnruf des Herrn Oldwig von Uechtritz in ihr sein Echo gefunden, so entwickelt derselbe Herr in dem Blatt seine von christlich-germanischem Geist erfüllten Anschauungen von dem Beruf, den der Adel deutscher Nation in seiner Wiege als Angebinde erhalten und den er nun genossenschaftlich wieder erobern soll. Voll ritterlichen Freimuths geht Herr von Uechtritz mit dem Beispiel selber voran, indem er die Wunden aufdeckt, welche die moderne Entwicklung dem Adel geschlagen, und keine Schuld verhehlt, mit der dieser Adel durch eigenen Abfall sich beladen hat. Man muß sich in die Kreise, an die er seine Exhortationen richtet, hineinzudenken wissen, um die Kühnheit seiner Sprache zu würdigen; aber er will eben die Sprache der Wahrheit reden, und kein Blatt vor den Mund nehmen.

Während er für die Nummern der Wochenschrift vom Ende des vorigen Jahres eine ausführliche Abhandlung schrieb unter dem Titel: „Der Standesgeist der Gegenwart im Spiegel des mittelalterlichen Ritterthums", kam die Antrittsrede des neuen Herrenmeisters des preußischen Johanniter-Ordens — bekanntlich eine exclusiv-protestantische Nachbildung — zu seiner Kenntniß. Se. königliche Hoheit hatte dem Orden eine neue Aufgabe gestellt und die Mitglieder mit warmen Worten aufgerufen „zum Kampf des Glaubens gegen den Unglauben" der Zeit. Darüber bemerkt Herr von Uechtritz: „Voltaire und Humboldt, so höfisch sie sich auch in rechter Stunde zu gebährden wußten, waren gleichwohl

nicht die einzigen Edelleute von der Kammer der Preußischen Könige, welche den zersetzenden Mächten zu Pionieren wurden; und an Rittern vom Spital, auf deren Brust das achtspitzige Linnenkreuz — um uns milde auszudrücken — kein Symbol christlichen Ritterthums darstellte, hat es leider nie gefehlt. Sollen die goldenen Worte, die der neue Meister am St. Johannistage seinen Rittern zugerufen, soll der Kampf des Ordens gegen den Unglauben eine Wahrheit werden, dann müßte derselbe vor Allem an seinen eigenen Gliedern missioniren und seine Reihen von allen Elementen säubern, deren kirchlich-sittliches Auftreten nicht voll und ganz den Grundsätzen, welche der Orden vertreten soll und will, entspricht".

Zu dieser Auslassung macht allerdings die Redaktion eine verwahrende Bemerkung: „Wir müssen für dieses harte Urtheil dem Herrn Verfasser die volle Verantwortlichkeit überlassen". Aber sie hat den Herrn von Uechtritz zuvor ohne redaktionelle Verwahrung des Weitern auseinandersetzen lassen, wie und inwieferne gerade der altpreußische Adel in eigenthümlicher Weise erst recht seinen Beruf verfehlt habe und meist nicht nur um das Standes-, sondern sogar auch um das Selbstbewußtseyn gekommen sei. Herr von Uechtritz bewährt sich als ein gründlicher Menschenkenner; und wir erlauben uns, diesen Theil seiner Ausführung den Lesern um so mehr wörtlich vorzuführen, als das heillose Labyrinth der preußischen Kirchenpolitik soeben wieder zu einer neuen Verbitterung zwischen dem Centrum und den preußisch Conservativen — deren Kern eben der protestantische Adel bildet — zu führen droht. Herr von Uechtritz also sagt:

„Heute ist es nicht mehr die Kreuzesfahne, um die sich der Adel schaart. Gewiß verkennen wir nicht die Bedeutung des Umschwungs, welcher sich in der Emanzipation von dem die erste Hälfte des Jahrhunderts beherrschenden Rationalismus, und in der Rückkehr zu einer den Ordnungen des Mittelalters verwandten Thätigkeit der Barmherzigkeit vollzogen. Es ist

hocherfreulich, daß mit des unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm IV. Regierung ein ungleich regeres kirchliches Leben in weiteren Kreisen des Standes Platz gegriffen hat, daß namentlich das Laien=Element der inneren Mission in ihm immer neue Ausfüllung der entstehenden Lücken empfängt. Wenn dennoch das löbliche Bestreben, der Kirche inneres Leben von dem Gebiet unfruchtbarer Abstraktionen abzulenken und zu den Wirkungssphären zurückzuführen, welche es im Mittelalter die seinen nannte, nicht von dem erwünschten Erfolge begleitet wird, wenn es vielmehr fort und fort Stückwerk und die Domaine verhältnißmäßig kleiner Parteien bleibt — so können wir darin nur eine Folge der traurigen Zerrissenheit der Kirche, welche jedes einheitliche Vorgehen ausschließt, und andererseits die verhängnißvolle Unterordnung der protestantischen Bekenntniß=Gemeinschaften unter die Staatsgewalt erkennen".

„Von seiner historischen Entwicklung, dem corporativen Grundgedanken, aus dem er herausgewachsen, geradezu ausersehen, der aufhaltende Faktor der destruktiven Strömung der Zeit zu werden, hat der Adel in seiner Mehrheit gleichwohl der Fluth der letzteren keinen Widerstand entgegen zu setzen vermocht. Dem baarsten Subjektivismus verfallend, hat der der altpreußischen Provinzen in seiner Majorität, unter dem überwältigenden Eindruck der äußeren Erfolge, anstandslos den bis dahin hochgehaltenen Prinzipien den Rücken gekehrt. Mit einem Schlage vom Hochtory zum Nationalliberalen herabgesunken, wußte der mehr noch verblendete als eingeschüchterte, aus den Fugen gehobene, ci-devant conservative Junker nichts Besseres zu thun, als in das Wuthgeheul der verjüdelten Erbpächter der Reichstreue gegen seine welfisch=royalistischen Standesgenossen einzustimmen und im erbittertsten Culturkampf den geheiligten Interessen seiner katholischen Brüder Arm an Arm mit den Virchow und Lasker entgegen zu treten".

„Wie das Christenthum den auf ihre geistige Bildung überstolzen Schichten der Gesellschaft sich meist zum leeren Schattenbilde verflüchtigt — so zergeht, wenn man so sagen darf, Denen der Conservatismus unter den Händen, welche die Autorität der nach der Verheißung unseres Herrn mit dem heiligen Geist ausgerüsteten Kirche einfach der modernen Staatsidee unterstellen.

Im partikularistischen Royalismus erzogen, hat der protestantische preußische Adel „optima fide“ mit geringen Ausnahmen geglaubt, dem aus seinen eigenen Reihen hervorgegangenen gewaltigen Staatsmann unter allen Umständen folgen zu sollen“.

„Die Worte der Mallinckrodt und der Schorlemer, des greisen Ludwig von Gerlach, den der Muth der Ueberzeugung an die Seite seiner katholischen Standesgenossen führte, verhallten unbeachtet in den Kreisen, die wohl werth gewesen wären, ein Rüstzeug im Kampf gegen die unter nationaler und königlicher Flagge einherschreitende moderne Weltanschauung zu werden. Daß der dem Frankfurter Frieden folgende, das Einheitsbedürfniß des triumphirenden Deutschlands gar wundersam illustrirende innere Krieg im tiefsten Grunde doch ebenso der Untergrabung der weltlichen als der geistlichen Gewalt galt, daß seine Leitung ihre Direktive, sicherlich ahnungslos, von der Allianz aller liberalisirenden Mächte empfing, verschloß sich damals gänzlich dem Auge der großen Masse sonst wohldenkender Männer. Je schöner der Traum, je mißlicher das Erwachen“.

„Wohl ist heute eine gewisse Ernüchterung eingetreten. Man wagt es hier und da verlauten zu lassen, daß denn doch große Fehler begangen worden, ja sogar, daß man das Ueberwuchern des Capitalismus begünstigt habe. Im Allgemeinen aber schlug man auf das Resultat los, statt mit den Urhebern zu rechten, und offen und frei auszusprechen, was in der Seele, die einst conservativ empfinden durfte, dunkel nachklang, daß nämlich die liberale Weltanschauung sich nicht bloß im liberalen Lager, sondern vor Allem in der Staatsleitung verkörpert habe. In geschickter Ausbeutung der Umstände verketzerte das finanzielle und politische Gründerthum jede Regung edelmännischen Unabhängigkeitsgefühls, jede Kundgebung des unentwegten Conservatismus, alles Festhalten an der Autorität der Kirche als Reichsfeindschaft, Illoyalität und Ultramontanismus. Die angeblich conservative Fraktion folgte blind den Winken und Worten vom Ministertisch, wie liberal das Axiom auch seyn mochte, das dieselben hervorgerufen, und es dauerte Jahre, bis es den Führern gelang, ihre äußerst opportunistische Heeresfolge, wenigstens hie und da für eine sehr bescheidene Opposition gegen die von Bennigsen getragene Regierungspolitik zu gewinnen“.

„Nun gehört heute der Landesdirektor in Hannover zwar zu den endlich erkannten Größen. Wenn er aber seine Wähler auf ‚bessere Tage‘ vertröstet, so können wir leider in solchen Hoffnungen keineswegs den Ausfluß eines unberechtigten Optimismus sehen. Der Liberalismus ist nur zeitweise deplazirt, und so sehr er auch scheinbar abgewirthschaftet hat, doch keineswegs entgültig vom Schauplatz abgetreten. Ein Blatt mit sympathetischer Tinte beschrieben, wird er unter dem Einfluß des ersten erweckenden Sonnenstrahls bald genug den Thoren, deren Blick er heute entschwunden, sein Daseyn kundgeben. Dauernd wird er nur dem wildesten Radikalismus oder einem engen Bündniß der von allen Personen- und Opportunitäts-Fragen emanzipirten kirchlich positiven und objektiv conservativen Parteien beider Confessionen weichen. Nur in der Anlehnung an eine solche Allianz vermag das Königthum sich vor der dasselbe nach und nach aufsaugenden, früher oder später einer republikanischen Gestaltung verfallenden, modernen Staatsidee zu schützen“.

XXV.

Die ignatianischen Briefe.[1]

Allen Freunden der patristischen und patrologischen Literatur möchten wir auf's angelegentlichste die Festschrift empfehlen, welche Professor Dr. F. X. Funk zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des gelehrten Bischofs von Rottenburg, Dr. Karl Joseph von Hefele, herausgegeben hat. Wie schon der Titel des Buches ankündigt, tritt der Verfasser für die Echtheit der Ignatianischen Briefe in die Schranken.

Bei dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung

---

1) Die Echtheit der ignatianischen Briefe auf's neue vertheidigt von Dr. Fr. X. Funk. Mit einer literarischen Beilage: Die alte lateinische Uebersetzung der Usher'schen Sammlung der Ignatiusbriefe und des Polykarpbriefes. Tübingen, Laupp. 1883.

handelt es sich fast nur noch um die Frage, ob die bereits von Eusebius in seiner Kirchengeschichte (III, 36) aufgezählten und zum Theil verwertheten sieben Briefe (an die Gemeinden von Ephesus, Magnesia, Tralles, Rom, Philadelphia, Smyrna und an Polykarp), und zwar in der kürzern griechischen Recension, wirklich vom Bischof Ignatius von Antiochien herrühren. Das bekannte Wort des Terentianus Maurus: „Habent sua fata libelli", findet auf die ignatianischen Briefe im vollsten Sinne Anwendung. Nachdem das ganze Mittelalter hindurch die Briefe des hl. Ignatius unbekannt gewesen,[1]) wurden gegen Ende des 15. Jahrhunderts zuerst drei apokryphe Briefe, wovon einer an die hl. Jungfrau, und zwei an den Apostel Johannes gerichtet waren, zugleich mit dem Antwortschreiben Mariens, sämmtliche nur in lateinischer Sprache, veröffentlicht. (Paris 1495). Drei Jahre später erschienen mit „quaedam opera" des Dionysius Areopagita, elf Briefe des hl. Ignatius und der Brief des Polykarp, alles in lateinischer Uebersetzung. (Paris 1498). Diese Stücke galten damals auf katholischer Seite sämmtlich als echt. Doch dauerte dieß nicht lange. Die Auffindung des griechischen Textes der längern Recension — die kürzere war damals noch unbekannt — brach bald der Erkenntniß Bahn, daß wenigstens die vier zuerst veröffentlichten lateinischen Briefe ein Produkt späterer Zeit seien. Eine weitere Controverse erhob sich, als gegen Mitte des 17. Jahrhunderts die sogenannte kürzere Recension, bestehend aus den sieben von Eusebius erwähnten Briefen in kürzerer Textesgestalt, und zwar fast gleichzeitig sowohl lateinisch (von dem anglikanischen Erzbischof Jakob Usher), als griechisch (von Isaak Voß) an's Licht gezogen wurde.[2]) Nun entstand die Frage, welche der beiden griechischen Recensionen, die längere oder die kürzere, den Anspruch auf Echtheit erheben könne. Das Endergebniß vielseitiger Verhandlungen war, daß die längere Recension als eine spätere Fälschung, bezw. Interpolation, erkannt und demzufolge verworfen wurde.

In ein neues Stadium trat die ignatianische Frage, als vor vier Decennien drei Briefe aus der kleineren Sammlung in wesentlich abgekürzter Textesgestalt in syrischer Sprache entdeckt und veröffentlicht wurden.[3]) Eine Reihe von Theologen,

---

1) S. Nirschl, Patrologie (1881) I, 100; und: Die Briefe des hl. Ignatius van Antiochien (Passau 1870) S. 2.

2) Der bei J. Voß noch fehlende griechische Urtext des Römerbriefes wurde von Ruinart aufgefunden und 1689 herausgegeben.

3) The ancient Syriac version of the Epistles of St. Ignatius to St. Polycarp, the Ephesians, and the Romans. London 1845.

namentlich Engländer, schloßen sich der Meinung des gelehrten Herausgebers Cureton an, daß diese syrische Form der drei Briefe der ursprüngliche Text, und alles, was der griechische Text außerdem noch habe, Zusatz und spätern Ursprungs sei.[1])

In Deutschland war Hefele einer der ersten, welche in dem syrischen Text nur einen Auszug aus dem griechischen erkannten, und gegenwärtig ist diese Ansicht oder Einsicht so ziemlich zur allgemeinen Herrschaft durchgedrungen.

Wenn heute von der Echtheit der Ignatiusbriefe die Rede ist, so denkt fast jeder Gelehrte nur an die kürzere griechische Recension der sieben von Eusebius aufgezählten Briefe. Der vereinzelnt stehende Versuch Renan's, den Römerbrief von dem Verwerfungsurtheile der deutschen Kritik auszunehmen, und ihn allein, wenn auch nicht ganz, so doch zum großen Theil für echt zu erklären, wird von Funk mit schlagenden Gründen in seiner Unhaltbarkeit nachgewiesen.

Gewiß ist gerade Professor Funk, dem wir die beste kritische Ausgabe der Ignatiana, sowie der „apostolischen Väter" überhaupt verdanken,[2]) dazu berufen und befähigt, in der brennenden Frage der Ignatiusbriefe ein Wort mitzusprechen. Seine Schrift bekundet nebst vollständiger Vertrautheit mit der überaus reichen Literatur eine Unbefangenheit und Objektivität der historischen Forschung, wie sie in „Vertheidigungsschriften" uns nicht oft begegnet. Der Verfasser geht an seine Aufgabe, nicht um wie ein Advokat um jeden Preis die Echtheit zu beweisen, sondern mit dem unbeugsamen Entschluß, sich „nur von den Gesetzen der historischen Forschung und Kritik leiten zu lassen" (S. 3), und soweit wir darüber urtheilen können, ist er diesem Vorsatz allen Ernstes treu geblieben. Uns wenigstens hat seine Schrift eben deßhalb, weil der Verfasser das volle Gewicht der gegen die Echtheit erhobenen Schwierigkeiten fühlt und würdigt, besondere Befriedigung gewährt.

Von den im letzten Decennium erschienenen Vertheidigungsschriften hat das umfangreiche Werk des protestantischen Theologen Th. Zahn[3]) insbesondere auf katholischer Seite vielfach den Eindruck hervorgerufen, als ob damit die ignatianische Frage endgiltig im Sinne der Echtheit entschieden wäre. — Auch wurde die in diesem Buche Zahn's aufgespeicherte Gelehrsamkeit selbst von solchen Forschern unumwunden anerkannt, welche, wie z. B. Hilgenfeld, nicht die Empfindung hatten, als müßte die kritische Geschichtsforschung mit ihrer Behauptung der Unecht-

1) S. Rirschl, Die Briefe u. s. w. S. 16.

2) S. Histor.-pol. Blätter 82, 889 ff. und 89, 719—725.

3) Ignatius von Antiochien. Erlangen 1873.

heit schon die Segel streichen. Das glänzende Fiasko aber, welches Zahn, der gelehrte Freund kühner Hypothesen, mit seinem „Evangeliencommentar des Theophilus von Antiochien“ [1]) gemacht hat, wird schwerlich den Credit seines Werkes über Ignatius derart erhöhen, daß darüber Funk's neueste Vertheidigung der Ignatiusbriefe als überflüssige Arbeit dürfte ignorirt werden. Wir erwähnen den Namen Theophilus nicht, um etwa eine frische Wunde aufzureißen, die nie mehr ganz vernarben wird, sondern um gegenüber einer übertriebenen Scheu vor unerbittlicher Kritik an die Unzuverlässigkeit so mancher liebgewonnenen und bestechenden Annahmen zu erinnern. [2]) Auch geben wir keinem Gefühl des Staunens darüber Ausdruck, daß ein Correspondent der „Allgemeinen Evangelischen Lutherischen Kirchenzeitung“ (vom 14. September 1883) mit Hilfe der Zahn'schen Brille „fast überall auf den ersten Blick, ohne viel Grübeln oder Künsteln, den Eindruck der Originalität des Theophilustextes gegenüber den mit ihm sich berührenden Vätern bemerkt;“ aber ungern sahen wir, daß ein so besonnener Forscher, wie Funk, auf Zahn's Empfehlungskarte hin dem Eindringling Theophilus ein „reservirtes“ Plätzchen in der Reihe der Zeugen für die Ignatiusbriefe eingeräumt hat. Auf das Zeugniß des Lucian von Samosata legt der Verfasser mit Recht

1) Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altkirchlichen Literatur. II. Theil. Erlangen 1883. Vgl. Harnack, Der angebliche Evangeliencommentar des Theophilus von Antiochien, im 4. Heft des I. Bd. von „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur.“ Leipzig 1883.

2) Seitdem durch Harnack's glückliche Entdeckung die alten und neuen Bedenken gegen die Echtheit des sog. Evangeliencommentars des Theophilus eine so überraschende Bestätigung gefunden, mag es als eine wohlfeile Weisheit erscheinen, den besagten Commentar für eine Compilation aus späterer Zeit zu erklären. Zahn hätte sich unsers Erachtens seine undankbare Mühe erspart, wenn er mit den Schriften des hl. Augustinus genauer vertraut gewesen wäre. Man vergleiche z. B. mit S. 58 u. 68 der Zahn'schen Ausgabe des Theophilus folgende Stellen aus Augustinus: Quaest. evang. l. II, qu. 44. In Ps. 36 (I), n. 2. In Ps. 99, n. 3. In Ps. 132, n. 4 et 5. Serm. 98, n. 5. Serm. 128, n. 14. In Joann. Ev. tract. 49, n. 3. Daraus erklären sich die betr. Stellen des Beda Venerabilis, mit denen Zahn u. A. nichts anzufangen wissen.

selbst kein großes Gewicht. Viel bedeutsamer erscheinen die Gewährsmänner Eusebius, Origenes und Irenäus.

Eine entscheidende, wie es scheint, unverwerfliche Instanz für die sieben Briefe des Ignatius bildet der Brief des hl. Polykarp von Smyrna, über dessen Echtheit und Integrität Funk ausführlich und gründlich handelt (S. 14—42.). Namentlich wird das Verhältniß des Polykarpbriefes zu den Ignatiusbriefen einer eingehenden Prüfung unterzogen, und hoffentlich tragen die Nachweise des Verfassers dazu bei, für immer den Wahn zu zerstören, als ob beide Schriftstücke einen gemeinsamen Ursprung haben, beziehungsweise aus Einer Fälscherhand hervorgegangen seien. Der Verfasser zeigt auch die Grundlosigkeit der Behauptung, daß der Polykarpbrief den Ignatiusbriefen bald nach ihrer Entstehung als Einleitung sei beigegeben worden, um die mit diesen begonnene Fälschung zu empfehlen. Wir möchten diese Untersuchung als den Glanzpunkt der Funk'schen Schrift bezeichnen.

Der zweite Abschnitt (S. 43—133) ist der Erörterung der inneren Schwierigkeiten gewidmet und bespricht 1) die kirchliche Verfassung, 2) die häretische Bewegung, 3) das Martyrium, 4) die Persönlichkeit, 5) die Zeit des hl. Ignatius. Der Raum und Rahmen dieser Blätter gestattet uns nicht, näher auf die hochinteressanten Einzelheiten einzugehen. Zudem soll ja die Lektüre und das Studium der hier besprochenen Schrift keineswegs erspart, sondern vielmehr veranlaßt werden.

Der Verfasser, der zum Schlusse die Hauptresultate seiner Untersuchungen kurz und gut zusammenstellt, nimmt gegenüber der siegesgewissen Zuversicht der Gegner „nicht unbedingte und zweifellose Sicherheit in Anspruch", sondern ist zufrieden, wenn durch seine Forschungen klar wird, daß die ignatianische Frage „noch nicht abgethan", daß sie „am wenigsten im Sinne der Unechtheit der Briefe entschieden ist."

Eine willkommene Ergänzung zu den „Opera Patrum Apostolicorum" bildet die literarische Beilage: „Die alte lateinische Uebersetzung der Usher'schen Sammlung der Ignatiusbriefe und des Polykarpbriefes."

Wir hoffen, daß dem vortrefflichen, auch schön ausgestatteten Werke Funks überall die verdiente Achtung und Beachtung wird zu Theil werden. O. R.

XXVI.

Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—69.

II. 1868—69.

Der Sieg bei Mentana (3. November 1867) war entscheidend. Die Schaaren Garibaldi's waren in wilder Flucht zurückgewichen, ein Theil zerstreut, viele in Gefangenschaft gerathen; die italienische Regierung, welche bei günstigem Erfolge, wie sie auch früher in der Romagna und in Neapel nach der Entscheidungsschlacht am Volturno (1. Okt. 1860[1]) es gethan, gern das von den Rothhemden genommene Land zur „Wahrung der öffentlichen Sicherheit" besetzt hätte, wagte es nicht, für diesen mitten im tiefsten Frieden unternommenen Flibustierzug öffentlich einzustehen. Dießmal war demnach der feinangelegte Plan mißglückt.

---

1) Quirico Filopanti erhielt ein Schreiben Garibaldi's nicht lange vor dessen Tode (vom 21. Dec. 1881), in welchem dieser zugesteht, daß er bei der bald hierauf erfolgten Begegnung mit Viktor Emmanuel diesen begrüßt habe mit den Worten: „Heil Euch, König von Italien"; darauf habe der König ihm die Hand gereicht und geantwortet: „Heil Euch, dem besten meiner Freunde." Vgl. A. Allg. Zeitung 1882. Nr. 31. Beilage. Garibaldi war bekanntlich Großmeister aller italienischen Maurerlogen. Und derselbe Mann hatte noch im Jahre 1846 dem päpstlichen Nuntius in Rio de Janeiro seine Dienste angeboten.

Es gibt Parallelen in der Geschichte, die zu auffallend sind, um als bloßer Zufall sich erklären zu lassen. Mentana, jetzt ein unbedeutender Ort, welcher dem Fürsten Borghese gehört, ist das alte Nomentum, fünfzehn Miglien von Rom entfernt. Hier war es, wo die berühmte Zusammenkunft Kaiser Karls des Großen mit Papst Leo III. am 23. November 800 stattfand; Karl stellte den Papst, seine Person und sein Land unter den Schutz des Kaisers und begründete so die politische Stellung der Päpste gegenüber den übrigen Machthabern, wodurch die Unabhängigkeit der geistlichen von der weltlichen Gewalt durch ganz Europa gewahrt, und die Bedingungen aller ächt religiösen und freiheitlichen Entwicklung gegeben waren. Was wäre Europa geworden ohne den Papst? Diese Frage haben Geschichtschreiber wie Johannes v. Müller, Luden, Herder, Leo zur Genüge beantwortet. Und wenn sie es auch nicht gesagt hätten, die antichristlichen und socialistischen Wortführer haben laut genug erklärt, daß mit dem Sturze des Papstthums der Riesenkampf zwischen Glaube und Unglaube entschieden, die europäische Staats- und Gesellschaftsordnung für immer gefallen seyn wird; denn „wer sagt Papst, sagt Auktorität“ hat einmal Rousseau bemerkt; er hatte Recht. Was wäre aber der Papst ohne eine unabhängige Stellung im europäischen Fürstenrathe? Eine Puppe, wie der Metropolit in Constantinopel und in Rußland eine Puppe des Großherrn und Czaren ist, mit der man nach Belieben spielt, die man einsetzt und absetzt nach den Bedürfnissen der Staatsraison oder auch nach der Höhe der Kaufssumme, die der Candidat bietet; der letzte Ring in der Kette eines Polizeisystems, durch welches die Herrscher, weil sie selbst nicht an Gott noch an die Macht der Ideen glauben, wähnen, ihre Völker niederhalten zu können. Dann aber wäre das Christenthum entwürdigt, gefälscht, feil geworden; besser keines, als ein solches Christenthum.

Mehr als tausend Jahre sind seit jener Zusammenkunft dahin gegangen. An die Stelle der Longobarden mit ihrem

wilden Ungestüm sind die Diplomaten aus der Schule Machiavelli's getreten, an die Stelle des offenen Kampfes traten geheime Anzettelungen; statt der germanischen Eroberer zog das Gesindel aus allen Theilen Italiens gegen die heilige Stadt. Und die öffentliche Meinung? Ja die öffentliche Meinung war erst recht eine Buhldirne geworden im Dienste der Partei und der Lüge. Die Literatur hatte längst den Kampf gegen die Kirche als Tagesbefehl durch alle Reihen ausgegeben; die Geschichte wurde gefälscht, alles Gute, was die Kirche je den Völkern erwiesen, geläugnet, alle Schwächen ihrer sündigen Organe mit Schadenfreude in den Vordergrund gestellt. Die längst erstorbenen Grundsätze des Heidenthums von Nationalität und Fürstengewalt wurden aus ihrer Gruft ausgegraben, hergerichtet und festlich aufgeputzt, als sollte dieser Popanz, hinter welchem die Treiber dieser Bewegung ihre eigenen Pläne verbargen, den Völkern einen Ersatz bieten für die verlorene Herrlichkeit des Papstthums und der Kirche; Alle, denen die Kirche verhaßt geworden, weil sie das christliche Gesetz mit hohem Ernst verkündet und Zucht und Sitte unverbrüchlich wahrt, jedem gegenüber, dem Staatsmanne so gut wie dem Bettelmanne, glaubten jetzt die Stunde gekommen, da sie ihren vollen Geifer ungestraft gegen sie ausspritzen und noch ihren Dank dafür holen dürften für alle Büberei, als ob es männliche Thaten gewesen. Wer das frühere Italien kannte, und das jetzige sieht, dem blutet das Herz. Eine unbeschreibliche Zuchtlosigkeit, durch die schamloseste Presse genährt, von der Regierung geduldet, überfluthet das Land im Namen der Freiheit; selbst die öffentliche Sitte, die in Italien höher stand als irgendwo, wird nicht mehr geachtet. Und aus solcher Fäulniß soll ein gesundes, starkes, zukunftgewisses Volk hervorgehen? An allen Straßenecken und Plätzen wurden die schändlichsten Spottbilder auf alles Heilige ausgeboten, um die Jugend zu vergiften; in so vielen Romanen, Dichtungen und Erzählungen wurde wie in zierlichen Schalen ein Gifttrank gemischt, der

die Sinne bethörte, die Herzen verpestete und so viele Seelen tödtete, die mit heißer Gier hineintranken, was die Bosheit und Lüge in ihrer infernalen Küche gebraut hatten. Die Lüge ist wie in religiösem, so auf politischem Gebiete geradezu zu einer Weltmacht herangewachsen; Tausende und Tausende stehen durch Wort und Schrift in ihrem Dienste; und was sonst nur der common sense für sich fordern durfte, das nimmt sie als ihr unantastbares Recht in Anspruch, legt es als Gesetz unsers Denkens, als Maxime unsers Handelns uns vor, unter Strafe des Bannes, des Ausschlusses aus der gebildeten Welt.

Verschiedene Flugschriften wurden vor dem letzten Freischaarenzuge gegen Rom verbreitet, die einen von der der Regierung nahe stehenden Partei, die andern von Seiten der extremen Demokraten und Mazzinisten. In einer von jenen, welche unter dem Titel: „Il Senato di Roma ed il Papa" erschien, und großes Aufsehen erregte, da sie ihren Florentiner und halbofficiellen Ursprung kaum verläugnen konnte, suchte man den Beweis zu liefern, daß die Stadt Rom nie in einem Unterthanenverhältnisse zum Papst gestanden, daß daher das Municipium die Befugniß und die Aufgabe habe, sich selbst neu zu constituiren und durch eine Volksabstimmung Viktor Emmanuel als König zu proklamiren. Das ganze Schriftstück war noch mäßig gehalten; selbst an den Klerus wendet es sich, „den römischen, einfachen, gebildeten und tugendhaften Klerus, der nicht mit der Curie und dem Fremden buhlt;" zum Papst spricht es: „Heiliger Vater, die italienische Revolution hat ihren Lauf vollendet und ihr Ziel erreicht. Sie steht jetzt still vor der ehrwürdigen Basilika der Apostel, um zu erklären, daß es ihre Absicht nicht ist, die Grundlagen der Religion Christi zu erschüttern, welche die Religion von ganz Italien ist. Unter dem Schutze der Gesetze, unter dem Schatten einer Fahne, auf welcher geschrieben steht: ‚Freiheit der Kirche und des Staats', könnt Ihr Euer heiliges Amt frei verwalten, nicht mehr umgeben von fremden Waffen,

sondern kräftig beschützt durch die Achtung und Verehrung von uns, stets Euere treuen Söhne, wenn auch nicht mehr Euere Unterthanen."

Dem entsprach der Ton des Römischen Nationalcomité's, das seine Direktiven von der italienischen Regierung empfing. „Der 14. December 1866", heißt es, (der Tag des Abzuges der französischen Truppen) „eröffnet eine neue Aera, welche das Priesterthum der Religion vom verhaßten Despotismus reinigen und befreien und Rom selbst frei und blühend sehen wird. Die Tage des priesterlichen Despotismus sind unerbittlich gezählt" u. s. f. Die demokratische Partei drang dagegen immer heftiger zum unmittelbaren bewaffneten Angriff auf Rom, trotz der Septemberconvention und den beschworenen Verträgen der Regierung. Garibaldi war überall im Lande umhergereist, Waffen, Geld, Leute sammelnd, um mit seinem Roma o la morte und seinen wüthenden Deklamationen gegen Despotismus und Pfaffentrug die niederen Volksklassen aufzuregen, die ernsteren Männer dagegen, wie z. B. auf dem Congresse zu Genf selbst die Protestanten, nachdenklich zu stimmen. Die Mahnungen Napoleons, die Rücksicht vielleicht auch auf die eigene Würde und die öffentliche Moral hatten endlich die Florentiner Regierung bestimmt, den Exdiktator, der auf eigene Faust mit seinen zusammengerotteten Haufen von Arezzo über Sinalunga nach Rom marschirte, an letzterem Orte gefangen zu nehmen. Doch das war Alles nur schnödes Spiel, um Frankreich und der Welt gegenüber den Schein zu retten. Wenige Tage darauf wurde Garibaldi wieder, und zwar bedingungslos, entlassen, um seinen Plan mit frischen Kräften, von der Regierung gebilligt und unterstützt, wieder aufzunehmen. Nichts wäre der italienischen Regierung willkommener gewesen, als ein Aufstand in Rom, oder wenigstens in einem der Orte des kleinen päpstlichen Gebietes. Dann hätte Italien wenigstens mit einigem Scheine von Berechtigung interveniren, und sich als Hüter der Ordnung beweisen, den Abfall vom Papste als Volkswillen er-

klären können. Doch es blieb Alles ruhig trotz aller Aufreizungen der zahllosen Agenten, trotz der bombastischen Proklamationen der römischen „Giunta insurrezionale“, welche zum Kampfe gegen die „wilde Soldatesca“ aufforderte. Unter dem armen Landvolke der Sabina war es Garibaldi kaum möglich, einen Kundschafter aufzutreiben. So mußte denn der Krieg von Außen in das Land hineingetragen werden. Um seinen Truppen einen besseren Zusammenhang und Halt zu geben, hatte ihm die Regierung eine große Zahl von Soldaten zur Verfügung gestellt, die zu diesem Zwecke heimlich aus dem Heere waren entlassen worden.

Vom 29. September 1867 an begannen die Schaaren unter der Führung Menotti Garibaldi's von allen Seiten in das römische Gebiet vorzubringen. Aber überall wurden sie mit Verlust zurückgeworfen, von den Einwohnern verabscheut und gemieden. Doch immer neue und neue Haufen kamen nach, das kleine päpstliche Heer, das mit einer Tapferkeit focht, die selbst dessen erbitterten Feinde ehren mußten, von allen Seiten angegriffen, von Ort zu Ort gehetzt, durch Krankheiten und Anstrengungen erschöpft, ohne die Möglichkeit, seine Verluste zu ersetzen, befand sich in schwieriger Lage. Am 19. Oktober landete Garibaldi von Caprera her in Italien, nicht weit von Livorno, um die Führung in seine Hand zu nehmen; zwei Tage vorher erließ der Papst jenes merkwürdige Rundschreiben, in welchem er vor der ganzen christlichen Welt seine Bedrängniß schildert, und die italienische Regierung laut anklagt: „Wir können nicht umhin,“ heißt es daselbst, „Euch vor Allen, ehrwürdige Brüder, und allen Gläubigen, die Eurer Sorge anvertraut sind, die traurige Lage und die große Bedrängniß kund zu geben, in der Wir hauptsächlich durch das Werk der piemontesischen Regierung Uns befinden. Denn obgleich Uns die Tüchtigkeit Unsers höchst treuen Heeres schützt, welches in rühmlichen Thaten eine fast heroische Tapferkeit bewiesen hat, so ist es doch offenbar, daß es der weit größeren Anzahl der Angreifer nicht lange Widerstand

leisten kann. Und obwohl Uns die kindliche Liebe nicht wenig tröstet, mit welcher Uns Unsere durch gottlose Usurpation auf diesen Rest verringerten Unterthanen anhänglich sind, so müssen Wir doch tiefen Schmerz empfinden, daß sie selbst die schweren Gefahren erleiden, die ihnen von den verwilderten Banden jener Ruchlosen drohen, welche sie in jeder Weise schrecken, berauben und quälen."

Am Tage von Mentana, an welchem die Tapferkeit des kleinen päpstlichen Heeres, in dem Sprossen der edelsten Familien Frankreichs, Belgiens, Hollands, Polens, Deutschlands für die Sache des Rechtes und der Wahrheit, für die sittliche Ordnung und die Freiheit der Kirche kämpften gegen die Rotten, welche der Haß gegen Gott und die Kirche, Beutegier und Sucht nach Abenteuer gegen Rom bewaffnet hatten, ist Garibaldi's Stern gesunken, um nie mehr wieder aufzusteigen. Um 12 Uhr Mittags hatte der Kampf begonnen; gegen drei Uhr waren die Zuaven nicht wenig gefährdet, da sie, von der Hitze des Gefechtes fortgerissen, sich zu sehr zerstreut hatten, und der Feind mit zwei starken Colonnen ihnen in die Flanke fiel; doch bald von der Reserve unterstützt, warfen sie die Andringenden zurück. „Wir waren entschlossen", erzählte mir ein Zuavenoffizier, der mir kurz darauf den Gang des Gefechtes schilderte, „nicht zu weichen, sondern an Ort und Stelle zu sterben." Diese Männer hat die Lügenpresse „Söldner" genannt, während sie mit den „armen Garibaldinern", welche in den Kirchen, namentlich zu Monte Rotondo, unsagbare Greuel verübten und auch das Eigenthum der Bürger nicht schonten, Mitleid heuchelte. Da erinnert man sich an die Worte Salvian's (De gubernat. Dei VIII. 4): „Sie haßten in ihnen das, was mit ihrem eigenen Leben in Widerspruch war, die Unschuld, die Keuschheit, die Frömmigkeit. Die Diener Gottes durften sich nicht auf den Straßen sehen lassen, ohne schwere Unbilden zu erfahren." Auf einer meiner letzten Reisen in Italien sah ich eine merkwürdige Scene, so recht das Bild der heutigen Lage

dieses unglücklichen Landes. Eine freche Hetäre unterhielt sich auf offenem Platze bei hellem Tage mit einem Trupp junger eben so frecher Leute; nicht weit davon hörte ich dem Gespräche eines Mönches zu, der mit Thränen in den Augen einem Freunde seinen Schmerz um sein entweihtes Kloster klagte und seine bittere Noth, in die er versetzt war:

Quippe ubi fas versum atque nefas; tot bella per orbem
Tam multae scelerum facies.

Zu Mentana hatte die seit Jahrhunderten, trotz aller Verletzungen im Einzelnen, doch immer noch principiell als solche anerkannte internationale Rechtsordnung zum letzten Male den Sieg errungen. Nach dem Jahre 1866 waren, wie die „Times" (v. 12. Nov. 1866) die Lage schildert, die alten Allianzen zerrissen und jeder Staat isolirt. „Von nun an besteht in Europa kein allgemeines Princip der Politik mehr, und der Ehrgeiz findet keine Grenze, über welche hinaus er nicht seine Macht ausdehnen könnte. Aller Hände sind gegen Alle erhoben, und nur die Nothwendigkeit lähmt die Lust zum Angriffe. Jeder steht auf der Wache, und die Ordnung wird nur darum aufrecht erhalten, weil Einer sich vor dem Andern fürchtet . . . . Ueberall prüft man die Waffen und erfindet man neue Systeme; die Kunst zu tödten droht die ausschließliche Industrie Europa's zu werden."

Alles das sind Gründe, die es mir verbieten, so sehr ich es auch wünschte, für die Zukunft Italiens Gutes zu hoffen. Mit fortgesetzten Demonstrationen und Conspirationen, mit hohlen Phrasen und pomphaften Deklamationen schafft man kein neues Volk, und die stets wiederkehrenden Erinnerungen an die Größe des alten Rom passen wohl in die Schulstube und für unreife Knaben, aber nicht für eine Nation, die bis jetzt im Kampfe mit dem Feinde immer unterlag und nur durch die Gunst des einen Fremden sich von der Herrschaft des andern befreit sah. Die ehrliche, ausdauernde Arbeit auf allen Gebieten, der Wissenschaft, Kunst, vor Allem des Ackerbaues und Gewerbes allein kann Italien

retten, verbunden mit einer Erneuerung des im Grunde des Volkes unverwüstlich liegenden religiösen Sinnes, sittlicher Reinheit und Energie, nicht aber die anwidernden Redeergüsse des Heeres von Advokaten, dieser Pest des Landes, nicht die beständige krankhafte Sucht nach Vergrößerung, während, was gewonnen wurde, noch lange nicht befestigt ist, und beim ersten Anstoß auseinander fällt, ebenso schnell, wie es zusammengebracht worden war; nicht der leere Pomp seiner Signori, die müßig in ihren Palästen sitzen, und nichteinmal ihre Landgüter gründlich kennen, die sie durch ihre Pächter aussaugen; am allerwenigsten aber die Nachäffereien Voltaire'scher Frivolität und Rousseau'schen Sentimentalismus. So lange das neue Italien nicht Frieden mit der Kirche geschlossen hat, sind alle Bestrebungen seiner Staatsmänner nur eine hoffnungslose Sisyphusarbeit. Prima officia Diis immortalibus, sagt Cicero.

Eines Abends im Winter 1867 — ich war gerade beschäftigt die wichtigsten Briefe der Päpste nach der Ausgabe von Coustant und Thiel durchzulesen und zu excerpiren — erhielt ich ein Schreiben durch die Nuntiatur in München zugesendet, welches College H. und mich einlud, nach Rom zu reisen, um dort an den Vorarbeiten für das nächste Concil Antheil zu nehmen. Das war nun freilich eine Aufgabe ganz anderer Art, als sie mir neun Jahre früher zugefallen war. Sie sagte meinen Neigungen und Arbeiten zu sehr zu, als daß ich einen Augenblick gezögert hätte, meine Bereitwilligkeit zu erklären, wenn auch der Gehorsam gegen den hl. Stuhl mir dieß nicht zur Pflicht gemacht hätte. Ich hoffte — und ich habe mich auch hierin keineswegs getäuscht — neue Anschauungen, große Gesichtspunkte, wichtige Lösungen, eine Bereicherung an Ideen und vielseitige Anregungen zu empfangen. Nur das eine Bedenken konnte mich beunruhigen, ob ich den Anforderungen entsprechen könnte, die man dort stellen wird. Und in der That waren die Referate und Kritiken, welche im Schoße der Congregationen den Ein=

zelnen übertragen wurden, derart, daß sich das Wort Seneca's in anderer Beziehung anwenden ließ: Argumenta morum ex minimis licet capere; jede Sitzung war wie eine Probe auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft. Gerne hätte ich so Manchen aus Jenen hiehergewünscht, die mit geläufiger Zunge und Feder, wobei es nur gilt, ein paar Dutzend der hergebrachten Redewendungen wohl inne zu haben, über römische Unwissenheit und deutsche Wissenschaft zu Gericht saßen; sie hätten da lernen können, was Gründlichkeit und theologische Präcision ist. Nirgends weniger als hier konnte der Satz in Anwendung kommen:

Omnia enim stolidi magis admirantur amantque,
Inversis quae sub verbis latitantia cernunt.

Zu Anfang Februar trat ich mit College H. die Reise nach Rom an, dießmal auf dem kürzesten Wege und ganz mittelst der Eisenbahn, da wenige Monate vorher der Schienenweg über den Brenner war vollendet worden. Kurz und selbst bequem ist die Reise nach der ewigen Stadt nun geworden, kaum länger und jedenfalls weniger anstrengend als vordem die Reise von der Hauptstadt München nach der Nordgrenze Bayerns auch im schnellsten und besten Postwagen; ob schöner, unterhaltender, lehrreicher, das ist eine andere Frage. Wie war das ganz anders noch in den vierziger Jahren! Man reiste mit dem „Vetturino", der Diener, Courier, Geldwechsler, Agent, Vertrauensmann, Alles in Allem war; ich hatte, so oft ich auch in jenen Jahren Italien durchreiste, immer nur rechtschaffene, ehrenhafte Männer unter ihnen gefunden. Sechzehn bis zwanzig Stunden tägliche Fahrt, jeden dritten oder vierten Tag ein Rasttag, war herkömmlich; von Neapel bis hinauf nach Mailand, selbst über den Simplon und Gotthard nach der Schweiz oder über den Brenner und das Ampezzanerthal nach München und Wien fuhr man mit demselben Kutscher; Wohnung, Verpflegung, deren Sorge dem Vetturin oblag, nebst Lohn für Wagen und Pferde waren durch einen Vertrag vorher

festgestellt, und es wurden in der Regel alle Bedingungen gewissenhaft erfüllt. So gewann der Reisende Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, in die Sitten und Anschauungen des Volkes sich hineinzuleben, und hatte an dem Betturino gewöhnlich einen freundlich erinnernden, erklärenden und nach Umständen schützenden Mentor. Wer dagegen Italien nur von der Eisenbahn aus kennt, kennt dieses merkwürdige Land nicht; die Alles nivellirende Macht des Schienenstranges hat, allerdings nur in seiner nächsten Umgebung, auch diesem Lande seinen Zauber genommen und die öde Monotonie des Alles gleichmachenden Industrialismus aufgeprägt. So oft ich daher auch später Italien mit der Bahn bereiste, glichen die landschaftlichen Eindrücke und Reiseerinnerungen überhaupt einer nur mit wenigen Strichen oberflächlich beschriebenen Tafel, während die Erinnerungen aus jenen früheren Jahren mit einer Reihe der charaktervollsten Bilder mir immer noch lebendig vor der Seele stehen.

Es war ein heller kalter Tag, als ich den Brenner hinanfuhr; vom blauen Himmel glänzte die Sonne, und ihre Strahlen wurden in grellem Reflex von den unabsehbaren Schneefeldern zurückgeworfen. Wie funkelnde Diamante leuchteten die Eiszapfen an den zum Theil gefrorenen Bergwassern; wundersam klar hoben sich die beschneiten Felsrücken vom Horizont ab, in welche die dunkeln Tannen und Fichten ihre tiefen Schatten warfen. Alles war wie erstorben, von der Gewalt des Frostes gefesselt und getödtet; nur das Grün der Nadelwälder ließ erkennen, daß unter dieser winterlichen Decke von Schnee und Eis dennoch die Kräfte der Natur schaffen und weben. Durch die Thalsperre der Franzensveste an Brixen vorüber ging es nach Trient, das mit den uralten Zinnen seiner von den Gothen noch herrührenden Stadtmauern wie geisterhaft zwischen den beschneiten Bergen hervortrat. Die ersten wälschen Laute schlugen hier wieder an das Ohr; mit ihnen tauchten tausend und tausend Erinnerungen auf; ich dachte an die Millionen und Millionen, die

seit Beginn der Völkerwanderung diese Berge herabgestiegen gen Italien, um seinen Boden mit ihrem Blute zu röthen, oder von Fieberluft vergiftet heimtückisch hinweggerafft zu werden; ich gedachte auch so mancher Freunde, die den Heimweg nicht mehr fanden. Es ist immer noch ein wahres Wort, was Petrus Damiani[1]) einst niedergeschrieben:

Menschenfressendes Rom, du beugst der Gewaltigen Nacken,
Fieber hausendes Rom, bringst reichliche Früchte des Todes.
Wie durch erworbenes Recht bleibt treu dir das römische Fieber,
Wen es einmal erfaßt, den verläßt es nimmer im Leben.

Das heutige Trient trägt einen entschieden italienischen Charakter; hier schon erblickt der Reisende jene herrlichen Paläste aus der Zeit der ersten Renaissance, in denen das Massenhafte und Trotzige des mittelalterlichen städtischen Castells durch die kundige Hand des Architekten in seinen einfachen, aber in reinem Ebenmaß geordneten Verhältnissen zum schön gestimmten Palastbau umgebildet wird. Eigenthümlich ist die Charakteristik dieser Stadt, wie sie die alten Ausgaben der Beschlüsse des Concils von Trient in der Beschreibung derselben enthalten. „Seine Einwohner sprechen zwei Sprachen, deutsch und italienisch, doch sprechen auch alle Italiener, wenn es ihnen gefällt (cum placet), deutsch." Das ist nun jetzt allerdings anders geworden; die ansäßigen Trienter sprechen nicht deutsch, sondern italienisch, und diesen gefällt es eben nicht, auch wenn sie könnten, deutsch zu sprechen. Die Verwälschung hat gerade hier seit der Zeit der Abhaltung des Concils starke Fortschritte gemacht. Unmittelbar darauf heißt es: „Trient ist der Sammelplatz für alles Gesindel (sentina), das aus Deutschland kommt, und ein Zufluchtsort für die Italiener, die in ihrem Vaterlande Schiff-

1) Opuscul. XIX. 5:
Roma vorax hominum domat ardua colla virorum,
Roma ferax febrium, necis est uberrima frugum.
Romanae febres stabili sunt jure fideles.
Quem semel invadunt, vix a vivente recedunt.

bruch gelitten haben." Diese Eigenschaft besitzt Trient nicht mehr, da es längst nicht mehr vom milden Krummstabe eines Fürstbischofs regiert wird; dafür ist es lange Zeit hindurch das vorgeschobene Bollwerk der Italianissimi gewesen, die das Netz ihrer Agitation von hier aus über ganz Wälschtyrol warfen.

Am Tage nach unserer Ankunft — es war eben Sonntag — hatte der nun verstorbene Fürstbischof von Riccabona die Gnade uns zu Tisch zu laden. Ein höchst interessanter Kreis von Gästen war versammelt, Deutsche und Italiener. Hier waren nun Alle in der That zwiesprachig (bilingues), wie es die obige Beschreibung von allen Trientinern rühmt. Die Conversation bewegte sich daher bald im deutschen, bald im italienischen Idiom. So sehr aber auch jeder der Anwesenden sich bemühte, den neutralen Boden nicht zu verlassen, konnte es doch nicht fehlen, daß die Geister aufeinander platzten, und die Gegensätze zwischen deutscher und italienischer Anschauung, wenn auch in den gefälligsten Formen und in rücksichtsvollstem Tone vorgetragen, zur Besprechung kamen. Der seelengute, milde Fürstbischof, ehedem Beichtvater Radetzky's, durch Geburt und Familienverbindungen beiden Ländern angehörig — seine Familie stammt aus dem Fleimserthale — war oft veranlaßt, mit vielem Takt und gewinnender Freundlichkeit die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Schopenhauer hat wohl Recht, wenn er einmal sagt, daß von allen Arten des Stolzes der Nationalstolz der dümmste sei; denn dazu braucht es nichts, als geboren zu werden. Und gerade Jene, deren die Nation sich am wenigsten zu rühmen hat, sind es so oft, welche statt alles eigenen Verdienstes aus den Tugenden ihres Volkes sich ein Prunkgewand zurechtschneiden.

Noch in Bologna lagen hohe Schneemassen auf den Bergen und selbst in den Straßen. Zum ersten Male las ich jetzt die neuen Namen zur Bezeichnung der Plätze und Straßen; Corso, Piazza Vittorio Emanuele, Corso, Strada Garibaldi mögen wohl viele hundert Oertlichkeiten in Italien

jetzt heißen. Es ist dieß eine kindische Sitte, welche die Geschichte verläugnet, die an so manche Namen sich knüpft und durch ihre Monotonie, mit der sie in jeder Stadt und jedem Städtchen wiederkehrt, geradezu anekelt. — Jenseits des Apennin angekommen, aus den Thälern von Prato und Pistoja herauf begrüßten uns laue Lüfte; an einem warmen sonnigen Morgen fuhr ich zum ersten Male mit dem Bahnzug in Rom ein.

Der äußere Anblick der Stadt hatte sich verändert. An den Thoren waren starke Barrikaden errichtet, durch vorgezogene Gräben und dichte Palissadenreihen verstärkt; nur ein schmaler Raum gestattete rechts und links den Durchgang. An der Engelsburg waren die Vertheidigungswerke neu in Stand gesetzt, nach der Landseite gegen Nordwest hinaus kleinere Erdwerke errichtet, die Wallgräben mit Wasser gefüllt; die Höhe von St. Sabina, der seit uralter Zeit so oft bestürmte, genommene und wieder verlorene Berg Aventin, welcher die Stadt beherrscht, war durch Schanzen und Gräben zu einem Fort umgewandelt worden. Auf allen Straßen sah man Soldaten, aber nicht mehr die übermüthigen, leichtfertigen, geschwätzigen Franzosen wie ehedem, sondern ernste, männlich schöne Gestalten besonders unter den päpstlichen Zuaven und in dem deutschen Regiment. Man hatte gewähnt, es dürfe Napoleon nur seine Truppen zurückziehen, und alsbald müßte Rom in sich selbst zusammenfallen; gerade das Gegentheil trat ein.

Ich fand die öffentliche Stimmung ganz außerordentlich verändert. Das katholische Europa, selbst Amerika hatte viele seiner Söhne zur Vertheidigung des hl. Vaters nach Rom gesendet; eines Tages sah ich gegen dreihundert Männer aus Canada, vortrefflich ausgerüstet einziehen, welche den Zuaven zugetheilt wurden. Viele Abgeordnete der katholischen Vereine der ganzen Welt, viele Pilger hatte die Liebe zu Rom hierhergeführt. Der Geist, der in allen diesen lebte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, auch der einheimischen Bevölkerung einen gewissen Impuls zu verleihen, jenes System

des Laissez-aller zu brechen und zur Thätigkeit anzuregen. Eine hohe, freudige Begeisterung, getragen von dem Bewußtseyn, für eine gute Sache zu kämpfen, gab überall sich kund; das Liebäugeln mit der Italia una war verschwunden und namentlich der Klerus hatte klar erkannt, um was es sich nun handelte.

Durch nichts hatte sich das neue Italien mehr geschadet, als daß unter den Augen der Regierung Religion, Zucht und Sitte verhöhnt werden durften. Die „römische Frage" war keine rein politische mehr, sie war eine Existenzfrage der Kirche und des Christenthums geworden. Auch hatte man die Herrlichkeit der Italia una bereits gekostet; unerträglicher Steuerdruck, Beamtencorruption und schmutzige Spekulation zur Bereicherung Einzelner unter den volltönenden Phrasen von Freiheit. Statt der Last einer vielleicht zu zahlreichen Geistlichkeit saugt nun ein 300000 Mann starkes Heer das Volk aus, das trotzdem nicht von ferne fähig ist, ohne einen starken Bundesgenossen das Land zu schützen; statt der Klöster mehren sich die Gefängnisse, und die stets steigende Anzahl der Vergantungen illustrirt ganz eigenthümlich das verheißene Glück. Niemals ward mir die Wahrheit des Satzes: hilf dir selbst und Gott wird dir helfen, so klar, als in jenen Jahren zu Rom. Der Papst war von allen Mächten verlassen; die Horden Garibaldi's, der öffentlich von der piemontesischen Regierung desavouirt, im Geheimen von ihr ermuntert, berathen und unterstützt wurde, umschlichen das dem heiligen Vater noch gebliebene kleine Gebiet, wie hungrige Wölfe einen Schafstall; in Rom selbst suchte man Verschwörungen anzuzetteln, um von Innen heraus seinen Sitz zu untergraben. Umsonst; Rom blieb ruhig, und der Versuch einer Bewegung, welcher eine Handvoll bezahlter Taugenichtse vom Capitol aus unternahm, war in weniger als einer Stunde kläglich fehlgeschlagen und in kürzester Frist unterdrückt. Der diabolische Plan, die Kasernen der Stadt und selbst die Engelsburg in die Luft zu sprengen,

schlug fehl; nur ein Theil der Kaserne Serristori flog in die Luft, als die daselbst liegenden Truppen eben auswärts waren; zwanzig Mann von der Musikbande, großentheils römische Waisenkinder, blieben todt. Die schon genannte Giunta insurrezionale pries diesen Frevel als Heldenthat. „Ein Theil der Kaserne Serristori stürzte ein, unterwühlt von Eurer kunstfertigen Hand!“ redete sie das Gesindel an. Man muß diese Dinge sagen und immer wieder sagen, damit die Nachwelt erfährt, durch welche „moralische Mittel“ das neue Italien geschaffen wurde. Solches Gebahren mußte nur noch mehr dazu beitragen, jeden Mann von Ehre und Gewissen mit Abscheu vor dieser Art von Volksbeglückern zu erfüllen. Rom blieb ruhig, trotz allen Provocationen von Außen, allen Machinationen politischer Emissäre von Innen.

Es war die Macht des katholischen Bewußtseyns, das hier in wunderbarer Einmüthigkeit an den Tag trat. Abkömmlinge aus den edelsten Geschlechtern Frankreichs, herrliche Jünglinge aus Belgien, Holland, Deutschland hatten sich in den Dienst des hl. Vaters gestellt; es war ein nicht großes, aber tapferes, todesmuthiges Heer, das in jenen Jahren einen sicheren Wall um den Vater der Christenheit bildete. Freilich, einer zehnmal stärkeren Uebermacht gegenüber, wie sie General Cadorna im September 1870 gegen Rom führte, mußte sie unterliegen, wie zehn Jahre vorher die Heldenschaar unter Lamoricière bei Castelfidardo unterlegen war. Seit dem Vollzug der Septemberconvention und dem Abzuge der Franzosen aus Rom haben sie nicht wenig dazu beigetragen, nicht bloß Ruhe und Ordnung in Rom zu erhalten, sondern auch den Gedanken der katholischen Einheit zu beleben; ohne den deutsch-französischen Krieg und besonders ohne die mahnenden und drängenden Worte deutscher Diplomatie, jetzt oder nie sei der Augenblick gekommen, sich Roms zu bemächtigen, wäre heute noch der Papst im friedlichen Besitze seines kleinen Landes.

Doch auch so haben sie nicht umsonst gekämpft. Be-

sonders seit jener Zeit hat sich von Rom, wie von einem Brennpunkte aus, das Gefühl der katholischen Einheit mächtig gehoben, so daß selbst die Einnahme von Rom dasselbe nicht mehr schwächen konnte, und das Bewußtseyn der dem hl. Vater angethanen Gewalt hat zwischen Italien und den katholischen Völkern einen Abgrund aufgethan, der sich nicht eher schließt, bis das Unrecht gesühnt ist. Sie haben außerdem den Beweis geliefert, daß das katholische Volk, der Hilfe der Mächtigen beraubt und auf sich selbst angewiesen, wenn es das richtige Verständniß seiner Stellung gewinnt, eben dadurch erst recht erstarkt. Es ist katholischer Grundsatz, der von Gott gesetzten Obrigkeit bei allen Bestrebungen auf ihrem Gebiete die Initiative oder wenigstens die Direktive zuzuerkennen. Aber damit ist eigentlich doch nur das Wenigste geschehen. In freier Vereinigung vielfacher Art, durch eigene Thätigkeit haben wir Katholiken das Recht und die Freiheit der Kirche und ihre unveräußerlichen Güter zu reclamiren, die gewonnenen zu schützen, um die bestrittenen zu kämpfen. Auch hier gilt der Satz:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.

Es ist aber die dem Menschen angeborene Herrschsucht, die in den Regierenden sich schmeichelt, eine Art Vorsehung für die Völker werden zu können. Da mag es dann kommen, daß über Nacht der ganze Bau stürzt, wenn nur Eine Stütze bricht, weil Alles auf diese eine Stütze gegründet war. Und wieder ist es feige Trägheit, die sich so gern in den Mantel der Loyalität hüllt, überall und in Allem nur die Regierung walten läßt, um dann gelegentlich für alles Ueble, das geschehen, die Regierung verantwortlich zu machen. Solche Ueberkluge und Leisetreter sehen in jeder eigenen Thätigkeit eine Beeinträchtigung der obrigkeitlichen Autorität, in jeder freien Vereinigung einen revolutionären Geist und eine Neuerung, die man in der guten alten Zeit nicht kannte. Darum halten sie sich von Allem ferne, was irgendwie über

das ausgefahrene Geleis ihrer engen Berufspflicht hinausgeht, um nicht durch zu viel Eifer ihrer Oberen als unruhige Köpfe verdächtig zu werden und auch um nicht die Gegner, wie sie sagen, zu reizen. Als ob die Gegner nicht längst darauf ausgegangen wären, sie zu vernichten, und wir darum ihnen keine größere Freude machen könnten, als dadurch, daß wir uns nicht wehren, damit sie mit weniger Umständen ihr Vorhaben ausführen und uns abthun können. Manchmal ermannen sie sich scheinbar und sprechen selbst von einer Demonstration, die sie bei gegebener Gelegenheit zu machen beabsichtigen. Statt aber mannhaft und laut für eine Sache einzutreten, besteht die ganze Demonstration darin, daß sie schön still in ihrer Stube bleiben und durch Abwesenheit demonstriren. Mancher rühmt sich dann noch solcher Heldenthat, worin es ihm die Siebenschläfer hätten zuvorthun können. Qui ignorat, ignoratur, sagt die Schrift; in die Sprache der Welt übersetzt, würde es heißen: Die Lebenden haben Recht. Gerade auf diese Rührigkeit des katholischen Vereinswesens auf allen Gebieten hat darum der hl. Vater Leo XIII. in seinem Rundschreiben an die Bischöfe Italiens im Jahre 1882 hingewiesen. Dort hebt er den Gedanken hervor, daß in der guten alten Zeit allerdings diese Theilnahme der Katholiken am öffentlichen Leben im Interesse der Kirche weniger nothwendig war, daß sie aber desto nothwendiger geworden ist in der schlechten neuen Zeit. Auch läßt er die Einrede nicht gelten, daß das Alles doch nichts helfe. Wer ist so ein Herzenskundiger, daß er sagen könnte, das Alles wirkt Nichts und für Niemand? Wenn es nicht Vieles wirkt, so wirkt es Weniges, aber es wirkt doch; und wenn es die Zustände nicht bessert, so erreicht es doch dieses, daß sie sich nicht verschlechtern. Und wer weiß, ob nicht unter diesem scheinbar todten Aeußeren die Keime einer besseren Zukunft bereits verborgen liegen, wie die grünende Saat noch schlummert unter der winterlichen Decke von Eis und Schnee?

Doch wäre das Alles nicht, wäre kein Erfolg zu hoffen, dennoch sind wir es der Sache schuldig, für sie unsere ganze Arbeitskraft einzusetzen, damit der Wahrheit Zeugniß gegeben werde, damit die Lüge nicht allein auf Erden herrsche. Ja, die Lüge in schlauer Benützung der stumpfen Gedankenlosigkeit der Massen, der Gebildeten vorab, hat durch sophistische Künste und freche Mäuler es dahin gebracht, daß sie vielerorts nur allein noch das Wort hat. Wie von der atmosphärischen Luft sind wir rings von der Lüge umgeben; wir sind an diese weiche, schmeichelnde, tückische Malaria so gewöhnt, daß jeder scharfe frische Windzug von den Höhen uns unangenehm berührt und wir gar nicht mehr merken, wie sie unser gesundes Blut vergiftet, unser Auge blöde, unser Ohr taub macht und alle Manneskraft in uns entnervt und tödtet. Da thut es Noth, in Rede und Schrift, in geschlossener Versammlung und auf dem Markte der Wahrheit fort und fort Zeugniß zu geben, und dem Lügengeiste die Worte entgegenzurufen, in denen der Geist Gottes die Welt überführt, Worte der Anklage wegen der Sünde, Worte der Gerechtigkeit und des Gerichtes. Sorgen wir um ihre Wirkung nicht. Das Wort, das Er versendet, wird nicht leer zu ihm zurückkehren, sondern ausrichten, was ihm befohlen, und thun, was es geheißen wurde. Uns kommt es nicht zu, die Zeichen zu deuten und unserer Zeit das Horoscop zu stellen. Ob früher, ob später, endlich wird doch Er das Feld behalten, im schlimmsten Falle, „„cader co' buoni è pur di lode degno;" für eine große Sache kämpfen und fallen ist immer etwas Großes; die „homines ad servitium parati" sind dagegen schon seit Tacitus verachtet.

Um jene Fragen vorzubereiten, welche den im Concil versammelten Vätern zur Prüfung und endgültigen Entscheidung vorgelegt werden sollten, waren sechs Commissionen niedergesetzt worden, in denen je ein Cardinal den Vorsitz hatte. Die Commission für das Ceremoniel unter der Leitung des Cardinals Patrizi hatte für den Gang und die Ge-

schäftsordnung der Versammlung überhaupt die Bestimmungen festzusetzen; die Commission für kirchliche Disciplin hatte den Cardinal Caterini zum Vorsitzenden; die kirchlich-politische Commission den Cardinal Reisach, jene für die Angelegenheiten der Ordensgeistlichen Cardinal Bizarri, die Commission für die Kirchen und Missionen des Orients Cardinal Barnabo, die theologisch-dogmatische Commission den Cardinal Bilio zu Präsidenten. In der leitenden Cardinalscongregation, welche von den sechs Präsidenten der Specialcommissionen, zu denen noch die Cardinäle Capalti und de Luca hinzukamen, gebildet wurde, liefen die Fäden der verschiedenen Commissionen als in ihrem Mittelpunkt zusammen; diese conferirte unmittelbar mit dem hl. Vater.

Ich wurde der theologisch-dogmatischen Commission zugetheilt, während College H. in der Commission für Disciplin Sitz und Stimme erhielt. Die Einleitung zu meiner Thätigkeit bildeten die üblichen Audienzen bei den Präsidenten der Commissionen, sodann dem Cardinalstaatssekretär Antonelli und vor allem beim hl. Vater Pius IX. Neun Jahre vorher hatte ich ihn zum letzten Mal gesehen; sein Aeußeres fand ich allerdings sehr gealtert, doch sein Geist war frisch, lebhaft, der edle Zug von Wohlwollen und Milde um seine Lippen, der überall, wo er nur erschien, ihm die Herzen gewann, war derselbe geblieben. Mit der größten Leutseligkeit und Herablassung wurden wir, College H. und ich, von ihm aufgenommen, und lange bei ihm festgehalten. Das Gespräch bewegte sich über verschiedene Angelegenheiten; bezüglich dieser sowohl, wie selbst in Personalfragen fand ich den erhabenen Greis genau unterrichtet, wobei ihm sein ausgezeichnet gutes Gedächtniß nicht wenig zu statten kam.

Ganz anderer Art dagegen waren die Gespräche bei Antonelli. Wer seine Physiognomie einmal gesehen, wird sie nie mehr vergessen können. Es war eine mittelgroße, etwas schmächtige Gestalt, behende und voll Nervenkraft; das Gesicht olivenfarben, die Stirne breit, dunkle schön

geschnittene Augen, die sich häufig zu Boden senkten, die gebogene Nase mit starker Wurzel, die fein geschnittenen dünnen Lippen, um welche stets ein leichtes Lächeln schwebte zugleich mit einem Anfluge von Melancholie, verliehen seiner ganzen Erscheinung ein nicht gewöhnliches Interesse. Daß an ihm jeder Zoll Diplomat war, mußte Jeder erkennen, der ihn sah und sprechen hörte. Die Akten sind noch nicht geschlossen, auf deren Grund es der Geschichte möglich wird, ein Urtheil über seine Person wie über seine Wirksamkeit zu fällen. Eine außerordentliche Erscheinung war er jedenfalls und einer der am meisten verläumdeten Männer unseres Jahrhunderts; seit den Tagen von Gaëta hatte er mit der Revolution auf den Thronen wie in den Geheimbünden zu ringen, war es seine Aufgabe, zu retten, was gerettet werden konnte. Ob ein anderer Staatsmann an der Seite Pius IX. glücklicher gewesen wäre, ob ein anderes System die Hydra der Verschwörung gebändigt hätte, wer will dieß behaupten? Man hat es ihm zum schweren Vorwurf gemacht, daß er alle Elemente, die sich seinem Einflusse nicht beugten, aus der Umgebung des hl. Vaters zu entfernen suchte; es mag so seyn. Aber so haben alle Staatsmänner von jeher gehandelt, von Richelieu an bis Bismarck; sie müssen sogar so handeln, wenn sie an die Wahrheit ihres politischen Systems glauben, und Alles entfernen, was seine Durchführung hemmen und in dem wohlberechneten Gange des politischen Räderwerkes Reibungen hervorrufen konnte.

In der Unterredung, die ich damals mit ihm hatte, bewegte der Staatssekretär sich mit dem Aplomb eines vollendeten Weltmannes; höflich, verbindlich, zuvorkommend, hielt er den Faden des Gespräches immer fest, suchte er jedoch Jeden hereinzuziehen in die Unterhaltung. Nur die allgemeinsten Themate wurden besprochen, nur längst Bekanntes gesagt, aber in immer geistreicher Weise gesagt, so daß, hätte man den Inhalt der ganzen Unterredung veröffentlicht, man auch nicht im Geringsten auf die Stellung des Cardinals

zu gewissen damals in der Luft liegenden Fragen hätte schließen können.

Die Persönlichkeit, mit welcher ich am meisten zu verkehren hatte, war Cardinal Luigi Bilio, Präsident der dogmatischen Commission. In der Vollkraft der Jahre stehend, eine hohe, schöne Gestalt, war der Eindruck seiner ganzen Erscheinung Ernst und Würde. Als Priester aus der Congregation der Barnabiten, war er nicht lange vorher (1866) zum Cardinal creirt worden; sein Vorleben war der Wissenschaft geweiht, wie denn die Congregation der Barnabiten (regulirte Kleriker vom hl. Paulus) von jeher sich viele Verdienste um den höhern Unterricht und die Wissenschaft erworben hat; auch der durch seine biblischen Arbeiten bekannte Vercellone (gest. 1869) gehört derselben Congregation an. Ich war nicht wenig überrascht, bei ihm, den ich vorher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, da er noch nicht als Schriftsteller aufgetreten war, ein so reiches Wissen, eingehende Literaturkenntniß, auch der deutschen Wissenschaft, und vor Allem ein so gediegenes, klares, scharfes, dogmatisches Urtheil zu finden. Wir in Deutschland sind nun einmal gewöhnt, die wissenschaftliche Bedeutung eines Mannes mit dem Maßstabe der von ihm herausgegebenen Schriften zu messen; in Italien mußte ich oft die Erfahrung machen, daß dieser kein unbedingt gültiger ist. Schon die primitiven Verhältnisse des italienischen Büchermarktes stellen einer literarischen Produktivität sich hemmend in den Weg; der Buchhändler übernimmt nur selten das Wagniß eines Verlags, wenn nicht der Verfasser Garantie leistet oder von vornherein die Auslagen bestreitet. Dazu kommt, daß das gegenwärtige Italien im Ganzen und Großen an alles Andere eher denkt als an ernste wissenschaftliche Studien. Die langgewohnte Beschäftigung mit der Politik und Zeitungsliteratur hat die Geister verflacht; mit bitterem Schmerz klagte mir der nun verstorbene A. Vincenzi, Professor an der Sapienza zu Rom, daß gar manche Lokale, in denen

früher Buchläden sich befanden, nun zu Kaffeehäusern eingerichtet worden seien; offenbar befinden sich die Besitzer besser dabei. Die Journalistik steht leider dagegen üppiger in Blüthe, gewiß nicht zu Nutz und Frommen ächter Geistes- und Charakterbildung. Sie ist auch in Italien, geradeso wie bei uns in Deutschland, daran, mehr und mehr die Sprache zu verderben und ein zuchtloses Literatenthum groß zu ziehen, das den Mangel an Gedanken und Originalität durch leere Phrase, anwidernden Bombast, hohle Deklamation und eine Art von Kaffeehausjargon zu decken sucht.

In jener Zeit war es auch, daß ich den damals oft genannten, jetzt vergessenen P. Hyacinth predigen hörte. Seine Freunde und vielen Freundinen hatten schon im voraus seinen Ruf verkündet; ich wurde von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht und versäumte es denn auch nicht, einer seiner Fastenpredigten beizuwohnen. Dieselben fanden in der französischen Kirche statt; schon lange vorher waren alle Bänke besetzt, den großen freien Platz vor der Façade derselben nahmen die aristokratischen Carossen ein, welche ihre Herrschaften hieher gebracht hatten. Kopf an Kopf standen die Zuhörer, nur mit Mühe konnte ich noch ein Plätzchen erobern. Doch, was ich so gewonnen, behauptete ich nicht lange. Noch war nicht die Hälfte der Predigt vorüber, so drängte ich mich noch eiliger, als ich mich hereingedrängt hatte, wieder hinaus. Mein innerstes Wesen sträubte sich, diesen eitlen Phrasenschwall länger anzuhören. Am Abende frugen mich mehrere Bekannte; ich erklärte unumwunden, was ich von dieser Art zu predigen hielt. Manche fanden mein Urtheil zu einseitig, zu hart. Das folgende Jahr hat es gerechtfertigt. Selbst was Sallustius von Catalina sagt: „satis eloquentiae, sapientiae parum," läßt sich in Bezug auf das erste Glied des Satzes, kaum auf ihn verwenden.

Sowohl während der wöchentlich abgehaltenen Sitzungen unserer Commission, sowie in seiner Wohnung hatte ich vielfach Gelegenheit, mit dem Cardinal Bilio zu verkehren.

Einige der schwierigeren Referate hatte er mir anvertraut und mich wiederholt aufgefordert, ohne jede Rücksicht offen und männlich meine Anschauungen auszusprechen. Ich finde in meinem Tagebuch, in dem ich die Vorkommnisse jener Zeit aufzeichnete, folgende Bemerkung: „Heute war ich lange bei Bilio in dessen Arbeitszimmer. Er war besonders freundlich, zeigte mir viele von Deutschen geschriebene Bücher in seiner sehr gewählten Bibliothek, darunter auch Potthast, Scriptores medii aevi. Er kam dann auf mein Votum in der letzten Sitzung zu sprechen, lobte meine ruhige, offene Darlegung und mahnte mich, unbeirrt stets meine Ueberzeugung zu vertreten". Ich theile dieses mit, um den Geist zu kennzeichnen, in welchem in dieser Commission die Angelegenheiten behandelt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

XXVII.

Die Schule und die Revolution bis zum Ende des Convents.

(Schluß.)

III.

Die Schule unter der Legislative.

Sehen wir nun, was die zweite Nationalversammlung für Unterricht und Erziehung der Jugend gethan hat! Die Legislative war äußerst thätig in der Untergrabung des Thrones und Altares, in der Heraufbeschwörung des Krieges, in der Verfolgung der Emigranten und treuen Priester; sie war gänzlich von den Jakobinern dirigirt. Dieser Club merkte, daß auf dem Gebiete des Unterrichtes Lorbeeren zu pflücken

seien, und mischte sich, wie in Alles, so auch in diese Frage. Nach mancherlei prahlerischen Reden brachten es nun die Jakobiner zur Aufstellung einer Liste, welche die Namen derjenigen Clubbrüder enthielt, die mit der Aufgabe betraut wurden, das beste Unterrichtssystem vorzubereiten und einen Katechismus der Verfassung zu entwerfen. Auch der Name Robespierres, des bereits Unvermeidlichen, stand auf dieser Liste.[1]) Der Club glaubte, damit sein Interesse bewiesen und das Seinige gethan zu haben.

Das Weitere that die Nationalversammlung, indem sie der erschütterten Volksschule Frankreichs vollends den Garaus machte. Es ist schon oben erzählt worden, daß die freien weiblichen Congregationen noch fortbestanden und Unterricht ertheilten. Man konnte sie aber nicht länger dulden, denn Nationalerziehung muß seyn. In jenen Schulen wurde noch der Katechismus, wurden noch die Gebote Gottes und die Menschwerdung seines Sohnes gelehrt, das aber ist für die geplante neufranzösische Erziehung durchaus unstatthaft. Darum forderte die legislative Nationalversammlung bereits im Februar 1792 eingehenden Bericht über diese Unterrichtscongregationen, den Gaudin am 6. April erstattete. Er beantragte, sie sämmtlich aufzuheben. Selbst der beeidigte Bischof Lecoz entsetzte sich über die Barbarei, die damit der weiblichen Jugend angethan wurde. „Obwohl Sie von Ruinen umgeben sind," rief er, „wollen Sie das Werk der Zerstörung noch weiter fortsetzen. Wollen Sie 600,000 Kinder der Mittel berauben, lesen und schreiben zu lernen?" Das aber half nichts. Auch die freien Congregationen mußten fallen, denn Nationalerziehung muß seyn. Am 6. April wurde ihre Auflösung dekretirt, die am 18. August nochmals für jedwede Art kirchlichen Unterrichtes eingeschärft wurde, so daß vom Frühjahr 1792 bis Februar 1795 gar keine Volksschule mehr in Frankreich bestand. In Paris und

1) Hamel, hist. de Robesp. II, 28.

anderen größeren Städten ertheilten wohl radikale Lehrer noch Unterricht, aber nur als Privatlehrer. Eine öffentliche Schule existirte nicht mehr; auch die höheren gingen alle ein, so daß bald viele Professoren brodlos umherliefen. Um die schreiendsten Klagen zu stillen, wies die Nationalversammlung dem Minister des Innern 200,000 Franks an, mit denen er diese Männer unterstützen sollte.[1])

Jedoch auch die Legislative wollte etwas Positives für die Schule leisten und ließ darum gleich ihrer Vorgängerin, der Constituante, einen Plan für die Nationalerziehung ausarbeiten. Der berühmte Philosoph und Mathematiker Condorcet, den seine Zeitgenossen einen vom Schnee bedeckten Vulkan nannten, war der Vater dieses weitläufigen Schulplanes[2]), der übrigens in der zweiten Nationalversammlung gar nicht zur Diskussion kam.

Condorcet, einer der giftigsten Feinde jeder positiven Religion, schloß in seinem Machwerk die Geistlichen gänzlich vom Unterricht aus. Die Kinder aller Confessionen sollen gemeinsam unterrichtet, und dasjenige, was das Dogma betrifft, soll nicht in der Schule, sondern in der Kirche gelehrt werden. Der Philosoph verlangt nicht nur gänzliche Trennung von Schule und Kirche, sondern eigentlich auch Trennung von Schule und Staat, denn seiner Ansicht nach soll das ganze Schulwesen eine gelehrte, von der Staatsgewalt unabhängige Republik seyn, die sich selbst regiert und ihre Vorstände alljährlich selbst wählt.[3])

Die Schulen sollen in vier Abstufungen zerfallen: Primärschulen auf jedes Dorf mit 400 Einwohnern eine; Secondärschulen auf jeden Distrikt eine; 110 Gymnasien (collèges); 9 Universitäten. Ueber allen Schulen steht das nationale Institut der Künste und Wissenschaften zu Paris,

1) Duruy, loc. cit. S. 58.

2) Hist. parlem. XXII, 190—246.

3) Despois, loc. cit. Seite 8.

aber nicht unterrichtend, sondern das ganze Schulwesen verwaltend, für das der Staat die Kosten aufbringt, ohne etwas hineinreden zu dürfen.

Der Unterricht ist unentgeltlich, nicht aber obligatorisch, und es soll Unterrichtsfreiheit herrschen. Die Lehrer werden durch das Volk gewählt und haben wöchentlich einen wissenschaftlichen Vortrag für Erwachsene zu halten. Für Nationalfeste der Kinderwelt, z. B. Fest des Patriotismus, des Bürgereides, wie Mirabeau und Talleyrand sie verlangt hatten, konnte Condorcet sich nicht erwärmen, der höchstens die Feier großer geschichtlicher Gedenktage für die Schule zugab.

Sein Plan war hinsichtlich der Abstufung des Unterrichts klar, hinsichtlich des Lehrziels aber durchaus unpraktisch. Das Kind soll außer Lesen, Schreiben und Rechnen die Elemente der Moral, der Naturgeschichte, der politischen Oekonomie kennen lernen, dazu Naturrecht, Verfassung, alte und neue Gesetzkunde. Die Gefahr, daß Knaben wenig lernen, weil Liebschaften unter Schülern und Schülerinen entstehen, wird nach des Philosophen Ansicht reichlich dadurch aufgewogen, daß der Knabe sich bestreben werde, die Hochachtung der Geliebten zu erringen. Wahrlich, Robespierre hatte Recht, wenn er später über Condorcet in seiner bittern Weise sprach, derselbe gelte für einen großen Geometer, wenn man von Philosophen, und für einen großen Philosophen, wenn man von Geometern spreche. Noch unpraktischere Lehrziele stellte Condorcet den höheren Unterrichtsstufen.[1])

Hiemit ist alles erzählt, was die zweite der berühmten französischen Nationalversammlungen für die Schule gethan hat; sie hat dieselbe vernichtet. Will man einwenden, die einzelnen Legislaturen hätten durch die Politik, den Krieg u. s. w. zu viel zu thun gehabt, als daß sie sich mit der Schule hätten beschäftigen können, so ist darauf zu erwidern: wenn sie keine Zeit hatten, sich mit der Schule abzugeben,

1) Duruy l. c. S. 86 und 87.

warum ließen sie denn die alte nicht bestehen, warum zerstörten sie dieselbe mit wahrer Barbarei und Wuth?

IV.

Die Schule unter dem Nationalconvent.

Man sollte denken, daß der am 21. September 1792 zusammengetretene Nationalconvent hätte begierig seyn müssen, die himmelschreienden Sünden der ersten Nationalversammlungen an der Schule wieder gut zu machen. Derselbe setzte denn auch einen Unterrichtsausschuß ein, welcher bereits am 12. Dezember 1792 durch Lanthenas dem Convent über das Schulwesen rapportiren ließ. Lanthenas legte nicht nur den Schulplan seines Freundes Condorcet vor, sondern auch seinen eigenen, der sich nur auf die Elementarschule bezog, aus der nach der Ansicht des Berichterstatters die Religion und jede Art körperlicher Züchtigung gänzlich verbannt werden sollte.[1])

Gelegenheitlich dieses Rapportes entspann sich eine Unterrichtsdebatte großen Stils, die sich mehrere Tage fortsetzte.

Der Girondist Ducos will den Primärunterricht nicht nur für gemeinsam, sondern auch für obligatorisch erklärt wissen, so daß ein Vater sein Kind nicht selbst unterrichten dürfe, sondern in eine Staatsschule schicken müsse, denn nur von der gemeinsamen, obligatorischen Schule kann Ducos die Ausbreitung des Geistes der Gleichheit erwarten. Schule und Kirche soll getrennt werden.[2]) — Durand-Mailhaime will auch dem Priester das Recht gewahrt wissen, die Jugend darüber zu unterrichten, was sie gegen Gott, die Moral und die Gesellschaft zu beobachten habe. Wolle man das verwehren, so gründe man im Staate der Gleichheit ein neues Privilegium und errichte eine lehrende Kaste. Nach Durand's Ansicht soll es übrigens im Interesse der Gleichheit gar keine verschiedenen Unterrichtsstufen geben, vornehmere

---

1) Hist. parlem. XXII, 246—254; Duruy, S. 89 u. 90.

2) Despois, loc. cit. S. 16—21.

und geringere, sondern es darf nur ein einheitlicher Unterricht in Primär- und Secondärschulen bestehen; nur diese hat der Staat zu unterhalten.

War aber mit dem letzteren Grundsatze der höheren Ausbildung nicht das Todesurtheil gesprochen? Wer solche will, sagten die Fanatiker der Gleichheit, soll sich Privatlehrer suchen und sie bezahlen.

Chenier vertheidigt die Pflicht staatlicher Fürsorge auch für den höheren Unterricht. — Massyer beweist, daß nach dem Projekte des Lanthenas schon die Primärschulen einen Kostenaufwand von 25 Millionen erfordern. — Der Girondist Jakob Dupont ruft am 14. Dezember, Durand-Mailhaime wolle die Jugend wieder in das 14. Jahrhundert zurückschleudern. „Wie, die Throne sind gestürzt, die Scepter zerbrochen, die Könige sind im Aussterben und die Altäre der Götter sollen noch stehen bleiben? Glauben Sie denn, Bürger, Gesetzgeber, daß Sie die französische Republik gründen und stark machen können mit anderen Altären, als denen des Vaterlandes, andern Emblemen und religiösen Abzeichen als denen der Freiheitsbäume? . . . Die Natur und die Vernunft sind die Götter der Menschen, sind meine Götter. Ich will dem Convent aufrichtig bekennen, daß ich ein Atheist bin.“ — Lanthenas verlangt nun am 18. Dezember, man solle sich vorerst darüber einigen, ob der Unterricht in Abstufungen zerfallen solle. — Rabaut meint, den Primär-Unterricht sei die Nation allen schuldig; den höheren nur indirekt.

Nach einigen Hin- und Herreden geht man zur Besprechung des allgemeinen Planes über, der für die Primärschulen maßgebend seyn sollte.

Petit: „Wer wird den Vortheil von den vorgeschlagenen Primärschulen haben? Der Reiche, der Reiche allein. Die Masse des Volkes kennt gewisse Dinge nicht und hat gar kein Bedürfniß, sie zu kennen. Wir sollen Republikaner bilden. Was ist ein Republikaner? Ein Mensch, welcher,

nachdem er zu den Gesetzen mitgewirkt hat, keine andere Autorität kennt, als das Gesetz. Ehe wir Primärschulen errichten, sollten wir erstens den Bettel unterdrücken; zweitens alle Franzosen an die Rechte und Pflichten wahrer Republikaner gewöhnen; drittens den Eltern beibringen, wie sie ihre Kinder bis zu deren Eintritt in die Primärschulen am besten erziehen."

Lequinio: „Nur durch Vernunft und nicht durch Waffengewalt kann man Eroberungen machen und die Welt beherrschen. Laßt jedem seine religiöse Meinung, aber befleckt damit nicht den öffentlichen Unterricht!" — Ducos: „Gerade nach großen Revolutionen muß man für den öffentlichen Unterricht sorgen; aber die Priester wieder in die Schule bringen, hieße die Kinder eines andern Cultus hinausjagen, hieße den Zweck des öffentlichen Unterrichts verkehren."

Romme meint am 20. Dezember, man solle weniger auf Primärschulen, als auf Secondärschulen sehen, alle Abstufungen des Unterrichts aber sollten von der Republik unterhalten und besoldet werden. — Rabaut-Saint-Etienne am 21. Dezember: „Der Mensch ist unendlicher Vervollkommnung fähig. Sie hängt von Kenntnissen ab, die er erwirbt. Aber diese Schulen kommen erst der nächsten Generation zu gute, jedoch Ihr wollt, daß schon jetzt alle Franzosen gleichmäßige Eindrücke und Gesinnungen der Gleichheit aufnehmen. Gibt es ein Mittel hiefür? Ja, es besteht in den gemeinsamen Institutionen, welche die Alten so gut kannten, und welche machen, daß alle Bürger und Lebensalter in ein und demselben Augenblicke von einem gemeinsamen Gefühle durchzuckt werden. Die Priester kannten dieß Geheimniß, daher ihre Processionen und Bilder, Missionen und Wallfahrten. Daraus folgt für mich: man muß unterscheiden zwischen öffentlichem Unterricht und Nationalerziehung. Der öffentliche Unterricht verlangt Lyceen, Akademien, Collegien, Bücher, Instrumente, Methoden und ist in Mauern eingeschlossen; die Nationalerziehung verlangt den Cirkus, Ringbahnen

(Gymnasien), Waffen, öffentliche Spiele, nationale Feste. Man muß aus den Franzosen ein neues Volk machen." Hierauf machte Rabaut specielle Vorschriften für den öffentlichen Unterricht und für die nationale Erziehung und fand vielseitigen Beifall.

Bancal verlangt am 24. Dezember, daß es in jeder Gemeinde Primärschulen, in jeder Departementshauptstadt eine Centralschule mit gymnastischen und militärischen Uebungen geben solle.[1]) Einige Jahre später (1797) forderte derselbe Bancal, man solle den Unterricht auf die Religion gründen, denn er hatte inzwischen gesehen, wohin man mit den neuheidnischen Schulprojekten gekommen war.

Nach diesen langen Debatten erklärte der Convent auf Marats Antrag die Discussion für geschlossen und dekretirte: „Die Primärschulen sollen die erste Stufe des Unterrichts bilden. Man wird dort diejenigen Kenntnisse lehren, welche allen Bürgern unumgänglich nothwendig sind. Die mit dem Unterricht in diesen Schulen betrauten Personen werden Erzieher (instituteurs) genannt werden."

Da nun einmal die Schulfrage angeregt war, wurde ein Unterrichtsplan nach dem andern entworfen. Lacanal hatte keine Ruhe, bis er den Convent mit seinen Ideen bekannt gemacht hatte. Seine Vorschläge vom 26. Juni 1793 beschränken sich auf das Elementarschulwesen, das allein auf Kosten des Staatssäckels unterhalten werden soll; auf 1000 Einwohner kommt eine Schule; jede Schule hat zwei Sektionen, eine für die Knaben, die andere für die Mädchen. Die Kinder beider Geschlechter sollen vor ihrem Eintritte in die Elementarschule einer Erzieherin übergeben werden, die ihnen die Anfänge des Lesens und Schreibens beibringen soll. Jedem unbescholtenen Bürger soll es freistehen, zu unterrichten; eine Centralcommission soll den Elementarunterricht überwachen. Auch Lacanal fordert öffentliche Feste, ja

1) Ueber diese Reden: hist. parlem. XXII, 256—274.

er wünscht sogar „ein Fest der Thiere, welche die Genossen des Menschen sind.“ Es fehlte sich nicht, daß der letztere Vorschlag die Spottlust herausforderte. Als einige Deputirte nicht abließen, wiederholt spöttisch zu fragen, was doch das für ein Fest seyn solle, antwortete er endlich gereizt: „meine Freunde, das ist das Eurige.“ Er hatte in der That Grund, verdrossen zu seyn, denn er verstand unter diesem Feste nichts anderes, als unsere heutigen landwirthschaftlichen Feste und Thierausstellungen. [1])

Der reiche Deputirte und Exmarquis Lepelletier St. Fargeau, der nach seinem Votum für den Tod des Königs durch einen Royalisten erstochen worden war, hatte einen Schulplan hinterlassen, den Robespierre am 13. Juli 1793 im Convent vorlas. Dieses Machwerk hatte gar keinen pädagogischen und praktischen Werth, sondern war „eine schlechte Nachäffung spartanischer Rohheit und platonischer Ideologie mit einigen Rousseau'schen Zuthaten.“ [2]) Aber es machte großes Aufsehen und fand überreichen Beifall, weil es — dem Robespierre gefiel. Nach diesem Unterrichtsplane bedarf der durch die Laster des alten Regimes entwürdigte Geist der gemeinsamen Erziehungsweise Sparta's. Darum verlangt Lepelletier nicht Unterrichts-, sondern Erziehungshäuser, in welchen die Knaben von 5—12 Jahren, die Mädchen von 5—11 Jahren auf Staatskosten erzogen werden. In diesen Häusern herrscht vollständige Gleichheit der Kleidung und Lebensweise. Die Kinder lernen Lesen, Schreiben, Rechnen, bürgerliche Lieder, edle Züge aus dem Leben freier Völker, die Grundsätze der Verfassung, der universellen Moral und der ländlichen und häuslichen Oekonomie. Die Hauptsache aber sind die Handarbeiten; die Knaben werden zu bäuerlichen und gewerblichen Diensten und Fertigkeiten angehalten, die Mädchen zum Nähen und Stricken; damit die Kinder

---

1) Despois, loc. cit. S. 24—27.

2) Duruy, loc. cit. S. 93.

die Behandlung kranker und gebrechlicher Personen lernen, werden einige hülfsbedürftige Greise in jedem Erziehungshause parat gehalten. Die Wohlhabenden zahlen für ihre Kinder eine Pension, die für die Gesammtheit verwendet wird, die fehlenden Mittel werden vom Staate zugeschossen.[1])

Gregoire sprach sich mit Entschiedenheit gegen dieses Internat der Schulkinder aus, indem er mit Recht auf den sittigenden Einfluß hinwies, den das Zusammenleben mit den Kindern auf die Eltern ausübe. Robespierre, dem Lepelletiers Ansichten sehr zusagten, erklärte sich zu Gunsten des Internats, und behauptete, das Volk begrüße mit Freuden diesen Plan, der nur unter den Reichen auf Widerspruch stoße. Danton gesteht das fakultative Internat zu. Duhem spricht gegen den gemeinsamen Unterricht, Thibaudeau gegen den obligatorischen.

Hierauf dekretirt der Convent, daß nationale Etablissements errichtet werden sollen, in welchen die Kinder der Bürger gemeinsam erzogen und unterhalten werden, daß es aber denjenigen Familien, welche ihre Kinder bei sich behalten wollen, freistehe, sie zum Unterrichte in die zu diesem Zwecke errichteten Klassen zu schicken.[2])

Da der Convent eine Verbindlichkeit des Staates, für den höheren Unterricht zu sorgen, nicht anerkannte, hatte er bereits am 8. März 1793 die Güter aller höheren und niederen Schulen eingezogen. Die letzteren sollten fortan vom Staate unterhalten werden, was vorläufig ein leeres Versprechen blieb. Die ehemals königlichen Akademien wurden durch Dekret vom 8. August desselben Jahres, die seitherigen Militärschulen durch Verfügung vom 9. September geschlossen.

Am 15. September stellte die erlauchte Versammlung der französischen Gesetzgeber eine neue Eintheilung des Unter-

---

1) Michelet, hist. de la Rév. fr. IV, 390; Despois, S. 28—34; Duruy, S. 95 und 96.

2) Hamel, loc. cit. III. 69.

richts fest. Derselbe soll in drei Abstufungen zerfallen, Elementarschulen, welche den Kindern die einem Handwerker, Bauern, Arbeiter nöthigen Kenntnisse beibringen; Gymnasien, (colléges) welche in den alten Sprachen, der Mathematik, der Naturlehre unterrichten; Fachschulen (facultés) die den akademischen Unterricht ertheilen sollen. Dafür mußten alle seitherigen theologischen, medicinischen und juristischen Fakultäten des Landes eingehen. Frankreichs berühmte Hochschulen, welche so viele große Männer gebildet hatten und eines Weltrufes sich erfreuten, mußten alle aufhören zu existiren. Am 19. Dezember 1793 wurde jegliche Gehaltsauszahlung an die Lehrer höherer Schulen eingestellt, da derjenige, der höhere Ausbildung wünsche, seine Lehrer selbst bezahlen solle.

Darum gesteht selbst Rotteck: „Die Sanskulottenherrschaft (er sollte sagen: die Herrschaft der Abenteurer und gebildeten Schwindler, welche das Proletariat verführten) konnte den Künsten und Wissenschaften nicht günstig seyn, denn Kunst und Wissenschaft erschienen als Verbündete der Aristokratie. Alle Akademien und gelehrten Gesellschaften wurden aufgehoben, die kostbarsten Denkmale des Alterthums, weil an die Monarchie erinnernd, zerstört, die Unterrichtsanstalten der Verwilderung überlassen.“ [1]) Wahrhaftig es erfüllt mit dem gerechtesten Unmuth, wenn man sieht, daß diese gerühmten Gesetzgeber, diese Väter des Vaterlands, diese tugendhaften Republikaner als Barbaren und Unmenschen an den Bildungsanstalten ihres Volkes gehaust haben. Wer wird nicht von unsagbarem Ekel erfaßt, wenn er liest, daß am 25. August 1793 eine Deputation der wenigen Pariser Kinder, die noch eine Schule besuchten, unter Führung eines radikalen Lehrers in den Convent kam, welche durch den Mund eines dazu mißbrauchten Knaben um Abschaffung des Gebetes zu einem sogenannten Herrgott bat, ein Auftritt, der selbst diese grund-

---

1) Rotteck, allgem. Geschichte. Braunschweig 1854, IX. 148.

satzlose Versammlung entsetzte und zu so allgemeiner Mißbilligung veranlaßte, daß der Präsident Robespierre der Aufgabe überhoben war, seinen Abscheu auszusprechen? Wen empört es nicht, wenn er erfährt, daß man schon die Kinderwelt in das Unwesen der Clubs einweihte und für Knaben von 12—15 Jahren einen „Club der rothen Kinder" gründete? Wer muß nicht dem Andenken der Menschen seine offene Verachtung aussprechen, welche mit den atheistischen Deputationen einen Knaben in die Nationalversammlung schickten, der erklärte, er wisse die Menschenrechte auswendig und stelle die Bitte um einen kleinen republikanischen Katechismus an Stelle des Katechismus des alten Aberglaubens, worauf er vom Beifall der Volksrepräsentanten überschüttet wurde![1])

Wenn die Schreckenszeit nur wenige Jahre länger gedauert hätte, so würde es in Frankreich keine Wissenschaft, keine Bildung, keine Industrie mehr gegeben haben; das schöne Land würde in Urverwilderung zurückgefallen seyn. Es mußte also etwas geschehen; es geschah auch einiges, indessen sehr wenig und auch dieß Wenige stand meistens nur auf dem Papiere. Ende Dezember 1793 entspannen sich wieder lebhafte Debatten im Convent über den Unterricht. Romme vertheidigte das krasseste Unterrichtsmonopol des Staates, Bouquier verfocht die Lehrfreiheit und die Begrenzung des Unterrichts der Volksschulen auf Lesen, Schreiben, Rechnen; Thibaudeau und Fourcroy bekämpften die Besoldung der Lehrer durch den Staat; Danton trat für Unterrichtsfreiheit, aber auch für obligatorischen Unterricht ein, für letzteren mit dem oft citirten Worte: „Es ist an der Zeit, das große Princip wieder aufzustellen, das man zu vergessen scheint, daß nämlich die Kinder der Republik gehören, ehe sie den Eltern gehören."

In Folge dieser Debatten wurde am 6. Januar 1794 dekretirt, daß der Unterricht frei und öffentlich sei, daß die

---

1) Hist. parlem. XXVIII, 502, XXX, 270.

Lehrer nach der Zahl der Schüler zu besolden und alle Eltern verpflichtet seien, die Kinder in die Schule zu schicken; sodann wurde am 8. Januar auf Barères Antrag bestimmt, daß jede Gemeinde eine Schule haben und der Gehalt der Lehrer auf 1500 Franks fixirt werden solle. Zu gleicher Zeit wurde die Errichtung von Distriktsbibliotheken angeordnet, eine Maßregel, die besonders den Jakobinern am Herzen lag. [1])

Aber mit allen diesen Dekreten hatte man es noch nicht einmal zu einem neuen Lesebuch gebracht. Das alte konnte man nicht brauchen, weil es Ausdrücke enthielt, die an das Christenthum und die Monarchie erinnerten. Wurde ja doch an Buffons Definition vom Löwen, er sei der König der Thiere, großer Anstand genommen, weil es keinen König, auch im Thierreich nicht, gebe. Gregoire beantragte am 23. Januar 1794, es möge eine Concurrenz um Abfassung des besten Elementarunterrichtsbuches ausgeschrieben werden. Als wünschenswerthesten Inhalt bezeichnete er unter anderen: Abhandlungen über die Geometrie, über die republikanische Moral, ja „Anweisungen über die Pflege der Kinder von der Schwangerschaft an bis zu ihrem Eintritte in die Schule." Ein anderer republikanischer Pädagoge wünschte, man solle in den Schulen einige medicinische Belehrungen über die weiblichen Katamenien und das Wochenbett und seine Folgen geben. [2]) Am 28. Januar wurde nun auch eine Reihe von zum Theil sehr gelehrten Männern mit der Abfassung von zweckentsprechenden Büchern für die Volksschule beauftragt, aber nicht ein einziges der hierauf entstandenen Machwerke wurde brauchbar, so daß das Direktorium kurz darauf abermals neue entwerfen lassen mußte. Gregoire fügte zu seinen seitherigen Anträgen bald noch den auf Abfassung einer neuen französischen Grammatik und eines neuen Wörterbuches, denn auch die Sprache sollte revolutionär umgestaltet werden.

---

1) Hist. parlem. XXXI, 258—262.

2) Duruy, loc. cit. S. 107.

So waren also wieder Reden gehalten und Anträge gestellt, aber das Schulwesen blieb so verkümmert wie zuvor. Wohl wurden infolge des Gesetzes vom 6. Januar hie und da Elementarschulen eröffnet, aber trotz aller Strafdekrete des Convents wollten sich keine Schüler einfinden, oder es fehlte an entsprechenden Lokalen, an Lehrern, an Lehrmitteln. Noch im März meldeten die „geheimen Beobachter" dem Minister des Innern, daß das Volk bittere Klagen führe, weil die neuen Schulen noch immer auf sich warten ließen. [1])

Es läßt sich auch gar nicht recht einsehen, wozu im schlichten Naturstaate Robespierres Schulen und gelehrte Anstalten hätten nöthig seyn sollen. Es soll da weder Reichthum, noch Quellen des Reichthums geben; weder Industrie und Fabriken, noch Handel, Verkehrswege und Seehäfen. Nur schlichte, wenig begüterte Menschen sollen diesen Staat bewohnen, einige Rinder und Schafe halten und ihr Feld auf die primitivste Weise durch Hand und Pflug bestellen. Daß es solche Narren und Träumer gegeben hat, ist weniger zu verwundern, als daß sich ein großes Volk zu den Experimenten solcher hirnverbrannten Socialpolitiker hergegeben hat. Robespierres Ansichten über die Nationalerziehung waren ganz der Arbeit des Lepelletier und den Schriften Rousseaus entlehnt. Der Unterricht ist obligatorisch und gemeinsam. „Ihr werdet die Nothwendigkeit begreifen," sagt Robespierre in seiner berühmten Rede über die Beziehungen der religiösen und moralischen Ideen zu den republikanischen Principien, „daß die öffentliche Erziehung gemeinsam und für alle Franzosen gleich seyn muß. Es handelt sich darum, nicht Herren, sondern Bürger heranzubilden; das Vaterland allein hat das Recht, seine Kinder zu erziehen; es kann dieses Depositum nicht dem Hochmuthe der Familien, noch den Vorurtheilen der Privatleute überlassen. [2])

---

1) Adolf Schmitt, tableaux etc. II. 144.

2) Hist. parlem. XXXII, 373.

Vom 5. Lebensjahre an gehören alle Kinder dem Staate; die Knaben werden 7, die Mädchen 6 Jahre in den Erziehungshäusern internirt, die alle auf das Land zu verlegen sind, damit die Kinder in lebendigem Contakt mit der Natur bleiben; die Lehrer werden vom Volke erwählt und müssen mindestens 60 Jahr alt seyn; die Erziehung ist streng, dem Kinde werden Unarten und böse Neigungen abgewöhnt, es muß sich im Schweigen üben; die Unterrichtsgegenstände sind Lesen, Schreiben, Rechnen, Schwimmen; die Kleidung aller Kinder besteht aus Leinwand, die Nahrung ist die gleiche und besteht in Obst, Gemüse, Milch und Wasser; die Schlafzeit dauert 8 Stunden. Ist das Kind 11 und 12 Jahre alt, so wird es der Gesellschaft zurückgegeben und darf sich nun eine Religion wählen. [1])

Das klingt fast noch tolerant gegen die Religion, aber man durfte hoffen, daß das Kind bei seinem Austritte aus dem Erziehungshause keine andere, als die Religion des Robespierre und Rousseau, den Glauben an das höchste Wesen und an die Unsterblichkeit der Seele wählen werde. „Man muß Frankreich dekatholisiren," hatte Mirabeau, ein anderer Verehrer des Genfer Philosophen, gesagt, „wenn die Revolution gelingen soll". Diese Dekatholisirung sollten die Erziehungshäuser Robespierres vollenden. In ihnen sollte statt der Religion die universale republikanische Moral, Haß gegen die Tyrannen und Atheisten, Hilfsbereitwilligkeit für Arme und Unglückliche gelehrt werden. Zum Glauben an das höchste Wesen sollte sich jeder Bürger bekennen.

Robespierres Erziehungsplan lief darauf hinaus, die Leiber und Seelen der Kinder in Beschlag zu nehmen, sie aus dem Familienleben herauszureißen, ihnen die „bürgerliche Religion" Rousseaus beizubringen, um sie entchristlicht und republikanisirt ihren Familien zurückzugeben. Daß gerade die Familie den wichtigsten Faktor für die Erziehung bildet,

---

1) Lepelletiers Plan über die Nationalerziehung; Häusser S. 477.

daß es für das leibliche und geistige Gedeihen der Kinder besser ist, sie in gemüthlichem Verkehr mit Vater und Mutter und Geschwistern zu lassen, als in Contakt mit der Natur zu bringen, daß endlich das gemeinsame Leben der Eltern mit den Kindern die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer der Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau, also der Ehe ist, das sahen diese Utopisten nicht ein. Durch die Erziehungshäuser sollte jene Totalumwälzung perfekt werden, die Rabaut, Robespierre, Billaud-Varennes und andere verlangten: „Man muß alles ändern, Gesetze, Sitten, Sprache, Ideen; man muß aus den Franzosen ein neues Volk machen.“

Die moderne Schule hat ihren Wahlspruch: „keine Religion in der Schule!“ von der Revolution übernommen. Diese Devise sprechen die jetzigen kirchenfeindlichen Pädagogen dem Rousseau, dem Condorcet, dem Robespierre nach und steuern darum, bewußt oder unbewußt, demselben Ziele zu, wie die Revolution, nämlich der Entchristlichung der Gesellschaft. Ja, wie mancher der modernen Pädagogen würde mit Vergnügen eine Kinderdeputation in den Land- oder Reichstag begleiten, damit dieselbe um Abschaffung des Gebetes zu einem sogenannten Herrgott bitte! Burke sagt: „Niemand wird begreifen können, wie man dadurch, daß man nicht an Gott glaubt, geneigter oder geschickter werden sollte, die Erde zu bebauen.“ [1]) So könnte man auch denen, welche die Religion aus der Schule verbannt wissen wollen, entgegnen: „Niemand wird begreifen können, daß ein Kind, welches nichts von Gott, zu dem seine Eltern beten, welches nichts von der Religion seines Vaters und seiner Mutter erfahren soll, dadurch geneigter und geschickter wird, lesen, schreiben und rechnen zu lernen.“ Alle Vorschläge der Revolution hinsichtlich der Schule bekunden den Haß gegen jede positive Religion, die Ignoranz und Unfähigkeit fader Projektenmacher.

Ehe Robespierre noch einen ersten Schritt gethan hatte,

---

1) Burke, loc. cit. I, 309.



seine Erziehungshäuser ins Leben zu rufen, hatten er und St. Just, der denselben Ideen über Nationalerziehung huldigte, „in der Lotterie der heiligen Guillotine gewonnen," das heißt, die Köpfe waren ihnen, zum Glücke für die damalige und die künftige Menschheit, abgeschlagen worden.

Nach dem Tode des unheimlichen Diktators legte Lacanal am 17. November 1794 unter dem Beirathe des Abbé Sieyès einen neuen Schulplan vor, der auch genehmigt wurde. Lacanal befaßte sich vorzugsweise mit der äußeren Form des Unterrichtes, ohne seinen Inhalt ängstlich bestimmen zu wollen. Er erkannte, daß man zu viele Projekte gemacht habe, daß etwas gegen die Verwahrlosung der Kinder geschehen, daß man die Lehrer anstellen und besolden, die Schulen eröffnen müsse, wenn man auch noch nicht das letzte Pünktchen der Organisation zuvor ausgeklügelt habe. Die Primärschulen sollen in zwei Sektionen getheilt werden, eine für die Knaben, die andere für die Mädchen; auf 1000 Einwohner kommt eine Schule mit zwei Sektionen; die Lehrer werden erwählt und von einem Unterrichtsrathe überwacht; ein Lehrer erhält 1200, eine Lehrerin 1000 Franks Gehalt; die Kinder sollen lesen, schreiben, rechnen lernen, mit den Menschenrechten und der Verfassung, mit der Feldmeßkunst und Naturgeschichte bekannt gemacht werden und heroische Erzählungen und Siegeslieder sich aneignen. Alle Schulkinder sollen am Feste der Jugend eine öffentliche Prüfung ablegen; wer sie nicht besteht, soll von allen Anrechten auf öffentliche Dienste ausgeschlossen werden. Daß Lacanal aber selbst auch wieder zu viel ausgeklügelt hatte, konnte er bei den Debatten über seinen Plan gewahr werden, als Baraillon sagte: „Ich warte, bis man mir beweist, daß es für die Mädchen wichtig ist, die Feldmeßkunst zu verstehen." [1])

Daß auch Lacanals Vorschläge unausführbar waren, geht schon daraus hervor, daß sie der gänzlich erschöpften Staatskasse über 54 Millionen Kosten verursacht hätten.

---

1) Duruy, loc. cit. S. 128.

Alle diese einzelnen Vorschläge und Pläne wurden für das allgemeine Unterrichtsgesetz vom 25. Oktober 1795 (3. Brumaire, Jahr IV) benützt, das wenigstens kein todter Buchstabe bleiben sollte. Darnach erhielten die Lehrer vom Staate nur freie Wohnung, die Kinder dagegen entrichteten ein festzustellendes Schulgeld, von welchem der vierte Theil der Schüler wegen Armuth befreit werden konnte. [1]) In jedem Kanton soll es eine oder mehrere Primärschulen geben, deren Sprengel durch die Departementsregierung bestimmt wird.

Auch der höhere Unterricht wurde neu organisirt. Schon am 25. Februar 1795 hatte der Convent dekretirt, daß jedes Departement eine Centralschule (College, Gymnasium) mit 10 Professoren, einer Bibliothek und den nöthigen Lehrmitteln haben solle. Diese Bestimmung wurde im Gesetze vom 25. Oktober der Hauptsache nach beibehalten. Die Zöglinge sollten in den alten Sprachen, in Naturwissenschaft, Logik, Mathematik und Staatswissenschaft unterrichtet werden. Aber woher Professoren, Räumlichkeiten und Geld nehmen? Die Centralschulen existirten also einstweilen auf dem Papiere.

Theologische und juristische Fakultäten bestanden nicht mehr. Der Convent gründete im letzten Jahre seiner unheilvollen Existenz drei medicinische Hochschulen zu Paris, Montpellier und Straßburg. In Paris wurde das nationale Institut der Wissenschaften und Künste errichtet, und zwar mit drei Abtheilungen; einer für physikalische und mathematische, einer für die politischen und moralischen Wissenschaften und einer für Literatur und Kunst; ebendaselbst wurde ein Museum für Naturwissenschaften, die polytechnische Schule und die Hochschule für orientalische lebende Sprachen eröffnet.

Die Normalschule, welche infolge des Dekretes vom 30. Oktober 1794 errichtet worden war, sollte das Seminar für die Elementarlehrer werden. Bald trugen gelehrte Männer

---

1) Despois loc. cit. S. 35.

den Zöglingen alle möglichen Wissenschaften vor, spickten aber die Köpfe der künftigen Lehrer mit Dingen voll, welche diese in ihrem späteren Berufe nie verwerthen konnten. [1])

V.

Schluß.

Zum Schlusse sei der wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen gedacht, welche in die Conventszeit fallen, und des Urtheils des französischen Volkes selbst über den durch die Revolution herbeigeführten Zustand des Schulwesens.

Die Freunde der Revolution müssen natürlich einen mächtigen Lobeshymnus anstimmen, wenn sie auf die wissenschaftlichen Fortschritte und Entdeckungen jener Zeit zu sprechen kommen, um den Vandalismns der Revolution einen Augenblick vergessen zu machen. Es ist aber wenig, sehr wenig, worauf die Revolution in dieser Beziehung stolz seyn kann, da das Meiste dem allgemeinen Fortschritte der Wissenschaft zuzuschreiben ist, welcher ohne die Umwälzung größer geworden wäre, als er es mit ihr wurde. [2]) Zu erwähnen sind: die Einheit von Maß und Gewicht; das Dezimalsystem; der neue Kalender; die ersten Theile des Code civil; das Großbuch der Staatsschulden; der optische Telegraph; die Stahlfabrikation. Auch davon machen die republikanischen Schriftsteller viel Aufhebens, daß unter dem Convent mehrere Gemäldeausstellungen (Salons) in Paris stattfanden.

Maron hat versucht, die Revolution auch in Bezug auf

---

1) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit IV, 35—39; dazu Despois, 75 und Duruy 111—126.

2) Göthe, Xenien:

„Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück."

das Schulwesen zu verherrlichen. Aber in seiner literarischen Geschichte der Revolution[1]) muß er gänzlich über die frühere Schule schweigen, da sie mit wahrem Vandalismus vernichtet wurde, was Despois wenigstens zugesteht, und in seiner literarischen Geschichte des Convents[2]) posaunt Maron das Lob der wenigen, nach der Schreckensherrschaft gegründeten Unterrichtsanstalten mit allzu großer Verherrlichung in die Welt, als daß wir von diesen Tönen in unserm Urtheil irre gemacht werden könnten.

Daß noch 1801 trotz aller Dekrete des Convents und des Direktoriums herzlich wenig für ein geordnetes Schulwesen geschehen war und die Schulen des alten Regimes für besser gehalten werden mußten, als die neugeschaffenen, möge uns die Stimme des französischen Volkes selbst bezeugen, welche mehr wiegt, als die einiger republikanischer Enthusiasten. Im Jahre IX der Republik (1801) wollte Bonaparte den Zustand Frankreichs kennen lernen und verlangte darum von den Generalräthen der Departements eingehende Schilderung ihrer Verhältnisse. Hundert Departements klagten über den Verfall des öffentlichen Unterrichts und die Verwilderung der Jugend, zweiundvierzig verlangten dringend die Wiederherstellung der Colleges und die Ertheilung des Unterrichts durch kirchliche Gesellschaften. „Es ist Zeit," erklärte der Generalrath des Departements Gironde, „daß die Theorien vor den Thatsachen verstummen; wo sind die größten Männer des Zeitalters Ludwig XIV. und XV. erzogen worden?" Lot, Maine und Loire baten die Minister, sie möchten die Jesuiten, Oratorianer, Benediktiner und Lehrpriester (doctrinaires) wieder sammeln und in die Unterrichtsanstalten vertheilen. Puy de Dome, Eure und Loire lobten die früheren Lehrer und Professoren; Avignon verlangt die Schulbrüder. Viele Departements verwarfen die seit 5 Jahren bestehenden

1) Maron, hist. litt. de la Révol. Paris, 1856.

2) Maron, hist. lit. de la Convention. Paris 1860.

Central- und Primärschulen und bezeichneten ihre Professoren und Lehrer als unwissende und unsittliche Menschen. Andere verlangten Lehrer, welche nicht nur den Katechismus wissen, sondern auch die Moral aus dem Evangelium schöpfen. In anderen endlich ließen die Eltern ihre Kinder lieber ohne Schulkenntnisse aufwachsen, als daß sie dieselben ungläubigen Lehrern hätten anvertrauen mögen.[1])

Also auch auf diesem Gebiete kann die Revolution nur auf Ruinen hinweisen. Sie hat es nicht verstanden, an die Stelle des alten Guten ein neues Bessere zu setzen; sie hat das Kind entkindlicht, die besten Lehrkräfte lahm gelegt, ein geordnetes Schulwesen vernichtet, abgeschmackte Erziehungstheorien aufgestellt und durch ihre jämmerlichen Resultate die Urheber und das Land dieser Projekte bei der denkenden Nachwelt lächerlich gemacht. Es will uns darum scheinen, als weise die Thätigkeit der Revolution auf diesem Gebiete mit einer gewissen Röthigung auf das Wort des unvergleichlichsten Kinderfreundes hin: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" — nicht zu Rousseau, nicht zu Mirabeau, nicht zu Talleyrand, nicht zu Condorcet und Robespierre, auch nicht zu ihren Nachtretern im 19. Jahrhundert!

Schumm.

---

1) **Mazas**, Gesch. d. fr. Rev., deutsch von Scheerer, Regensburg **1844**, **II**, **263** und **264**.

XXVIII.

Die katholische Literatur zum Lutherjubiläum des Jahres 1883.

I. Kirche oder Protestantismus. Der symbolgläubige Lutheranismus. Westermayer. Röhm. C. Germanus. Grube. Hammerstein. Hansſ. Die Hamburger Briefe und Anderes.
II. M. Hermann. Leogast. Wohlgemuth. Evers.

Mit vielem Pompe und äußerem Gepränge ist im letzten Sommer jener Tag von den Protestanten gefeiert worden, an welchem vor 400 Jahren Martin Luther geboren wurde. Festzüge, Glockengeläute, Deklamationen und Reden, Festessen und Trinksprüche, obligate Schulgottesdienste und Schulfeiern — alles ist aufgewendet, um „den Deutschesten der Deutschen" zu verherrlichen. Eine wahre Sturmfluth von Festschriften ist erschienen, in welchen der „Glaubensheld" nach allen Seiten und Richtungen als das Ideal gepriesen wird. Manche Stadtmagistrate, z. B. die von Berlin und Breslau, haben an die evangelischen Schüler ihrer höheren Lehranstalten Festschriften auf Gemeindekosten — also auch auf Kosten der Katholiken — vertheilen lassen. Größere Zeitschriften der Protestanten, wie die „Allgemeine illustrirte Zeitung", die „Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung" und andere brachten eigene Festnummern, welche ausschließlich über Luther handelten. Lutherreliquien wurden zum Kaufe angeboten, die Trauungsringe von ihm und seiner Käthe nach dem Original treu nachgebildet als „werthvolles Andenken an den wichtigen Tag" angepriesen, selbst „Luthercigarrenspitzen" mit dem Motto „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang" wurden von

Erfurt aus versandt und fanden „reißenden Abgang“ — ein Zeichen, was für viele die Quintessenz jenes „lauteren Evangeliums“ ist, welches der „Gottesmann“ gebracht hat; Lutherkrüge, d. h. solche Humpen, aus denen Luther im Leben getrunken, wurden zur Schau ausgestellt; Lutherbilder, Lutherbüsten und ähnliche Dinge hat das Jahr 1883 in Menge geliefert. Man kann nicht verhehlen, daß alles geschehen ist, um Luther und seine That zu verherrlichen.[1]) Mehr konnte nach unserer Ansicht zur Hebung seiner Ehre und zur Stärkung des Protestantismus nicht geschehen. Indeß zweifeln wir doch, ob dieser durch jene Feier innerlich auch nur eine momentane Stärkung erfahren hat, und ob künftige Generationen über einen Aufschwung der evangelischen Kirche seit dem November 1883 erzählen werden. Die paar Lutherkirchen, welche vielleicht noch erstehen, werden hieran ebenfalls wenig ändern. In Hamburg, welches über 400,000 Protestanten zählt, sind nur 50,000 M. für eine Lutherkirche aufgebracht, weßhalb man bereits von einem Baue in der Stadt selber abgesehen hat und sich mit einem solchen in dem Vorstadtsdorfe Horn begnügen will. Aehnlich steht es in anderen größeren protestantischen Städten.

Die Lutherliteratur aus protestantischer Feder ist, wie bereits bemerkt wurde, sehr zahlreich. Seit Mai vorigen Jahres ungefähr erblickte man in protestantischen Kirchenzeitungen und Literaturblättern, um von den Tageszeitungen ganz abzusehen, unaufhörlich Annoncen und Besprechungen von Lutherschriften. Die „Redaktion des historischen Bücherschatzes“ zu Frankfurt hat eine „Bibliographie der Lutherliteratur von 1883“ erscheinen lassen, deren erstes Heft am 15. September v. J. abgeschlossen bereits 210 protestantische

1) Dr. Lorenz und Diak. Wolf in Erfurt werden eine „Allgemeine Chronik des Lutherjubiläums von 1883“ herausgeben. Die „deutsche Wacht an der Donau“ bereitet eine Ausgabe der „Luthertage in Deutschland und Oesterreich“ vor.

Lutherschriften, 71 auf den „Reformator" bezügliche Darstellungen und 31 Musikalien enthält. Die zweite Abtheilung ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen, soweit wir aber aus protestantischen Zeitschriften ersehen haben, wird dieselbe nicht weniger Literatur aufzählen. Fast jeder protestantische Dorfpfarrer hat zum Lutherjubiläum seine Feder in Bewegung gesetzt. Außer der zweiten Auflage von Köstlin's „Martin Luther" (1875 zum ersten Male erschienen) und „Dr. Martin Luthers Leben und Wirken", begonnen von Plitt und nach dessen Tode von Petersen beendet, sind indeß wissenschaftliche Arbeiten unter ihnen nicht zu finden. Alle sind vielmehr populär, für Jugend und Volk berechnet.

Aber gerade dieser Umstand müßte der protestantischen Lutherliteratur durchschlagenden Erfolg gegeben haben. Denn wissenschaftliche Werke lassen bekanntlich das Volk, die große Masse, unberührt; eine so große Anzahl populärer Schriften in so zahlreichen Auflagen dagegen müßte neuen evangelischen Geist ins Volk herabsickern lassen. Wir glauben aber ohne Widerspruch behaupten zu können, daß jener durchschlagende Erfolg der populären Lutherliteratur nicht zu Theil werden, daß sie ebenso wie alle äußere Feier ohne wesentlichen Einfluß auf die innere Stärkung der protestantischen Kirche seyn wird. Wo liegt hierfür die Ursache? Hauptsächlich in der inneren Unwahrheit, von welcher fast alle Lutherlobreden mehr oder minder erfüllt sind. Ich will die Leser nicht mit vielen Citaten aus jener populären Literatur plagen, sondern nur einige Stellen aus der obengenannten „Bibliographie", welche auch kritische Berichte über die Schriften enthält, zum Belege anführen. Da heißt es zum Beispiel S. 3: „Luther, nicht Winfried, der römische Legat, ist der rechte Bonifacius d. h. Wohlthäter des deutschen Volkes. Luthers Bedeutung aber geht wahrhaftig noch lange nicht in dem auf, was er für Deutschland gewesen, als Mann Gottes gehört er der ganzen Kirche für immer an, für alle Länder und für alle Zeiten . . . Seit der Gründung der Kirche am Pfingsttag

hat nächst dem Apostel Paulus kein Mann eine so tief eingreifende Wirkung auf die Kirche gehabt als Dr. Martin Luther . . . Die Bedeutung Luthers für das Gesammtleben der Kirche, seine Bedeutung als ‚Reformator‘ liegt gerade darin, daß er ein bis dahin von der Christenheit noch nicht erlebtes Moment der göttlichen Offenbarung, die Gnade Gottes in Christo und die Aneignung derselben zur vollen Heilsgewißheit in sich selbst erlebte und der Christenheit zum Miterben und Nachleben darbot: die Aneignung der Erlösung von der Sünde und vom ewigen Tod, welche Christus durch seinen Tod am Kreuz und durch seine Auferstehung der Menschenwelt gewährt hatte, mittels des Glaubens. Das hat Luther an sich erfahren, wie seit dem Apostel Paulus kein anderer, und er konnte es erfahren, da er seit Augustin, ja seit der apostolischen Zeit bis auf diesen Tag unter allen Menschen auf Erden das wahrste, der Offenbarung auf das vollständigste entsprechende tiefste und stärkste Sündenbewußtseyn gehabt hat, in welchem er sich in heißem Patriarchenkampf zur Erkenntniß und Erfahrung der rechtfertigenden Gnade durchrang, durcharbeitete, durchbetete, nachdem er alle bis dahin von der Kirche dargebotenen Mittel zur Heilsgewißheit zu gelangen aufs eifrigste und gewissenhafteste gebraucht, angewandt und geübt hatte, um sie als unzulänglich ja als irreführend zu erfahren.“ Diese Citate charakterisiren den Standpunkt, von welchem aus die protestantischen Lutherschriften ihren Helden betrachten und schildern. Dieser Standpunkt ist nicht richtig, und alle Lutherbiographien von ihm aus geschrieben, leiden an innerer Unwahrheit. Luther neben St. Paulus der größte Christ!! Aber selbst, wenn Luther dieser Mann wäre, auch dann würde die protestantische populäre Lutherliteratur nicht viel wirken. Denn der Kreis der Leser, an welchen sie sich richtet, steht vielfach dem Gottesglauben und der Gottesverehrung gleichgültig gegenüber. „Der gewaltige Beter“ Luther hat für sie kein Interesse mehr; der Spektakel gegen „Rom“ bleibt Hauptsache, und der Haß gegen den Papst, welcher sich in lutherischen Kreisen bis zur

Stunde intensiv erhalten hat, rührt freilich noch viele auf, um am Luthertage ein Festgelage und einen Festzug mitzumachen. Die „Heilsgewißheit in Christo", wie sie Luther gebracht haben soll, bleibt Nebensache.

Es war wohl nicht anders zu erwarten, als daß auch von katholischer Seite zum Lutherjubiläum literarische Festgaben erscheinen würden. Dieselben sind indeß den protestantischen gegenüber sehr wenige an Zahl. Es macht einen wohlthuenden Eindruck, daß dieselben sich mehr mit dem Protestantismus und der „Reformation" als mit der Person und den Absichten des sogenannten Reformators beschäftigen. Wir wollen die wichtigsten Schriften im Folgenden kurz besprechen, während wir uns bei den kleineren mit bloßer Angabe begnügen müssen.

I.

Das bedeutendste Werk liegt uns unstreitig in „Kirche oder Protestantismus" vor, welches ein nicht genannter aber sehr bekannter Professor der Theologie dem deutschen Volke zum vierhundertjährigen Lutherjubiläum als Festgabe geboten hat. Das Werk ist eigentlich nicht neu, sondern nur die „dritte neu durchgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage" der Schrift „das Luthermonument im Lichte der Wahrheit."[1]) Das Buch ist ein Meisterwerk an theologischer Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, kirchlicher Treue und vollendeter Schönheit in der Darstellung. Die gesammte Literatur bis zu den letzten Tagen herab ist gewissenhaft benutzt, und derjenige, welcher sich mit der „Reformation" und ihren Folgen gerne näher befassen möchte, wird im vorliegenden Werke den besten Wegweiser in die einschlägige Literatur finden. Dasselbe zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste „das Luthermonument und seine Worte und Figuren" behandelt. Alle

1) Mainz bei Kirchheim 1883 (VIII, 377 S.). Soeben wurde die 4. Aufl. ausgegeben.

Figuren dieses Monumentes werden historisch beleuchtet und herrliche, wahrhaft großartige Excurse angeknüpft. Ich erwähne hier nur die schönen Worte des Verfassers über die Blutströme, welche in England zur Zeit der „Reformation" geflossen sind, die Parallele zwischen Savonarola und Luther, endlich den herrlichen Excurs, welcher an Luthers Verheirathung anschließt. — Die zweite Abtheilung des Buches übertrifft die erste noch, nicht bloß an Umfang sondern auch an Güte und Vortrefflichkeit. Dieselbe zerfällt in vier Abschnitte, deren erster „die religiös-sittlichen Zustände in der Kirche am Ausgange des fünfzehnten und am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts" schildert. Bekanntlich ist die katholische Forschung längst über das alte Ammenmärchen hinweg zur Wahrheit vorgedrungen, daß die Zustände vor der sogenannten Reformation in sittlicher und religiöser Beziehung keineswegs so furchtbar schlecht waren, daß die Ursachen der „Reformation" vielmehr an anderer Stelle zu suchen sind. Auch der Verfasser gibt zu, daß die Schuld der Kirchenspaltung keineswegs allein auf Seite Luthers zu suchen sei, er erkennt vielmehr richtig kirchliche, politische und sociale Mißstände als Wegbereiter der Katastrophe des sechszehnten Jahrhunderts an, wozu wir noch bemerken möchten, daß die politischen und socialen Mißstände den Ausschlag gaben. Ohne diese würden die religiösen Mißstände keineswegs im Stande gewesen seyn, eine religiöse Spaltung hervorzurufen. Aeußerst interessant und lehrreich ist die „Gallerie deutscher Bischöfe" und die Revue über den Klerus des fünfzehnten Jahrhunderts. Ich zweifle nicht, daß diese Uebersicht über die vorlutherische Zeit abermals mithelfen wird, um alte Vorurtheile gegen dieselbe zu beseitigen. Der zweite Abschnitt „Luthers Leben und Lehre, Charakter und Wirken" ist rein historisch gehalten und führt uns auf fast hundert Seiten in das Verständniß dieses einerseits so gefeierten, andererseits so verachteten Mannes ein. Die Kritik, welche über Luthers Charakter und seine Lehre gegeben wird, ist ruhig und maßvoll. Auch ist von

Luthers Kraftstile sowenig als möglich aufgenommen und dadurch verhütet, daß die Schilderung Luthers nicht etwas Rohes und Widerwärtiges annimmt. Der dritte Abschnitt schildert kurz „die Einführung der neuen lutherischen Lehre in deutschen Territorien, in Schweden, Dänemark, Norwegen und Island", ist indeß keine Compilation, sondern selbständige Arbeit mit Bezug auf die Quellen. Der letzte Abschnitt „Kirche und Protestantismus" gibt uns die innere dogmatische Entwickelung der lutherischen Lehre. Wir werden hier namentlich mit dem gegenwärtigen Stande des Protestantismus an den deutschen Hochschulen bekannt gemacht. Nachdem wir so zuerst den Niedergang des Protestantismus kennen lernen, werden unserem Auge in der zweiten Hälfte des Abschnittes Lichtblicke gewährt; wir gewahren eine Menge von hervorragenden protestantischen Gelehrten, welche in diesem oder jenem Stücke die Lehre der Kirche wieder angenommen haben. Einzelheiten anzuführen gestattet der Raum nicht; wer aber das Buch zur Hand nimmt, wird mit uns an seiner Lektüre sich erfreuen.

Ergänzend im gewissen Sinne schließt sich an jenes Buch die Schrift des bekannten Stadtpfarrers bei St. Peter in München, Hrn. Dr. Westermayer an: „Luthers Werk im Jahre 1883 oder der heutige Protestantismus in seinem Verhältniß zu Katholicismus und Christenthum." [1]) Die Vorrede, welche merkwürdiger Weise ein Viertel des Gesammtumfanges einnimmt, orientirt uns über die große protestantische Reveille, welche bekannte Heißsporne im letzten Jahre gegen „Rom" schlagen wollten. Interessant ist, daß gerade zur selben Zeit das Oberhaupt des preußischen Staates mit „Rom" den Frieden zu erlangen sucht! Westermayer behandelt im ersten Abschnitte: „Was halten die Protestanten von der katholischen Kirche?" Es sind hier ausschließlich die Aeußerungen protestantischer Professoren und

1) Mainz bei Kirchheim. 160 S.

Pastoren (Dr. Hase, Dr. Hanne, Pastor Schooſt u. a.) sowie protestantische Zeitschriften aneinandergereiht. „Mit Rom und der römischen Kirche, so lautet das Endresultat, ist es Nichts! Diese ist aufgegeben und mußte aufgegeben werden.“ Im zweiten Abschnitt beantwortet Westermayer in derselben Weise: „Was halten die Protestanten vom Protestantismus?“ Man sollte im Voraus meinen, daß das Urtheil der Protestanten über ihre eigene Kirche nun sehr günstig lauten müsse. Allein dieß ist nicht der Fall. Fast allgemein bekennen und beklagen sie, daß ihnen die Einheit fehlt. Der dritte Abschnitt zieht nun die „Schlußfolgerungen“, welche reich an Citaten und lehrreichen Bemerkungen sind, aber einen einheitlichen Gedanken nicht entwickeln. Indeß wird Westermayer's Schrift manche Belehrung und Anregung bieten.

In der Wahl des Thema's schließt sich eine kleine Schrift eines nicht genannten württemberg'schen Geistlichen an: „Der symbolgläubige Lutheranismus und sein Verhältniß zur logischen Vernunft oder zwanzig Widersprüche in ebenso vielen Thesen dargestellt zugleich mit Berücksichtigung der heiligen Schrift und der katholischen Lehre.“ [1]) Die Schrift wird wohl weniger in das Volk eindringen, dazu ist ihre Sprache und Darstellung nicht angethan, aber für die, welche sich über die Widersprüche gegen katholische Dogmen und die Widerlegung derselben unterrichten wollen, wird das Büchlein sehr instruktiv seyn. Dasselbe ist sehr fleißig gearbeitet und nicht ohne Geschick. Außer den Kirchenvätern und den Kirchenschriftstellern der ersten Jahrhunderte werden nur protestantische Schriftsteller citirt. — Dasselbe Thema behandelt in etwas anderer Form und Gliederung der Domcapitular Röhm in Passau. [2]) Der vorliegende Band, welcher sich als erster eines größeren Werkes einführt, hat die

1) Neckarsulm bei Stettner. 127 S.

2) Confessionelle Lehrgegensätze. Hildesh. 1884. Verlag v. Borgmeier. S. 284, X.

„Quelle und Richtschnur des Glaubens" in Behandlung gezogen. Bereits vor zwei Jahren hat der Verfasser „die Aufgaben der protestantischen Theologie" herausgegeben, welche in diesen Blättern besprochen sind. Eine Vergleichung zeigt, daß der erste Band der „confessionellen Lehrgegensätze" eine Umarbeitung und Erweiterung des ersten Abschnittes jener „Aufgaben" sind. Dieselben zeichnen sich namentlich dadurch vortheilhaft von der ersten Arbeit aus, daß sie bei den Citaten genau die Quelle angeben, woher sie genommen sind. Den drei Abschnitten der „Aufgaben" entsprechend, werden wir wohl noch zwei weitere Bände der „confessionellen Lehrgegensätze" erhalten. Da unsere Leser bereits früher mit den „Aufgaben" näher bekannt gemacht sind, so können wir von einer eingehenden Analyse des Röhm'schen Werkes absehen und uns mit einer Empfehlung der fleißigen und theilweise auch gelungenen Schrift begnügen.

Eine sehr tüchtige und mit Meisterschaft verfaßte Schrift sind die populärwissenschaftlichen „Reformatorenbilder", von einem bekannten Kirchenhistoriker, welcher sich unter dem Namen Constantin Germanus verbirgt.[1]) Diese vortreffliche Arbeit ist ebenfalls in diesen Blättern schon besprochen und bleibt uns daher nichts mehr übrig, als zu bereits geschehenen Empfehlungen auch die unserigen hinzuzufügen. Damit dürften wir aber auch einen Wunsch verbinden, nämlich den, daß der geschätzte Herr Verfasser bei einer zweiten Auflage die große Lücke zwischen Gregor d. G. und Luther durch einen „Vortrag" über einen katholischen Reformator auf deutschem Boden ausfüllen möge. Besonders dürfte es sich empfehlen, aus der unmittelbaren Zeit vor Luther eine Persönlichkeit zu behandeln. Diese Lücke der „Reformatorenbilder" wird uns in gewissem Sinne durch die zweite Vereinsschrift der Görresgesellschaft ausgefüllt, in welcher Karl Grube uns das Lebensbild und die Thätigkeit des Gerhard Groot, eines katho-

1) Freiburg bei Herder. (XII, 327.) Vgl. Hist.-p. Bl. Bd. 92, 917—24.

lischen Reformators vor Luther entwirft.[1]) Da die Schrift indeß nicht aus Anlaß des Luther-Jubiläums erschienen ist, so können wir dieselbe nicht weiter mit in den Kreis dieser unserer Besprechung ziehen. Der siebente und achte Vortrag des Germanus über „Die Heiligen der katholischen Reformation" bildet für jeden Katholiken eine wahre Labsal und illustrirt ihm so recht lebendig das Wort des Heilandes, daß er bei der Kirche bleiben werde bis in Ewigkeit.

Als Gabe zum Lutherjubiläum müssen wir aber die zweite Auflage von Hammerstein's Conversionsschrift „Erinnerungen eines alten Lutheraners" anführen, welche indeß im Contexte nur geringe Zusätze zur ersten Auflage bietet. Das Interessanteste an der zweiten Auflage ist der „Nachtrag", worin verschiedene Recensionen protestantischer Blätter reproducirt und beleuchtet und aus Privatcorrespondenzen mehreres mitgetheilt wird. Indem wir auf die frühere Besprechung der Schrift verweisen, bemerken wir noch, daß die Hammerstein'sche Arbeit eine der besten Conversionsschriften ist, welche jemals geschrieben sind. Als Gabe zur Zeit des Lutherjubiläums soll uns dieselbe darum doppelt willkommen seyn.

In zweiter Auflage erschien auch die vor sieben Jahren anonym ausgegebene Controversschrift „Wo ist die Wahrheit" von Hanf[2]). Nachdem der Verfasser in den beiden ersten Kapiteln die katholische und protestantische Lehre von der Kirche zur Darstellung gebracht hat, behandelt er in den beiden folgenden die Quellen des Glaubens und zwar eben-

---

1) Gerhard Groot und seine Stiftungen. Köln bei Bachem. (100 S.) 2. Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1883.

2) Wo ist die Wahrheit. Vorurtheilsfreie Prüfung des Glaubens der Reformatoren gegenüber der katholischen Kirchenlehre von einem reichen den Schriften und Reden der Reformatoren wörtlich entnommenen Beweismaterial von Friedrich Hanf, früher Notar in Bensberg (Rheinprovinz). Regensburg bei Manz 1883. (X, 481.)

falls wieder in der Art, daß er zunächst die Lehre der Katholiken und dann die der Protestanten erörtert, eine Methode, welche im ganzen Buche beibehalten ist. In den sechs nächsten Kapiteln kommt die Lehre von der Erbsünde, der Rechtfertigung und den guten Werken zur Behandlung, also das sogenannte Materialprincip des Protestantismus. Hieran schließen sich ganz naturgemäß die heiligen Sakramente, deren Behandlung den größten Theil des Buches (von Kapitel 11 bis 27) bildet. Den Schluß machen die Lehre von der Hölle, vom Fegefeuer und der Verehrung der Heiligen, welchen noch drei Kapitel gewidmet sind. Die Schrift bietet, wie aus dieser Inhaltsanzeige sich ergibt, eine Behandlung der Differenzpunkte zwischen Katholiken und Protestanten, hat also dasselbe Thema wie Röhm's Arbeit. Während aber dieser mehr für Theologen und wissenschaftliche Kreise schreiben will, ist jene Arbeit für das größere katholische Publikum bestimmt, welches für tieferes Eindringen und Ergreifen des Glaubens Interesse hat. Hierfür wird die Schrift umsomehr treffliche Dienste leisten, als dieselbe klar, allgemein verständlich und auch in einem Stile geschrieben ist, daß sie sich angenehm liest. Der katholische Laie wird dieselbe gewiß mit großem Nutzen lesen. Auch Protestanten würde sie sehr zu empfehlen seyn.

Die letzte größere Arbeit derselben Art liefern uns „Gottliebs Briefe aus Hamburg", welche als „ein Wort zur Vertheidigung der Kirche gegen die Angriffe von sieben Läugnern der Gottheit Christi" zuerst in der „Germania" erschienen sind und jetzt gesammelt als Buch vorliegen.[1]) Es wird noch in allgemeiner Erinnerung seyn, wie sieben protestantische Pastoren, welche offenkundige Läugner der Gottheit Christi sind, in Vorträgen zu Hamburg gegen die katholische Kirche ihre Treibjagd eröffneten, um aus Anlaß des Luther-

1) Berlin, Verlag der Germania, Aktiengesellschaft für Verlag und Druckerei. (VII, 1004 S.)



jubiläums „das protestantische Bewußtseyn des deutschen Volkes" zu wecken. Gegen die Hetzreden dieser Sieben hat „Gottlieb" seine Briefe, sechsundvierzig an Zahl, gerichtet. Dieselben verrathen uns einen sehr gelehrten Verfasser, der in allen Disciplinen wohl zu Hause ist und eine umfangreiche Literaturkenntniß besitzt. Die „Briefe aus Hamburg" sind die beste populäre Apologie der katholischen Kirche, ihrer Lehren und Einrichtungen, sie bilden ein wahres Arsenal zur Vertheidigung gegen alle Angriffe. Dabei sind sie mit solcher Gewandtheit, Schneidigkeit und Noblesse geschrieben, daß sie auch der Gebildetste mit Interesse lesen wird. Die Angriffe der protestantischen Pastoren waren keineswegs geistreich und von Bedeutung, es waren die vulgärsten und plattesten Ausfälle, wie sie in jedem liberalen Provinzialblatte gemacht und von jedem Commis auf norddeutschen Eisenbahnen gehört werden können. Wohl nur deßhalb, um jenen in Norddeutschland fast allgemein verbreiteten vulgär liberalen Einwendungen, welche durch die sieben protestantischen Pastoren in wenig nobler Weise zum Ausdruck kamen, zu begegnen und Katholiken, welche sich derartigen Disputen nicht immer entziehen können, ein Handbuch der Apologetik zu geben, hat „Gottlieb" die Hetzreden der Sieben als Anlaß zu seinen Briefen benutzt. Dieselben haben dem Gesagten zufolge mehr als blos vorübergehenden Werth, und wenn die Hamburger Christusläugner schon längst vergessen sind, werden „Gottliebs" Briefe noch immer eine werthvolle und viel gelesene Apologie der katholischen Lehre seyn.

Wir haben jetzt noch einiger Broschüren zu gedenken, welche aus Anlaß des Lutherjubiläums erschienen sind. Wir nennen hier vor allen die von Adolf Röttscher (Pfarrer zu Huysburg in der Provinz Sachsen) über die „Segnungen der Reformation", für welche ja nach einem Ausschreiben des königlich preußischen Unterrichtsministers von Goßler am 10. November vorigen Jahres in den evangelischen Schulen und Kirchen Gott gedankt werden sollte. Die Broschüre

beleuchtet neun „Segnungen", wie geläuterte Gottesverehrung, Loslösung von Rom, freie Forschung u. a. in sehr ruhiger und geschickter Weise. Die kleine Schrift von dreißig Seiten ist auch für Gebildete sehr lesenswerth. Gleiches Urtheil können wir über die Blätter Dasbach's „zur Luther-Feier" und Rebbert's Broschüre über „Cardinal Johannes Fischer und Großkanzler Thomas Morus, zwei Charakterbilder aus der englischen Reformationszeit" fällen. Endlich erwähnen wir noch „Luther gegen Luther" und „Dr. Martin Luther, römisch-katholischer Katechismus." In letzterer Broschüre sind aus Luthers Schriften, welche er nach seinem Auftreten gegen Rom schrieb, die katholischen Lehrsätze zusammengestellt. Für manche wird die Arbeit Interesse bieten.

II.

Wir kommen nun zu den katholischen Lutherbiographen. Uns sind nur fünf bekannt geworden: vier populäre[1]) und eine auf eingehenderen Studien beruhende wissenschaftliche. Die beste populäre Arbeit von Jakob Wohlgemuth bringt Luthers Leben und Wirken in achtzehn Kapiteln, ist ruhig, mit vieler Kenntniß und großem Geschick geschrieben. Nur erscheint in ihr Luther manchmal als Mann, der eines schönen Nachmittags, möchte ich sagen, aus lauter Uebermuth die Negation der katholischen Kirchenlehre beginnt. Wäre Luther überall im Verhältniß zu seiner Zeit aufgefaßt, so wüßten

1) Martin Luther's Leben nach den ältesten und neuesten Geschichtsforschungen verfaßt von Michael Hermann (Benefiziat in Großmehring bei Ingolstadt). Selbstverlag des Verfassers. (IV, 189 S.). Evers, Martin Luther's Anfänge oder wie er wurde, was er war. Osnabrück bei Wehberg 1. u. 2. Auflage. (56 S.) Leogast, Dr. Martin Luther und seine Zeit. Ein Blatt der deutschen Geschichte. Regensburg bei Manz 1883. (153 S.). Jakob Wohlgemuth, Doktor Martin Luther, ein Charakterbild zum Lutherjubiläum dem deutschen Volke gewidmet. Trier, Paulinusdruckerei. (136 S.)

wir nicht, was an der Arbeit zu tadeln wäre. Der Verfasser ist sichtlich bemüht den „Reformator" zu verstehen und ihm gerecht zu werden. Wir empfehlen die Schrift aufs beste, für viele kann sie die Quelle reichster Belehrung werden.

Ausführlicher müssen wir uns mit Evers' großem Lutherwerke[1]) beschäftigen. Von demselben liegen bislang vier Hefte oder zwei Bände vor. Evers, unseren Lesern durch seine Conversionsschrift, welche zum Lutherjubiläum in vierter Auflage[2]) erschienen ist, bereits hinlänglich bekannt, entwirft im vorliegenden Werke ein Lebens- und Charakterbild aus dessen eigenen Schriften mit Benutzung von anderweitigem ungedruckten Quellenmaterial. Evers ist seit vielen Jahren mit Luthers Schriften bekannt und vertraut; deren eingehendes Studium hat ihn ja zur Niederlegung seines protestantischen Pfarramtes und zum Rücktritt zur katholischen Kirche bewogen, obgleich er hiedurch brodlos wurde und einer ungewissen Zukunft entgegen sah. Nicht ohne Theilnahme haben wir daher die Schlußworte der Vorrede gelesen: „Möge Gott, der mich und meine Familie der Kirche zugeführt, der uns in unserer kritischen Lage immer zur rechten Zeit das tägliche Brot gegeben hat, meine Arbeit als ein Dankesschärflein annehmen." Evers kennt Luther durch und durch. Mag er ihn in manchen Kleinigkeiten auch wohl zu ungünstig beurtheilen, im Allgemeinen kann man dem protestantischen Vorwurf, welcher gegen Evers erhoben ist, nicht beipflichten. Evers soll nämlich Luthers Schriften durch eine gefärbte Brille lesen. Wir möchten aber wissen, woher der protestantische Pfarrer von Urbach, der von allen Katholiken abgeschlossen lebte, die so gefärbten Brillen bezogen haben sollte? Es ist das ja der alte Vorwurf; wenn jemand Luther

1) Martin Luther. Lebens- und Charakterbild von ihm selbst gezeichnet in seinen eigenen Schriften und Correspondenzen. Von Georg G. Evers, früher lutherischer Pastor. Mainz bei Kirchheim. I. Bd. VII, 472 S. II. Bd, XVI, 453 S.

2) Katholisch oder protestantisch. Hildesh. bei Borgmeier. (432 S.)

nicht gleich als den größten Christen und Rom als die Pest=beule des Christenthums ansieht, dann ist er in Vorurtheilen befangen. Luther gegenüber hört bekanntlich die soviel ge=priesene freie Forschung auf. Seine Schriften sind nur zu verstehen und zu interpretiren nach dem Sinne, welchen die Protestanten festhalten. Da wir eingehende Lutherbiographien bislang aber nur aus protestantischer Feder besaßen, so ist es geradezu ein Verdienst und eine Bereicherung der Literatur, daß Evers uns Luther von einer andern Seite kennen lehrte. Wer nicht der Ansicht ist, daß nur Köstlin, Plitt oder Kawerau Luther richtig verstehen können, und wer nicht blos von ihnen Luthers Bild haben will, wird unserem Urtheile zustimmen müssen. Evers will uns keine vollständige Biographie geben, er beginnt deshalb auch sofort seine Darstellung mit Luthers Auftreten gegen den Ablaß. Die vielberufene Instruktion des Erzbischofs Albrecht von Mainz und Tetzels Ablaßpredigt werden gut beleuchtet. Wer von dem Ablaßwesen in Deutsch=land nur einige Kenntnisse hat, wird wissen, daß weder Al=brecht noch Tetzel etwas gethan haben, was früherer Praxis widersprach. Der „Ablaßhandel" hat in Wirklichkeit nie existirt. Es ist denn auch bezeichnend, daß Luther vom Ab=laß weg sofort auf seine allgemeinen Angriffe gegen Papst und Kirche überging. Daß der Ablaß den Anlaß seines Auftretens bot, ist rein zufällig. Luther ist nur Repräsentant und Vorkämpfer einer Reaktion, welche in der Luft lag und welche nach unserer Ansicht unausbleiblich war. Ob die=selbe ohne Luther aber die Gestalt genommen hätte, welche sie in der That erhalten hat, ist allerdings eine andere Frage. Evers hat ganz richtig erkannt, daß Luther nicht erst all=mählich durch beständige Angriffe zur Auflehnung gegen die Kirche kam, sondern daß er bereits vor seinem Auftreten gegen den Ablaß innerlich mit dem Wesen und der Lehre der katholischen Kirche gebrochen hat. Wir erhalten somit bei Evers eine Bestätigung der Ansicht Janssen's, welcher diese innere Umwandlung Luthers in die Jahre 1513 und

1514 setzt. Evers sucht überall Luthers Absichten aufzudecken, er sucht zu beweisen, daß es ihm vor allen darauf ankam, das Volk in den Streit hineinzuziehen, beim Volke den Ablaß und die päpstliche Autorität verächtlich zu machen. Hierfür werden eine Menge Beweise aufgeführt. War aber Luthers Auftreten gegen den Ablaß ein berechnetes, so dürfte noch ein anderes Moment mit in die Wagschale fallen, welches Evers allerdings nicht berührt. Bekanntlich wurde gegen die Irrlehrer der Kreuzzug gepredigt und allen Theilnehmern vollkommener Ablaß verliehen. Wir wissen, daß letzterer Umstand stets reichliche Geldmittel und Streitkräfte zusammenbrachte. Noch gegen die Hussiten war dies geschehen. Dadurch daß nun Luther den Ablaß angriff, entzog er seinen Gegnern auch die Waffe gegen ihn und seinen Anhang. War Luther sich dieser Folge bewußt? Es wäre zu wünschen, daß Evers bei einer zweiten Auflage hierauf näher einginge. Nachdem wir Luther zur Zeit seines Auftretens kennen gelernt haben, wird uns der „Zusammenstoß“ geschildert. Der erste, mit welchem Luther zusammenstieß, war Tetzel. Dessen 106 gegen Luther gerichtete Thesen und deren Vertheidigung werden eingehend gewürdigt und ebenso Luthers Schriften und Thaten gegen dieselben sowie gegen weitere 50 Thesen Tetzels. Luther wird gezeichnet als einer, der noch „lavirt“ und überall sondirt, daher das schwankende und theilweise widersprechende Handeln desselben. Seine demüthigen Briefe an Bischof Stephan von Brandenburg und seinen Vorgesetzten Staupitz stehen im offenbarsten Widerspruch mit seiner Propaganda für seine neue Lehre im Jahre 1518. Selbst an den Papst schreibt er noch unterthänigst und schmeichelnd. Evers bespricht dann die literarischen Kämpfe, welche Luther mit Sylvester Prierias und Johann Eck hatte, in sehr ausführlicher Weise. Entgegen der landläufigen Ansicht führt Evers aus, daß man in Rom die Wichtigkeit der ganzen Sache sofort erkannte, er schildert uns Luthers Furcht vor der erfolgten Citation und dessen Bemühungen, derselben zu

entgehen. Mit der Veröffentlichung seiner Rede gegen den Bann begann Luther alsdann das Volk aufzuwiegeln und zum Abfall vom Papst aufzufordern. Evers zeichnet uns ein eingehendes Bild der damaligen Zustände, um uns erkennen zu lassen, daß Luthers Auftreten Anklang finden konnte und mußte. Nach unserer Meinung ist das Schlußkapitel des ersten Bandes, „auf welche Elemente im Volke Luther rechnen konnte", eine sehr gelungene Partie des Buches. Wir wollen ausdrücklich auf dieselbe verweisen. Im ersten Theile des zweiten Bandes (Heft 3) wird uns die „Augsburger Tragödie" und ihre Nachspiele vorgeführt. Die kurze Zeit also, welche zwischen der Ankunft Luthers in Augsburg (7. October) bis zum Schluß des Jahres 1518 liegt, lernen wir hier eingehend kennen. Evers benützt hier namentlich Cajetans Brief, um über Luthers Verhalten Klarheit zu schaffen. Dann folgt eine Untersuchung über die beiden bislang vielfach für unecht gehaltenen Breven des Papstes an Cajetan und den Kurfürsten Friedrich über Maßnahmen gegen Luther. Da Evers von letzterem Breve das Concept im vaticanischen Archive aufgefunden hat, so zweifelt er auch nicht mehr an der Echtheit des ersteren. Im zweiten Theile des zweiten Bandes (Heft 4) behandelt Evers unter dem Titel „die Altenburger Comödie und das Schauspiel in Leipzig" Luthers Verhandlungen mit Karl von Miltiz und ganz besonders die Leipziger Disputation.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe mögen unsere Leser ersehen, was sie bei Evers finden können. Mit großer Sachkenntniß hat uns der Verfasser alles aus Luthers Schriften geschildert. Die ganze Arbeit macht den Eindruck gründlichen Studiums und ernster Arbeit. Die Sprache ist edel und fließend; auch herrscht eine größere Ruhe vor als in der Conversionsschrift, und in der Anführung lutherischer Kraftstellen ist mehr Maß gehalten. Die Eversche Schrift, auf welche wir später noch zurückkommen müssen, hat ihre Beachtung und Würdigung schon gefunden und wir zweifeln nicht, daß dieselbe in immer weitere Kreise dringen wird.

Die katholischen Lutherschriften, welche wir im Vorstehenden kurz besprochen haben, erfreuen sich einer weiten Verbreitung, obgleich die Bedingungen für ihren Vertrieb bei weitem nicht so günstig sind, als die der protestantischen Lutherschriften. Denn die Katholiken des deutschen Reiches stehen an Zahl den Protestanten weit nach, theilweise sind sie weniger begütert und fast überall litten sie damals noch unter der Gehaltssperre für den Klerus. Im letztern sind tausende von Lücken und damit auch von selbst tausende von Abnehmern dem Verleger und Autor einer katholischen Schrift genommen. Ferner sind die Katholiken nicht in der glücklichen Lage, daß ein Stadtmagistrat tausende von Mark aus Gemeindesäckel für katholische Lutherschriften auswirft, und endlich gibt es keinen katholischen Monarchen, der gleiches thäte. Dennoch hat die katholische Lutherliteratur starke Verbreitung gefunden. Das Exemplar von Wohlgemuth's Lutherbilde, welches wir besitzen, trägt die Aufschrift „fünftes Tausend", von „Kirche oder Protestantismus" ist bereits eine vierte Auflage nothwendig geworden, Germanus „Reformatorenbilder" und Hammerstein's Conversionsschrift sind ins Ungarische übersetzt, und Evers' großes Werk findet, wie der „Liter. Handweiser" (Jahrg. 1883, S. 778) bemerkt, „ungemein starken Absatz", ein Beweis von der Güte der Schriften sowohl als auch von dem Interesse der Katholiken. Der moralische Erfolg der katholischen Lutherliteratur wird, daran zweifeln wir nicht, ein größerer seyn als der der protestantischen. Wir wünschen zum Schluß, daß sich jeder unserer Leser, der es noch nicht gethan, mit einer katholischen Lutherschrift zum Andenken an den 10. November 1883 versehen möge.

XXIX.

Vom Tiber.

Die Pantheons-Pilger. — Die Güter der Propaganda.

Zu Anfang des laufenden Jahres hat Papst Leo XIII. im Hinblick auf die heutige Weltlage die Abhaltung feierlicher Bittgebete und Fürbitten nach jeder hl. Messe angeordnet. In dem Rundschreiben, welches die Congregation der Riten den Bischöfen übersandte, nimmt der Papst ausdrücklich Bezug auf das Jahr 1859, von welchem das Unheil datirt, das seit nunmehr einem Vierteljahrhundert über den hl. Stuhl hereingebrochen ist. Daß die Lage des Papstes heute nicht minder gefährdet ist, als damals, wo Napoleon III. an der Spitze seiner Heeressäulen die Alpen hinunterstieg und der italienischen Revolution zum Siege verhalf, wird in dem genannten Schreiben nicht undeutlich bemerkt. Und das mit vollem Recht. Denn die Vorgänge, deren man im verflossenen Monat Januar allhier Zeuge gewesen, lassen einen Zweifel darüber nicht aufkommen, daß die italienische Freimaurerei alle Mittel aufbietet, um die Dauer der Knechtschaft des hl. apostolischen Stuhles zu einem bleibenden Zustand zu machen.

Als ein passendes Mittel zu diesem Zwecke erachteten die Logen im Bunde mit der Regierung eine in großartigem Maßstabe organisirte und mit allen nur verfügbaren Mitteln ins Werk gesetzte Wallfahrt zum römischen Pantheon. Hier nämlich ruht die Leiche Viktor Emmanuels, welcher den italienischen Einheitsgedanken auf Kosten seines angestamm-

ten Reiches, seiner Ehre und der Rechte einer langen Reihe italienischer Fürsten zur Ausführung zu bringen suchte. Der Besuch des Pantheons, verbunden mit andachtsvollem Defiliren vor dem Grabe des „König Ehrenmannes“ sollte in den Vertretern des geeinigten Italiens den Gedanken an die Größe des heimgegangenen Monarchen und seiner Revolutionsideen vertiefen. Um das Gemüth der Besucher zu ergreifen, hatte man nichts verabsäumt. Das Innere der Kirche war in tiefes Dunkel gehüllt. Vor dem imposanten Lichtzacken, welcher die gewaltige Rotonda erhellt, hing ein schwarzes Tuch mit dem savoyischen Wappen. Auch die Seitenwände waren in ihrem untern Theile schwarz drapirt, während die italienische Tricolore an allen irgendwie verfügbaren Stellen den nationalen oder militärischen Charakter der Wallfahrt zum Ausdruck brachte. Auf den Altären gab sich kein Schmuck mehr zu erkennen; sie waren nackt wie in den letzten Tagen der Charwoche, während deren die Kirche sich dem Schmerz über den Heimgang ihres göttlichen Bräutigams überläßt.

In der Mitte des Pantheons erhob sich der Katafalk des Königs. Während die Kirche zu Häupten des Verstorbenen das Kreuz als Zeichen der Erlösung aufrichtet, fehlte am Katafalk des ersten Königs von Italien jedwede Erinnerung an das Christenthum. In seltsamem Lichtglanz erstrahlte das Grab Viktor Emmanuels in der Heiliggeist-Kapelle. Aber auch hier suchte das Auge vergebens nach einem christlichen Zeichen; wohl aber erglänzte auf dem über die Rückwand der Kapelle ausgespannten schwarzen Tuche in goldenen Buchstaben der Name des Königs. Um den Sitten frommer Katholiken Paroli zu bieten, welche zu den Gnadenörtern Christi und seiner Heiligen pilgern und den Dank für Errettung aus schwerer Noth in der Darbringung kostbarer Weihegeschenke bekunden, ließ das Comité der nationalen Wallfahrt vor der genannten Kapelle zwei Bänke aufstellen, auf welchen die Weihekronen der Pilger niedergelegt werden sollten.

Bekanntlich hat der italienische Minister der auswärtigen Angelegenheiten an die Vertreter des Königs im Auslande eine Note gerichtet, welche den allseitigen Erfolg der nationalen Wallfahrt darlegt und dieselbe im Sinne eines neuen Sieges der Monarchie über all ihre Gegner auszubeuten sucht. Die rosigen Farben, mit welchen hier gemalt wird, entsprechen indeß der Wirklichkeit so wenig, daß der Augenzeuge der nationalen Wallfahrt den Dingen ihren Namen wiederzugeben und sie in das rechte Licht zu setzen sich unwillkürlich gezwungen sieht. Dazu leistet ein Vergleich zwischen den nationalen Pilgern und den katholischen Romfahrern treffliche Dienste.

Wenn italienische Pilger zu den Gräbern der Apostel wallfahrten und dem Stellvertreter Christi ihre Ehrfurcht bezeugen, dann macht sich in keiner Beziehung irgend ein politischer Hochdruck geltend. Diese Pilgerzüge sind das Werk spontaner Begeisterung des Volkes für Religion und Kirche. Die Wallfahrten zum Grabe des Königs Ehrenmannes konnten einzig und allein durch den rührigen Arm der Regierungsmänner und den Einfluß der Loge zu Wege gebracht werden. Die ganze Hierarchie des italienischen Beamtenthums, angefangen von dem Ministerium bis herab zu den Präfekten und Bürgermeistern, mußte aufgeboten werden, um der nationalen Wallfahrt zum Leben zu verhelfen. Bei den Romfahrten katholischer Vereine kennen die nämlichen Staatsdiener so wenig ein auch nur irgendwie humanes Entgegenkommen, daß ganz im Gegentheil mit allen verfügbaren Mitteln solche Demonstrationen friedlicher Art zu verhindern, und dann, wenn der Gesetzesapparat erschöpft ist, zu chikaniren und dem Spott preiszugeben suchen.

Es gehört sich überhaupt weit weniger moralischer Muth dazu, nach dem Pantheon zu wallfahren, als zu einer Romfahrt im katholischen Sinne des Wortes. Der Papst lebt in drückender Armuth; seiner weltlichen Herrschaft beraubt,

sieht er sich auf die Almosen der Gläubigen angewiesen, um die für die Regierung der allgemeinen Kirche erforderlichen Ausgaben zu bestreiten. Mit dem Papst verhält es sich eben ganz anders wie mit den übrigen Bischöfen. Als oberster Vorsteher der katholischen Kirche bedarf er zur Regierung derselben des Collegiums der Cardinäle; er leitet das Missionswesen und wird somit unzähligemal in die Nothwendigkeit versetzt, nicht allein durch Rath, Trost und Ermunterung, sondern auch durch Leistung materieller Beihülfe für die Interessen der Kirche in den entferntesten Theilen der Erde einzutreten. Je allseitiger die Archive der ewigen Stadt ausgebeutet werden, um so glänzender wird die Thatsache beleuchtet, daß die Päpste für die Verbreitung des Glaubens, die Stiftung und Erhaltung der Seminarien, den Schutz der Missionen und den Unterhalt bedrängter Katholiken Unglaubliches geleistet haben.

Heute vermag der Papst seinen deßfallsigen Pflichten nur in beschränktem Maße zu genügen. Mit dem bestechenden Programm der Wiederherstellung der moralischen Ordnung in Italien sich spreizend, haben die Väter des neuen Italiens dem Papste sein Land weggenommen. Der Sohn des schönen Hesperiens, der heute im Vatikan zur Huldigung vor Leo XIII. erscheint, hat irdische Auszeichnungen nicht zu erwarten. Ganz andere Aussichten winken den Wallfahrern des Pantheons. Zwar galt die Feier in erster Linie dem Andenken eines verstorbenen Regenten. Aber in letzter Instanz erscheint sie als Verherrlichung des Nationalitäts-Princips, welches Viktor Emmanuel vertrat und das heute in den leitenden Staatsmännern Italiens seine Träger findet. Wer von dem Treiben der politischen Parteien im heutigen Italien auch nur oberflächlich Kenntniß genommen; wem bekannt, daß das Parlament keine Volksvertretung im echten staatsrechtlichen Sinne dieses Wortes, sondern bloß eine Vertretung von Parteiinteressen ist; wer endlich weiß, mit welcher Rücksichts-

losigkeit die am Ruder befindliche Partei die Männer ihrer Richtung mit Aemtern und Ehrenstellen überhäuft (es sei nur an den jüngsten Nicotera-Skandal erinnert): der kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Augendienerei bei dem letzten pellegrinaggio eine maßgebende Rolle gespielt hat.

In den Tagen der nationalen Wallfahrt führten mich meine Wege in der ewigen Stadt täglich im Omnibus mit den Pilgern zusammen. Genaue Beobachtung derselben machte auf mich den Eindruck, daß dieselben überwiegend den alleruntersten Schichten der Bevölkerung angehörten und außerdem sich fast nur aus dem Kriegerstande rekrutirten. Reinlichkeit ist eben kein besonderer Vorzug des italienischen Volkes; unsere Pantheon-Pilger schritten aber in dieser Beziehung manchmal über die Grenzen des Erlaubten hinaus. Von den fadenscheinigen Kleidern hob sich die an grünseidenem Bande hängende Feldzugsmedaille schroff ab. Sie war ein Erinnerungszeichen an die Kriegsfahrten, welche über das schöne Italien so viel Unheil gebracht, ihm den europäischen Primat auf dem Gebiete des Verbrecherthums eingetragen und zu dem bedeutungsvollen Worte Anlaß geboten: Quando si stava peggio, si stava meglio — als man schlechter lebte, da lebte man besser!

Am eklatantesten tritt das Machwerk der Nationalwallfahrt hervor in der Art und Weise der Beförderung der Pantheon-Pilgrime. Wenn es nach dem Herzenswunsch der leitenden Persönlichkeiten hergegangen, wären die Pilgrime auf Grund einer Nationalanleihe kostenfrei nach Rom geschleppt worden. Damit wäre indeß die ganze Angelegenheit von vornherein in den Augen der auswärtigen Mächte verurtheilt gewesen. Man half sich in anderer, allerdings auch billiger Weise, um den öffentlichen Anstand doch irgendwie zu bewahren. Den Wallfahrern bewilligten auf Betrieb der Regierung die Verwaltungen der Eisenbahnen die Kleinigkeit

von 75 Procent Rabatt vom Fahrgeld. Wenn es sich um Romfahrer handelt, welche dem Oberhaupt der Kirche ihre Ehrfurcht beweisen und an den Gräbern der Apostelfürsten ihre Andacht verrichten wollen, würden die Eisenbahnverwaltungen zu solch kolossalen Erleichterungen sich nie verstehen. Die italienischen Katholiken zahlen volles Fahrgeld und steuern außerdem noch zum Peterspfennig bei.

Um die Pilger zu erquicken, spielten Abtheilungen der italienischen Militärmusik auf den öffentlichen Plätzen die beliebtesten Weisen. Wiederholt hatte ich im Vorübergehen Gelegenheit diese Piecen zu hören, aber kein einziges Mal vermochte ich auch nur die leisesten Anklänge an Trauermärsche, die etwa dem Zwecke der Wallfahrt entsprochen hätten, zu entdecken. Es ging dabei so lustig her, als wenn es sich um ein Freudenfest, nicht aber um eine Todtenfeier gehandelt hätte. Allgemein und durchaus begründet war die Klage der Bewohner Roms über die Verkehrsstockungen, welche die Pilger während des Zugs zum Pantheon stundenlang in ganzen Stadttheilen hervorriefen. Diese Unzukömmlichkeit nahm eine derartige Ausdehnung an, daß die öffentlichen Lehranstalten den Unterricht aussetzen mußten. Ungeheure Straßenplakate priesen Eßwaaren und Logis an, während das wüste Geschrei der Hausirer den Vorübergehenden die Ohren gellen machte. Mit einem Wort, die Situation wurde schließlich derart unangenehm, daß die Römer den Abzug der Pilger mit Freude begrüßten. Den angenehmsten Eindruck haben die malerischen Trachten, wie sie die Sienesen und die Bewohner der Abruzzen entfalteten, hinterlassen.

Selbstverständlich wurden die Deputationen der einzelnen Pilgerzüge im päpstlichen Palast Quirinal vom König Umberto feierlich empfangen. Für jeden derselben hatte der Monarch Worte des Dankes und der Theilnahme an den Interessen der einzelnen Landschaften. Nach der „Gazzetta del Popolo" alle wiederzugeben, würde die Grenzen unseres

Raumes überschreiten. Aber Eine Aeußerung kann nicht umgangen werden, weil sie auf den Herd der italienischen Revolution Bezug nahm. „Alle," sprach der Monarch zu der Deputation von Forli, „anerkennen, daß die Romagna sich in einem unregelmäßigen Zustande befindet." In der That ist es so; und zwar zur gerechten Strafe von Jung-italien. Auf dem Pariser Congreß von 1856 ließ Graf Cavour durch sein Sprachrohr den Grafen Walewsky auf „die anormale Lage der Romagna hinweisen." Damit sollte die Nothwendigkeit der Plünderung des Papstes und die Wiederaufrichtung der moralischen Ordnung begründet werden. Im Jahre 1870 wurde feierlich proclamirt, wie die Periode der Revolutionen nunmehr zum Abschluß gelangt und die Nation im Schatten einer großen monarchischen Republik, oder, um mit Crispi zu reden, einer Monarchie auf der Volksbasis sich den Bestrebungen des Friedens hingeben werde. Eitle Hoffnung. In Folge der verheerenden Wühlereien der geheimen Gesellschaften haben sich die Verhältnisse der Romagna so wenig befriedigend gestaltet, daß die Regierung mancherorts kaum Beamte zur Uebernahme der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu finden vermag. Wie die Romagnolen von der Pantheon-Wallfahrt denken, davon einige Beispiele. In Ravenna wurden die Pilgrime bei der Heimkehr mit unbeschreiblichem Geheul empfangen; zu Rimini heftete man unanständige Plakate zur Verhöhnung der Pilger an die Straßenecken; in Imola wurden gewaltige Steine in die Eisenbahnwaggons geschleudert; zwischen Rimini und Cesena lief der Pilgerzug Gefahr aus den Schienen zu gerathen in Folge von Steinblöcken, welche von frevelhaften Händen auf die Schienen gelegt wurden; abbasso i barbacani war der Ruf, welchen man den Pantheon-Pilgern zu Pesaro mit auf den Weg gab. Nach dem Berichte der „Libertà" wurde der den heimkehrenden Pilgern in Lucca bereitete Empfang durch Ausbrüche roher Leidenschaft getrübt.

Daß der Radikalismus aber auch außer der Romagna gegenwärtig sein Wesen treibt, bezeugen die letzten Parlamentswahlen in Pesaro und Parma. Hier haben die Radikalen vollständig den Sieg davon getragen. In Pesaro ging Dotto aus der Wahlurne hervor, während in Parma der radikale Musini den Advokaten Barbuti, Candidaten der Linken, zu Fall brachte.

Interessant ist ein Ausspruch des Papstes über die Bedeutung der Pantheon-Wallfahrt. Wenige Tage vor Eröffnung derselben empfing Leo XIII. eine Deputation des römischen Adels. Bei dieser Gelegenheit nannte er dieselbe eine Demonstration der geheimen Gesellschaften (dimostrazione veramente settaria.) „Man muß", fuhr der Papst fort, „den Sinn für Sittlichkeit verloren haben, um auch nur Zweifel zu hegen, ob die Theilnahme daran erlaubt sei." [1]) Von einem Empfang dieser Pilger durch den heiligen Vater konnte keine Rede seyn, doch war ihnen die Besichtigung der vatikanischen Museen gestattet.

Kaum war die von der italienischen Regierung gegen den hl. Stuhl angezettelte Demonstration verrauscht, als der Papst durch eine neue Vergewaltigung in seinen heiligsten Rechten gekränkt wurde. Der italienische Cassationshof hat entschieden, daß die Congregation der Propaganda verpflichtet sei, ihre innerhalb Italiens belegenen Grundstücke in italienische Staatspapiere umzutauschen. Daß dieses Urtheil eine in großartigem Maßstab ausgeführte Plünderung einer der bedeutungsvollsten Anstalten der Kirche, ja ein Schlag in das Angesicht des hl. Vaters selbst ist, darüber hat sich die europäische Presse bis zur Stunde mit seltener Einmüthigkeit vernehmen lassen.

Bereits vor drei Jahren hat der Cassationshof sich mit dieser Angelegenheit befaßt und dann am 7. Juni 1881 zu

---

1) Civiltà Cattolica 2. Febbraio 1884. p. 359.



Gunsten der Propaganda entschieden. In seiner Schrift „Ueber die juristischen Beziehungen zwischen Kirche und Staat“ [1]) hat der vormalige (1871 bis 1873) italienische Justizminister Stefano Castagnola dieses Urtheil nicht allein gebilligt, sondern auch des Weiteren begründet. Der „todten Hand“ will der Herr Minister keineswegs das Wort reden, aber doch die Propaganda von der Pflicht, ihre Liegenschaften in italienische Rente umzuwandeln, enthoben wissen. „Denn“, so argumentirt er, „wo ein Cultuszweck nicht obwaltet, kann von Pflicht zur Verwandlung in italienische Rente keine Rede seyn.“ Castagnola faßt ebenso wie der italienische Jurist Tiepodo in seiner Schrift über die „Ausdehnung der Kirchen-Gesetze auf die Provinz Rom“, Monografia sulle leggi ecclesiastiche estensive alla Provincia di Roma, das Institut der Propaganda einzig und allein unter dem Gesichtspunkte einer den Interessen der Humanität dienenden Anstalt auf. Von diesem Gesichtspunkt aus fällt sie allerdings den italienischen Kirchengesetzen nicht zum Opfer.

So günstig indeß dieses Resultat für das genannte Institut auch seyn mag, so scheint die Grundlage, auf welchem es beruht, doch verfehlt. Zwar dienen die Güter der Propaganda humanitären Zwecken. Aber in erster Linie verfolgen sie die Pflege der Religion und zwar in Ländern, die dem italienischen Scepter nicht unterstehen. Auf den starrenden Eisfeldern des Nordens, im fernen Japan und China, tief im Innern Afrikas will das Institut der Propaganda jene Religion verbreiten und fördern, welche die italienische Verfassung als Religion des Staates erklärt. Daß die Güter der Propaganda zufällig großentheils in Italien liegen, ändert an der Sache nichts. Sie dienen der katholischen Religion im Ausland, können daher unmöglich unter das italienische Conversionsgesetz einbezogen werden.

---

1) Delle Relazioni giuridiche fra Chiesa e Stato. Torino 1882.

Schon von diesem Standpunkt aus muß die neueste Auffassung, welche dem Cassationshof beliebte, bedenklich erscheinen. Man sage nicht: die Verwandlung der Propaganda-Güter in italienische Rente ist keine Beraubung dieses Instituts. Wenigstens kommt sie einer solchen moralisch gleich. Eine Finanzkrisis, eine Erschütterung des Staatscredites müßte die Güter der Propaganda mit in den allgemeinen Fall verwickeln. Zahllose Missionen in allen Theilen der Welt würden dann das Nachsehen haben. Aber ganz abgesehen von solchen Eventualitäten, welche in Anbetracht der Virtuosität im Schuldenmachen, die hier zu Lande epidemisch ist, über Nacht eintreten können, würde, wie der „Moniteur de Rome" [1]) richtig hervorhebt, die italienische Regierung in dem angezogenen Urtheil eine Handhabe besitzen, um den heiligen Vater beim ersten besten Anlaß durch Einbehaltung der Rente zu quälen. Der Papst wäre in der Bethätigung einer seiner höchsten und edelsten Funktionen der Willkür des jeweiligen italienischen Ministeriums vollständig preisgegeben.

Dazu kommt noch ein Umstand, welcher die Ungerechtigkeit des Urtheils grell beleuchtet. Es treten Fälle ein, in welchen die Propaganda sofort mit hülfreicher Hand in den Angelegenheiten der Missionen einzuschreiten hat. Man denke an die furchtbare Hungersnoth, welcher weite Strecken in China im verflossenen Jahre zum Opfer fielen. In solch außerordentlichen Fällen müssen nach kirchlicher Anschauung sogar die Capitalien selbst angegriffen werden. Seit den ältesten Zeiten und nach der Lehre der Väter hat die Kirche in Zeiten schwerer Bedrängniß ihrer goldenen und silbernen Ge-

1) Moniteur de Rome. Samedi 2. Février. Dieses vorzügliche Blatt, welches am gründlichsten und schnellsten über Rom und Italien orientirt und die Vertheidigung des hl. Stuhles ebenso kräftig wie maßvoll führt, sei hiermit warm empfohlen.



säße sich entledigt, um die Noth der Darbenden zu lindern. Die italienischen Staatskassen dagegen würden gegebenen Falles die Staatsrente an die Behörden der Propaganda auch um keinen einzigen Tag vor der Verfallszeit auszahlen.

Die liberale Presse Italiens, allen voran die „Rassegna," erhoben gegen den Papst und die Propaganda den durchaus unbegründeten Vorwurf, als hemmten sie den Einfluß Italiens im Auslande. Dem gegenüber ist die Frage gestattet, ob die Beraubung der Propaganda das geeignete Mittel zur Wiederherstellung dieses Einflusses ist. Ganz im Gegentheil. Weit natürlicher scheint die Annahme, daß italienische Geistliche, welche einen maßgebenden Einfluß bei der Besorgung der Angelegenheiten der Propaganda ausüben, auch dem italienischen Element, wenngleich innerhalb des Rahmens des kirchlichen Rechtes, Vorschub leisten. Daß aber der Papst und seine Beamten an echtem, unverfälschtem Patriotismus den Italianissimi auch nur um einen Zoll breit nachgeben, wird kein vernünftiger und billig denkender Mann im Ernst behaupten. Der genannte Vorwurf verdiente keine Widerlegung, würde er nicht täglich in tausenderlei Form wiederholt. Auch die französische Regierung ist der Kirche abhold; aber außerhalb des Mutterlandes leistet sie dem katholischen Missionswesen stets energischen Vorschub. Eine wirksame Vertretung des nationalen Elementes im Auslande macht die italienische Regierung durch die Säcularisation der Propaganda sich geradezu unmöglich.

Nimmt man endlich hinzu, daß die öffentliche Meinung, soweit sie in der Presse zum Ausdruck gelangt, von London bis Constantinopel das Urtheil des Cassationshofes in Sachen der Propaganda als mit den Lebensinteressen der katholischen Kirche in Widerspruch stehend bezeichnet hat, dann ist damit das Urtheil selbst verurtheilt.

Ein unendlich dankbareres Feld als die Beschäftigung mit

der Propaganda müßte sich den italienischen Staatsmännern in der Unterdrückung des Verbrecherthums darbieten. Man lese doch einmal die „Opinione“ vom 5. und 7. Januar dieses Jahres und ihren Aufruf zu den Waffen. Aber gegen wen denn? Etwa gegen den Papst? Nein, sondern gegen die am Mark des italienischen Volkes nagende Fäulniß und das ihr entsteigende Verbrecherthum. Von dem letztern empfängt man einen Begriff durch die Mittheilung, daß der Staatsprokurator beim Zuchtpolizeigericht der Provinz Rom im Laufe des Jahres 1883 nicht weniger als 9824 Vergehen und Verbrechen zu verfolgen hatte. Selbst dem Logenblatt bangt es vor der Zukunft.

Doch genug der Klagen. Das Facit unserer Bemerkungen lautet dahin, daß der gegenwärtige Zustand immer unleidlicher wird, und daß der Papst mit nichten frei ist, sondern in einem Gefängniß lebt, das er ohne Verletzung seiner Würde und Gefahr seines Lebens nicht verlassen kann.

Rom im Februar. αβ.

XXX.

Eine neue Studie über den Verfasser des Jakobusbriefes.

Die unermüdliche und immer jugendfrische Feder des verdienten Münchener Exegeten beschenkt uns mit einer umfassenden Bearbeitung des Jakobusbriefes. [1])

Die Schrift zerfällt in zwei Theile: „Jakobus, der Bruder des Herrn. Eine Vorstudie zu seinem Briefe", und: „Der katholische Brief des Jakobus, übersetzt und erklärt." — Der zweite Theil gibt eine sehr sorgfältige und eingehende, augenscheinlich mit liebevollster Hingebung gefertigte Auslegung des ersten der sogenannten katholischen Briefe. In diesen Blättern dürfte ein kurzer Bericht über den ersten Theil der Schrift am Platze seyn, welchen der Herr Verfasser bereits im Jahre 1882 als Festschrift zur Feier des 300 jährigen Bestehens der Universität Würzburg (im Auftrage des akademischen Senates der Ludwig-Maximilians-Universität München) veröffentlichte, und welchen er bei dieser Gelegenheit ausdrücklich als „eine geschichtliche Studie" bezeichnete.

Diese Studie setzt sich die Aufgabe, das Verhältniß zu

1) Jakobus, der Bruder des Herrn, und sein Brief. Uebersetzt und erklärt von Dr. Peter Schegg, erzbischöfl. geistl. Rath und o. ö. Professor der Theologie an der k. Universität München. München, Druck und Verlag von Ernst Stahl. 1883. gr. 8. VIII u. 69 SS., VII u. 279 SS.



ermitteln, in welchem Jakobus, der sogenannte Bruder des Herrn, zu Jesus und dem Apostelkreise stand, und sie gelangt zu dem Resultate, daß Jakobus ein Vetter des Herrn und nicht ein Apostel im engeren Sinne des Wortes (Einer von den Zwölfen) war. Den Verfasser des Jakobusbriefes (er nennt sich selbst im Eingange Jakobus) identificirt der Herr Verfasser in der herkömmlichen Weise mit dem in den neutestamentlichen Schriften wiederholt genannten Jakobus dem Bruder des Herrn. Die Brüder des Herrn aber sind nach ihm Söhne des Klopas, eines Bruders des Nährvaters Jesu, und der Maria, einer Schwester der allerseligsten Jungfrau. Jakobus, der Bruder des Herrn, ist also ein Vetter Jesu. Die Apostelverzeichnisse (Matth. 10, 2 ff. Mark. 3, 16 ff. Luk. 6, 14 ff. Act. 1, 13) führen zwei Apostel mit Namen Jakobus auf; der Eine wird zubenannt ὁ τοῦ Ζεβεδαίου, der Andere ὁ τοῦ Ἀλφαίου. Diesen Alphäus, wie es nunmehr fast allgemein geschieht, zu identificiren mit dem vorhin genannten Klopas, liegt durchaus kein Grund vor, und die üblich gewordene Identificirung der beiden Namen Alphäus und Klopas als verschiedener Sprechweisen eines und desselben Wortes ist als unberechtigt auf das entschiedenste abzuweisen. Jakobus, der Sohn des Alphäus, im Munde des Volkes Jakobus der Gerechte, in seinem eigenen Munde Jakobus der Kleine (d. i. der Kleinste, Geringste, Letzte; nicht: der Jüngere!), ist ein Anderer als Jakobus, der Sohn des Klopas. Letzterer, der Bruder des Herrn, war nicht Apostel im engeren Sinne des Wortes

„Allmälig und unwillkürlich" ist der Herr Verfasser bei diesem Resultate angelangt. Er war bisher, die Identificirung der Namen Alphäus und Klopas, „gegen die das philologische Gewissen mehr und mehr Einspruch erhob", ausgenommen, der gewöhnlichen Annahme treu geblieben, nach welcher Jakobus, der Bruder des Herrn, derselbe ist wie Jakobus, der Sohn des Alphäus.

Die Namen Alphäus und Klopas anlangend, hat dem Herrn Verfasser sein philologisches Gewissen ohne Zweifel das Richtige gesagt. Es ist freilich eine sehr weit verbreitete Annahme oder auch, wie kürzlich noch Fr. X. Pölzl in der neuen

Ausgabe des Kirchenlexikons sub: „Brüder Jesu" (II, 1345) schrieb, „allgemein anerkannt", daß „Alphäus" und „Klopas" nur verschiedene Aussprachen eines und desselben Wortes (חלפי) darstellen, indem die Aspirata ch das eine Mal bis auf den spiritus lenis verflüchtigt, das andere Mal in die Tenuis k verdichtet, und hiernach auch die Vocalisation modificirt sei. Aber so sehr diese Annahme schon auf den ersten Blick befremdet, so deutlich erweist sie sich bei näherer Untersuchung als durchaus unzulässig: *Ἀλφαῖος* ist ein hebräischer Name (חַלְפַי), *Κλωπᾶς* (Joh. 19, 25) oder *Κλεοπᾶς* (so ist Luk. 24, 18 zu accentuiren) ist ein griechischer Name, die Verkürzung des Namens *Κλεόπατρος*. Gleichzeitig mit dem Herrn Verfasser (S. 52—54), aber ganz unabhängig von ihm, hat auch ein protestantischer Theologe L. Wetzel in einer eigenen Abhandlung „Alphäus und Klopas" (Theol. Studien und Kritiken, Jahrg. 1883, 3. Heft S. 620—627) diesen Nachweis geführt. An der Identität der Person des Alphäus und des Klopas läßt sich demnach nur noch unter der Voraussetzung eines Doppelnamens oder eines Namenswechsels festhalten.

Weniger zwingend, so scheint es, ist die Beweisführung für die These, daß Jakobus, der Bruder des Herrn, nicht zu den Zwölfen gezählt. Die biblischen Angaben über ihn, mögen sie gleich nicht jeden Zweifel ausschließen, dürften der gegentheiligen Annahme günstiger lauten. Insbesondere klingt es nicht recht glaublich, daß der hl. Paulus Gal. 1, 19: „einen anderen von den Aposteln aber habe ich nicht gesehen außer Jakobus, dem Bruder des Herrn" — das Wort „Apostel" im weiteren Sinne genommen habe. Der Zusammenhang („ich ging nach Jerusalem, den Kephas zu sehen") fordert, so scheint es, die Deutung des hl. Hieronymus (Adv. Helvidium c. 15): „einen anderen von den Zwölfen." Aber abgesehen von den biblischen Angaben, dürfte sich wohl auch behaupten lassen, daß die älteste Ueberlieferung der Kirche nur zwei Jakobe kennt, den Zebedäiden und den Alphäiden. Erst apokryphische Schriften (insbesondere die Apostolischen Constitutionen) griffen störend in das traditionelle Bewußtseyn der Kirche ein und brachten

im Morgenlande die Unterscheidung zwischen dem Alphäiden und dem Bruder des Herrn zur Geltung, während das Abendland der ursprünglichen Ueberlieferung treu verblieb.

Die Frage nach den Brüdern Jesu wird stets eine viel beantwortete Frage bleiben. Abgesehen von dem Gegensatze der dogmatischen Voraussetzungen, welche bei Entscheidung solcher Fragen nicht zu schweigen pflegen, sind die Andeutungen der biblischen Bücher allzu dürftig und unbestimmt, und von einer in der altkirchlichen Literatur niedergelegten traditionellen Auslegung und Fixirung dieser Andeutungen darf nicht die Rede seyn. Nur die Annahme, die Brüder Jesu seien leibliche Söhne der allerseligsten Jungfrau gewesen, hat in kirchlichen Kreisen von jeher als ausgeschlossen gegolten. Tertullian freilich hat, wenn mich nicht Alles trügt — der Herr Verfasser ist anderer Ansicht —, dieser Annahme gehuldigt; aber schon sein jüngerer Zeitgenosse Origenes erklärt dieselbe ausdrücklich für häretisch, und in der Voraussetzung, daß Tertullian sich zu ihr bekannt hat, urtheilt Hieronymus (a. a. O. c. 19): de Tertulliano nihil amplius dico quam ecclesiae hominem non fuisse. Länger hat sich die, auch zuerst in apokryphischen Schriften auftauchende, Anschauung erhalten, die Brüder Jesu seien Söhne Josephs aus einer früheren Ehe. Origenes ist sehr geneigt, sie zu der seinigen zu machen, und im vierten Jahrhunderte bekennen sich zu ihr die glänzendsten Namen im Morgenlande wie im Abendlande. Gleichwohl erscheint auch diese Anschauung schon vor dem Ephesinum (431) zurückgedrängt und überwunden durch die Ueberzeugung: Joseph ist vor seiner Ehe mit Maria nicht verheirathet gewesen und mit Maria jungfräulich verblieben. Die Brüder Jesu sind also im besten Falle Vettern Jesu. Bei dieser Annahme stehen zu bleiben, sind wir indessen durch die Bezeichnung „Brüder" durchaus nicht gezwungen. Hieronymus schon (a. a. O. c. 16) schreibt: fratres vocantur qui sunt de una familia, id est πατριᾷ, quod Latini paternitate interpretantur, und Augustinus (In Joan. evang. tract. 10 c. 2) erklärt: cognati Mariae fratres Domini, de quolibet gradu cognati. Beide erinnern daran,

daß Lot, der Sohn des Bruders Abrahams, doch auch Bruder Abrahams, und Laban, der Bruder der Mutter Jakobs, doch auch Bruder Jakobs heißt.

Ein weiteres Verfolgen der Antwort, welche die Frage nach den Brüdern Jesu in kirchlichen Kreisen gefunden, würde über die einem Referate gesteckten Grenzen hinausführen. Der Herr Verfasser zieht die verwandtschaftlichen Bande zwischen dem Herrn und seinen Brüdern so enge als möglich: der Vater der letzteren, Klopas, ist ein Bruder des Nährvaters Jesu und ihre Mutter, Maria, ist eine Schwester oder Stiefschwester seiner Mutter. Daß zwei Schwestern oder auch Stiefschwestern denselben Namen geführt haben sollen, ist dem Herrn Verfasser selbst etwas bedenklich vorgekommen, und mit dem Versuche einer Unterscheidung zweier Namen, von welchen der eine Mariam, der andere Maria gelautet (S. 51), hat sein philologisches Gewissen sich ganz gewiß nicht zufrieden gegeben. Ich kann mich überhaupt nicht entschließen, anzunehmen, die Gottesmutter habe Geschwister gehabt. Nec enim decebat, sagt der hl. Fulbert von Chartres (Sermo 6, bei Migne P. lat. t. 141 col. 326), ut huius singularis virginis sanctissimi progenitores foedarentur plurimorum propagatione filiorum, qui erant futuri (futurae?) unicae matris Domini provisores et educatores egregii.

O. Bardenhewer.

Empfehlenswerthe Schriften des Werkes v. hl. Paulus.

Die Annalen des Werkes vom hl. Paulus. Diese sind das officielle Organ der Gesellschaft des hl. Paulus und enthalten Artikel über die Bedeutung der Presse im Allgemeinen, sowie über die Geschichte und Entwicklung des Werkes der kath. Presse (des hl. Paulus) im Besondern. Ferner Ansichten und Aussprüche von Kirchenfürsten und anderen hervorragenden Katholiken über die Presse; besonders aber Belehrung des Volkes und Schärfung seines Gewissens bezüglich seiner schweren Pflichten gegenüber der Presse. Diese Preßannalen eignen sich besonders auch für die Hochw. Geistlichkeit zum Zweck der Circulation in den Pfarreien, indem dieselben ein steter Prediger sind gegen die schlechte Presse, und deren Lektüre schon Manchen bewogen hat, sein liberales Blatt abzubestellen und sich ein gutes anzuschaffen.

Dieselben erscheinen jeden Monat in Broschürformat, 32 Seiten stark, Preis 2 Mark jährlich, 10 Exemplare 15 Mark; für Oesterreich 1. fl. 20 Kr. 10 Exemplare fl. 8 in der **St. Paulusdruckerei Freiburg** Schweiz.

Die Canisiusstimmen, Organ des Canisiusvereines und der Marianischen Congregationen, erscheinen monatlich und haben unter anderem zum Zwecke, die Verehrung zum seligen Canisius, dem Apostel Deutschlands zu fördern und dessen Heiligsprechung vorzubereiten zu suchen. **2 Mark jährlich.**

Für Bestellung und Bezahlung dieser beiden Zeitschriften kann man sich außer der Paulusdruckerei an Hochw. Herrn Martin Keller, Erzbischöfl. Registrator in Freiburg, im Breisgau, im Marienhaus, Baden, wenden.

Caesaris S. R. Card. Baronii (Raynaldi, Laderchi, Theiner)
Annales Ecclesiastici.

37 Bände in Folio à 16 Frs. Preis der 37 erschienenen Bände 592 Frs. Pius IX. und Leo XIII. haben sich auf diese Kirchenannalen abonnirt und dieselben in Breven belobt, empfohlen und im Werk des hl. Paulus für dessen Herstellung den wärmsten Dank ausgesprochen. Eine Bibliothek, die den Baronius nicht hat, ist nicht vollständig. Die vom Werke des hl. Paulus vollendete, ist die einzig bestehende Ausgabe.

Vom hl. Thomas:

Summa Theologica, 8 Bände 21 Frs.
Summa contra gentiles 6 Frs.
Sermones et opuscula, ausgezeichnet für die Prediger und mit einem Breve Leo XIII. beehrt, 2 Bände 12 Frs.
Quaestiones disputatae, eine Ergänzung der Summa in zwei päpstlichen Breven empfohlen, 4 Bände in Fol. 24 Frs.
Manuale Sacri Concionatoris, e sacra Scriptura, S. S. Conciliis, prästantissimis operibus Patrum etc. von Dumont 2 Bde., 12 Frs.
Bibliorum Sacrorum Concordantiae von Ditripon, in einem großen Folioband, 21 Frs.

Für Seminaristen und Geistliche wird für diese Werke bedeutender Rabatt gewährt.

Für Bestellungen wende man sich an die Paulus-Buchhandlung in Freiburg, Schweiz; dieselbe besorgt auch alle Aufträge für französische Bücher, da sie eine internationale kath. Buchhandlung in Paris (6 Rue Cassette) besitzt.

XXXI.

Skizzen aus und über Irland.

Cork, Glengariff und Killarney.

V.

Endlich erreichten wir die mit dem Zauber der Poesie umwobene Hütte. Ueber der Thüre steht: Bier- und Branntwein-Schenke. Viele Touristen stehen da neben ihren Wagen und Pferden und vertiefen sich in die Betrachtung der Hütte, in welcher einst Kate Kearney aufblühte und als Hausfrau waltete, während die Wirthin — man sagt, sie sei die Enkelin der besungenen Kate Kearney — mit der Whiskyflasche unter ihnen herumgeht und alle absolut mit einem Glase Whisky für die Weiterreise stärken will.

Wir sind schon am Eingang zur Schlucht. Doch noch eine Strecke weit können wir fahren. Zur Linken werfen wir einen Blick auf die Seen. Vor uns steigen zu beiden Seiten hohe Berge in die Lüfte. Am Ufer eines aus der Schlucht herausströmenden Flüßchens werden wir eingeladen, auf einem grünen Rasen Platz zu nehmen, und auf das Echo der Berge zu achten. Nachdem sich viele Besucher versammelt, bläst ein Musiker, der auf einem Felsenvorsprung steht, einen Lauf auf dem Waldhorn. Fast mit derselben Stärke wiederholen sich die hellen Klänge in den Bergen und dann schwächer, aber rein und klar, ein zweites Mal. Nachdem der Musiker noch verschiedene Melodien aufgespielt, werden einige

Böllerschüsse abgefeuert. Das hallte nach in den Bergen wie lange grollender Donner.

Nur noch eine kurze Strecke konnten wir weiter fahren. Nach zweistündiger Fahrt schickten wir den Wagen zurück. Wer keine Lust oder Kraft hat, die Schlucht zu Fuß hinanzusteigen, muß sich einen Pony miethen; eine ganze Schwadron steht ihm zur Verfügung. Unserem ursprünglichen Plane gemäß gingen wir zu Fuß voran; die Tour ist nicht sonderlich beschwerlich.

Wir befanden uns zwischen wilden, romantischen Felsen, welche in tausend regellosen Zacken rechts und links zum Himmel hinaufstarren und uns nur einen schmalen Weg, zuweilen weiter nichts als den Fußpfad zum Durchmarsche übrig lassen. Selten begegnet das Auge einem Rasenplätzchen. Fast das einzige Grün, das es erblickt, ist der Epheu, welcher an den malerischen Felsen hinaufrankt, oder ein verkrüppelter Baum, der sich hier und da aus einer Felsspalte herausarbeitet. Ueber den zackigen Felsen ragen zur Linken die Tomies-Berge empor; vor uns liegt, je nach den Windungen der Schlucht erscheinend oder verschwindend, der ungefähr 3000 Fuß hohe Purpurberg, und zur Rechten steigt aus der Macgillycuddys Kette der eine oder der andere Gipfel bis zu einer Höhe von 3500 Fuß empor. Zur Vervollständigung des herrlichen Bildes fließt von der Höhe ein reißender Bergstrom herab, welcher die Schlucht ihrer ganzen Länge nach brausend und schäumend durchrast, sich an fünf bis sechs Ruhepunkten zu klaren Seen erweitert und, wie auf hingehaltenen Spiegeln, in seinen Wassern die schönsten Partien verdoppelt. Ein blinder Fiedler steht auf dem Vorsprunge eines dieser Seen, und mit Spiel und tanzartigem Springen wechselnd, sucht er von den Vorübergehenden eine Gabe zu erlangen. „Das ist Fairy-Green“, sagte unser Führer, indem er auf ein grünes Plätzchen am Rande dieses Sees hinwies. „Hier führen die Elfen, die in den Klüften wohnen, beim Scheine des Mondes ihre Reigen auf.“ „Gibt

es Fairies hier?" fragte ich ihn. „O freilich", erwiderte er, stehen bleibend, „soll ich einen Fairy herausrufen?" „Ganz gewiß", rief ich gespannt. Er nahm sein Horn und blies ein Signal über die Wasserfläche hin. Von der andern Seite erschallte die Antwort, wie wenn Jemand aus einer jenseitigen Kluft hervorgekommen wäre und uns einen Gegengruß zugesandt. — Vor einem kleinen schäumenden Wasserfalle führt der Weg über eine Brücke des Bergstromes. Schaut man bei einem Rückblicke durch ihren Bogen, so glaubt man die durchwanderte Partie wie in einem Diorama zu erblicken.

Eine einzige Hütte trifft man in der Mitte des Weges. Ziegenmilch und Whisky wird hier als Erfrischung angeboten. Dieser Trank verfolgt uns übrigens fast den ganzen Weg. Mehr um mich von der Zudringlichkeit einer Schaar von Verkäuferinen loszukaufen, als der Erfrischung wegen, nahm ich von einer ältern arm aussehenden Frau ein Glas. Sie füllte ein Gläschen, welches kaum so viel faßte, wie ein kleines Weinglas, mit Milch, die sie Ziegenmilch nannte, und zog dann schüchtern aus einem Tuch eine Flasche Potheen hervor und fragte schelmisch: „Auch hiervon etwas?" Potheen ist eine Art Whisky, welchen man auf dem Lande in Irland in verstohlener Weise zubereitet, um die vorgeschriebene Taxe zu sparen. Er ist bedeutend stärker als Whisky, riecht und schmeckt etwas nach dem Torfrauche, in welchem er das Licht der Welt erblickt, und hat nicht, wie der gewöhnliche Whisky, eine gelbe, sondern eine weiße Farbe, die Farbe des Wassers. Als ich ihre Frage bejaht, goß sie ein paar Tropfen Potheen in die Milch; für diesen Trank verlangte sie ein Sixpence, d. i. eine halbe Mark. „Aber, gute Frau", sagte ich, „das ist zu viel. Sie dürfen gar nicht so viel verlangen." Der irische Witz gibt diesen Leuten immer eine gute Antwort ein: „Ein Sixpence von Euer Hochwürden ist mir viel lieber als ein anderes", erwiederte sie; „nehmen Sie doch noch ein zweites Glas."

Tritt man aus der Schlucht heraus, so hat man zur

Rechten das schauerlich wilde sogenannte schwarze Thal und eine lange Kette der höchsten Berge Irlands. Zur Linken tritt man in eine bewaldete Niederung und findet sich überrascht vor einem verschlossenen Eisengitter. Es versperrt den Zutritt zur Domäne des Mr. Herbert, eines früheren Parlamentsmitgliedes. Da man zu den Seen nicht gelangen kann, ohne wenigstens einige Schritte durch Mr. Herberts Eigenthum zu machen, kann dieser Herr von jedem Touristen einen Zoll erheben. Nachdem wir uns freien Durchzug erkauft, erreichten wir in wenigen Minuten nach einer zweistündigen Fußtour das Ufer des südlichsten Sees, an welchem uns ein Boot mit vier Ruderern erwartete; unser Führer setzte sich an das Steuer.

Einige Ruderschläge, und wir waren auf dem obersten jener Seen, von denen die Irländer sagen, daß sie Alles übertreffen, was die Erde an Naturschönheiten biete. Es war in der That gleich der erste See, der uns aufnahm, entzückend schön. Nicht ganz eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit liegt sein glatter, dunkelblauer Spiegel da im Rahmen zackiger, malerischer Felsen. Zwölf Inselchen steigen aus der Tiefe empor und spiegeln sich mit ihren steilen Felsenufern und dem dichten wilden Gestrüpp, mit welchem sie bewachsen sind, in seinen Wassern. Großartige Bergscenerien bilden den Hintergrund des Gemäldes, welches sich vor dem Auge entrollt, mag es nach dieser oder jener Seite hin über den blauen See und das Felsenbecken hinausschweifen. Zwei-, dreitausend Fuß und höher ragen einige der Bergkegel in die Lüfte hinauf.

Am nördlichen Ende des obern Sees fuhren wir in die etwa dreiviertel Stunden lange, schmale, flußartige Straße, long Range genannt, welche den obern See mit dem untern verbindet. Unser Führer nahm sein Waldhorn und blies mit Unterbrechungen einige kurze Läufe. Klar und schön hallten sie wieder von der linken Seite und nach einer Pause ertönte rechts in weiter Ferne ein feines, aber getreues Piano.

Zur Linken erschien ein stolzer, siebenhundert Fuß über den Seespiegel hinaufragender Felsen, wie ein mit tausend Thürmchen geschmückter gothischer Riesendom, des Adlers Nest genannt. Drei Arten von Adlern, so erklärte der Führer, nisten in seinen Klüften. Da die Felsen, welche die Adler für ihre Nester auszuwählen pflegen, nicht erklimmbar sind, ersteigen die Waghälse, welche es auf die jungen Adler abgesehen haben, einen höhern Punkt und lassen sich an Stricken zu den Nestern herab, um sie auszuheben. Zu unserm Bedauern zeigte sich keiner der Könige der Lüfte, als wir an ihrem gemeinschaftlichen Felsenpalaste vorüberfuhren. Den herrlichsten Anblick bietet der Felsen auf der Nordseite, wo er steil wie eine Wand aufsteigt. Hier griff der Führer wieder zum Horne. Aber es wollte ihm nicht gelingen, was er versuchte. Ein ungünstiger Wind zerstreute seine Töne. Man sagt, daß an diesem Punkte ein zwölffaches Echo sei, bei welchem sich die Töne, wenn gut gewählt, harmonisch zu den verschiedensten Accorden vereinigen.

Die Seen müssen einen starken Abfluß haben. Kaum acht bis zehn Tage waren seit einer andauernden Regenzeit verflossen und trotzdem stand das Wasser tief unter dem gewöhnlichen Niveau, dessen Höhe an den Ufern der Inseln erkennbar war. Am Ende der langen Wasserstraße war der See so seicht, daß die Ruder den Boden streiften.

Unter dem Bogen einer uralten Brücke, die unser Führer als ein Bauwerk aus der Zeit der Herrschaft der Dänen und als die älteste Brücke Irlands bezeichnete, fuhren wir in den See Muckroß, der sich mit seinen schönen Ufern und der reizenden Dänen-Insel (Dinish Island) unter dem Brückenbogen wie ein Bild im Diorama ausnimmt. Wir stiegen auf kurze Zeit auf der Dänen-Inseln aus, um von diesem lieblichen Plätzchen aus die Aussicht auf den Muckroßsee zu genießen, und fuhren dann zwischen der Dänen-Insel und der Insel Brickeen in den Lough Leane, den untern und größten See, welcher ungefähr zwei Stunden

lang und eine Stunde breit ist. Etwa dreißig Inseln tauchen aus seinen Wassern; doch sind manche kaum einen Morgen groß. Mein Blick ruhte auf dem See, auf welchem unser Nachen dahinglitt, und war gefesselt durch das bezaubernde Bild, welches seine blauen Wasser, seine Felseneilande und sonnigen Ufer boten; da zupfte mich mein Nachbar am Arme: „Schauen Sie um". Ich wandte mich um. Wie schauerlich schön! Durch ihre Felsennatur schon so wild, hatte sich die Südseite der Seen in fast völlig schwarze Wolken gehüllt. Welch ein überraschender Contrast! Dort die schauerlich wilde Felsengruppe auf dem düstern Hintergrunde eines mit schwarzen Gewitterwolken überzogenen Himmels; und vor uns erglänzte die schön bepflanzte Nord-Ostseite im heitersten Sonnenlichte. Wir alle waren entzückt beim Anblicke dieser so verschiedenen Naturbilder, von denen ein jedes die Reize des andern hervorhob und erhöhte. Die schwarzen Gewitterwolken hatte Gott nur gesandt, um uns die Felsenpartien, die wir bei Sonnenschein durchzogen, in einem neuen, in dem so recht zu ihrem Charakter passenden Gewande zu zeigen, nicht, um uns am Ende unseres Ausfluges den Genuß zu verbittern und durch einen Gewitterschauer die empfangenen Eindrücke wegzuwaschen. Das Gewölk verschwand so schnell, wie es gekommen.

Von Volksschaaren belebt grüßt zur Rechten freundlich die Insel Roß mit der Ruine der Königsburg der einst hier zu Lande so mächtigen O'Donoghues. Alle sieben Jahre besucht der in der Volkspoesie fortlebende mächtige O'Donoghue sein Schloß. Auf schneeweißem Rosse sprengt er im schnellsten Galopp über die Wasser, bevor die Sonne die Nebel verscheucht; Elfen schweben vor ihm her und bestreuen seinen Pfad mit Blumen. Das Schloß steht plötzlich wieder da in seiner alten Herrlichkeit; die Säle sind mit Gästen, die Stallungen mit Rossen gefüllt und im Taubenschlage fliegen die Tauben wieder aus und ein. Doch dauert diese Herrlichkeit nicht lange. Noch bevor es Tag geworden, sprengt

der König wieder von dannen über die Seen und verschwindet in den Felsenklüften; auf der Insel Roß steht dann die Burg wieder auf sieben Jahre in ihren Ruinen. Es ist noch nicht sehr lange seit ihrer Zerstörung. Im siebzehnten Jahrhundert noch vertheidigte eine irische Besatzung sie gegen Cromwells Soldaten, und sie war der letzte Platz im Süden, welchen die Engländer nahmen.

Die Inseln haben meistens sehr bezeichnende Namen, sei es daß sie, wie die Kaninchen-, die Maus-, die Juniperusinsel, die auf der Insel vorherrschende Thier- oder Pflanzengattung bezeichnen, oder wie die Honigwabe, das Taubennest, die Bibliothek der O'Donoghues, sich auf Form und Gestalt derselben beziehen. Die zuletzt genannte Insel zeigt an ihrem Rande schieferartig übereinander gelagerte, platte Steine, welche sich für den phantasiereichen Irländer zu aufgeschichteten Büchern gestalten.

In der Mitte des Sees liegt die Königin seiner Inseln, Innisfallen. Freundlich glänzte sie in den Strahlen der sich schon neigenden Sonne, wie damals, als der Dichter Moore sie zum ersten Male sah:

„Sweet Jnnisfallen, long shall dwell
In memory's dream that sunny smile,
Which o' er thee that evening fell
When first J saw thy fairy isle."

Sie wurde vom hl. Finbar, dem Apostel dieser Gegend, zur Gründung eines großen Klosters ausersehen, in welchem die für die irische Geschichte wichtigen, zu Oxford in der Bodleian-Bibliothek aufbewahrten, Annalen von Innisfallen entstanden. Die Ruinen des Klosters sind über die ganze Insel zerstreut und vom See aus nicht sichtbar.

Nachdem wir Innisfallen gestreift, lenkten wir rechts ab nach der Insel Roß. Hier verließen wir das Boot; die Insel ist durch eine Brücke mit dem Lande verbunden. Auf einer ausgetretenen steinernen Wendeltreppe steigt man auf die Zinnen der epheuumrankten Burgruine. Die Aussicht,

welche man von diesem Punkte nach allen Seiten hin genießt, ist unbeschreiblich schön. Da liegen ausgebreitet vor dem Auge die Seen alle im Vereine, mit ihrem dunklen Wasser, den hellen Felsenufern, den vielen grünen Inseln und den auf den Wogen sich schaukelnden Nachen. Rings im erweiterten Halbkreise ziehen sich mächtige Bergketten hin mit den riesigen Bergen Stoompa, Mangerton, Carrantuohill, Purpurberg und andern. Sein schwarzes Gewand hatte der südliche Horizont wieder abgelegt. Der Himmel war blau; einige wenige dahinziehende Wolken verliehen dem Bilde Abwechselung und Leben, die sinkende Sonne goß ihr bezauberndes Licht über Berg und Thal, Wasser und Land.

„That was deligthful", sagte der Eine der Amerikaner, als wir in unserm Wagen wieder Platz genommen. „Ich wäre gar nicht in Irland gewesen, hätte ich Killarney nicht besucht", sagte der Andere, mein Gefährte seit Cork. „Unsere Seen sind nichts dagegen", sagten die Engländer in Uebereinstimmung. Durch die begeisterten Worte, in denen der Schotte die Seen pries, gewann er noch zum Schluß unserer Fahrt fast die Gunst der Irländer, und der Führer bemerkte ihm, er sei im Grunde seines Herzens ein Irländer, was der Schotte als Compliment gerne hinnahm. „Ist der Rhein so schön, wie unsere Seen?" fragten mich die Irländer. Ich antwortete, daß die Seen Irlands Reize besitzen, welche dem Rheine fehlen. Ein Vergleich indessen zwischen den so verschieden gearteten Rhein- und Seepartien sei nicht wohl möglich. „An Wildheit und Großartigkeit der Scenerien übertreffen die Seen den Rhein ohne Frage. Doch sind ihre Wasser in die Felsenufer gebannt und ringsum ist Alles starr. Der Rhein zieht frei viele Meilen weit majestätisch dahin, abwechselnd zwischen fruchtbaren Gefilden, rebenbepflanzten Hügeln und malerischen mit stolzen Ruinen gekrönten Bergen. Er begrüßt auf seinem Laufe viele prächtige Städte und freundliche Dörfer; ohne Unterbrechung ziehen die Schiffe auf seinen Wassern hinauf und hinab, und seine beiden Ufer

sind belebte Heerstraßen eines fleißigen Volkes. An hundert Punkten mag der Reisende das Schiff verlassen und auf den Bergen und in den Thälern wird er von immer neuen herrlichen Partien und Schönheiten überrascht". „Ja, so ist es", sagten die Engländer, welche den Rhein gesehen, mit gewohnter Trockenheit, und die Irländer sprachen die Hoffnung aus, ihn bald besuchen zu können.

Nach einer Viertelstunde stand unser Wagen an seinem Ausgangspunkte. Wir drückten uns zum Abschiede kräftig die Hand, wie alte Bekannte mit dem Wunsche, uns auf irgend einem Punkte unseres Planeten noch einmal zusammenzufinden:

„Wann sehn wir uns, ihr Brüder,
In einem Kahne wieder?"

XXXII.

Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—69.

II. 1868—69. (Fortsetzung.)

Die Consultoren der Commission waren aus den verschiedensten Nationen und Berufskreisen gewählt. Vom Regularklerus waren die zwei wichtigsten Aemter, welche durch Mitglieder des Predigerordens besetzt werden, durch den Magister Sacri Palatii P. Spada und den Commissär der In-

quisition P. de Ferrari vertreten. Von den Jesuiten waren berufen P. Perrone, P. Schrader, P. Franzelin. Von den Minoriten der Generaldefinitor P. Adragna; von den Serviten der Ex-General P. Mura, zugleich Rektor der Universität; von den Augustinern P. Martinelli, Generalassistent und Professor der Exegese an der Universität. Aus dem Säcularklerus waren gegenwärtig der Erzbischof Joseph Carboni, Präsident der Accademia ecclesiastica, Johann Schwetz, ehedem Professor der Theologie an der Universität zu Wien; Joseph Pecci, Professor der Philosophie an der Sapienza; Camillo Santori, Rektor und Professor der Dogmatik am römischen Seminar, zugleich Sekretär der Commission; Placidus Petacci, Professor der Philosophie ebendaselbst; Philipp Cossa, Professor der Dogmatik am römischen Seminar; Jakob Jacquenet, ehedem Professor der Theologie im Seminar von Besançon, dann Pfarrer zu Rheims; Karl Gay, Generalvicar von Poitiers. Hiezu kamen im Jahre 1868/69 Joh. Alzog, Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Freiburg, Jakob Corcoran, Generalvicar von Charleston in Nordamerika, Stephan Moreno Labrador, Professor der Theologie von Cadix, Wilhelm Weathers, Professor der Theologie am Collegium von S. Edmund in England; gegen Ende des Jahres 1869 traten noch ein P. Tosa, aus dem Predigerorden, Rektor des Pius-Seminars, und A. Guidi, Professor am Gymnasium della Pace zu Rom. Professor Dieringer in Bonn war berufen, hatte jedoch aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt.

In allgemeinen Zügen waren die Gegenstände der Berathung sowie deren Gang durch einen Erlaß der leitenden Cardinalscongregation vorgeschrieben. Es sollten die in der Gegenwart besonders verbreiteten und ihrer Natur nach folgenschweren und verderblichen Irrthümer, gleichviel ob sie wirkliche Häresien sind oder sonst den katholischen Glauben und die guten Sitten schädigen, hervorgehoben und in der Weise, wie dieß vom Concil zu Trient geschah, durch Canones

verurtheilt werden. Diesen sollte aber, gleichfalls nach dem Vorgange jener Kirchenversammlung, eine kurze und genaue Darlegung der katholischen Lehre dem betreffenden Irrthume gegenüber vorausgehen. Die Canones sollten bloß die eigentlichen Häresien berücksichtigen; in den Lehrentwicklungen (capita doctrinae) sollten jedoch auch andere Irrthümer berührt werden, die man für schwerwiegend genug hielt, um sie zu verwerfen; jene Irrthümer dagegen, welche, wie Materialismus, Atheismus, Pantheismus u. s. f., die Grundlagen der christlichen Religion und die Voraussetzungen alles Glaubens selbst bekämpfen (opinionum monstra), sollten nicht förmlich anathematizirt, sondern mit dem Ausdruck der Verwerfung und Verabscheuung (per modum detestationis vel exsecrationis) gebrandmarkt werden. Jene Häresien, welche bereits von den Päpsten und allgemeinen Concilien mit dem Anathema belegt worden sind, sollten, wenn sie nicht in neuer Gestalt auftauchen, nicht ausdrücklich noch einmal verworfen, und nur die früheren Verwerfungsurtheile in der Lehrentwicklung wieder aufgeführt werden.

In der Regel wurde jedem der Consultoren ein Referat über eine bestimmte Materie übertragen; für besonders wichtige Fragen wurden ein oder mehrere Correferenten aufgestellt. Der Referent hatte vor Allem die Irrthümer in Bezug auf die von ihm behandelten Lehrpunkte darzulegen, mit Angabe der wichtigsten Repräsentanten derselben und der Kreise, in welchen sie besonders Eingang gefunden haben; hierauf hatte er ihre historische Entwicklung zu prüfen, namentlich zu untersuchen, ob, wann und in welcher Weise sie schon einmal verurtheilt worden sind. Er hatte sie sodann auf den bestimmten Ausdruck zu bringen, in welchem ihr Gegensatz zur katholischen Lehre besonders hervortritt, den Grad und die Art des Irrthums zu bezeichnen und ihre Verurtheilung, sei es durch Canones oder in der Lehrentwicklung, zu motiviren. Den Irrthümern gegenüber war sodann die katholische Lehre, auf Schrift und Tradition gestützt, darzulegen, nebst einem

Entwurf von Canones, durch welche die Häresien verurtheilt werden sollten.

Hatte der Referent seine Arbeit vollendet, so wurde dieselbe gedruckt unter die Consultoren vertheilt. Jeder der letzteren hatte nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, sich eingehend gutachtlich darüber zu äußern; seine schriftlichen Bemerkungen wurden vom Sekretär zu den Akten genommen. Was sich als Schlußresultat ergab, bildete dann die Grundlage für das Schema, welches eine der Gleichheit des Stiles wegen ständige Subcommission auszuarbeiten hatte, zu der jedoch der betreffende Referent beigezogen werden sollte.

Eine Reihe der wichtigsten dogmatischen Fragen kamen in den sechsundzwanzig Sitzungen der theologisch-dogmatischen Commission zur Verhandlung. Die Untersuchungen über Materialismus, Pantheismus, Rationalismus, letzterer besonders in der Form des gemäßigten oder Semirationalismus; die Lehre von der Offenbarung, ihren Quellen, ihrem Inhalte, vom Glauben, seinem Unterschiede vom und Verhältniß zum Wissen, seinen Eigenschaften u. s. f. verbreiteten sich über ein weites Gebiet, auf dem gerade in unserem Jahrhundert wie auf einem üppigen Boden der Irrthum in den verschiedensten Formen und Schattirungen seine Früchte gezeitigt hatte. Bekanntlich bildeten ja viele der hierher gehörigen Fragen, welche die Theologen praeambula fidei, Vorhalle des Glaubens nennen, seit dem Auftreten des Vicomte de Bonald und de Lamennais' in Frankreich, Hermes' und Günthers in Deutschland und selbst noch in späterer Zeit Anlaß zu vielfachen Controversen; es waren Fragen, welche von jeher so viele große Geister bewegt und ganze Bibliotheken gefüllt haben. Ich hatte mich Jahre lang mit ihrem Studium beschäftigt, kannte die neuere und ältere einschlägige Literatur hinreichend; so bot mir denn jede neue Sitzung erhöhtes Interesse, um so mehr, als durch die Sitte, längere Zeit vorher schon den gedruckten Entwurf zu vertheilen, man in den Stand gesetzt war, die Anschauungen des Referenten

genau kennen zu lernen, jeden Punkt zu discutiren und so den Gegenstand nach allen Richtungen hin zur Klarheit zu bringen. Ich wäre undankbar, wollte ich läugnen, durch diese Verhandlungen vielfach gefördert worden zu seyn.

Die Grund- und Centraldogmen des Christenthums, Trinität und Incarnatio bildeten gleichfalls den Gegenstand eingehender Verhandlungen, sowie die christliche Anthropologie und Gnadenlehre. Die Lehre von der Kirche, ihrem Wesen und ihren Eigenschaften und Gaben, ihren Vollmachten, ihren Beziehungen zur staatlichen Gewalt, ihrem Recht auf Erwerb von Eigenthum, auf Erziehung, Klostergründungen u. s. f. wurde in einer Reihe von Thesen entwickelt, in denen so recht die brennenden Fragen der Gegenwart ihre klare, bestimmte Formulirung und correkte Lösung fanden. Ebenso die Lehre vom Primat des Römischen Papstes, seinem Wesen und seiner Bedeutung in der Kirche. Auch die Ehe und besonders die gemischten Ehen waren Gegenstand eingehenden Studiums im Schoße der theologisch-dogmatischen Commission.

Es genügt ein auch nur flüchtiger Ueberblick über die hier vorgelegten äußerst wichtigen und schwierigen Materien, um die große Theilnahme begreiflich zu finden, mit welchen ich den Verhandlungen folgte. Das Anziehende und Belehrende, welches die wöchentlichen Sitzungen mir boten, ward auch dadurch nicht wenig erhöht, daß Theologen aus der ganzen katholischen Welt hier sich vereinigt fanden. Da zeigte sich denn so recht die großartige Einheit der katholischen Kirche nicht bloß in den eigentlichen Glaubenslehren, sondern auch auf dem Gebiete der mittelbar dogmatischen Wahrheiten, d. h. jener, welche zwar als solche nicht geoffenbart sind, aber doch mit ihnen derart im Zusammenhange stehen, daß ihre Läugnung auch einen Gegensatz zu jenen bilden würde. Daß der Unterschied der Nationalität, der theologischen Schulen und Ordenstraditionen nicht verwischt wurde, sondern innerhalb des Kreises der gemeinsamen kirchlichen Lehre sich gleichfalls geltend zu machen hinlänglich Gelegenheit fand,

lag in der Natur der Sache. Es kommt mir nicht zu, über Geist, Charakter, Wissenschaft und Bildung der verschiedenen Consultoren ein Urtheil auszusprechen; nur das darf ich als aufmerksamer und treuer Zeuge der theologischen Vorträge und Erörterungen nicht verschweigen, daß in Hinsicht auf Klarheit der Begriffe, Reife des Urtheils, Correktheit der dogmatischen Anschauungen, Folgerichtigkeit in der Deduktion, Präcision in der Darstellung die Theologen der römischen Anstalten sich als die Jünger einer guten Schule und Träger einer vortrefflichen theologischen Tradition erprobt haben. Von allen damals durch zwei Jahre hindurch Versammelten sind bereits Viele hinübergegangen: P. Perrone, P. Schrader, P. Mura, letzterer ein Mann von vielseitigem Wissen und scharfem Urtheile, Erzbischof Cardoni, Professor Cossa, Professor Alzog. Andere, wie P. Franzelin, P. Martinelli, Professor Pecci wurden zur Cardinalswürde erhoben; Generalvicar Gay, Rektor Santori und Professor Petacci wurden Bischöfe, jener in Frankreich, diese in Italien. Bei aller Verschiedenheit der Nationalität und Anschauung nicht bloß in politischen, sondern auch in theologischen Fragen untergeordneter Art war doch das Ganze getragen von einem Geiste edler Gesittung und ächter Humanität, wozu die würdevolle und zuvorkommende Haltung des Präsidenten Cardinal Bilio nicht wenig beitrug.

Die Verhandlungen wurden in lateinischer Sprache geführt. So forderte es die Würde der Sache, so heischte es das Bedürfniß der Consultoren fremder Nationalität. Hiemit berühre ich eine wunde Stelle in dem Organismus unserer gegenwärtigen theologischen Bildung. Gerade während meines Aufenthaltes in Rom hatte ich mehr als je Gelegenheit, in dieser Beziehung Erfahrungen zu sammeln. Es kann meine Aufgabe hier nicht seyn, eingehend die Nothwendigkeit einer größeren Uebung und dadurch bedingten Fertigkeit im Lateinschreiben und Lateinsprechen für den Priester, Theologen, Liturgen, den Mann des Kirchenregimentes zu begründen.

Ich habe schon früher in einer, jetzt wohl längst vergessenen Schrift [1]) über die Bedeutung der lateinischen Sprache auf dem Gebiete des Cultus einige Gedanken ausgesprochen. Es sei mir erlaubt, nachdem ich seitdem so Manches gesehen und erlebt habe, nachdem namentlich durch die geänderte Lehrmethode an den Gymnasien und die vielfache Umgestaltung des Betriebs der Philologie auf den Universitäten die lateinische Sprache nahe daran ist, in der That eine todte Sprache zu werden, welche nur Wenige noch zu schreiben, die Wenigsten zu sprechen im Stande sind, einige Bemerkungen dem dort Gesagten noch beizufügen.

Die Fertigkeit im schriftlichen wie mündlichen lateinischen Ausdrucke ist eine Forderung, welche durch die Aufgabe des kirchlichen Lehr- und Verwaltungsamtes gewissermaßen zugleich mitgegeben ist.

Hier kommen dann vor Allem jene schriftlich oder mündlich geführten Verhandlungen in Betracht, welche vom heiligen Stuhl selbst oder in dessen Namen ausgehen, alle Rundschreiben, Bullen und Breven, alle Entscheidungen der Congregationen, alle Verträge, Concordate und Uebereinkommen mit den einzelnen Regierungen, die theils einen Schriftwechsel voraussetzen oder zur Folge haben, oder mindestens richtig verstanden seyn wollen, alle Anfragen, Erklärungen, Gesuche, Adressen u. s. f. an den heiligen Stuhl. Man könnte eine köstliche Blumenlese der sonderbarsten Mißverständnisse der päpstlichen Erlasse zusammenstellen, nicht selten höchst komischer Natur, wäre die Sache nur nicht so ernst und so folgenschwer. Man kann ohne Bedenken behaupten, daß in der Gegenwart nicht ein einziges Rundschreiben oder sonstiges Aktenstück von Bedeutung, welches vom heiligen Stuhl ausgeht, in den Zeitungen, auch den besten, richtig, dem vollen Sinne nach übersetzt erscheint; was die Journalisten aus dem „Syllabus"

---

1) Die Liturgie der Kirche und die lateinische Sprache. Vier Vorträge von Dr. Fr. Hettinger. Würzburg, Stahel, 1856.

und der Encyclica „Quanta cura“ v. J. 1864 gemacht haben, ist noch männiglich in Erinnerung. Dieser Uebelstand wächst von Jahr zu Jahr, und ist mit so bedenklichen Folgen verbunden, daß die Nuntiaturen bereits die Frage ventiliren, ob es nicht angezeigt sei, alle derartigen Aktenstücke zugleich mit authentischen Uebersetzungen zu veröffentlichen. Und nun erst die Anschreiben, welche von den verschiedenen Ländern nach Rom kommen! Nicht selten sind sie nur Uebersetzungen der französischen oder deutschen Wörter in lateinische Vocabeln, mit allen Gallicismen und Germanismen, so daß man solche lateinische Elaborate erst in die Muttersprache der Verfasser zurückübersetzen muß, nur um ihren Sinn zu verstehen. Ein niederschlagendes Muster dieser Art sah ich an einer Adresse, welche gelegentlich der Secundiz des hl. Vaters im J. 1869 an ihn gelangt und wegen ihrer künstlerisch hervorragenden Schönheit mit verschiedenen anderen öffentlich ausgestellt war. Ein größerer Gegensatz als der zwischen der Eleganz der Ausstattung und der Barbarei der Sprache konnte kaum gedacht werden.

Daß beim persönlichen Verkehr von katholischen Geistlichen verschiedener Nationalität diese Mißstände noch viel schärfer hervortreten, liegt am Tage. Oft hatte ich Gelegenheit, es tief zu beklagen, daß hochgebildete und selbst hochstehende Geistliche nicht in einer ihrer Stellung und persönlichen Bedeutung entsprechenden Weise sich zu präsentiren wußten eben darum, weil sie keine Gewandtheit im lateinischen Ausdrucke hatten. Die Sprache aber ist der Mensch; den redegewandten römischen Theologen, Prälaten und dem hl. Vater selbst gegenüber mußten darum die „ultramontanen“ Priester, denen es schwer ward, ihren Gedanken den entsprechenden Ausdruck zu geben, die daher nur mühsam die Worte fanden, die ihre Meinung kund gaben, oder die, was zu ihnen gesprochen wurde, falsch verstanden, nothwendig in einem ungünstigen Lichte erscheinen. Man könnte auf die französische Sprache hinweisen als allgemein gültige Welt=

sprache. Allein, daß Alle dieser mächtig seien, läßt sich noch weniger erwarten; überdieß fordert die Würde der lateinischen Sprache, daß wir uns ihrer eher als der französischen im kirchlichen Verkehre bedienen, und es läßt sich auch mit viel größerem Recht an jeden die Anforderung stellen, diese zu pflegen, da ja Zeit und Gelegenheit hiezu hinlänglich gegeben ist. Auch wird gewiß Niemand für die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten der französischen Sprache jenes Vorrecht einräumen oder auch nur für wünschenswerth halten wollen, das diese seit Ludwig XIV. in den Kreisen der Diplomatie sich errungen hat.

Nur ein Punkt sei in dieser Hinsicht in aller Kürze angedeutet, der, wie mir dünkt, noch gar nicht genug gewürdigt worden ist. Die Sprache ist das geistige Band, das den Menschen mit dem Menschen, das Volk mit dem Volke verbindet. Man könnte an der Hand der Geschichte nachweisen, wie in dem Maße der kirchliche Zusammenhang mit Rom sich lockerte, als das Band der gemeinsamen Sprache sich lockerte. Es gilt auch hier des Dichters Wort:

> Die Theile habt ihr in eurer Hand,
> Fehlt leider nur das geistige Band.

Und gar Mancher hüllte sich mit hohem Selbstgefühl desto dichter in den Mantel seines deutschen Bewußtseyns, je weniger er im Stande war, ein lateinisches Aktenstück richtig zu übersetzen, geschweige denn sich selbst in dieser Sprache auch nur erträglich auszudrücken.

Was die Liturgie betrifft, so sind wir durch die ausdrücklichen kirchlichen Bestimmungen in den wesentlichen Bestandtheilen derselben an die lateinische Sprache gebunden.[1]) Meßbuch und Brevier sind lateinisch, die Sakramentenspende findet großentheils auch in lateinischer Sprache statt. Hiemit ist jedoch das Gebiet der kirchlichen Liturgie noch nicht abgeschlossen. Welch' eine Fülle herrlicher, großartiger, inhalt=

1) Conc. Trident. Sess. XXII. Cap. 8. can. 6. 7. 9.

voller Gedanken enthält nicht das Pontificale Romanum, enthalten nicht so viele Hymnen in dem reichen Liederschatz der Kirche, welche die Wenigsten kennen, von denen Viele nicht einmal eine Ahnung haben! Und selbst das Meßbuch und Brevier, wiewohl wir uns nocturna diurnaque manu damit beschäftigen, ist doch so oft für uns ein ungehobener Schatz: hier liegt ein Reichthum von Ideen für den Prediger; in den Hymnen und Antiphonen weht ein Hauch der erhabensten Poesie. Wir machen sowenig Gebrauch davon, weil aus Mangel an tiefeindringendem Verständniß und Vertrautheit mit der Sprache dieser liturgischen Bücher wir sie doch nicht geistig ganz uns zu assimiliren verstehen. Hofrath C. Zell in einer sehr beachtenswerthen Schrift[1]) hat auch darauf hingewiesen, daß ohne viel Schwierigkeiten durch aufmerksamere Pflege des Lateinischen auch gebildeten Laien Gelegenheit gegeben wird, mit Geist und Wesen der katholischen Liturgie vertrauter zu werden. Haben doch so viele Frauen im „finsteren Mittelalter" das lateinische Idiom vollständig beherrscht. Lateinisch ist nicht chinesisch, sagt einmal Fenelon, indem er die Frauen der höheren Stände auffordert, sich das Lateinische soweit wenigstens anzueignen, um der Kirche in ihren Gebeten folgen zu können. Ein „Dies irae", das der gebildete Weltmann in seinen späten Tagen noch, wenn auch nur bruchstückweise, in der Erinnerung hat, wird mehr dazu beitragen, eine ernste religiöse Stimmung in ihm zu erzeugen, als viele Stunden des Unterrichts, den er in der Jugend genossen. Und selbst der Ungebildete, hat ihn der Seelsorger in der Jugend gelehrt mit Verständniß als Ministrant am Altare zu dienen, wird sein Leben lang mit dem katholischen Gottesdienste vertrauter seyn, als so mancher Gebildete mit seinen „Glocken" und „Stunden" der Andacht. Aus dieser Vernachlässigung und selbst Gering-

1) Commentatio de latinitate ecclesiastica studiose colenda. Friburgi, Herder. 1852.

schätzung der kirchlichen Liturgie, deren Sprache uns allmälig fremd geworden, ist es gekommen, daß wir in Deutschland seit Jahrzehnten von einer Fluth geist- und seelenloser, oft sogar unkirchlicher Gebetbücher überschwemmt wurden, welche vielfach nur Früchte der Oberflächlichkeit sind und im besten Falle nur als Ausdruck subjektiver Frömmigkeit gelten können, statt mit den Worten der Kirche, im Geiste derselben und im Anschlusse an sie uns zum Gebete anzuleiten; erst Reischl, Moufang und in neuester Zeit Gueranger haben hier Hülfe geschaffen. Am verderblichsten aber hat die Vernachlässigung der lateinischen Sprache auf dem Gebiete der eigentlich theologischen Wissenschaft gewirkt. Hiefür spricht schon von vornherein die Thatsache, daß in einer noch nicht sehr lange vergangenen Zeit, die der jüngeren Generation vorausging, welche seit Möhler die Keime des Besseren empfangen hat, in geradezu unglaublicher Weise die großen Theologen der Vorzeit und Kirchenväter buchhändlerisch im Preise gesunken waren.[1]) Es war eben keine Nachfrage nach solchen Werken; die leichte seichte Literatur der kantischen und josephinischen Richtung füllte dagegen alle Bibliotheken. Mit der Sprache war aber auch der Ideenzusammenhang gelöst; die Idee wird uns eben nur vermittelt durch das Wort. Nicht umsonst hat die Kirche gewisse Worte dogmatisch festgestellt, hatten Athanasius, Hieronymus, Augustinus sie besonders betont; sie bildeten, seit Arius, Nestorius u. s. f., das Schibboleth der Katholischen der Häresie gegenüber.

Seit den Tagen, da Aristoteles, „il maestro di color che sanno", dem Abendlande bekannt wurde, dessen feinsinnige Terminologie heute noch die wesentliche Grundlage unserer wissenschaftlichen Sprache bildet, hatten die Männer der Kirche und ihre Träger der gesammten Civilisation mit dem scharfen

---

1) Ich habe noch zu Anfang der vierziger Jahre Petavius' dogmata theologica, drei Folianten, um zwei Kronenthaler, Lugo de fide um vierundzwanzig Kreuzer gekauft!

Meißel der Dialektik die höchsten und schwierigsten Begriffe der Philosophie und Theologie zu Bausteinen zubereitet, mit denen sie ihre Systeme wie großartige Dome aufführten. Sie haben die Probe der Jahrhunderte bestanden, Fundamente und Wölbung sich als vollkommen tragfähig erwiesen. Da sind die Epigonen gekommen und haben sie verworfen, weil sie dieselben nicht mehr verstanden; auch Grund- und Aufriß dieser gewaltigen Gotteshäuser, in denen unsere Ahnen ein- und ausgegangen, verstanden sie nicht mehr. Sie zogen aus von da und suchten den Bau zu zerstören, um an dessen Stelle ein leichtes Lusthaus zu setzen, in dem das neue Geschlecht sich behaglicher einrichten könne. Jeder arbeitete nach anderem Plane, schuf sich ein anderes System, jeder hatte seine eigene Sprache, Kant, Schelling, Hegel, Strauß u. s. f. Und so gingen sie denn daran, ein neues Babel zu gründen, wo der Mann nicht mehr verstand die Rede seines Nächsten, denn wie schon Terentius sagt:

Homine imperito nunquam quicquam injustius,
Qui nisi quod ipse facit, nihil rectum putat.

So haben sie denn einen wüsten Hexensabbath aufgeführt, gierig tranken die Adepten aus dem Taumelbecher, den sie ihnen reichten, als böte er ihnen von jenem Tranke, der sie Göttern gleich macht. Als aber der Rausch verflogen war und der Traum zerronnen und die Lichter mit ihrem falschen Schein erloschen, beim Morgengrauen der Ernüchterung wies eine indessen neuentstandene Wissenschaft die Bethörten mit bitterm Hohne auf die Todtengebeine hin, mit denen sie im tollen Tanze sich gedreht hatten, wähnend, die Göttin der Wahrheit zu umarmen, und auf das Chaos vor ihren Füßen, in dem früh oder spät Alles untersinken muß. Der Materialismus hatte das letzte Wort. Sie hatten den festen Grund der katholischen Wissenschaft und christlichen Tradition verloren; so mußte es denn dahin kommen, wohin es gekommen ist. Wenn auch die letzten Consequenzen nicht überall gezogen wurden, so hat der Bruch mit der Vergangen-

heit, der von der Sprache zu den Begriffen, und von da nothwendig auf die Ideen und auf die gesammte wissenschaftliche Anschauung sich ausdehnen mußte, höchst beklagenswerthe Folgen für die Geschichte der Theologie neuerer Zeit herbeigeführt, deren wechselvolle nicht immer erfreuliche Phasen noch den Meisten im Gedächtnisse sind.

Wie so die lateinische Sprache die Continuität des theologischen Gedankens der Zeit nach festhält, so wird dieser durch sie auch wahrhaft katholisch, d. i. unbegrenzt von den Schranken des Raumes, wieder Eigenthum nicht eines oder des andern Volkes, sondern unmittelbar der ganzen Kirche unter allen Völkern. Wohl ließe sich dem entgegen bemerken, daß die vier wichtigsten Cultursprachen doch immerhin jedem gebildeten Theologen geläufig seyn sollten, in denen die meisten theologischen Werke der Gegenwart geschrieben sind. Doch das ist und bleibt nur ein frommer Wunsch; und die Fluth von Uebersetzungen, welche die Vierteljahrs-Kataloge ständig aufweisen, thun dieß zur Genüge dar. Daß aber jede Uebersetzung, auch die beste, auch die vom Verfasser des Originalwerkes genehmigten Uebertragungen niemals die Kraft und den vollen Gedanken des Urtextes wieder zu geben im Stande sind, ist unbestritten; sie verhalten sich immer wie die Kehrseite einer Teppichstickerei zur Vorderseite, wie der Stahlstich zum Oelbild.

Dazu kommt, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache bei Darstellung einer wissenschaftlichen Frage, besonders philosophisch-theologischer Natur, recht eigentlich eine Selbstprobe des Verfassers wird. Bei einer so scharf, bestimmt, genau ausgearbeiteten Terminologie wie sie die lateinische Sprache bietet, wo jedes Wort seinen durch lange Tradition unverrückbar ihm zukommenden Werth, Sinn und Bedeutung hat, muß jede unklare Vorstellung, jede Verwirrung in den Begriffen, jede Zweideutigkeit im Ausdrucke alsbald viel eher erkannt werden können, als in der immer im Werden sich befindenden Muttersprache. Jenes vage Irrlichteriren, in Bildern

und allgemeinen Sentenzen, unter denen die weittragendsten Irrthümer sich bergen, was man trotzdem als die Signatur besonders geistreichen Wesens anzusehen gewöhnt ist, ist bei der Abfassung eines Werkes in lateinischer Sprache von vorneherein ausgeschlossen.

Von Bedeutung ist außerdem, daß sich die früheren lateinisch geschriebenen Werke in der gelehrten Welt rascher und leichter verbreiteten; was sie Wahres und Probehaltiges hatten, ging bald in das Eigenthum Aller über; was irrig war, wurde schneller, gründlicher, allgemeiner verurtheilt. Die Ethik Spinoza's, lateinisch geschrieben, wurde fast unmittelbar nach deren Erscheinen in Holland, Frankreich, Deutschland bekämpft; ebenso in späterer Zeit das Werk des Febronius „De statu Ecclesiae et legitima potestate Romani Pontificis“ in Italien und Deutschland. Welche Aufgabe war es dagegen für einen Ausländer, auch wenn er der deutschen Sprache mächtig war, Hegels Phänomenologie des Geistes zu verstehen! Hatte ihn doch, nach des Meisters eigenem Urtheile, nur Einer verstanden und der hatte ihn mißverstanden! Der Zauber einer glänzenden Diktion wie bei Lamennais, die Macht populärer Sprache wie bei Luther, das Spiel mit figürlichen Redeweisen wie bei Jakob Böhme und den Aftermystikern hat nicht wenig dazu beigetragen, die Geister zu berücken; nimm ihnen dieses reizende Gewand, und die Gedanken stehen in ihrer ganzen Nacktheit, Armseligkeit und Unwahrheit da. Behufs der Arbeiten in der Congregation sah ich mich öfters genöthigt, theils zur Begründung mancher Thesen, theils zur Widerlegung in modernen Sprachen geschriebene Abhandlungen lateinisch wiederzugeben; ich war selbst dabei zuweilen nicht wenig überrascht, wenn ich das was bei der ersten Lesung durch die Schönheit der Darstellung und edle reiche Sprache mich bestochen hatte, zuletzt auf einen so geringen Kern von Gedanken zusammenschmelzen sah.

Goethe erwartete von der Zukunft eine Weltliteratur[1]; er wußte nicht, daß das Mittelalter dieselbe schon geschaffen

hatte. Wie dessen Bildung bei den Abendländern eine gemeinsame ist, das Produkt des Zusammenwirkens der germanischen und romanischen Nationen auf der Basis jener Cultur, welche es vom klassischen Alterthum überliefert empfing und mit christlichem Geiste durchdrang, so schuf es selbst wieder eine Literatur als den treuen Ausdruck dieser seiner Welt- und Gottesanschauung, die es, befruchtet von den Schätzen des Alterthums, erhoben durch die Religion des Christenthums, als Frucht seiner eigenen geistigen Thätigkeit gewonnen hatte. Und diese allen Völkern gemeinsame Literatur, zu deren Träger die lateinische Sprache als das gefügige allgemeine Idiom sich darbot, bildet eben darum ein Ganzes für sich, einen einheitlichen Organismus, ein Abbild des Universalismus der Kirche selbst, unter deren Pflege sie entstanden war.

Ist dieß die Bedeutung der lateinischen Sprache, dann kann sie in der Kirche und für die katholische Theologie keine fremde Sprache seyn. „Sie ist keine fremde Sprache, sie ist unsere Muttersprache, die Sprache der Kirche und aller Kirchlichen, sie ist die Sprache unserer Väter und Ahnen, die uns geistig in Christo geboren, in deren Erbe wir getreten sind. Es wird darum immer der Stand der Frage gänzlich verrückt, wenn die lateinische Sprache als fremde Sprache schlechthin der Landes- und Volkssprache entgegen gehalten wird. Die lateinische Sprache ist unsere Landessprache in höherem Sinne, denn die heilige Kirche ist unsere Heimath; sie ist unsere Volkssprache, die Sprache des erlösten heiligen Volkes — gens sancta, populus acquisitionis — das aus und über der Verschiedenheit der Nationalitäten sich aufbaut durch den einen Glauben und in der einen gemeinsamen Muttersprache sich erkennt und bekennt. Darin liegt der große sociale Beruf der Kirche, daß sie, in jede Nationalität eingehend, in ihr sich nicht verliert, sondern vielmehr, was immer Sprache, Sitte, Bildung und Stammeseigenthümlichkeit geschieden und zerklüftet, zu sich heranziehend und in sich aufnehmend, zur höheren, übernatürlichen Einheit

Alle wieder verbindet, wo nicht mehr Jude gilt noch Grieche, sondern die neue Creatur in Christo." [1])

Auch sage man nicht, dieser Gebrauch der lateinischen Sprache hemme und beeinträchtigte die Ausbildung in der Muttersprache. Wir wollen nicht ausschließlichen Gebrauch, nicht Bevorzugung der lateinischen Sprache, sondern nur eine den Zwecken der Kirche und der kirchlichen Wissenschaft dienende Pflege derselben, in welcher Weise man immer diese verwirklichen will; und zwar nicht zum Nachtheile, sondern zugleich zur Förderung tieferer Bildung in der Muttersprache selbst. Denn die Klarheit, Bestimmtheit und Durchsichtigkeit des lateinischen Idioms ist ein unschätzbares Bildungsmittel für unsere deutsche Sprache, das, ohne ihren eigenthümlichen Genius zu verkennen, durch die strenge Objektivität des lateinischen Satzbaues die Willkür zügelt; die kassische Ruhe und der würdevolle Ernst der Sprache Roms, folgerichtig wie sein Rechtssystem, majestätisch wie die Stimme seines Senates, männlich wie der Schritt seiner Legionen ist so recht ein Antidoton gegen die immer tiefer gehende Zerfahrenheit und Verlotterung unserer deutschen Sprache durch so viele unberufene Federn, von denen das Wort des Dichters gilt:

Sie loben ewig das Gemeine,
Weil sie das Gute nie gekannt.

Als die wissenschaftlichen Werke in Spanien, Italien, Frankreich, England, Deutschland in lateinischer Sprache geschrieben wurden, stand die Nationalliteratur dieser Länder in höchster Blüthe, schrieb Shakespeare seine unsterblichen Dramen, dichteten Cervantes, Calderon, Lope de Vega, hatte die französische Prosa ihr goldenes Zeitalter, hatte Deutschland seinen Walther von der Vogelweide, Konrad von Würzburg, Wolfram von Eschenbach und die herrliche Prosa der deutschen Mystik. Und selbst der in seinem Styl mustergültige Lessing war ein gewandter Latinist.

---

1) Gal. 3. 28. Vergl. meine oben angeführte Schrift S. 6.

Ebenso wenig ist die lateinische Sprache eine todte Sprache. Nicht ohne eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung ist es geschehen, wie die Väter schon frühe bemerkt haben, daß die Einheit der Sprache alle Völker des Orbis Romanus, der ein Orbis christianus werden sollte, die Gemeinsamkeit des Rechtslebens und aller geistigen Interessen bedingte und förderte; der Sprachverwirrung Babels gegenüber ward sie das Symbol und der Ausdruck des Einen Glaubens, der Einen Opferfeier, des Einen alle Völker umspannenden Bundes der Liebe in der Kirche. Als das Römerreich unter den Stürmen der Völkerwanderung gebrochen ward, da war bereits ein neues Reich über dessen Ruinen gegründet; die Kirche hatte die Bildungsschätze der alten Welt in sich aufgenommen, im Feuer der göttlichen Wahrheit geläutert und verklärt und als das kostbare Gut der Vorzeit den nachkommenden Geschlechtern übermittelt. Und so sprach sie auch fürder in der Sprache, in der ein Papst Leo I. gepredigt, ein Ambrosius gelehrt, ein Gregor der Große seine Gesetze verkündet; in jener Sprache, in der die hl. Märtyrer ihren Glauben vor dem Richter bekannt, in dem soviele Heilige gebetet, deren Klänge in der Angst und Noth der Verfolgung in den Wölbungen der Katakomben widerhallten. Es war die alte Sprache, aber sie war verjüngt durch den neuen Geist, dessen Organ sie geworden; sie wurde wiedergeboren durch den Hauch des neuen Lebens, der dahin gegangen war über die neu entstandene Welt; wie die heilige Kunst in Architektur und Bildnerei, wurde auch sie geheiligt, geweiht zum Dienste im Heiligthum. Es läßt sich daher kein Zeitpunkt angeben, da die Uebung der lateinischen Sprache im Sinne und Geiste der Vorzeit in der Kirche, und mittelst dieser in der gebildeten Welt, bis zur neueren Zeit herab wäre unterbrochen gewesen; das Colorit derselben konnte wechseln nach dem wechselnden Charakter der Zeiten, sie selbst blieb immer die Sprache der Kirche und der Kirchlichen. Und selbst als der Humanismus den Kampf gegen die zum

Theil entartete Scholastik unternahm, war er weit entfernt, den Gebrauch der lateinischen Sprache zu tadeln; war er es ja doch, der über Gebühr demselben huldigte. „Ipsa verborum dulcedo et sonoritas“, sagt der Vater des Humanismus, Francesco Petrarca, hatte ihn gefesselt; war ihm doch, wie er selbst später bekennt, nicht selten die Versuchung gekommen, seine italienischen Rime, weil seiner nicht würdig, dem Feuer zu übergeben.

Uebrigens bin ich weit entfernt, im Gebrauch der lateinischen Sprache alles Heil für die katholische Wissenschaft und katholisches Leben zu erblicken. Man kann in lateinischer Sprache vortragen und in derselben Schriften abfassen, die trotzdem recht geistlos und selbst unkirchlich sind. Dieß bleibt dabei doch immer wahr, daß das Uebel dann leichter zu erkennen ist.

Ebenso wenig kann ich jedoch auf der andern Seite einen Thomasius besonders bewundern, wie dieß seit einem Jahrhundert Sitte geworden, und in der Thatsache, daß er zuerst in Halle deutsche Vorträge hielt, eine wissenschaftliche That und einen besonderen Fortschritt erkennen. Thomasius hatte eben aus der Noth eine Tugend gemacht, da das Lateinische keineswegs seine starke Seite war; daß dieß ihm aber einen solchen Nachruhm bringen sollte, hatte er sicher nicht geahnt.

Eine Einwendung übrigt noch zurückzuweisen, die zu widerlegen kaum nothwendig wäre, hätte sich nicht eine Autorität erhoben, welche lange Zeit hindurch hohes Ansehen unter den katholischen Theologen Deutschlands genoß.[1]) „Da jeder nur in seiner Muttersprache denkt und eine todte Sprache unsern eigensten Gedanken und Gefühlen stets fremd bleiben wird, so hat man der Jugend die doppelte Geistesarbeit zugemuthet, erst das lateinisch Gehörte innerlich ins Deutsche zu übersetzen

---

1) Döllinger. Die Universitäten einst und jetzt. München, 1866. S. 16.

und dann in dem deutsch Nachgedachten sich zurechtzufinden.“ Aber wie? Was der Priester am Altare täglich betet, was das Horengebet der Kirche enthält, sollte das unseren innersten Gedanken und Gefühlen stets fremd bleiben? Gibt es doch so Viele, in früherer Zeit auch unter den Laien, welche lieber in lateinischer Sprache die Gebete beten, die sie in der Jugend erlernt hatten. Jeder angehende Diplomat, der eine Note schreibt, selbst der junge Correspondent eines Handlungshauses würde sich höchlich wundern, wenn wir ihm von der Mühe der Uebertragung in eine fremde Sprache reden würden. „Ich denke eben französisch, wenn ich meine Correspondenz führe,“ würde letzterer zur Antwort geben. Die großen Theologen und die Verfasser kirchlicher Aktenstücke von den Staatsschriften eines Gregors IX. an bis herab zu den Rundschreiben Leos XIII. dachten eben lateinisch. Wo man nicht mehr lateinisch denken kann, kann man freilich auch nicht mehr lateinisch sprechen noch schreiben, bald auch nicht mehr richtig verstehen. Aber lernen kann man es immer, in der Jugend am leichtesten.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIII.

Preußische Kirchenpolitik von 1758 — 1775.

Die Periode, in welche die Urkunden des Lehmann'schen Sammelwerkes uns nunmehr einführen [1]), ist überwiegend eine Zeit des Friedens, in welcher der König ausreichend Muße erhielt, wie zum Ausbau der Staatsverwaltung, so auch zur Anwendung seiner uns bekannten Kirchenpolitik. Nur die vier ersten Jahre waren von Kriegsläuften, dem dritten schlesischen oder siebenjährigen Krieg, ausgefüllt, welcher durch den Frieden von Hubertsburg am 15. Februar 1763 sein Ende erreichte.

Es bereiteten die Verhandlungen, welche bereits 1762 im Monat Dezember begonnen hatten, dem Monarchen ernste Sorgen; mit dem Aufgebot aller Kräfte suchte er durch seinen Bevollmächtigten, den Geheimen Legationsrath Hertzberg, für seine Kirchenhoheit in Schlesien zu retten, was gerettet werden konnte. Wären die preußischen Entwürfe zu dem Artikel über das Religionswesen in Schlesien (S. 98) von dem österreichischen Vertreter, von Collenbach, angenommen worden, da wäre die Religionsfreiheit der schlesischen Katholiken auch auf dem Papier vernichtet gewesen. Seinem Widerstand ist es zu danken, daß in der endgültigen Fassung

---

1) Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Acten des Geheimen Staatsarchives von Max Lehmann. Vierter Theil. Von 1758 bis 1775. Leipzig 1883. 658 S.



des Artikels XIV des Hubertsburger Friedens der Status quo der Zeit des Berliner Friedens von 1742 als maßgebend für das schlesische Kirchenwesen anerkannt wurde. Wie der König den Artikel aber auslegte, geht aus dem Immediatbericht des genannten Legationsrathes vom 16. Februar 1763 hervor. „Schließlich habe ich, gemäß der mir von Euer Majestät ertheilten Erlaubniß, nachgegeben, aber mit der gleichzeitigen Erklärung, daß, wenn Euer Majestät die Vertreibung der Jesuiten eines Tages belieben sollten, Allerhöchstdieselben dadurch diesen Artikel zu verletzen nicht gewillt seien, sondern damit nur in die Fußstapfen anderer katholischer Monarchen treten würden" (S. 101). Wenn die Jesuiten nachmals in Schlesien sich des königlichen Schutzes erfreuten und selbst nach Erlaß des päpstlichen Aufhebungsbreves hier ihre Wirksamkeit fortsetzen durften, so waren es wiederum lediglich Momente politischer Art, welche den Monarchen zu solchen Zugeständnissen bestimmten. Anerkennung verbrieften Rechts sucht man vergebens.

Wie der König die Bestimmungen des genannten Vertrages von Berlin gegenüber den schlesischen Katholiken auffaßte, bekundet der Cabinetsbefehl vom 21. Dezember 1757, welcher den Pfarrzwang in Schlesien von kurzer Hand zu Gunsten der schlesischen Protestanten durchbrach. Die schlesischen Behörden trugen dem König alsbald ihre Bedenken vor; sie wurden indeß abgewiesen, denn es sei eine „große Incongruité, daß ganze evangelische Gemeinden einen römisch-katholischen Pfarrer haben" (S. 4). Nicht mehr Erfolg hatten die Eingaben des Domkapitels von Breslau vom Jahre 1763. Mit Recht benutzte die erste geistliche Corporation Schlesiens die Zeit des Friedens alsbald, um dem König die gerechten Beschwerden ihrer Glaubensgenossen vorzutragen. Aus denselben verdienen besondere Erwähnung die Klagen über eigenmächtige staatliche Vergebung der erledigten Beneficien, „wozu E. K. M. ohne Unterschied, zu wessen Collation solche gehören, schlechterdings ernennen lassen wollen", sowie

über Befreiung „aller lutherisch-evangelischen Eingepfarrten von Entrichtung der Stol-Taxen an die katholischen Pfarrer“ (S. 135. 133). Ueber die Unrechtmäßigkeit der ersteren Bestimmung ist weiter kein Wort zu verlieren; die letztere dagegen verstieß durchaus gegen die Alt-Randtstädter Convention. Unter dem 10. Februar 1764 begründete das Domkapitel seine Beschwerden nochmals ausführlich, mit dem Zusatz, daß, wenn die Abänderung von 1758 beibehalten werden sollte, „der größte Theil der Pfarrer unserer Religion zu Grunde gehen“ müßte (S. 147). Auf die so begründete Eingabe ließ der König antworten, das Domkapitel solle sich „nicht weiter mit Sachen, so die sonstige Landes-Verfassungen eigentlich concerniren, abgeben oder meliren“ (S. 139). Aeußerlich war freilich nunmehr Parität hergestellt, die Confessionsverwandten zahlten Stolgebühren fortan nur an ihren eigenen Pfarrer; materiell aber traf das Unrecht die katholische Geistlichkeit. Man wird kaum irregehen in der Annahme, der König habe die schlesische Geistlichkeit, welche sich im letzten Krieg angeblich „frech und untreu“ (S. 138) benommen, durch Aufhebung derjenigen Stolgebühren, welche kraft des Pfarrzwanges von Andersgläubigen erhoben wurden, mit Strafe belegen wollen. Daß der Anspruch auf Verleihung aller und jeder katholischer Beneficien auf dem nämlichen Fundament ruhte, wird in der Cabinets-Resolution für das Domkapitel zu Breslau vom 30. Dezember 1763 offen eingestanden. Minister von Schlabrendorff ging noch weiter, die in Westfalen und im Clevischen eingerissene Sitte, kraft deren der Standesherr Pfründen in katholischen Stiftern an Offiziere cum libertate resignandi überließ, wünschte er auch auf Schlesien auszudehnen, was die Regierungskammern zu Glogau und Breslau indeß als den Friedensbestimmungen von 1743, wie nicht minder dem canonischen Recht zuwiderlaufend abweisen zu sollen glaubten (S. 155).

Auch im vorliegenden Bande beschäftigt sich ein ansehnlicher Theil der Dokumente mit dem Schicksal des Fürst-

bischofs Schaffgotsch. Bereits im Januar 1758 hatte er Breslau verlassen und sich nach Nikolsburg begeben, von wo er an den König schrieb. Daß sein Verhältniß zu Friedrich II. äußerst gespannt war, wurde in der Besprechung des dritten Bandes des Lehmann'schen Werkes erwähnt. Die Antwort des Monarchen an Schaffgotsch war für den letztern furchtbar demüthigend. Doch dürfte der Vorwurf der Verrätherei (S. 13) zu hart seyn, da der König ihm sonst nachmals den Aufenthalt in Schlesien sicher nie gestattet haben würde. Vorläufig wandte Schaffgotsch sich nach Rom, nahm dort bei den Theatinern in Andrea della Valle Wohnung und unterzog sich bei den Jesuiten geistlichen Uebungen. Das war der allervernünftigste Schritt, den er bei seiner damaligen geistigen Verfassung thun konnte, denn Schlabrendorff führt die Internirung des Breslauer Weihbischofs Grafen von Almesloe in der Festung Magdeburg auf den Fürstbischof zurück, der sich eines lästigen Mahners in einer höchst schmutzigen Angelegenheit entledigen wollte (S. 33).

Alsbald entstand die Frage, wer die Regierung des Bisthums zu übernehmen habe. Mit dem von Schaffgotsch ernannten Generalvikar v. Frankenberg wollte man nicht in Berührung treten (S. 29), weil der Bischof sich außer Landes befinde. Der König wußte bald Rath, indem er den uns bekannten Bastiani zum Generalvikar erhob. Der höfische Exmönch bezeugt im Schreiben vom 10. März 1758 völlige Unterwerfung unter die Befehle des Königs, bedauert aber ohne Zustimmung des Papstes, die der Agent Coltrolini in Rom einzuholen angewiesen werden möchte, nicht annehmen zu können. Benedikt XIV. lehnte indeß Bastiani aus dem Grunde ab, weil er nicht einmal Deutsch verstehe, und bestätigte den bischöflichen Generalvikar von Frankenberg in seinem Amte. Es muß Wunder nehmen, daß jener Defekt des neuen schlesischen Generalvikars Bastiani in Berlin unbekannt war. Das Schreiben des Papstes erregte dort großes Aufsehen, weil Benedikt XIV. dem König den Titel „Maje-

stas Regia Borussiae" beilegte und gerade damit einen der heißesten Wünsche des Monarchen erfüllte. Nachdem man Abschrift davon für das Domkapitel genommen, wurde das Original in dem geheimen königlichen Archiv niedergelegt (16, 20, 24). Bald kam aber auch sogar Bastiani bei der Regierung in Verruf. Schlabrendorff wirft ihm Eigendünkel vor; denn wenn es nach seiner Idee ginge, „müßte er schon lange Bischof sein, ohne zu bedenken, daß er eines Schneiders aus Venedig Sohn und aus dem Kloster desertirter Mönch ist, dessen Meriten und Intriguen durch drei Propsteien, einen Canonikat und Pension, welche 6000 Thaler jährlich betragen, sehr reichlich recompensiret seyn" (S. 34). In der That: Bastiani's „Meriten" um die Diöcese Breslau wogen außerordentlich leicht. Um so kräftiger treten seine elenden Intriguen hervor, und diese allein waren es, welche die Organe der Regierung mit Kirchenpfründen belohnen zu sollen glaubten.

Vorab ließ der König über den in Rom sich aufhaltenden Schaffgotsch die Temporaliensperre verhängen und untersagte der Geistlichkeit allen und jeden Verkehr mit dem Prälaten. Der von dem Minister Schlabrendorff gegebene Rath, nach welchem das „ganze Bischofthum Breslau supprimiret, säcularisiret und dem königlichen Domanio incorporiret werden könne", wurde indeß abgewiesen (S. 48, 49). Dagegen glaubte Friedrich durch einen dem Haus Oesterreich vom hl. Stuhl bewilligten Zehnten von deutschen Kirchengütern die Berechtigung zu Repressalien an seinen katholischen Unterthanen empfangen zu haben. Rücksichtslos ließ er nun seinerseits den Zehnten von den in seinen Staaten befindlichen Liegenschaften der Kirche einfordern. Die Geistlichkeit remonstrirte gegen eine solche Behandlung — ohne Erfolg.

Um die Verwaltung des Bisthums Breslau zu ordnen, ertheilte Minister von Schlabrendorff den Rath, ein vom König ernannter Vicarius capituli möge die Leitung der Geschäfte übernehmen (S. 27). Von Bestellung eines aposto-

lischen Vikars wollte man durchaus nichts wissen, in einer solchen Persönlichkeit fürchtete man einen römischen Anträger zu erhalten. Indem das Domkapitel von dem richtigen Grundsatz ausging, der Landesherr sei zur Ernennung eines Bischofs nicht befugt, schlug es zugleich vor, Domkapitular Brunetti möge beim Papst den Antrag stellen, ihm die zur Leitung der geistlichen Verwaltung erforderlichen Facultäten zu übertragen. Auch dieser Vorschlag wurde nicht beliebt. Endlich einigte man sich auf die Person des Domherrn von Strachwitz, welcher nach dem Ableben des Grafen Almesloe zum Weihbischof und Generalvikar ernannt werden sollte. Hier brachte Friedrich II. seinen sogenannten Summepiscopat wieder ganz und voll zur Anwendung. „Kraft dieses nominiren (Wir) den Prälaten Mauritz v. Strachwitz zum Weihbischof und Suffraganeo Unseres souveränen Herzogthums Schlesiens“ (S. 76), zugleich wurde ihm anheimgegeben, beim römischen Stuhl seine Consekration und Legitimation nachzusuchen. Bald darauf erscheint der Weihbischof zugleich als Generalvikar, nachdem er ohne Zweifel zu diesem Posten entweder durch Fürstbischof Schaffgotsch selbst oder durch den apostolischen Stuhl berufen worden. Wie die Regierung, so war auch das Kapitel mit seiner Verwaltung zufrieden. Hätte Strachwitz sich bloß mit einem königlichen Auftrage zur Uebernahme der Verwaltung begnügt, so würde das Domkapitel, welchem Bastiani in einem Schreiben an das auswärtige Amt das Zeugniß ausstellt, „daß es von den Grundsätzen der gallikanischen Kirche weit entfernt sei“ (S. 21), ohne Zweifel sofort Verwahrung eingelegt haben. Alle Anerkennung verdient der in dem Ministerialerlaß vom 28. Mai 1760 an das Breslauer Domkapitel für die Bestellung eines Weihbischofs angezogene Grund, nämlich „Unsere landesväterliche Vorsorge zum Besten Eurer Religion, indem der Weihungen und Ordinationen, auch des hl. Oels halber, so viele Inconventionen bei der Entweichung des Bischofs entstunden“ (S. 74). In dieser Beziehung lassen die Cultur-

kämpfer des 19. Jahrhunderts das altpreußische Staatskirchen=thum weit hinter sich zurück. Unter der Herrschaft der Mai=gesetze sieht sich die katholische Geistlichkeit derjenigen Diö=cesen, deren Bischöfe entweder staatlich abgesetzt oder verlebt sind, gezwungen, die hl. Oele von auswärtigen Prälaten zu beziehen. Das Erzbisthum Köln beklagt solche traurige Zu=stände nunmehr sieben volle Jahre. Daß die Consekration der hl. Oele durch einen Weihbischof, dessen Ordinarius nicht mehr zur Stelle ist, heute in Preußen mit Gefängnißstrafe belegt wird, haben die Weihbischöfe von Gnesen und Posen in ausgiebigem Maße erfahren.

Wenngleich die schlesischen Behörden dem neuen General=vikar von Strachwitz das Zeugniß eines „dextern" Mannes (S. 255) ertheilten, darf doch keineswegs angenommen werden, als habe man ihm die geistliche Verwaltung besonders leicht gemacht. Bei der Ertheilung der heiligen Weihen sollte er den Ordinanden Gehorsam gegen den Landesherrn predigen (S. 131). Das konnte noch allenfalls passiren. Weit bedenk=licher lautete die andere Forderung, nach welcher sämmtliche in Abwesenheit des Fürstbischofs durch die Regierung vorge=nommenen Verleihungen von Pfarrstellen durch Strachwitz anerkannt werden sollten (S. 122.) Unter Androhung einer Brüchte von hundert Dukaten wurde er aufgefordert, sofort Anzeige zu machen, falls ein Beneficiat beim Fürstbischof die kanonische Investitur nachzusuchen sich erkühnen sollte (S. 118). Weitere Schwierigkeiten rief die von der Regierung für den schlesischen Klerus aufgestellte neue Eidesformel hervor. Namentlich remonstrirte das Domkapitel in Breslau aus dem Grunde dagegen, weil sie die Worte enthielt, „daß uns dieser=halb keine Vergebung, weder in diesem noch jenem Leben, zu Statten kommen solle" (S. 165). Außerdem war die Re=gierung von der abergläubischen Furcht beschlichen, es möchte die schlesische Geistlichkeit dem famosen Grundsatze: Andersgläu=bigen ist keine Treue zu halten, huldigen. Lehmann theilt eine Denkschrift des Weihbischofs von Strachwitz mit, in

welcher die Verbindlichkeit des Eides als ganz unbedingt hingestellt wird (S. 142). Um den Klerus in der Treue gegen den Landesherrn zu befestigen, erließ der Weihbischof 1764 ein lateinisches Hirtenschreiben, welches der König genehmigte und dann den Dechanten der Diöcesen Prag, Olmütz und Krakau zustellen ließ.

Vernehmen wir jetzt, was unterdessen aus dem Fürstbischof Schaffgotsch geworden ist. Nach dem Frieden von Hubertsburg nähert er sich Schlesien und richtet an den König ein Schreiben, welches zu Gunsten seines Verfassers kaum sprechen dürfte. Authentisch kann er seine Unschuld beweisen, er leidet bittere Armuth, verdankt dem Monarchen Alles, dieser allein vermag ihm Restitution zu geben. In einer Anlage kommt Schaffgotsch auf die Bildung der Geistlichkeit zu sprechen, ergeht sich in ganz unbegründeten Klagen wider die Cardinäle Turrecremata und Bellarmin (deren Werke er ohne Zweifel nicht gelesen) und bringt, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen im Stande ist, als Gegenleistung für die Erlaubniß zur Rückkehr in seinen Sprengel, das Anerbieten der Beseitigung der Jesuiten dem König entgegen. Während die Seminaristen jetzt mit dem Besuch des Jesuitencollegs viel Zeit vergeuden, werden dieselben künftig ihre Bildung „durch von Sr. Majestät genehmigte Priester“ in einem bischöflichen Seminar empfangen (S. 104). Der Sequester über seine Güter wurde zwar aufgehoben, aber ein von ihm erlassener Hirtenbrief nicht genehmigt. In einem de- und wehmüthigen Brief wandte Schaffgotsch sich auch an Minister von Schlabrendorff um Hülfe, und doch besaß er gerade in diesem Manne einen seiner heftigsten Gegner. Den König ergriff jetzt ein menschlich Rühren, er gestattete dem Prälaten die Rückkehr nach Schlesien, aber unter Bedingungen, die der Fürstbischof nie hätte annehmen dürfen. In Oppeln internirt, sollte er niemals vor dem Landesherrn erscheinen dürfen. Briefe von ihm erklärte der König nicht annehmen zu wollen. Zugleich ließ Friedrich ihm die Insignien des schwarzen

Adlerordens abfragen (S. 107.) Dagegen weigerte der König sich, nach dem Rath Schlabrendorffs eine Suspension vom bischöflichen Amt über Schaffgotsch zu verhängen, da solches, wie der Cabinetsbefehl vom 27. September 1764 bemerkt, „wider alle Rechte der römisch-katholischen Religion läuft, auch selbst der König von Frankreich, sowie die Kaiserin-Königin und andere katholische Puissances keinen Bischof von seinen geistlichen Funktionen suspendiren können" (S. 206.) Ein Vergleich dieser Grundsätze mit den Maigesetzen vom Jahre 1873, welche mit Vorliebe die Amtsentlassungen katholischer Bischöfe als Ziel verfolgen, fällt entschieden zum Vortheil des Königs aus, läßt dagegen schwarze Schatten auf die Absichten moderner Culturkampfscanonisten fallen. In dieser Beziehung sucht die modern-preußische Kirchenpolitik ihres Gleichen in den Annalen der Geschichte unserer engeren Heimath. Aber darin hatte der König vollkommen Recht, daß er Schaffgotsch anweisen ließ, seine Schulden selbst zu bezahlen und nicht auch noch das Domkapitel zu Breslau in seinen Bankbruch zu verwickeln. Auch war der König keineswegs geneigt, allen und jeden Anklagen, welche gegen Schaffgotsch vorgebracht wurden, Gehör zu schenken. Dem Minister von Schlabrendorff wurde dieserhalb nicht undeutlich ein Verweis ertheilt, indem die Denunciationen „vague und ungewiß" genannt werden (S. 275). Sollte sich daraus nicht auch ein Schluß auf die Unhaltbarkeit früherer Anklagen, welche der nämliche Beamte wider den Prälaten (S. 105) vorbrachte, und die auf Bestechung lauteten, ziehen lassen? Anfangs 1766 floh der Fürstbischof aus Oppeln; damit nehmen wir in diesem Band Abschied von ihm. Der König wies das Domkapitel von Breslau an, genau so zu verfahren, als wenn Schaffgotsch mit Tod abgegangen sei, womit dem Domkapitel schlechter Trost in seiner Verlegenheit gespendet war. Der hl. Stuhl half durch Breve vom 13. Mai 1766, welches den Weihbischof von Strachwitz zum apostolischen Administrator der Diöcese Breslau bestellte (S. 289).

Der König ließ sich das um so eher gefallen, als Schaffgotsch nunmehr auch seitens des Papstes fallen gelassen worden, und als Strachwitz jeden Verkehr mit dem Fürstbischof auf das sorgfältigste mied, wofür der König ihm ein Compliment machen ließ (S. 293). Sonst aber hütete der Monarch seine sogenannte Kirchenhoheit gegen fremde Prälaten auf das eifersüchtigste. Außer Landes das Sakrament der Firmung zu empfangen, war ebenso wenig gestattet (S. 293), als dem Baron von Sierstorpff, Weihbischof von Hildesheim und Titular-Bischof von Samos, bei Gelegenheit der Einsegnung des Abtes von Amensleben die Ertheilung der Firmung zugestanden wurde (S. 289).

Anhaltende Sorge bereitete Friedrich II. die Abschaffung einer Reihe katholischer Feiertage und die offizielle Anerkennung der preußischen Königswürde. In letzterer Hinsicht wollte der „Cordellier", wie der König Clemens XIV. nennt, nicht nachgeben. „Es waren", nach der Meldung des an die Stelle des vormaligen Agenten Coltrolini nunmehr getretenen Abbate Ciofani, „gewisse Vorurtheile, welche den Papst daran hinderten, die althergebrachte Etiquette bezüglich der Titulatur zu durchbrechen" (S. 395). Der vom preußischen Agenten beliebte Hinweis auf Dänemark und England wurde nach Angabe Ciofani's vom Papst mit dem Bemerken abgewiesen, die dänischen Landesherrn hätten vor der Reformation den Königstitel geführt, auch unterhalte die Curie jetzt keine Beziehungen zu ihnen. Was England anlangt, so „erkennt Rom das Königreich England an, aber nicht den König aus dem Hause Braunschweig." Die letztere Bemerkung, welche Ciofani selbst macht, entspricht der Lage der Dinge keineswegs. Das hat Karl Eduard Stuart erfahren. Dagegen willfahrte der Papst dem anderen Wunsche des Königs und verminderte die Feiertage. Ungeachtet der „tiefen Achtung vor den eminenten Tugenden" des Papstes, war Friedrich derart unerbittlich in seiner Forderung, daß vor Abschaffung der Feiertage von der Erlaubniß zur Veröffent-

lichung des Jubiläums keine Rede seyn könne (S. 418). Endlich kam das Breve, es war datirt Rom 24. Juni 1774 und an den Weihbischof von Strachwitz gerichtet. Sofort erregte der König eine Menge von Bedenken, welche sich auf die Form des Breves bezogen. Für die Gläubigen der „Borussicae ditionis" erlassen, besaß es auch Geltung für Landestheile, in denen Strachwitz keine Jurisdiktion besaß. Wer sollte hier, wie in Cleve, die Veröffentlichung des Breves vornehmen, etwa Kurköln, dessen Jurisdiktion der König um keinen Preis anerkennen wollte? Strachwitz verkündete es thatsächlich nur für den Sprengel Breslau (S. 494), das Kölner Generalvikariat weigerte sich wegen der Klausel: unbeschadet der Rechte des Ordinarius, das Breve in Cleve-Mark zu publiciren.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen diejenigen Urkunden, welche sich auf die Unterdrückung der Gesellschaft Jesu beziehen. Das bekannte Breve Clemens XIV. vom Jahre 1773 durfte in Schlesien nicht verkündet werden. Der König wollte die Jesuiten, wie er an Voltaire meldete (S. 566), den Schulen erhalten. Der Kurfürstin von Sachsen gegenüber scherzte er, „Pater Ganganelli könne ihn als Ketzer vom Eid nicht entbinden" (S. 530), deßhalb müsse er den Status quo hinsichtlich der Jesuiten aufrecht halten.[1]) Während aber

1) Gelegentlich der vom Könige in einem Schreiben an Voltaire vom 10. Dezember 1773 geschehenen Erwähnung der Jesuiten Guignard und Malagrida gestattet der Herausgeber sich (S. 575) zwei Anmerkungen, die eine Correktur erheischen. Von dem erstern heißt es: „Jean Guignard, Rector des Jesuiten-Collegium in Clermont, 1595 wegen Vertheidigung des Königsmordes hingerichtet." Guignard war Bibliothekar des Jesuitencollegs in Paris, welches den Namen Collège de Clermont führte. Was die Vertheidigung des Königsmordes durch Guignard betrifft, so nahm der letztere im Jahre 1589 den nämlichen Standpunkt ein wie Parlament und Universität. Am 27. Dezember 1594 verübte Jean Chastel ein Attentat auf Heinrich IV.; im Verhör bekannte er, an der Universität Humaniora, beim P. Gueret

die Güter der einheimischen Jesuiten geschont wurden, ließ der Monarch die in seinen Staaten gelegenen Anwesen auswärtiger Jesuiten als gute Prise confiscciren (S. 556). Auch durften die Braunsberger Jesuiten nicht mit Polen in Verbindung treten. Dagegen kam man im Schooße der Regierung auf den sonderbaren Gedanken einer Vereinigung aller Jesuiten in den preußischen Landen mit der aufgehobenen englischen Ordens-Provinz. Selbstverständlich lehnte P. Thomas Morus in London den Versuch zur Verwirklichung eines solch ungesetzlichen Projektes ab.

Blicken wir auf die übrigen Theile der Monarchie,

Philosophie gehört zu haben. Der von tödtlichem Haß wider die Jesuiten erfüllte Advokat Dollé wurde mit der Untersuchung beauftragt und fand in der Bibliothek des Jesuitencollegs ein aus der Feder Guignards stammendes, oder von ihm copirtes Manuskript aus dem Jahre 1589, welches von dem nach der Krone eines katholischen Landes trachtenden protestantischen Heinrich von Navarra bemerkt: „Que si on ne peut le déposer sans guerre, qu'on guerroye; si on ne peut faire la guerre, qu'on le fasse mourir.“ Im Jahre 1589, als es sich darum handelte, Heinrich vom Throne fern zu halten, schworen Universität und Parlament auf den gleichen Grundsatz, sechs Jahre später rechneten die nämlichen Corporationen diesen Grundsatz dem P. Guignard als Verbrechen an. Daß der letztere diese Anschauung auch dann noch vertreten, als Heinrich IV. sich im ruhigen Besitz der Krone befand, ist mit nichten erwiesen. Vgl. Crétineau-Joly, Hist. de la Compagnie de Jésus, II, 355. Von Malagrida heißt es S. 575: „Gabriel M., italienischer Jesuit, 1761 wegen eines Attentates auf den portugiesischen König hingerichtet.“ Hr. Geheimrath Lehmann hat in diesem Punkt selbst Voltaire gegen sich, welcher (Oeuvres to. 22 p. 351) über das gegen Malagrida eingehaltene Verfahren schreibt: Une excès du ridicule et de l'absurdité joint à l'excès d'horreur. Nach dem heutigen Stand der Geschichtsforschung war Malagrida kein Attentäter, sondern vielmehr ein heiligmäßiger Ordensmann. Vgl. die Literatur bei Hergenröther, Kirchengesch. III. 509.

so bieten auch hier die kirchenpolitischen Verhältnisse kein freundliches Bild. Durch die erste Theilung Polens vom Jahre 1772 waren Westpreußen, außer Danzig und Thorn, Großpolen bis zur Netze und das Bisthum Ermland in Ostpreußen an die Monarchie gekommen und damit zahlreiche Katholiken dem Scepter des Königs unterworfen worden. Auch hier erlaubte man sich große Willkürlichkeiten bezüglich der Kirchengüter, deren Verwaltung dem katholischen Klerus entzogen und den Domänenkammern übertragen wurde. „Denen Geistlichen wird bei der Abnahme ihrer Güter und liegenden Gründe zur Ursache angegeben, daß solches in der Absicht geschehe, damit sie durch deren Bewirthschaftung nicht distrahiret und von ihren geistlichen Verrichtungen um so weniger behindert werden möchten" (S. 471). Diese Sorge um die Förderung der katholischen Religion wäre rührend, wenn man nicht aus dieser wie aus der S. 432 mitgetheilten königlichen Verfügung entnähme, daß die königlichen Kassen bei dieser Art der Oekonomie den Löwenantheil behielten.

In Berlin währte die alte protestantische Exclusivität fort. Ein einziges Mal war der König so gnädig, die katholische Spendung der Taufe in der Landeshauptstadt zu genehmigen, „jedoch sonder Consequenz auf künftige Fälle" (S. 276). Als aber Friedrich nach der am Allerheiligentage 1773 durch den Bischof von Ermland vollzogenen Einweihung der Hedwigskirche in Berlin den dortigen Katholiken einige Erleichterungen gewährte, erhoben sich sofort die „pasteurs et anciens" der französischen Kirche und baten um Erläuterung der „Vorrechte" der Katholiken, sowie um Schutz der eigenen Privilegien (S. 568). Die katholischen Geistlichen Schlesiens mußten, wie gesehen, zu Gunsten der protestantischen Pfarreingesessenen auf die Stolgebühren verzichten; aber den schlesischen Protestanten erlaubte Friedrich den Gebrauch katholischer Kirchhöfe, und ließ „den katholischen Parochis hiemit ernstgemessenst anbefehlen, daß sie sich deßhalb geziemend in ihren Schranken halten, die Evangelischen auf keine Weise..

bei ihren Begräbnissen nicht im mindesten beirren" (S. 456). Einmal, aber „citra consequentiam", durfte ein katholischer Priester in Halle die Ehe eines Katholiken einsegnen, aber nur dann, nachdem die „jura stolae der protestantischen Kirche daselbst" entrichtet seyn werden (S. 427). Antenuptialverträge über die religiöse Erziehung der Kinder ließ Friedrich, um den Katholicismus niederzuhalten, in Schlesien für ungültig erklären, aber das vom katholischen Baron Wolfgang von Oberg mit seiner andersgläubigen Braut getroffene Uebereinkommen bezüglich der protestantischen Erziehung aller Kinder glaubte der König doch genehmigen zu sollen (S. 132). Auf das strengste war den Geistlichen in den westlichen Besitzungen der kirchliche Verkehr mit dem Erzbischof von Köln untersagt. Uebertretungen dieses Verbotes hatten der Propst Boninghausen in Scheda mit 50, das Kapitel in Rees mit 100, dasjenige von Xanten mit 150 Rthlr. zu sühnen (S. 574). Convertiten, selbstverständlich vom Protestantismus zur katholischen Kirche, durften nicht zugelassen werden. Die zu Berlin am 3. Februar 1773 erlassene „Bestallung für den Pater Heinrich Elberfeld zum ersten katholischen Pater allhier" ist zu charakteristisch, als daß sie übergangen werden könnte. Evangelische Unterthanen, sollten sie sich auch „dazu freiwillig bei ihm angeben, hat er gänzlich ab und zurücke zu weisen". Ja der König behält sich sogar vor, „diesen allergnädigst erlaubten römisch-katholischen Gottesdienst und die dem Pater Elberfeld hiermit aufgetragene Funktion, so lange es Uns beliebt, zu continuiren oder gar aufzuheben." Klösterliche Anstalten konnten sich nur dadurch das Leben fristen, daß sie Fabriken oder andere gemeinnützige Einrichtungen schufen — eine leise Einleitung zur Säcularisation dieser Körperschaften.

Einer der dunkelsten Flecken im Leben des Monarchen ist die von ihm verfügte Hinrichtung des Kaplans Faulhaber in Glatz. Daß den kriegerischen Sinn des Königs ein „großer Soldat unendlich (infiniment) mehr interessirte, als ein

Großpönitentiar" (S. 512), läßt sich begreifen. Aber unerklärlich ist, wie man einen unbescholtenen Priester vor dem Brückenthore zu Glatz am 30. Dec. 1757 durch den Strang aus dem Grunde hinrichten konnte, „weil ein eingebrachter Deserteur von dem Regiment de la Motte Fouqué wider ihn denunciret hat, daß er ihm auf Befragen, ob er wohl desertiren könne, in der Beicht zur Antwort gegeben habe, daß es wohl nichts zu bedeuten hätte" (S. 1). Ehre dem Geistlichen, der „nach seinem principio religionis durchaus nichts bekennen" wollte, um so mehr als man, wie der officielle Bericht des Landraths von Pfeil hervorhebt, sagte, „der Soldat habe nach ausgestandener Strafe seine Denunciation wieder revociret und nach der Execution öffentlich declariret, daß er schuld an dem unschuldigen Blute sei." Die Härte der gänzlich unmotivirten Strafe wurde dadurch verschärft, daß der Ankündigung des Todes „früh morgens nach Oeffnung der Festung" darauf auch bald die Hinrichtung erfolgte. Bei der hervorragenden Bedeutung, welche der Soldatenstand in den Augen des Königs besaß, darf angenommen werden, daß das Berliner Kriegsarchiv eine Reihe von Akten über diese abstoßende Geschichte besitzt; wenn der Herausgeber seiner Sammlung nur einen kurzen Bericht aus Glatz einfügte, so muß das Wunder nehmen. Deßgleichen wären größere Auszüge über Friedrichs Correspondenz mit Voltaire und d'Alembert am Platze gewesen, da der König gerade in der letzteren seine Weltanschauung überhaupt, wie auch sein Urtheil über die katholische Kirche ohne sich Zwang anzuthun niedergeegt hat.

Auch der vierte Band des Lehmann'schen Dokumentenwerkes läßt uns die Lage der katholischen Kirche in Preußen in wenig vortheilhaftem Licht erscheinen. Befänden wir uns im Reformationszeitalter, wo beide Bekenntnisse auf Leben und Tod mit einander rangen — Friedrichs Kirchenpolitik wäre in mancher Beziehung begreiflich. Aber man bedenke, daß die Periode, welcher die besprochenen Dokumente ange-

hören, das Zeitalter der Philosophen war, welches die Morgenröthe einer neuen Epoche ankündigte, das Zeuge der Wiederherstellung der reinen Menschennatur werden sollte. Wie spreizte man sich damals mit Duldung, Aufklärung und Seligwerden nach der Façon! Das waren schöne Worte, die aber leer verhallten, weil ihnen nach Ausweis der genannten Urkunden die Verkörperung in entsprechenden Thaten durchaus fehlte.

Köln. Dr. Bellesheim.

XXXIV.

Die Socialpolitik der französischen Republikaner.

In der Stellung zu der socialen Frage beruht heutzutage der Schwerpunkt der ganzen Lage und die Zukunft einer Partei oder Regierung. Diese Wahrheit wurde zuerst in Deutschland durch die unterdrückte Minderheit, die Katholiken, erkannt und geltend gemacht. In Frankreich, wo die socialen Verhältnisse zuerst und am gründlichsten durch die Revolution, diese späte Fleischwerdung des römischen Rechtes, umgekehrt und zerstört worden sind, ist man in dieser Hinsicht weit zurückgeblieben. Die reichen Hülfsmittel einer unter jeder Staatsform gleich schrankenlosen Administrativgewalt, eine höchst ausgebildete politische Organisation und besonders auch

die geschickte Blendung des nationalen Bewußtseyns und Stolzes, hatten es bisher regelmäßig ermöglicht, das Volk zu täuschen und hinzuhalten. Bei jeder politischen Bewegung schob sich die sociale Frage vor, ward aber regelmäßig durch Beschwichtigungen oder Gewalt wieder zurückgedrängt, sobald die neue Regierung sich befestigt hatte. Je öfter aber die Arbeiter von den Gewalthabern getäuscht wurden, desto hartnäckiger stellten sie ihre Forderungen an den Staat. Die Commune war nur der Versuch, jene Staatsversorgung dauernd zu machen, welche die Arbeiter während der Belagerung von Paris, unter der Gewalt der Umstände vorübergehend erlangt hatten.

Die Commune rief eine allgemeine Entrüstung hervor; selbst Republikaner wie Jules Simon und sogar Louis Blanc sprachen sich offen gegen dieselbe aus. Gambetta verbarg sich in Spanien, um sich nicht aussprechen zu müssen und dadurch seine Wähler zu mißstimmen. Der Schrecken bewirkte eine Stimmung, welche die Conservativen leider nicht zur Wiedererrichtung der Monarchie zu benutzen verstanden; aber dieselbe Stimmung hatte eine neue Täuschung bezüglich der socialen Frage zur Folge. Thiers läugnete öffentlich deren Vorhandenseyn; „den Socialismus haben wir nach Deutschland geschickt", versicherte er. Und, Dank der neuen Lage und der Nationaleitelkeit ward ihm fast allgemein geglaubt. Die Einwendungen der Arbeiter blieben unbeachtet. Gambetta, der sich den Thiers'schen Ausspruch begierig angeeignet hatte, mußte zwar sehr bald auf andere Gedanken kommen. Er half sich aber dadurch, daß er die Behauptung aufzustellen suchte, es gebe keine sociale Frage, sondern blos eine „Anzahl socialer Fragen". Im Uebrigen vertröstet er die Arbeiter auf die von ihm aufgespürten Güter der Congregationen, deren Werth er auf 1200 Millionen berechnete.

Die ersten Jahre nach dem Frankfurter Frieden waren eine Zeit ungemeiner wirthschaftlicher Thätigkeit. Frankreich strengte sich fieberhaft an, den erlittenen Schaden auszuätzen

und war dabei von mehreren günstigen Umständen, namentlich einer Reihenfolge guter Ernten begünstigt. Die Ausfuhr französischer Erzeugnisse war stärker als jemals. Aber der Umschlag war schon längst eingetreten, als die Regierenden noch immer in der Einbildung schwelgten wie in den Jahren des Ueberflusses. Voriges Jahr, am 9. März, ward eine Versammlung der Arbeitslosen zu Paris durch die Maßnahmen der Polizei vereitelt. Die zersprengten Schaaren aber wären beinahe in den Palast des Präsidenten der Republik eingedrungen. Die Regierenden geriethen in Angst. Ein Vorschlag, für Herstellung von Arbeiterwohnungen 4½ Mill. auszugeben, wurde beifällig aufgenommen, aber hinterher in einem Ausschuß vergraben. Die Angst war wieder vergessen, der Kampf um die Ausbeutung der Staatskasse durch die Gewaltigen drängte; es geschah also für die Arbeiter nicht das Mindeste. Die Session des Parlaments wurde wieder mit unfruchtbaren Zänkereien vergeudet. Louise Michel, welche am 9. März mit einer zersprengten Truppe „Arbeitsloser" mehrere Stadtviertel durchzogen hatte, wobei einige Bäckerläden geleert wurden, ward von dem Schwurgericht zu sechs, ein Mitschuldiger zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt. Offenbar gedachte man durch diese ungemein strengen Strafen der Bewegung ein Ziel zu setzen. Doch wirkte der Schlag nur für kurze Zeit.

Nach verschiedenen Vorversammlungen ward am Sonntag, 13. Januar d. Js., im Levissaal zu Paris ein Meeting der Arbeitslosen gehalten, an dem 3000—4000 Personen theilnahmen. Hier war jedoch von socialer Frage im engern Sinn keine Rede mehr. Die Anarchisten hatten die Oberhand; alle Redner forderten die Vernichtung der Bourgeoisie, deren Besitz unter die Arbeiter zu vertheilen sei. „Weg mit dem Vaterland", „Hoch die Internationale"; „Auf, marschiren wir nach dem Elisée" (Palast des Präsidenten), „Hoch die Commune:" das waren die Rufe, welche am meisten Beifall fanden. Der Eine forderte 200 Millionen für die Arbeiter,

ein Anderer für jeden ein Haus. Alle aber waren darin einig, daß die jetzige Republik nichts für die Arbeiter gethan und auch nichts für Hebung ihrer Verhältnisse zu thun vermöge. Der Antrag, daß die Revolutionäre Alles durch sich und mit Gewalt gegen die Bourgeoisie thun müssen, erlangte die Oberhand. „Hoch die Anarchie" und das Absingen der berüchtigten Carmagnole bildeten den Schluß. Auf der Straße geriethen die erhitzten Arbeitslosen mit den zahlreich aufgestellten Polizeimannschaften in ein Handgemenge.

Am folgenden Tage erschienen indeß „Delegirte des Meetings" im Palais-Bourbon, um eine Petition abzugeben, worin die Kammer aufgefordert wurde, sich der unbeschäftigten Arbeiter anzunehmen. Während man die Leute in dem weiten Gebäude von Pontius zu Pilatus schickte, geriethen dieselben einigen Mitgliedern der äußersten Linken in die Hände. Man lud sie ein, am folgenden Tage in einer Versammlung dieser Partei ihre Wünsche und Forderungen vorzutragen. Dieß geschah. Aber das Schlußergebniß der Sitzungen war, daß die Delegirten — welche übrigens von mehreren Syndikaten der Bau- und anderer Handwerker bevollmächtigt waren — kurzweg erklärten, die Arbeiter hätten das Vertrauen in die Kammer verloren und zählten nur noch auf die Revolution um ihre Lage zu verbessern. Alle Liebeswerbungen der Intransigenten waren umsonst, die Delegirten wollten von einem Zusammengehen mit ihnen nichts wissen. Auf den Bänken des Parlaments erregte das Erscheinen der Arbeiter-Delegirten eine allgemeine Aufregung; mehrere Tage dauerte der Schrecken. Die den Intransigenten widerfahrene Abweisung hatte wie ein Blitz aus heiterm Himmel gewirkt. Der Vorfall bekundete vor aller Welt, daß die Republikaner durchaus nicht mehr den breiten Boden im Volke haben und nicht mehr auf die Arbeiter zählen dürfen, wie sie sich bisher stets gebrüstet hatten. Ihre Stärke ist also dahin. Die übrigen republikanischen Gruppen suchten sich freilich aus der Verlegenheit zu ziehen, indem sie dem Ungeschick der Intransigenten

die Schuld zuschrieben. Aber das konnte doch keinen Menschen täuschen. In der That ging man widerum daran, der Oeffentlichkeit Sand in die Augen zu streuen und sich den Anschein zu geben, als thue man etwas für die Arbeiter.

Der Deputirte Langlois interpellirte die Regierung über ihre wirthschaftliche Politik, wodurch die Kammer veranlaßt wurde, vom 24. Januar ab sieben lange Sitzungen mit Reden über wirthschaftliche und sociale Fragen auszufüllen. Trotzdem unendlich mehr Spreu als Weizen hiebei zu Tage gefördert wurde, so sind diese Verhandlungen dennoch ungemein wichtig, indem sie ein Bild von den bei den verschiedenen Parteien herrschenden Ansichten über die sociale Frage bieten. Noch wichtiger ist, daß die unkirchlichen Parteien dabei, trotz mancher zutreffenden Bemerkungen, dennoch ihre Ohnmacht eingestehen mußten, Abhülfe für die jetzigen Uebelstände zu schaffen.

Langlois sieht die Lösung ausschließlich in der Beseitigung aller Zwischenhändler und Vermittler, in der fortschreitenden Abminderung des Geschäftsgewinnes durch Einführung der Gegenseitigkeit, d. h. die genossenschaftliche Vereinigung aller Erzeuger und Verbraucher untereinander. Dadurch würden, meinte er, die sehr ungleichen Gewinnste der verschiedenen Erwerbzweige wechselseitig ausgeglichen, ebenso natürlich auch die Differenz der Löhne; die geschäftlichen Verluste würden vermieden. Die Gestehungskosten würden dadurch verringert. Die Lösung der Frage des Pauperismus müsse in der Herabsetzung der Verkaufspreise gesucht werden, was selbstverständlich nur durch möglichst niedrige Gestehungskosten erreicht werden könnte. Durch sein System der socialen Gegenseitigkeit (mutualité sociale) glaubt Langlois eine Herabsetzung der Verkaufspreise aller Waaren Frankreichs um 4 Milliarden erzielen zu können. Jedoch mußte er auch gestehen, daß Frankreich jetzt 4½ Milliarden an Steuern (für Staat, Departement, Gemeinden) zu zahlen habe, was ein Sechstel alles Einkommens ausmache. (Das Verhältniß

ist jedenfalls noch ungünstiger, indem eine von 1872 bis 75 angestellte Untersuchung den Ertrag des Ackerbaues auf 8 und den der Gewerbthätigkeit auf etwas über 12 Milliarden ermittelt hat.) Auch wußte der Redner nicht anzugeben, wie er das ganze Volk in seine sociale Gegenseitigkeit hineinstecken oder zwängen könne. Deßhalb blieb die ganze Rede ohne praktischen Abschluß, was er durch einen Ausfall auf die Intransigenten zu verdecken suchte, indem er dieselben aufforderte, doch einmal ihr wirthschaftliches Programm aufzustellen.

Der Marquis de Roys (Republikaner) hatte jedenfalls Recht, wenn er die Lage des Ackerbaues als eine der Ursachen des wirthschaftlichen Nothstandes angab. Ob dieselbe aber durch Schutzzölle auf landwirthschaftliche Erzeugnisse gebessert würde, ist eine andere Frage. Gewiß ist der Ackerbau überlastet, indem er 700 Millionen Steuern zu tragen hat, während sein Reinertrag 2845 Millionen beträgt. Der Landwirth muß also 24,83 Prozent seines Rein-Einkommens abgeben. Die beweglichen Werthe dagegen haben nur 4 bis 13 Prozent ihres Ertrages an Lasten zu tragen, die Beamten, Gehalts- und Lohnempfänger aller Art nur 7 Prozent ihres Einkommens. Dieß ist die Ursache, warum die Landleute nach den Städten ziehen und der Ackerbau Mangel an Händen hat. Warum unter solchen Umständen noch auf Staatskosten Arbeiten ausführen, um denjenigen Beschäftigung zu verschaffen, welche eigens zu dem Zwecke nach Paris kommen? Diesen allgemein anerkannten Thatsachen gegenüber konnte dennoch ein Redner es unternehmen, die Behauptung aufzustellen, die Landleute seien die Glücklichsten; dagegen handele sichs darum, den industriellen Arbeitern vollauf Beschäftigung, eine bessere Altersversorgung und sonstige Sicherung zu verschaffen, um sie von der Unwahrheit der Behauptung zu überzeugen, die Republikaner hätten kein Herz für die Arbeiter. Natürlich, die Macht der Republikaner beruht hauptsächlich auf der Arbeiterbevölkerung. Sobald diese versagt, ist es aus mit der Republik.

Der Bonapartist Haentjens findet nur sittliche Mittel wirksam zur Lösung der socialen Frage. Die Republik jedoch erzieht das Volk und die Jugend in der Verachtung der Religion und dadurch auch jeder Autorität. Es sei daher ganz in der Ordnung, wenn sich die Elemente vermehren, welche Regierung und Gesellschaft vernichten wollen. Anstatt die Abgaben zu erleichtern und durch bessere Vertheilung weniger drückend zu machen, habe die Republik die Ausgaben ins Ungeheuerliche gesteigert und durch fortgesetztes verschwenderisches Schuldenmachen auch die Zukunft zum Erdrücken belastet.

Der Intransigent Brousse sucht der Herausforderung Langlois' nachzukommen, indem er versichert, das radikalsocialistische Programm, welches seine Partei vertrete, sei genugsam bekannt durch die zahlreichen Anträge in der Kammer, wo freilich die Mehrheit sich nichteinmal die Mühe gebe, dieselben zu berathen. Wenn aber die Mehrheit solche Anträge auch genehmigte, würden sie im Senat scheitern. Er zählt als derlei Anträge auf: den Gesetzvorschlag, durch welchen den Bahngesellschaften das Recht genommen würde, ihre festangestellten Beamten zu entlassen; die Gesetze über die auf Gegenseitigkeit beruhenden Unterstützungsgesellschaften, die Arbeiterinvaliden und die Gewerbekammern (syndicats professionnels), d. h. Vereine von Arbeitern und Arbeitgebern desselben Berufes zur Wahrung der gemeinsamen Angelegenheiten und Bedürfnisse. Er verlangte eine große Commission zur Erforschung der Ursachen des Nothstandes der Arbeiter, sowie eine im großen Style angelegte nationale Altersversorgungskasse. Freilich habe die Regierung es abgelehnt, Opfer zu bringen. Außerdem empfiehlt er Haftpflicht und unentgeltlichen gerichtlichen Beistand für Arbeiter. Wie man sieht, handelt es sich auch bei den Intransigenten nur um Stückwerk und Nothbehelfe.

Der Graf de Mun vertrat den christlichen, politisch-conservativen Standpunkt in glänzender Weise, wofür ihm

selbst die einsichtigeren Republikaner Beifall zollten. Es handelt sich, sagte er, nicht um einen vorübergehenden Nothstand, sondern um allgemeine Zustände, die sich schon lange vorbereitet haben. Wir leiden in allen Ländern an Ueberproduktion, wodurch ein Wettbewerb auf Leben und Tod entsteht, der von Zeit zu Zeit Nothstände hervorrufen muß. Daher ein internationaler Nothstand. Dabei bringt diese Ueberproduktion nicht etwa Wohlfeilheit und Wohlstand anderer Classen hervor, sondern steigert fortwährend die Zahl der Enterbten und Besitzlosen. Wohlthätigkeit und vereinzelte Maßregeln zur Abwehr helfen da wenig. Es fehlt an der mäßigenden, vermittelnden Macht. Früher war es die Kirche, welche als solche wirkte, durch die Sonntagsfeier und auf andere Weise die Ueberanstrengung der Arbeiter verhinderte. Die Welt hat dieser Macht den Rücken gekehrt und dadurch ist auch der Gegensatz und die Kluft zwischen Arbeitern und Arbeitgebern entstanden, woraus der sociale Krieg entspringt. Die Ausschließung der Kirche von der Gesetzgebung hat die Schwachen ihres Schutzes beraubt und sie der Geldmacht in die Hände geliefert. Die Geldmacht ruft Börsen- und Gründerschwindel nebst dem unvermeidlich folgenden Krach hervor. Der Redner sieht die Lösung in der Wiedererrichtung von gewerblichen Genossenschaften nach Art der frühern Zünfte und Innungen, selbstverständlich unter Anpassung an die jetzigen Zustände und unter Mitwirkung der Kirche, des Staates, überhaupt aller socialen Kräfte. Er verlangt die Wiedererneuerung des internationalen Bandes, welches dereinst die Kirche um alle Völker geschlungen hat; er wünscht, daß Frankreich vorangehe und den anderen Staaten eine allgemeine Regelung der Arbeits-, Gewerbs- und Verkehrsverhältnisse vorschlage. Er will eine christliche Ordnung an Stelle des jetzigen Chaos, in welchem das Geld, die rohe Gewalt allein herrschen.

Man erkennt sofort, daß der Graf Albert de Mun vollständig auf dem Boden der christlichen Socialpolitiker

Deutschlands steht. Er ist auch bei denselben in die Schule gegangen und hat deren Schriften, Reden und Werke eifrig erforscht. (Der Graf ist von Kindheit an mit der deutschen Sprache vertraut).

Ziemliche Ueberraschung und selbst Unwillen bei den Intransigenten erregte der als Intransigent zu Lyon gewählte Arbeiter Brialou, weil er außer Haftpflicht, Altersversorgung und ähnlichen Mitteln hauptsächlich die Betheiligung der Arbeiter am Reingewinne empfahl, jedoch unter dem Vorbehalt, daß Theilnahme nur durch freiwillige Uebereinkunft herbeigeführt werde. Eine solche Mäßigung hatte man sich nicht erwartet. Die Intransigenten hatten gewünscht, daß Brialou mehr politische Forderungen stellen und die Regierung für die Uebelstände verantwortlich machen würde. Brialou hat seine im Arbeiterstande erworbene Lebenserfahrung auch als Abgeordneter nicht an den Nagel gehängt, um politischen Wahngebilden nachzulaufen. Aber seine ganze Rede ist ein innerer Widerspruch. Er vermag sich von seinen revolutionären Vorurtheilen nicht loszumachen, deßhalb weiß er, trotz aller sachverständigen Darlegungen, nichts Ausführbares vorzuschlagen. Auf genossenschaftliche Entwicklung und eine schützende Gewerbeordnung kann er keinen Werth legen, weil er derlei Dinge wegen seiner revolutionären Grundsätze ablehnen muß. Sein Beispiel zeigt nur zu sehr, was die Arbeiter durch ihre Abwendung von den christlichen Grundsätzen verloren haben. Sie vermögen die Grundursache ihrer bedrängten Lage nicht einzusehen und wissen daher selbst kein anderes Mittel anzugeben als den guten Willen der Geldmacht, ihnen Antheil am Gewinn zu gewähren. Außerdem bleibt ihnen nur die Aussicht auf Revolution und gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden.

Von der Rednerbühne aus antwortete Henry Maret auf einen Zwischenruf: „Wenn ich ein Mittel zur Behebung des Nothstandes wüßte, würde ich nicht so lange reden.“ Ein wahres Wort, unfreiwillig ausgesprochen. Mit demsel-

ben ist Alles gekennzeichnet, was die Republikaner über den Nothstand zu sagen und zu thun wissen. Maret gilt auch wirklich als einer der gescheidtesten, als ein Licht unter den Intransigenten, und ist überhaupt ein tüchtiger Journalist. Vorzuschlagen wußte er nichts, als die Einsetzung eines ständigen Ausschusses, welcher sich frei durch alle sachkundigen Männer ergänzen könne und dem die Berathung aller wirthschaftliche und sociale Fragen betreffenden Gesetze und Vorschläge übertragen werden soll.

Ein anderer Intransigent, Tony Revillon, welcher einst Gambetta in seinem Wahlkreis Belleville ausgestochen hat, machte eine lange verführerische Schilderung der Bauten und Arbeiten aller Art, welche der Staat und die Stadtgemeinde ausführen sollten, um die Pariser Arbeiter zu beschäftigen. Außerdem sollten den Arbeiter-Syndikaten bedeutende Summen zur Verfügung gestellt werden, um ihre Mitglieder zu versorgen. Marius Poulet, früheres Mitglied des Pariser Gemeinderathes und als einer der verbissensten Intransigenten bekannt, verlangte die Einrichtung von Speiseanstalten, in denen die Arbeiter zu billigen Preisen, eigentlich umsonst beköstigt würden.

Am bequemsten machten es sich, wie immer, einige Freihändler, wie Lalande, Passy, welche mit beneidenswerthem Wortschwall den Nothstand wegschwatzten und alles am besten bestellt fanden. Ein anderer Deputirter, Hugot, hielt eine lange Rede, um zu verlangen, daß die großen Werkstätten und Fabriken von Paris hinaus auf das Land verlegt würden, um so die Arbeiter zu zerstreuen. Dem an Arbeitermangel leidenden Ackerbau seien die in Paris brodlos herumlungernden Arbeiter auf Staatskosten zuzuführen.

Sehr wichtig war die Rede Clemenceau's, des Führers der Intransigenten, durch ihren socialistischen Charakter. Er verlangte noch mehr Schulen und Unterricht, trotzdem die Republik schon so viel in dieser Hinsicht gethan. Besonders will er auch Unterricht im Ackerbau für die Landkinder. Er

gestand aber, daß die sociale Frage nicht durch ein allgemeines Mittel behoben werden könne, und daß bei der jetzigen schrankenlosen Freiheit die Schwachen und Kleinen durch die (Geld-) Starken und Großen immer unterdrückt werden würden. Er befürwortete Schutzgesetze für die Arbeiter, aber die Hauptsache bleibt für ihn die Aufgabe des Staates, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, besonders durch Einkommen- und Erbschaftssteuern, die Ausgleichung des Besitzes herbeizuführen. Dem Staat wird also die Rolle eines allgemeinen Vermögensverwalters zugesprochen. Clemenceau scheint selbst zu ahnen, wohin dieß führen würde, denn er stellt die Staatskasse als einen großen Kuchen dar, nach dem sich Alle drängen und von dem jeder, der es vermag, einen Bissen wegschnappt. Durch die von ihm empfohlenen Mittel würde dieser Kuchen sehr bedeutend an Umfang zunehmen, aber ungleich mehr würde die Zahl derjenigen wachsen, welche an dem Kuchen zehren wollten.

Der Ministerpräsident Ferry sprach in einer Sitzung zwei Stunden lang, um das Vorhandenseyn oder wenigstens den Umfang des Nothstandes zu bestreiten, indem er eine Menge Ziffern in's Treffen führte. Thatsache ist, daß in Paris während der letzten Jahre 12 bis 1300 Millionen — der Minister sagte fünf bis sechs Milliarden — zum Baue prachtvoller Häuser verwendet wurden, welche großentheils keine Miether finden können. Deßhalb hört seit einem Jahre die Bauthätigkeit fast ganz auf und von ihren 120,000 Arbeitern sind die meisten ohne Beschäftigung. Ferry bezeichnete es als eine Tollheit, die Grenzen Frankreichs den ausländischen Waaren und Arbeitern verschließen zu wollen. Dieß würde zu Gegenmaßregeln führen und dann wären die Dinge nur noch schlimmer für Frankreich, welches immer noch für 1200 Millionen verarbeitete Waaren mehr aus- als einführe.

Seine zweite Rede, in einer der folgenden Sitzungen, begann Ferry mit der den Socialisten und Anarchisten ent-

gegengeschleuderten Drohung, im Parlament ständen 400 entschlossene Republikaner der Verwirklichung ihrer Wünsche und Bestrebungen entgegen. Der Ministerpräsident glaubt wohl selbst am wenigsten an diesen Widerstand. Denn gerade Frankreich ist das Land, wo die Parlamente nur so lange etwas gelten, als kein protestirender Volkshaufen an ihrer Thür erscheint. Es erscheint lächerlich und im höchsten Grade komödienhaft, wenn man sieht, wie einerseits die Regierungen sich vor den Parlamenten verdemüthigen, während andererseits das „Volk", sobald es genug davon hat, den Spuck ohne Federlesen wegscheucht. Hatte nicht vierzehn Tage vorher das Erscheinen einiger Arbeiter-Delegirten alle Deputirten in Besorgniß und Schrecken gesetzt? Ferry verurtheilt das Zunft- und Genossenschaftswesen als einen überwundenen Standpunkt. Die Freiheit soll Alles heilen. Sie hat nach ihm die Coalitionen und Arbeitseinstellungen unschädlich gemacht, so daß dieselben jetzt sogar beruhigend wirken. Das Uebrige wird die Zukunft bringen. „Die Geschichte wird erzählen, daß die jetzige Kammer die Frage des Volksunterrichtes in demokratischerem Sinne gelöst hat, als jede andere. Der Volksunterricht ist ein vollständiger geworden und die Handfertigkeit ist zum ersten Male in denselben aufgenommen." Dem Staate schreibt Ferry die Rolle einer socialen Vorsehung zu, welche Spar-, Versicherungs- und Unterstützungskassen aller Art fördere. Darüber hinaus weiß und kennt er nichts als: Bildung und Lebensversicherung. Also ganz der aufgewärmte Kohl, den Schulze-Delitzsch den Deutschen schon vor fünfundzwanzig Jahren aufgetischt hat.

Wahrhaft herrlich ist die als Schlußwort zu betrachtende Rede des Hrn. Bischofs Freppel, welcher den vorgeschlagenen Lösungen gegenüber der Versammlung mahnend zurief: „Man rühmt die Gegenseitigkeit, aber die Gegenseitigkeit ist unverträglich mit der alle unsere Verhältnisse beherrschenden Selbstsucht. Die Bergpredigt vermag hier mehr als alle Systeme: ‚Thue dem Nächsten, wie du wünschest, daß es dir

selber geschehe'. Die Betheiligung an dem Reingewinn ist vorzüglich; aber der Geschäftsinhaber muß ein großes Bewußtseyn der Nächstenliebe und Gerechtigkeit haben, um sie zu verwirklichen. Die Gesetzgebung kann dieß Bewußtseyn nicht hervorrufen. Bildung ist eine zweischneidige Waffe, aber keine Lösung. Ist, wie man gesagt hat, der Eigennutz der einzige Antrieb zur Arbeit? Nein, Gerechtigkeit und Opferwilligkeit müssen damit vereint seyn, damit der Eigennutz nicht in Selbstsucht ausarte. Das Mittelalter ist nicht wieder in's Leben zu rufen. Aber man muß der Vergangenheit das Gute entnehmen, um es für die Gegenwart zu benutzen. Man verlangt nicht die Wiederherstellung der Zünfte mit all ihren Mißbräuchen und Einseitigkeiten, welche beseitigt werden mußten. Aber die Männer von 1791 haben Alles von Grund aus umgestürzt und nichts an Stelle der vernichteten Zünfte gesetzt, welche hätten umgestaltet und verbessert werden sollen. Hier ist eine sittliche Macht nothwendig und diese ist die Religion. Gerechtigkeit und Nächstenliebe sind die unentbehrlichen Grundlagen jeglicher Lösung. Denn dieselben erleichtern, so viel als menschenmöglich, die Leiden, welche die sociale Ungleichheit hervorruft. Wo wird der Arbeitgeber das Bewußtseyn der Gerechtigkeit, der Arbeiter dasjenige der Mäßigung finden, wenn nicht in der Religion? Wenn der Arbeiter 10 Fr. den Tag verdient und 12 ausgibt, weil er seine Begierden nicht zu mäßigen versteht, was helfen ihm da alle fürsorglichen wirthschaftlichen Einrichtungen? Die wirthschaftlichen Fragen sind unlösbar, soferne die Religion nicht Hand anlegt, sagt der Volkswirth Blanqui. Anstatt jedoch diesen mächtigen Bundesgenossen zur Hülfe zu rufen, verbannt ihn der Staat aus der Schule, aus dem Krankenhaus, und will ihn ganz aus der Gesellschaft verbannen. Man macht dadurch aus dem Arbeiter einen Unzufriedenen, einen Empörer, einen Soldaten des socialen Krieges. So löst man die sociale Frage nicht, sondern kehrt ihr bloß den Rücken. Die Republik ist auf dem Irrwege."

Der Herr Bischof hat das Richtige getroffen. Die Gegner des Christenthums, die Neuheiden, wissen keine Lösung der socialen Frage. Die Einen, wie hier die Regierung und die Manchestermänner, glauben noch immer, daß Geschehenlassen und „Bildung" genügen, um alle Schäden zu heilen. Die Radikalen, Intransigenten und Socialisten, welche den Mund so voll Versprechungen hatten, wissen nichts Anderes, als einen neuen Sturm auf die Steuerkasse oder luftige Theorien anzurathen, an deren Ausführbarkeit sie selber am wenigsten glauben. Die durch ihre Grundsätze herbeigeführte Zerklüftung der Gesellschaft gilt ihnen als unantastbar. Sie sind sich zu sehr der Thatsache bewußt, daß ihnen der Kitt fehlt, um eine neue Bindung der Gesellschaft herbeizuführen. Deßhalb sind all ihre Vorschläge mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Msgr. Freppel und Graf de Mun vertreten die Zukunft Frankreichs, sie haben die Grundlagen dargelegt, auf denen der Neubau beginnen muß.

Die Verhandlungen über die Interpellation Langlois wurden am 2. Februar mit einer doppelten, sich gegenseitig aufhebenden Abstimmung geschlossen, ganz wie es dem Charakter der Kammer entspricht. Zuerst wurde ein Vertrauensvotum für das Ministerium genehmigt und dann, trotz der Einsprache des Ministeriums, der Beschluß gefaßt, einen Ausschuß von 44 Mitgliedern einzusetzen, um die Ursachen des Nothstandes und die Mittel zur Abhülfe zu erforschen. Dieser Ausschuß begann damit, die Syndikats-Kammern der Pariser Baugewerbe aufzufordern, durch Delegirte ihm über die Lage ihrer Mitglieder und sonstigen Verhältnisse die nöthigen Aufschlüsse zu vermitteln. Die Syndikate der Arbeiter sind überwiegend radikal und anarchistisch gesinnt, daher schickten nicht alle Delegirten.

Von den erschienenen Delegirten machte Bertrand, Vorsitzender der Syndikats-Kammer der Zimmermeister, die belehrendsten Angaben: „Von den 282 Meistern gehören 121 zur Kammer. Die übermäßige Steigerung der Löhne hat

den jetzigen Nothstand hervorgerufen. Die Arbeiter haben sich überflüssige Bedürfnisse angewöhnt, besuchen aber weniger die Fachschule. Deßhalb ist die durchschnittliche Tüchtigkeit der Gesellenschaft zurückgegangen. Doch ist noch ein kleiner Stamm ziemlich guter Arbeiter vorhanden. Die letzte Arbeitseinstellung hat dem Auslande den Mitbewerb erleichtert, ebenso wie der Frankfurter Frieden den Eingang verarbeiteten Holzes, zu demselben Preise wie das rohe, ermöglicht hat. Das rohe Holz kostet in Deutschland 12½ Fr. das Ster, in Paris 50 bis 60 Fr.; in Deutschland ist der Lohn 2½ Fr., in Paris 8 Fr. den Tag. Früher lieferte ein Geselle in derselben Zeit dreimal so viel Arbeit als jetzt. Wozu damals 5 Stunden genügten, braucht er jetzt 15. Dabei ist der Lohn von 4 auf 8 Fr. gesteigert worden. Der Nothstand ist dieses Jahr nicht größer als im vorigen, indem über Dreiviertel der Gesellen beschäftigt sind. Aber er droht sehr schlimm zu werden, da keine Neubauten begonnen sind und keine in Aussicht stehen. Um dem Nothstand etwas vorzubeugen, müssen einige bedeutenden Arbeiten unternommen werden. Aber es ist nicht daran zu denken, billige Wohnungen in Paris herzustellen, wie sie die Arbeiter verlangen. Dazu sind alle Preise viel zu hoch. Die Stadtbehörde hat zu der Steigerung nicht am wenigsten beigetragen, indem sie in ihrem Tarif diese gar zu hoch angesetzt hat; z. B. 9 Fr. Tagelohn für den Zimmergesellen. Die Meister vermögen denselben nicht zu geben. Die der Syndikats-Kammer angeschlossenen Meister lassen ihren verunglückten und verwundeten Arbeitern 2½ Fr. den Tag zahlen ꝛc."

Der entscheidende Punkt in diesen Angaben ist also die viel geringere Tüchtigkeit und Leistung der Gesellen trotz des doppelt so hohen Lohnes, sowie die Angewöhnung unnöthiger Bedürfnisse, also Genußsucht und Verschwendung der Arbeiter. Jedoch verschweigt Hr. Bertrand eine Hauptursache dieser bedauerlichen Veränderung: unter der dritten Republik sind die Pariser Zimmergesellen republikanisirt, ihre unmittelbar an

die frühere Zunft sich anknüpfende Genossenschaft ist gesprengt oder wenigstens brachgelegt worden. Bis 1880 beherrschte diese Genossenschaft vollständig den Arbeitsmarkt. Alle in Paris arbeitenden Zimmergesellen gehörten ihr vollständig an, oder aber sie fügten sich den von der Genossenschaft eingeführten Regeln und Bedingungen, zu denen auch eine gewisse Tüchtigkeit und Leistung gehörten. 1880 stellten die Zimmergesellen die Arbeit ein, um eine Lohnsteigerung zu erlangen, welche den Lohnverhältnissen der übrigen Bauarbeiter entsprach. Die Meister leisteten Widerstand und wurden dabei durch die Behörden und die Finanzgesellschaften unterstützt, welche damals viele Bauten ausführen ließen. Man verschrieb eine große Zahl Zimmergesellen aus Belgien, so daß die Arbeitseinstellung ihren Zweck verfehlte. Ein großer Theil der Mitglieder der Genossenschaft mußte Paris verlassen, da sie nirgendmehr Arbeit fanden. Bei dem zurückgebliebenen Rest kommt es auf Tüchtigkeit nicht mehr an, nachdem die Berufsehre nicht mehr im Spiele ist. Die Fachschule in der Herberge wird nicht mehr besucht. Der Arbeitsmarkt im Zimmergewerbe ist jetzt frei, aber von einer Bürgschaft für die Tüchtigkeit der Gesellen ist keine Rede mehr. Deßhalb ist die Arbeit jetzt theurer und schlechter. Die Genossenschaft war den Meistern unbequem, das ist richtig, aber sie sorgte doch auch für tüchtige und gewissenhaft arbeitende Gesellen.

Die Regierung steht nicht bloß rathlos dem wirthschaftlichen Nothstand gegenüber, es fehlen ihr überdieß die Mittel, denselben auch nur durch vorübergehende Einrichtungen etwas zu mildern. Denn auch in der Staatskasse herrscht Nothstand, was nach der seit sieben Jahren herrschenden tollen Verschleuderung der Steuergelder gar nicht wundern darf. Wegen Geldmangel müssen alle Reformen unterbleiben. Die Bildung eines Colonialheeres, welches seit Jahren als unentbehrlich erkannt wird, muß verschoben werden, ebenso die Strafauswanderung der Rückfälligen. Die Abschaffung des

Einjährig-Freiwilligendienstes, welche im Namen der Gleichheit schon längst beschlossen wurde, kann nicht stattfinden, weil dadurch eine Mehrausgabe von 10 Millionen entstehen müßte. Eine ganze Liste ähnlicher Nöthigungen ließe sich anführen. Dazu kommt der Rückgang der Einnahmen. Im Januar sind die Erträgnisse der Steuern um 8⅓ Millionen hinter dem Voranschlag, und um 4,600,000 Fr. hinter dem Ergebniß des Vorjahres zurückgeblieben. Es wird also ein Ausfall von etwa 100 Millionen entstehen, denn Jedermann ist der Ueberzeugung, daß der wirthschaftliche Nothstand jetzt erst beginnt. Außerdem werden wohl noch 100 Millionen an nachträglichen Ausgaben bewilligt werden müssen, also ein Fehlbetrag von 200 Mill. zu decken seyn. Für 1885 hat die Regierung bei ihrem Voranschlag die „größte Sparsamkeit", wie sie sagt, walten lassen; trotzdem sind die ordentlichen Ausgaben um 35 Mill. höher angesetzt, während die Steuererträgnisse voraussichtlich eine Täuschung von 80 bis 100 Millionen bereiten dürften. Die außerordentlichen Ausgaben, im Betrage von 203 Mill., sollen durch sechsjährige Schuldscheine gedeckt werden. Es ist soweit gekommen, daß ein Ausschuß eingesetzt wurde, um die „Reform des Steuerwesens", d. h. die Einführung neuer Steuern, zu berathen. Derselbe fand nichts Besseres vorzuschlagen, als die Besteuerung der Rente und der Gehälter aller Beamten und Angestellten, sowie die Erhöhung der auf dem Grundbesitz lastenden Steuern — trotzdem alle Verständigen schon längst eine Herabsetzung der Grundsteuern als dringend nothwendig erkannt und verlangt haben. Die Vorschläge des Ausschusses brachten denn auch eine so bedenkliche Stimmung hervor, daß die Regierung sich genöthigt sah, die öffentliche Meinung durch die Erklärung zu beruhigen, sie werde dieselben mit aller Entschiedenheit bekämpfen.

Nur in Einem Punkte wollen die Deputirten die Regierung bei ihrer Sparsamkeit nicht unterstützen. Unter dem Einfluß von Paul Bert und anderer Feinde der Religion ist

eine Art Volksschulgesetz ausgearbeitet worden, welches durch Erhöhung der Lehrergehälter unter Ausschluß der 26,000 Ordensleute aus den öffentlichen Schulen eine Mehrausgabe von 107 Millionen verursachen würde. Die Regierung wünscht den Aufschub dieses Gesetzes, dessen übrige Artikel größtentheils schon genehmigt sind; aber die Mehrheit der republikanischen Deputirten scheint davon nichts wissen zu wollen. Um die zur Durchführung des Gesetzes erforderlichen Mittel zu gewinnen, schlagen sie eine neue Beraubung der Kirche vor. Die kraft des Concordates der Kirche zu zahlende Entschädigung, von jetzt 50 Millionen jährlich, soll ganz eingezogen werden. Außerdem sollen der Kirche eine Anzahl der Gebäude und Liegenschaften weggenommen werden, die ihr, weil sie zur Zeit der Säcularisation unverkauft geblieben, zurückgegeben worden waren. Es ist, wie man sieht, dasselbe Schauspiel, das man in früheren Zeiten schon öfters erlebte: je höher die Noth des Volkes steigt, je schwieriger und unlösbarer die Aufgaben der inneren Politik werden, desto hartnäckiger verbeißen sich die Gewalthaber in die Verfolgung der Kirche.

XXXV.

Zeitläufe.

Die Quadrupel-Allianz mit Rußland; ihre Geheimnisse.

Den 12. März 1884.

Die Thronrede an den Deutschen Reichstag vom 6. März erwähnt bereits die neueste Erscheinung aus dem politischen Zauberspiegel zu Varzin, und zwar thut sie es mit besonderem Nachdruck. Die Ansprache begnügt sich dießmal nicht mit den üblichen Versicherungen friedlicher Beziehungen zu allen

Mächten, sondern sie weist auf bestimmte Thatsachen, welche die Erhaltung des Friedens verbürgten und welche Deutschland als im Mittelpunkt einer „Solidarität“ für diese Erhaltung des Friedens stehend erscheinen lassen. Die Eine jener Thatsachen ist die Aufnahme, welche Se. Hoheit der Kronprinz bei seinem Besuch in Italien und Spanien gefunden habe; die andere Thatsache — und zwar wird sie zuerst hervorgehoben, obwohl sie in der Zeitfolge später eintrat — besteht in der „Befestigung der ererbten Freundschaft, welche Deutschland und seine Fürsten mit den benachbarten Kaiserhöfen verbindet“, also mit Oesterreich und Rußland.

Aus einem ganz besondern Grunde läßt die Thronrede den Kaiser darüber hoch befriedigt seyn, nämlich „im Rückblick auf alle Befürchtungen und Vorhersagungen, welche nach der Neubildung des Deutschen Reiches den friedliebenden Charakter seiner Politik in Zweifel gestellt haben“. Wenn der Feldmarschall Graf Moltke bei Abfassung der Thronrede zu Rathe gezogen worden wäre, so dürfte er vorgeschlagen haben, diesen Seitenblick lieber zu unterlassen. Denn was man seinerzeit dem Kleindeutschland „vorausgesagt“ hat, ist wirklich eingetroffen: es ist genöthigt, seine Erwerbungen durch eine ungeheuerliche Militärrüstung von einem Jahr zum andern zu sichern, welche über kurz oder lang Land und Leute erdrücken muß. Die Thronrede sagt freilich: in den genannten Thatsachen liege der Beweis, daß „dem Ansehen der deutschen Nation im Auslande das Vertrauen der Fürsten und der Völker auf die (deutsche) Politik zur Seite stehe.“ Aber die Probe?

Diese Probe wäre ja leicht gemacht. Wenn die Solidarität zum Frieden zwischen den Fürsten und Völkern des Welttheils — mit einziger Ausnahme Frankreichs — wirklich zweifellos begründet ist, wozu dann diese sich stets im Wetteifer steigernden Militärrüstungen aller dieser Fürsten und Völker? Warum vereinbaren sie dann nicht die gegenseitige Entwaffnung, welche sich, von allen Anderen einmal

beschlossen, dem Einen Widerstrebenden sofort schon moralisch aufzwingen würde? Solange dieß nicht geschieht, darf man sich nicht wundern, wenn der Glaube und das Vertrauen in alle die sogenannten Friedensgarantien eigentlich doch überall fehlt. Es fühlt sich eben zu deutlich heraus, daß ein solcher Friede eben nur ein bewaffneter ist, und daß er in demselben Augenblick nicht mehr wäre, wo sich an der Rüstung dieser oder jener Nation die Achillesferse zeigen würde. Die Friedensgarantie besteht immer nur darin, daß die Eine oder andere der aggressiven Mächte aus wohlerwogenen selbstischen Gründen ihre Geneigtheit erklärt, von ihrer Bewaffnung zur Zeit und bis auf Weiteres keinen Gebrauch zu machen. Das ist zwischen endlosem Hangen und Bangen unser — Friedenselend.

Derartige „Bündnisse" werden ja jetzt, überaus bezeichnend für ihre Natur und Wesenheit, auf Zeit und auf die Dauer einiger wenigen Jahre geschlossen. Fünf Jahre scheint das convenable Ausmaß dieser hochpolitischen Galgenfristen zu seyn. Sogar das deutsch-österreichische „Verhältniß" war ursprünglich ein durch wenige Jahre begrenztes. Von dem, was man früher eine „natürliche Allianz" genannt hat, haben insbesondere die Bismarck'schen Bündnisse nicht nur nichts an sich, sondern man kann sogar sagen, daß sie alle Zeichen unnatürlicher Allianzen an sich tragen. Ein Vorwurf sei dem Kanzler damit nicht gemacht, denn die Ereignisse des letzten Vierteljahrhunderts haben den Welttheil in einen Zustand allgemeinen Mißtrauens und gegenseitiger Spannung versetzt, bei dem jede Basis für eine aus der Natur der Beziehungen zwischen zwei Mächten und der Gleichartigkeit ihrer Interessen sich ergebende Allianz fehlt. Darum scheint auch der Begriff einer „natürlichen Allianz" aus dem Wörterbuch der Diplomatie überhaupt verschwunden zu seyn. Der Begriff verträgt sich schon von vorherein nicht mit dem Nationalitätenprincip, welches den Bestand der einzelnen Völker in der Neuzeit beherrscht und ihr Zusammenseyn vergiftet.

Gerade das Verhältniß zu Rußland ist ein schlagender Beweis für diese tiefgreifenden Veränderungen zwischen einst und jetzt. Die neue Thronrede spricht freilich nur von der „ererbten Freundschaft mit den benachbarten Kaiser höfen," also mit den Höfen von Rußland und Oesterreich. Die bald hundertjährige Tradition der russischen Freundschaft am Berliner Hofe ist geschichtliche Thatsche, und der greise Monarch hat dieses Erbe stets heilig gehalten. Es war ihm ein tiefer Schmerz, das von seinem Kanzler eingegangene Verhältniß zu Oesterreich, das seine Spitze gegen Rußland nicht zu verbergen vermochte, gewähren lassen zu sollen, und der ungekünstelte Freudenruf in der Thronrede über die neuerliche Verständigung seiner Regierung mit dem Czarthum begreift sich um so mehr, als der Kaiser unter den bisherigen Mißverhältnissen schwer gelitten haben mag.

Aber wie stand inzwischen der allmächtige Kanzler zu Rußland, seitdem der Krieg im Jahre 1875 zum erstenmale „in Sicht" war? Der literarische Kammerdiener des Fürsten, Hr. Moriz Busch, gibt in seinem neuesten Buche über „Unsern Reichskanzler" eine ganz drastische Schilderung. Man hatte in Berlin den Russen alles Glück gewünscht zum Kriege gegen die Türkei; man hatte sogar erwartet, daß sie sich von dem Einmarsch in Constantinopel nicht abschrecken lassen würden. Um so peinlicher mußte allerdings die Enttäuschung beim Berliner Congreß in St. Petersburg berühren. Man schob dort die ganze Schuld auf den deutschen Kanzler. „Der Groll stieg", so erzählt Hr. Busch, „und die (russische) Presse predigte einen neuen Krieg nach dem Recepte: Constantinopel muß in Berlin erobert werden. Auch die Regierung gab dieser Mißstimmung Raum und immer schärfern Ausdruck. Es schien endlich geradezu, als habe man es in den maßgebenden Kreisen St. Petersburgs allen Ernstes auf einen Feldzug nach Deutschland hinein abgesehen. Man rüstete. Nicht ferne von der Westgrenze Polens sammelten sich namentlich Massen von russischer Cavallerie. Fürst Gortschakoff

ließ Frankreich nach Geneigtheit zu einem Bündniß gegen Deutschland sondiren."

So schildert Hr. Busch die Lage unmittelbar vor dem Abschluß der Verständigung mit Oesterreich im Oktober 1879. Der deutsche Reichskanzler hatte das dringendste Bedürfniß, sich mit Oesterreich zu verständigen: das setzt Hr. Busch des Weitern mit einer Klarheit auseinander, die jeden Zweifel an der Authenticität ausschließt. „Als", so fährt er fort, „die russischen Drohungen fortdauerten, konnte Fürst Bismarck sich dieses Auftreten kaum noch anders als mit der Vermuthung erklären, daß zwischen Wien und St. Petersburg ein Einvernehmen entweder schon erzielt oder im Werke sei. Das Bestehen einer russischen Partei am Hofe des Kaisers Franz Joseph, eine Reise Andrassy's nach St. Petersburg und verschiedene anderen Beobachtungen hatten diese Befürchtung nahe gelegt, und nicht ohne ernste Besorgniß ging Bismarck im August von Kissingen nach Gastein. Denn kam es zu einem gegen Deutschland gerichteten Bündnisse zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn, so war der Hinzutritt Frankreichs zu der Coalition kaum noch eine Frage der Zeit. Ob dann aber England zu Deutschland gehalten hätte, war zweifelhaft. Das war die Gefahr." Sobald daher der Kanzler vom Grafen Andrassy in Gastein erfahren hatte, daß die Hand Oesterreichs noch frei sei, eilte er sofort im Otober 1879 persönlich nach Wien, um sich darum zu bewerben.

So hochnöthig war also für den Kanzler das Bündniß mit Oesterreich. Auch nach dem Rücktritt Gortschakoffs, dem eifersüchtigen Neider des Fürsten Bismarck, erheiterte sich der östliche Horizont nicht, er trübte sich vielmehr immer dunkler. Der Geist Skobelew's schien in Rußland Alles mit sich fortgerissen zu haben. Die russischen Heeresmassen an der Westgrenze Polens sammelten sich dichter an; noch im vorigen Jahre wurde eine Begegnung des Kaisers mit dem in Kopenhagen weilenden Czaren dießseits demonstrativ vereitelt. Abermals waren bei dem Kanzler das Mißtrauen und der Argwohn er-

wacht wegen der russischen Partei am Wiener Hofe und gegen den Grafen Kalnoky, den zweiten Nachfolger des ungarischen Grafen Andrassy; er war in den Verdacht gerathen, ein minder gefügiges Werkzeug zu seyn. Wer erinnert sich nicht jener Mittheilungen in den zwei großen liberalen Organen,[1]) wodurch ganz plötzlich und ohne jeden Anlaß Oesterreich des nächsten Versuchs zum Vertragsbruch bezüchtigt wurde, nicht ohne die beigefügte Drohung, daß man in Berlin in der Lage wäre, den österreichischen Absichten zuvorzukommen und sich über den Kopf des Wiener Hofes hinüber mit Rußland zu verständigen.[2]) Ob sich diese Drohung jetzt in der sogenannten „Abschwenkung Rußlands nach Berlin" nachträglich erfüllt hat, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls hatten sich die Stellungen zwischen den beiden Mächten bis kurz vor dem zweiten Besuch des russischen Ministers in Varzin immer mehr verbittert und bis zu einer Spannung gesteigert, die den Kriegsausbruch von einem Tage zum andern befürchten ließ. Nachträglich ist auch eingestanden worden, daß bis gegen Ende des vorigen Jahres Europa, ohne es zu ahnen, in schwerer Kriegsgefahr geschwebt habe, und es wurde sogar von einer Aeußerung des deutschen Kronprinzen berichtet, daß seine spanische Reise leicht durch ein Commando nach der polnischen Grenze hätte vereitelt werden können.

---

1) Nämlich in der „Kölnischen" und der Münchener „Allgemeinen Zeitung." — Die fraglichen Artikel trugen den Stempel ihres Ursprungs an der Stirne. Nichtsdestoweniger sagt nun der officiöse Wiener Berichterstatter des letztgenannten Blattes: die fragliche Diskussion über das deutsch-österreichische Bündniß sei „durch Zeitungscorrespondenten, damals notorisch für Börsenzwecke, in Schwung gebracht worden" (Nr. vom 1. März d. Js.). Für diese Ehre mag sich der Circumflex-Correspondent desselben Blattes, der bei dem Haberfeldtreiben von 1882 mit das Commando führte, bedanken.

2) S. „Histor.-polit.-Blätter." 1883. Bd. 91. S. 154 f. S. 237 ff.: „Man wäre im Stande, einer österreichisch-russischen Sonderverständigung dadurch zuvorzukommen, daß man selbst mit Rußland in ein näheres Separatbündniß träte."

Aus den Enthüllungen des intimsten Kenners der kanzlerischen Politik, des Herrn Busch, wie aus der nachfolgenden Entwicklung der Dinge ergibt sich, warum das deutsch-österreichische Bündniß vom 15. Oktober 1879 für den Kanzler einen so hohen Werth hatte. Er brauchte die Freundschaft und Treue der ehemaligen deutschen Vormacht, des Besiegten von 1866, unbedingt zur Sicherung gegen die dunkeln Absichten Rußlands. Nachdem nun aber mit dieser Macht selbst urplötzlich ein Scenenwechsel eingetreten und ein deutsch-russisches Separatbündniß zur Thatsache geworden ist, liegt es unausweichlich nahe zu fragen: also braucht man vielleicht jetzt Oesterreich eigentlich nicht mehr? Ist diese Macht wieder, wie zur Zeit der „gebundenen Marschroute" des Grafen Andrassy, in die subalterne Stellung, „der Freund des Freundes" zu seyn, zurückversetzt? Kann man sich demnach das neue Verhältniß anders vorstellen als unter dem Gesichtspunkte eines wiedererweckten „Dreikaiser-Bundes", jener Vereinigung, in der Oesterreich so üble Erfahrungen gemacht hat? Freilich scheint man sich an der Donau damit zu beruhigen, daß sich nichts in der Geschichte genau so wiederhole und daß es vollends noch nie vorgekommen sei, daß ein Staat sich zweimal nacheinander, und so kurz nacheinander, düpiren lasse. Aber daß Rußland nicht einen Platz hinter Oesterreich einnehmen wollte, versteht sich so sehr von selbst, daß Herr von Giers es nicht erst zu versichern brauchte; und wenn nun an der Einen Hand Preußens Rußland marschirt und an der andern Hand Oesterreich, was ist dieß denn Anderes als ein neuer Dreikaiser-Bund, wenn er auch den Namen nicht hat?

So kann es also nicht fehlen: der Zweikaiser-Bund muß in den Augen seiner ehrlichsten Freunde seinen eigentlichen Werth verlieren. Im Grunde genommen ist der Zweikaiser-Bund in dem Augenblicke hinfällig geworden, wo das Separatbündniß mit Rußland in's Leben trat. Die Ahnung drängt sich unwillkürlich auf, daß jener Bund von Deutschland mit Oesterreich, dieses Bündniß dagegen von Preußen mit Ruß-

land geschlossen sei. Namentlich die ehemaligen Großdeutschen haben sich über die Verständigung vom 15. Oktober 1879 ehrlich gefreut, weil sie annahmen, daß dieselbe allen politischen Gefahren gegenüber vollständig genüge, wie ehemals der alte deutsche Bund. Schon die noch immer nicht ganz aufgedeckte Angliederung Italiens hatte berechtigtes Kopfschütteln erregt, obwohl sich der Zweck derselben ersehen ließ, nämlich der österreichischen Monarchie den Rücken zu decken für den Fall einer russischen Aggression. Nachdem nun Rußland selbst mit im Bunde ist, als Vierter der Zeit, als Erster der Sache nach, mögen sich auch die Italiener die Frage stellen: „Hienach könnte es scheinen, als brauche man uns nicht mehr." Was aber der deutsche Kanzler mit einer solchen Ueberwucherung von Bundesgenossen eigentlich erzielen will, wird er besser wissen, als zu sagen vermögen. Im gewöhnlichen Leben gilt übrigens die Erfahrung, daß so ein Allerweltsfreund, wenn es zum Treffen kommt, in der Regel ohne Freund ist, und daß doppelt genäht nicht immer fester hält.

Unsererseits sind wir indeß von dem neuen „Verhältniß" zu Rußland nicht zu sehr überrascht worden. Seit dem Ausfall der jüngsten Krisis in Bulgarien konnte man etwas Dergleichen sehr wohl kommen sehen. Gegen den Geist und Wortlaut des Berliner Vertrags hat man dort die Russen die Herren spielen lassen und ihnen auch gegen die Emancipationsversuche des Fürsten Alexander die Stange gehalten, so daß der junge Fürst wieder nach wie vor im russischen Netze zappelt. Das mußte in Petersburg sicherlich angenehm berühren. Ohnehin liegt es nahe anzunehmen, daß der Zweck der Verständigung sich abermals um die Türkenländer drehe; und so wird auch die angeblich aus unterrichteten Kreisen stammende Angabe allgemein verstanden: „der Reichskanzler habe die Abgrenzung der Aktionssphären angegeben, welche dem mitteleuropäischen wie dem russischen Machtkreis gestatte, ohne Preisgebung der Zukunft, die Grenzen des andern zu respektiren". Aber mehr als dunkel ist der Rede Sinn. Daß die

Türkei, so weit sie noch existirt, damit gemeint ist, dürfte gewiß seyn; es fragt sich nur: inwieferne? Man hat schon darauf gerathen, daß dem Czarthum seine bekannten, und noch mehr die unbekannten, Wühlereien in den zur österreichischen Machtsphäre gehörigen Balkanstaaten verboten seyn sollen, etwa so wie dem verbündeten Italien die Irredenta. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß der Fürst derart in's Blaue hinein schießen sollte. Man muß also weiter fragen, und vielleicht gibt nachstehende Reminiscenz etwas mehr Licht in das Dunkel.

Als der obenerwähnte Verdachtskrieg gegen Oesterreich im December 1882 angeblasen wurde, da machte die „Kölnische Zeitung" die merkwürdige Aeußerung: „Deutschland habe eingesehen, daß jede Umgestaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses, die auf abermalige Schwächung und Benachtheiligung der Türkei abzielte, ein Lebensinteresse Deutschlands berührte." Wie so? Antwort: „Mit der Vernichtung der Türkei wäre Deutschland einer russisch-österreichischen Coalition, zu der sich stets bereitwillig Frankreich gesellen würde, preisgegeben und um seine Existenz auf Leben und Tod zu kämpfen gezwungen". Dieser Satz ist uns damals schon höchst bedeutsam erschienen,[1]) nicht nur weil er das auffallende Interesse des Kanzlers für die Türkei, um die er sich früher im mindesten nicht zu kümmern schien, erklärlich machte, sondern weil er es geradezu als Hauptaufgabe der Reichspolitik hinstellte, unter keinen Umständen eine Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland über die Türkenfrage zuzulassen. Denn wenn dieser ewige Erisapfel zwischen den beiden Mächten — das war die Meinung — aus dem Wege geräumt wäre, dann hätte allerdings das deutsche Reich keine gesicherte Allianz mehr, die vom Reichskanzler so sehr gefürchtete Coalition stünde vor der Thüre, und auch damals wieder hatte man aus der Zusammensetzung

1) S. „Histor.-polit. Blätter". 1883. Heft vom 16. Januar. Bd. 91. S. 160.



des Gladstone'schen Kabinets den Verdacht geschöpft, daß selbst England fähig wäre, in einer antideutschen Coalition eine Rolle zu spielen.

Ist dieß aber wirklich die kanzlerische Anschauung, dann muß Rußland überhaupt darauf verzichten, an den morschen Pfeilern der Sultansherrschaft zu rütteln, jedenfalls in Europa, wahrscheinlich auch in Anatolien, weil ein Stoß von dorther leicht den ganzen Krempel zum Einsturz bringen könnte. Insoferne dürfte auch eine entsprechende Abmahnung in der That nicht zur Unzeit gekommen seyn; denn der Moment, wo England in Aegypten festgenagelt ist und, mit Willen oder mit Widerwillen, das Nilland unter seine Herrschaft zu nehmen genöthigt seyn wird, macht die Versuchung für das Czarthum fast unwiderstehlich, die reife armenische Birne endlich zu schütteln und sich damit gegenüber England bezahlt zu machen. Czar Nikolaus hat zwar im Jahre 1853 dem englischen Gesandten gesagt: „Was Aegypten betrifft, so begreife ich die Wichtigkeit dieses Gebiets für England vollkommen". Aber ohne Entgeld für Rußland die Engländer im Nillande sich festsetzen zu lassen: das war nicht die Meinung des großen Czaren, und in dieser Beziehung ist seine Politik unzweifelhaft traditionell und unverändert geblieben.

Nun ist in auffallender Weise die Occupation von Merw der Zeit nach genau mit der Annäherung Rußlands an die deutsche Allianz zusammengefallen. Diese Aktionssphäre der Russen an der Grenze Afghanistans und Persiens berührt den „mitteleuropäischen Machtkreis" allerdings nicht; und die Frage ist erlaubt, ob hier vielleicht der Punkt zu suchen sei, an dem die „Abgrenzung der Aktionssphären" durch den Kanzler „ohne Preisgebung der Zukunft" in der Weise stattgefunden hat, daß Rußland für die nächste Zukunft sein Augenmerk anstatt auf Constantinopel auf Herat zu richten habe. Die Russen geniren in Merw Niemand als die Regierung der Kaiserin von Indien; für die Türkei und ihren Schutzherrn in Berlin ist die russische Stellung in Merw vielmehr ein

Vortheil, insoferne als von da aus den Engländern in jedem Augenblicke Schach am Bosporus geboten werden kann nach dem Grundsatz: „Schlägst du meinen Juden, so schlag' ich deinen Juden“.

„Rußland hat in Asien keine Grenzen“: pflegte derselbe Czar Nikolaus zu sagen, und als die Russen im Jahre 1864 das bis dahin unabhängige Chanat Khokand eroberten, behaupteten die Schwarzseher in England: Rußland werde nicht mehr zehn Jahre brauchen, um seine Herrschaft über ganz Mittelasien auszudehnen. Fürst Gortschakoff hat zwar damals durch Cirkulardepesche vom 3. December 1864 die europäischen Höfe zu beruhigen gesucht, indem es sich keineswegs um weitaussehende Eroberungen, sondern nur um Sicherung gegen die räuberischen Turkmanenhorden und um die Ausbeutung europäischer Civilisation handle. Dieser Beschwichtigung bedurfte es aber im Grunde genommen nur gegenüber England. „Es ist der einzige europäische Staat, der dabei direkt in Mitleidenschaft gezogen wird; während die übrigen eine Beschäftigung Rußlands an dessen asiatischen Grenzen, entweder mit Gleichgültigkeit oder mit Vergnügen wahrnehmen, sieht England die nordische Macht Schritt für Schritt, langsam aber unaufhaltsam, recht nach Gletscherart, sich dem innersten Kern seiner Macht und Größe, seinen ostindischen Besitzungen nähern.[1])“

Die Stimmungen sind heute, wo Rußland nun an der Schwelle des Zieles steht, ganz dieselben. Merw hieß einst die Königin der Welt, jetzt ist es ein ungeheueres, von wilden Horden besiedeltes Ruinenfeld. Aber von da sind die Russen den Engländern in Quettah um 25 Tagmärsche voraus auf dem Marsche nach Herat, und Herat ist der „Schlüssel Indiens.“ Zwischen ihnen liegt bloß mehr Afghanistan, dessen Emir von England als russischer Pensionär zuerst bekriegt

1) Wiener „Vaterland“ vom 6. April 1865; vgl. Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 17. December 1864.

und dann mit Geld zum eigenen Gebrauch erkauft worden ist; Afghanistan aber ist von Lord Beaconsfield im Jahr 1880 das „große Thor Indiens“ genannt worden. Wenn die Russen überhaupt, wie die sogenannten „alten Indier“ in England seit dreißig Jahren befürchten, im Ernst an die Eroberung Indiens denken sollten, so liegt ein solcher Angriff sicher im weiten Feld. Aber die Zwickmühle ist nun hergestellt zwischen Rußland und England, am Bosporus einerseits, in Turkestan andererseits.

„Sie können und sollen ihn nicht haben,“ den Bosporus nämlich, „sondern wir selbst werden uns zwischen England und Rußland hienein schieben:“ sollte das vielleicht der Gedanke des Reichskanzlers seyn? Erwägen muß er doch jedenfalls, was heute oder morgen mit der Türkei geschehen soll; denn von der allgemeinen Ueberzeugung, daß die innere Verfaulung dieses Herrschaftselements in unaufhaltsamem Fortschreiten begriffen sei, wird er sich kaum ausschließen können. Auch ist ihm zuzutrauen, daß er, von den kleinlichen Rivalitäten im alten Europa übersättigt, einer Politik im großen Style fähig sei, wie sie einer mit Dampf und Elektricität über alle Räume und mit Dynamit über alle Beengungen hinwegschreitenden Zeit angemessen ist. Wie wäre es also, wenn er es unternommen hätte, auf jene Räthselfrage, die Czar Nikolaus dereinst auch in seiner verwegensten Stimmung unbeantwortet gelassen hat, eine klare und deutliche Antwort zu geben?

In den berühmten Unterredungen mit dem englischen Gesandten hat der Czar gesagt: „Ich will nicht dulden die bleibende Besetzung Constantinopels durch die Russen. Nachdem ich das gesagt habe, füge ich bei: Constantinopel darf niemals im Besitz der Engländer oder der Franzosen seyn oder sonst einer großen Nation.“ Nun, wem soll es aber dann gehören? Herr Moriz Busch berichtet noch nicht von Deliberationen und kanzlerischen Gedanken über diese schwere Frage. Aber durch die Zeitungen gehen eigenthümliche An=

deutungen. So bricht einer in der „Allgemeinen Zeitung"[1]) in einen wahren Dithyrambus aus über den verborgenen Kern der neuen Allianz: „Die drei Continentalstaaten (nämlich die der Tripelallianz) sollen sich das alte Illyrikum, die Levante, Kleinasien, und was drum und dran liegt, offenhalten, d. h. kein politisches noch commercielles Privileg dort zulassen. Wer auch Constantinopel einmal bekomme, welche Regierung dort eingesetzt werde: der Inhaber wird unter der Controle der drei Continentalmächte stehen. Wer sich ihnen anschließt, der muß reine Hände und reine Gedanken haben, sonst nicht. Das ist die ächte gesonderte Aktionssphäre."

Vor bald acht Jahren, als die Levante im Reichskanzleramt zu Berlin noch federleicht wog, hat ein bayerischer Abgeordneter im Reichstag ungefähr dasselbe gesagt. Wohnen nun der neuen Allianz wirklich derlei reine Gedanken inne und ist sie mit solch reinen Händen geschlossen worden, dann ist sie ein vielversprechendes Ereigniß — aber „sonst nicht!"

---

1) „Die neue Constellation der europäischen Mächte." Nr. vom 5. März d. Js. — Die Angabe hat sich, wie es scheint, aus einer kürzlich erschienenen und für officiös gehaltenen Schrift: „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik (1871—1883)", in der Presse verbreitet. Allerdings mit einer pikanten Variante. Der Reichskanzler soll nämlich mit seiner Levante-Politik zuerst bei Frankreich angeklopft haben. Er habe zu dem frühern französischen Botschafter St. Vallier gesagt: „Das Programm der Mächte Mitteleuropa's müßte lauten: Kein Fuß breit Erde auf der Balkanhalbinsel darf in den Besitz von England oder Rußland übergehen; das türkische Festland muß den Oesterreichern, Franzosen und Deutschen gehören." Von da, meinte er, könnten sich diese Völker auch nach Kleinasien und weiter ausbreiten; und darüber dürften die Franzosen ihr Elsaß-Lothringen leicht vergessen. — Italien wäre hienach erst nachträglich als Lückenbüßer oder Platzhalter in die Combination eingetreten.

XXXVI.

Zur Geschichte der altchristlichen Katechese und Predigt.

Der unermüdliche Erforscher der ersten christlichen Jahrhunderte, Universitätsprofessor Probst in Breslau, hat seine zahlreichen Schriften über das altchristliche kirchliche Leben durch eine neue [1]) vermehrt, welche sich ihren Vorgängerinen würdig an die Seite stellt. Die „Katechese und Predigt vom Anfang des vierten bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts" bildet die theilweise Fortsetzung von des Verfassers früherem Werke: „Lehre und Gebet in den drei ersten christlichen Jahrhunderten" (Tübingen 1871). Von unserer vorliegenden Schrift bemerkt der Verfasser im Vorworte: „sie verbindet das Historische mit den von den Kirchenvätern selbst aufgestellten homiletischen Regeln in der Weise, daß der Klerus in derselben eine patristische Homiletik erhält". Der Verlauf der Abhandlung stimmt damit auch vollkommen überein.

Das ganze Buch zerfällt in drei Kapitel. Das erste bespricht im Allgemeinen das kirchliche Lehramt und die Eigenschaften des Lehrers (S. 1—39) nach dem, was die Väter vom 4. bis 6. Jahrhundert darüber sagen. Der Lehrautorität der Kirche hat der katholische Christ unbedingten Glauben zu schenken, weil sie, vom hl. Geiste geleitet und geführt, weder fehlen noch irren kann. Träger des kirchlichen Lehramtes sind die Bischöfe als Nachfolger der Apostel und mit ihrer Bevollmächtigung und Sendung auch die gewöhnlichen Priester. „Das Lehramt ist deßhalb an das Priesterthum geknüpft," und es schöpft „aus der Offenbarung, wie sie in der Schrift und Tradition aufbewahrt ist und fortlebt". Der

---

1) Katechese und Predigt vom Anfang des 4. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. Von Dr. Ferdinand Probst, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Breslau. Breslau, Verlag von Franz Görlich 1884. XII und 312 S. (3 ℳ).

christliche Lehrer soll die hl. Bücher nicht nur fleißig lesen, sondern sie auch nach dem Glauben der Kirche und so erklären, wie es den Gläubigen unter allen und unter gegebenen Umständen dienlich ist. Die allegorische Schriftauslegung ist den Vätern „ein taugliches Mittel, überall Christus zu suchen und zu finden“. Neben der hl. Schrift ist die Tradition eine Quelle des Glaubens. Auch die profane, resp. heidnische Literatur benützt der christliche Lehrer, sofern sie ihm die Wahrheit erhärtet und die Form der Rede ordnet. Bezüglich der Formbildung unterscheiden die Väter zwei Faktoren, den Stoff, der gestaltet wird, und das Subjekt, das ihn gestaltet. Um nun nach Inhalt und Form gut zu lehren, braucht der Klerus wissenschaftliche Bildung und Fortbildung, frommen und sittenreinen Lebenswandel, Freimuth ohne Ansehen der Person und einen Seeleneifer, der sich durch Heiterkeit bei der Lehre (hilarem datorem diligit deus), durch Sorge und Liebe zu den anvertrauten Seelen und durch demüthige Uneigennützigkeit kundgibt.

Im zweiten Kapitel kommen Katechumenat und Katechese zur Sprache (S. 39—134) und zwar zuerst Unterricht und Erziehung der Katechumenen im Allgemeinen, dann in den verschiedenen Klassen und zuletzt noch die Vorbereitung auf die Taufe im 6. Jahrhundert. Bezüglich des ersten Punktes wird vor allem dargelegt, daß es wie früher so auch im 4. Jahrhundert nur zwei Katechumenatsklassen mit einer Vorbereitungsstufe gab. „Die letzte ist keine eigentliche Katechumenatsklasse, wofür sie Zezschwitz ausgibt, ihr Zusammenhang mit diesen Klassen darf aber auch nicht so verkannt werden, wie dieses von Mayer geschieht, sondern sie nimmt die Stellung zum Katechumenate ein, welche das Wort Vorbereitungsstufe ausdrückt“. Im weiteren Verlaufe aber scheint doch Probst auf dasselbe hinauszukommen wie Mayer; denn da er die Gründe derer entkräftet, welche in der Vorbereitungsstufe eine eigene Klasse erblicken, sagt er unter anderem, „sie (die auf der Vorbereitungsstufe) stehen für sich allein da, sind dem kirchlichen Verbande noch in keiner Weise eingefügt“ (S. 43). Was Probst Vorbereitungskatechese nennt, das nämliche nennt Mayer Aufnahmskatechese. Der Aufenthalt im Katechumenate dauerte früher 2—3 Jahre, was sich aber mit dem 4. Jahrhundert

änderte, indem die Einen die Taufe bis in das spätere Alter oder bis auf das Todbett verschoben, während die Anderen alsbald nach der Aufnahme die Taufe begehrten. „Wenn darum neuere Theologen die Blüthezeit des Katechumenates in das 4. und 5. Jahrhundert verlegen, wenn sie sagen, vor der Mitte des dritten Jahrhunderts war der Unterricht in der ersten Klasse ein privater und erst nach dieser Zeit ein kirchlicher und klerikaler: so verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Die Blüthezeit erstreckt sich vom Ende des 2. bis zum Ende des 3. Jahrhunderts und während dieser Periode ertheilte der Klerus den Unterricht. Mit dem 4. Jahrhundert begann die Zeit des Verfalles, in welcher nicht mehr den kirchlichen Katecheten, sondern dem allgemeinen öffentlichen Gottesdienste und der Familie die Aufgabe zufiel, die Katechumenen der ersten Klasse zu erziehen und zu belehren" (S. 46). „Dieses Resultat, demzufolge es im 4. Jahrhundert weder einen eigenen Unterricht noch eigene Katecheten für die Zöglinge der ersten Katechumenatsklasse gab, bestätigt selbst die katechetische Literatur dieser Periode" (S. 50). Dafür kommt um so mehr die „häusliche und klösterliche Erziehung der Katechumenen" in Betracht. Freilich werden jene, welche die Blüthezeit des Katechumenats mit der patristischen Blüthezeit überhaupt zusammenhalten, durch diese Ausführungen des Verfassers wohl noch kaum ihre Ansicht ändern.

Bei Besprechung des Unterrichts und der Erziehung in den verschiedenen Katechumenatsklassen werden für die Vorbereitungsstufe die Prüfung der Hinzutretenden, die Vorbereitungskatechese in der griechischen und abendländischen Kirche und deren Schlußceremonie des Näheren erörtert. Die apostolischen Constitutionen geben in dem achten Buche Vorschriften, wie der, welcher Christ werden will, zu prüfen sei; aber den besten Aufschluß über das ganze Verfahren bei der Vorbereitungsstufe erhalten wir in der trefflichen Schrift des hl. Augustinus de catechizandis rudibus. Nachdem der Katechet die Motive und den Bildungsstand der Hinzutretenden erforscht habe, solle er die hl. Geschichte von der Schöpfung der Welt bis zu seiner Zeit erzählen, indem er aus den Schriften des alten und neuen Bundes eine passende Auswahl treffe. Dadurch solle

die Liebe zu Gott und dem Nächsten erweckt werden. Zuletzt erhielt der Hinzutretende geeignete Ermahnungen, und mit dem Kreuzeszeichen und der Darreichung geweihten Salzes wurde die Vorbereitungskatechese geschlossen. Wenn diese Schlußceremonie nicht zugleich die Aufnahme in die erste Katechumenatsklasse bildete, so sollten die Hinzutretenden kurze Zeit darauf durch den Klerus Aufnahme finden. Signation mit dem hl. Kreuze, Handauflegung und Reichung von Salz mit den treffenden Gebeten bildeten hiebei das Ceremoniell. Der öffentliche Unterricht der ersten Klasse führte die Vorbereitungskatechese weiter, bediente sich dabei der allegorischen und moralischen Schrifterklärung und stellte das Leben der biblischen Heiligen theils als Typus Christi theils als Muster für den christlichen Lebenswandel dar. Das Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten fand im Dekalog, den die Katechumenen zu lernen hatten, eine konkrete Fassung und Erklärung. Die Aufnahme in die zweite Klasse erfolgte mit Beginn der vierzigtägigen Fasten. Sie bestand „darin, daß die Competenten ihre Namen zum Eintragen in die Kirchenbücher abgaben und sich einer Prüfung, in welcher sie über ihr vergangenes Leben Rechenschaft ablegten, unterzogen. Den Schlußakt bildete die Widersagung und ein Exorcismus" (S. 89). Die Competenten wurden nun strenge beaufsichtigt und über die mitgetheilten Glaubens- und Sittenlehren geprüft. Diese feierliche Prüfung nannte man Scrutinium. Damit waren aber auch Gebete und besonders Beschwörungen verbunden, so daß man später unter Scrutinium geradezu die Vornahme des Exorcismus verstand. War der Exorcismus eine kirchliche Handlung, durch welche dem Dämon im Namen Gottes geboten wurde, zu weichen, so erhielt das subjektive Moment, die Mitwirkung des Exorcisirten, in der Widersagung oder Renuntiation Ausdruck.

Wie die Katechumenen der ersten Klasse hauptsächlich in den Sittenlehren, so wurden die der zweiten hauptsächlich in den Glaubenslehren unterrichtet, und zu diesem Zwecke wurde ihnen als kurze, inhaltreiche Regel das Symbolum übergeben, das in der römischen Kirche das apostolische und in der griechischen das nicänische Glaubensbekenntniß war. Diese Uebergabe (traditio) war wieder mit einem besonderen Ritus ver-

bunden. Die Rückgabe (redditio symboli) erfolgte zuerst probeweise am Donnerstag in der Charwoche oder schon an früheren Tagen, dann aber öffentlich am Charsamstag Abends vor der Taufe. Das Vater unser wurde nach dem Symbolum übergeben und die öffentliche Rückgabe geschah erst nach der Taufe. Wie den Competenten das Symbolum erklärt wurde, lernen wir am besten aus den Katechesen des Cyrill von Jerusalem kennen. Außerdem besitzen wir verschiedene Homilien der Väter über das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser. Der Verfasser theilt uns eine kurze Erklärung des Vaterunser aus dem Gelasianum mit. Die Vorbereitung der Competenten auf die Taufe erforderte aber nicht blos Unterricht, sondern auch Anleitung zu einem frommen und bußfertigen Leben durch verschiedene religiöse Uebungen. Wegen der Arcandisciplin wurden den Competenten nicht alle Mysterien völlig enthüllt, sondern erst in der Osterwoche erhielten die Neugetauften in den mystagogischen Katechesen eine ausführliche Erklärung der Geheimnisse, die sie empfangen hatten. Cyrill's mystagogische Katechesen sind uns das schönste Muster; ihnen am nächsten steht das Buch des hl. Ambrosius de mysteriis.

Seit dem Verfalle des Katechumenats wollte man die mit den erwachsenen Katechumenen vorgenommenen Uebungen nicht plötzlich abschaffen, aber man konnte sie auch unmündigen Kindern gegenüber nicht mehr gut anwenden. Darum setzte man an ihre Stelle symbolische Handlungen, die theils andeuteten, theils bezweckten, was früher in Wirklichkeit geschah. Auf diese Weise entstanden die Scrutinienordnungen des 5. Jahrhunderts und aus diesen der VII. ordo romanus, woraus schließlich der ordo baptismi des römischen Rituale hervorging. Wegen seiner Bedeutung für die Tauforduung des 6. und auch der vorausgehenden Jahrhunderte theilt uns der Verfasser den 7. römischen Ordo vollständig mit, wofür er uns jedenfalls zum Danke verpflichtet.

Das 3. Kapitel unseres Buches befaßt sich mit der patristischen Predigt sowohl in ihrer Blüthezeit als in ihrem Verfalle (S. 134—312). Es wird die Predigt der Kirchenväter nach ihrer allgemeinsten Beschaffenheit, nach ihrem besonderen Charakter rücksichtlich der Form und des Stoffes und

nach den individuellen und nationalen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Prediger einer eingehenden Würdigung unterzogen. Die allgemeinen Ausführungen geben uns willkommene Aufschlüsse darüber, wie wir ein richtiges Verständniß von der Blüthezeit der patristischen Beredsamkeit gewinnen können, ferner über Namen, Ort und Zeit der Predigt, über Prediger und Zuhörer, über Inhalt und Form, über Eingang, Ausführung und Schluß der Predigt. Im Besonderen erfahren wir, was uns die Väter, namentlich ein hl. Augustinus und Basilius, über Zweck und Stilarten der Predigt, über den niederen Stil der Belehrung (docere) und über Popularität, über den Redeschmuck des mittleren Stiles (delectare) und über Ethos und Pathos des hohen Stiles (movere) lehren, ferner wie sie selbst die aufgestellten Grundsätze in ihren homiletischen, dogmatischen, katechetischen und liturgischen Predigten, in den Festpredigten, Gelegenheitsreden und Sittenpredigten angewendet haben. Großen Einfluß auf die Predigt haben die nationalen Eigenthümlichkeiten. „Klarheit der Form, maßvolle Harmonie, Anmuth, Geistesreichthum, aber auch Geziertheit und Langathmigkeit ist das allgemeine Gepräge der griechischen, Ernst und Würde, Lebensweisheit bis zur Trockenheit oder zum Wortschwall ist das allgemeinste Charakteristikum der lateinischen Predigt". Auch „übertrafen im Großen und Ganzen die morgenländischen Predigter die abendländischen an Bildung und Gelehrsamkeit" (S. 216 ff.). Wie die nationalen, so beeinflussen auch die individuellen Eigenthümlichkeiten die Predigt. Denn der Charakter des Einzelnen, d. i. die ihm eigenthümliche Art zu denken, zu fühlen und zu handeln, offenbart sich auch in seiner Schreib- und Sprechweise und darum auch in dem Stile der Predigt.

Der Verfasser durchgeht nun die bedeutenderen Prediger der patristischen Blüthezeit und beleuchtet ihre Predigtweise durch mancherlei Beispiele. Die Reihe der morgenländischen Prediger eröffnet Makarius der Große, der erste mystische Prediger. Dann folgt Ephräm der Syrier, der alles Gedeihen auf die Gnade Gottes zurückführte, selbst jedoch mit einer unermüdlichen Thätigkeit mitwirkte, wobei ihm seine schöpferische Phantasie sehr zu Statten kam. Nun kommen die

drei großen Kappadocier. „In Gregor von Nyssa überwiegt die Denkkraft; er ist der Philosoph, eine vorherrschend in sich gekehrte contemplative Natur. Gregor von Nazianz, leicht erregbar und tief empfindend, ist vorherrschend Gefühlsmensch mit einer reichen Phantasie. Basilius, ein feiner und scharfer Dialektiker mit einem Herzen, das an dem Wohl und Wehe Aller Theil nimmt, tritt hauptsächlich als Mann der That auf, an dem jeder Zoll ein Bischof ist.“ „Diese Charaktereigenthümlichkeit drückt sich auch in ihren Predigten aus“ (S. 219 ff.). Den Schluß bildet „Johannes, dem seine eminente Beredsamkeit den Beinamen Chrysostomus erwarb“. „Klarheit, Anmuth, Lieblichkeit ist das Erbtheil seiner Nationalität. Er konnte allerdings aufwallen und rügte mit großem Freimuthe, ohne Ansehen der Person, aber die Quelle solchen Auftretens war weder Leidenschaftlichkeit noch Hochmuth“. „Zwischen den in Antiochien und in Constantinopel gehaltenen Reden waltet ein Unterschied ob. In jenen offenbart sich ein heiteres, jugendfrisches, sorgenfreies Gemüth, dessen Sonnenglanz sich in Sprache und Inhalt der Homilien reflektirt. In diesen spricht der alte, von Sorgen beladene, von Widerwärtigkeiten gedrückte Bischof“ (S. 261 ff.). Mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse verlangt Chrysostomus von dem Prediger Verachtung des Lobes und Tüchtigkeit im Sprechen, und entwickelt die hiezu erforderlichen Eigenschaften. — Die abendländischen Prediger werden mit Zeno von Verona eingeführt. Seine Traktate sind die ältesten lateinischen Predigten, die wir besitzen. Die Sprache ist elegant und gefeilt; der Stil ist blühend, steigert sich aber oft bis zum Declamatorischen. Von einer streng logischen Entwickelung eines Themas oder gar von einer geordneten Disposition ist bei ihm keine Rede. Ambrosius ist der Basilius des Abendlandes. „Eine Diktion, blühend ohne falschen Schimmer, zeichnet seine Reden ebenso aus, als grandiose Einfachheit sein ganzes Wesen charakterisirt. Der geborene Poet verläugnet sich übrigens auch auf der Kanzel nicht. Seine reiche Phantasie führt ihm einen Schatz von Bildern und Vergleichungen zu“ (S. 277 ff.). Großes Gewicht legt der Heilige auf Klarheit und Beweiskraft der Darstellung, sowie auf einen guten Vortrag, dem aber ein guter Lebenswandel zur

Seite stehen soll. Augustinus endlich kann mit Chrysostomus verglichen werden, obwohl zwischen beiden ein großer Unterschied besteht. „Alles wirkte bei Augustinus zusammen, um ihn zu einem großen Prediger zu machen, selbst seine Verirrungen mußten dazu dienen“ (S. 285). Er bedient sich vorherrschend des niederen Stils und seine Sprache prägt den Gedanken, soweit möglich, scharf und klar aus. Bezüglich der Einheit und Ordnung stehen seine Reden auf dem Standpunkte der Homilie. Wie uns der Heilige in seiner Schrift de catechizandis rudibus die erste Katechetik liefert, so bietet er uns in dem vierten Buche seiner doctrina christiana die erste Homiletik.

Zum Schlusse wird von dem Verfasser die Zeit des Verfalles der patristischen Beredsamkeit charakterisirt und als Prediger dieser Periode werden besprochen Papst Leo I., Petrus Chrysologus, Fulgentius von Ruspe, Cäsarius von Arles und Papst Gregor der Große.

Das ist der reiche Inhalt unseres Buches. Ueberall zeigt sich darin der gründliche Kenner der patristischen Literatur und der altchristlichen Zeit. Die Sprache ist leicht und fließend, und man fühlt sich so heimisch in dem Buche, weil man wirklich glaubt, man habe ein klares und kurzgefaßtes Lehrbuch der Homiletik vor sich. Und doch ist Alles wieder Geschichte und die Sprache der Väter. Wiederholungen, die hie und da vorkommen, lassen sich bei dem eingehaltenen Gange der Darstellung kaum vermeiden. Nur möchte mancher Leser wünschen, daß auf die Correktur des Druckes mehr Sorgfalt verwendet wäre. Ein dem Buche beigegebenes Sachregister erhöht seinen Werth.

München. Göbl.

XXXVII.

Die Bildung und Erziehung der Geistlichen

nach katholischen Grundsätzen und nach den Maigesetzen.

Als Hinschius und Friedberg durch ihre Schriften die wissenschaftliche Pathenschaft standen zu den deutschen und preußischen Culturkampfgesetzen, ward als Parole ausgegeben: Aderunterbindung für die katholische Kirche.

Die Kirche war unter der wohlwollenden Regierung Friedrich Wilhelms IV. emporgeblüht, und diese Blüthe durfte nicht länger geduldet werden; die lange Reihe der Maigesetze, unter deren caudinisches Joch sie sich beugen sollte, war bestimmt, diese Blüthe zu knicken.

Seit einem halben Decennium indeß hatte die Scene sich geändert. Es war nicht mehr jener „frische fröhliche Culturkampf"; man sah, daß die katholische Kirche nicht so leicht zu besiegen war, wie die beiden Kaiserreiche zur Rechten und zur Linken. Die Periode der Compromisse trat ein: der Staat wollte (scheinbar wenigstens) Einiges opfern, aber auch die Kirche sollte das Gleiche thun — vor Allem die freie Erziehung des Klerus preisgeben.

Katholischerseits wurden Stimmen vernehmbar: man könne ja Manches zugeben, z. B. die Bildung der Geistlichen auf deutschen Hochschulen; und was die Gymnasialzeit angeht, so ward bereits ein kirchliches Knaben-Convikt in ein „Gymnasial-Alumnat" verstaatlicht.

Bei diesem Stande der Dinge begrüßen wir mit innigster Freude die so eben erschienene Schrift des Irenäus Themistor, deren Titel in der Ueberschrift genannt ist.[1]) Dieselbe behandelt mit fachmännischer Sachkenntniß, unter Herbeischaffung eines großartigen Aktenmaterials, in ruhiger und sachlicher Weise die Frage der Erziehung des Klerus, diese Lebensfrage für die Kirche, durch gründliche Prüfung.

An der Hand der Geschichte wird dargelegt, welche Grundsätze seit den ersten Jahrhunderten in der Kirche herrschten; es wird gezeigt, wie hinab bis zu den verrufenen General-Seminarien Kaiser Josephs II. die Erziehung des Klerus als Sache der Kirche, nicht des Staates, galt; es werden die Bestimmungen des heutigen Kirchenrechts auf Grund des Trienter Concils erörtert. Alsdann wird die Zweckmäßigkeit: einerseits der maigesetzlichen „Vorbildung" des Klerus, andererseits der kirchlichen Erziehung untersucht, auch die Rechtsfrage, insbesondere auf Grund der Bulle „De salute animarum" besprochen. Wir bewundern die Geduld, mit welcher der Verfasser ruhig und gelassen den Nachweis führt, daß die von der preußischen Regierung geplante „Vorbildung" nicht ersprießlich sei für das Wohl der Kirche; als hätten die Urheber der Maigesetze überhaupt etwas für sie Ersprießliches beabsichtigt! Wir wurden dabei wiederholt an die von Alban Stolz veröffentlichte Erklärung erinnert: „er habe sich früher gegen Seminarbildung ausgesprochen; jetzt, da er sähe, daß die preußische Regierung dieselbe bekämpfe, sei er von der Vortrefflichkeit derselben überzeugt, und nehme seine Aeußerung zurück." Auch glaubten wir nach den regierungsfreundlichen Anpreisungen der Vortheile, welche die maigesetzliche „Vorbildung" der katholischen Kirche bringen werde, gleichsam als Echo die Worte zu vernehmen: „Timeo Danaos, et dona ferentes." Doch es drängt uns, aus dem reichen Material der Schrift wenigstens einige Gedanken hervorzuheben.

1) Köln bei Bachem. 1884.

I. Ist es Sache der Kirche oder des Staates, die Erziehung des Klerus zu regeln? Der gesunde Menschenverstand antwortet: es ist ausschließlich Sache der Kirche. Werden doch umgekehrt auch die preußischen Offiziere nicht vom Papst und den Bischöfen erzogen! Wagte doch Preußen selbst nicht einmal an Frankreich, nach dessen vollständiger Besiegung, die Forderung zu stellen, daß seine Offiziersschulen hinfort unter preußischer Oberleitung stehen müßten!

II. Wenn es Sache der Kirche ist, über die Erziehung des Klerus zu entscheiden; wenn ihr Urtheil in dieser Frage als das competenteste erscheint, so muß ferner festgestellt werden: welche Erziehung wünscht die Kirche?

Das Concil von Trient verordnet: „Ut singulae Cathedrales . . . Ecclesiae . . . certum puerorum . . . numerum, in collegio ad hoc, prope ipsas Ecclesias vel alio in loco convenienti, ab Episcopo eligendo, alere ac religiose educare et ecclesiasticis disciplinis instituere teneantur. In hoc vero collegio recipiantur, qui ad minimum 12 annos . . . nati sint, ac legere et scribere competenter noverint . . . Tonsura statim atque habitu clericali semper utentur; grammatices . . . aliarumque bonarum artium disciplinam discent; sacram Scripturam, libros ecclesiasticos . . . rituum ac caeremoniarum formas ediscent . . .“ (Trid. Sess. 23 cap. 18 de ref.) Wenn wir die von der Kirche gegründeten, und auch nach dem Trienter Concil beibehaltenen Universitäten, sowie die sonstige kirchliche Praxis hinzunehmen, so erhalten wir demnach folgendes durchaus zweckmäßige System der Heranbildung von Priestern:

1. Der Bischof stellt ein Gymnasium mit Convikt her, um Knaben in den Gymnasialfächern unterrichten zu lassen, und denselben, namentlich wenn die Eltern nicht an Ort und Stelle wohnen, ein schützendes Heim zu gewähren. Es ist dieß die untere Abtheilung des seminarium Tridentinum, gewöhnlich einfach Knabenseminar genannt. Ein Beispiel

derselben war Gaesdonk in der Münster'schen Diöcese bis zu seiner Unterdrückung durch den Culturkampf.

2. Der Bischof errichtet eine Studienanstalt mit Convikt für die theologischen Studien. Es ist dieß die obere Abtheilung des tridentinischen Seminars, meist einfach Priesterseminar genannt. Von dem Ermessen des Bischofs hängt es ab, ob er beide Abtheilungen in denselben Räumlichkeiten vereinigen oder räumlich trennen will. Diese obere Abtheilung muß den Studirenden nach Absolvirung der Gymnasialfächer derart weiter fördern, daß er für die gewöhnliche Seelsorge befähigt wird.

3. Für diejenigen, welche weitergehenden Studien obliegen und einzelnen Specialfächern sich widmen wollen, bieten die Universitäten mit ihrer freieren Gestaltung die nöthige Gelegenheit.

4. Ist in dieser Weise der Knabe und Jüngling zum Manne gereift, so kann er mit geringerer Gefahr für Glauben und Sitten sich in das Getreibe der Welt begeben. Trotzdem ist auch jetzt noch ein erfahrner Führer Bedürfniß, um ihn in die praktische Seelsorge und deren große Gefahren einzuführen. Daher die Sitte, daß der angehende Priester einem erfahrenen Pfarrer als Caplan zur Seite gegeben wird.

Das durch mehr als tausendjährige Erfahrung bestätigte Ergebniß kirchlicher Erziehung ist ein wohlunterrichteter, sittenreiner, seeleneifriger Klerus, welcher, obgleich nicht „von der Welt", dennoch mitten in der Welt steht, und vielleicht mehr Menschen- und Weltkenntniß besitzt, als irgend ein anderer Berufsstand der ganzen menschlichen Gesellschaft; ein Klerus, welcher von echter Vaterlandsliebe wärmer beseelt ist und in Revolutionsstürmen fester zum Throne steht, als jene Helden des Liberalismus, die stets mit ihrem „nationalen Geiste" prahlen.

III. Auf dieß ganze Erziehungssystem hat die Kirche ein Recht, nicht bloß kraft der natürlichen Freiheit jeder Corporation, nicht bloß kraft ihrer Stiftung und Bevollmächtigung

durch Jesus Christus, sondern auch kraft historischer Verbriefung. Insbesondere hat sie in Preußen auf Grund der Bulle De salute animarum ein durch keine einseitigen Staatsgesetze zu beseitigendes Recht, sowohl auf Priesterseminare, als besonders auch auf Knabenseminare, so daß sie, unabhängig von jeder staatlichen Einmischung, für jene Knaben ein vollständiges Gymnasium mit Convikt einrichten kann. Denn die Bulle garantirt eben jedem preußischen Bischofe ein „Clericorum Seminarium . . . in quo is Clericorum numerus ali atque ad formam decretorum Concilii Tridentini institui et educari debeat, qui respectivarum dioecesium amplitudini et necessitati respondeat." „Ad formam decretorum Concilii Tridentini" ist das Seminar aber nur dann, wenn es zuerst die Gymnasialfächer und dann die theologische Ausbildung bietet.

Das Recht auf die untere Abtheilung des tridentinischen Seminars, also auf ein kirchliches Gymnasium mit Convikt, ist jedoch in Preußen, selbst vor dem Culturkampf, unsers Wissens nur in der Münster'schen Diöcese realisirt worden.

IV. Was nun stellten die Maigesetze diesem kirchlichen System gegenüber?

1. An Stelle des tridentinischen Knabenseminars soll das königlich preußische Gymnasium treten, allenfalls mit einem dazu gehörigen „Gymnasial-Alumnat". Was würde die Folge seyn? Wir wollen uns kurz fassen: Katholischer Glaube und Sittlichkeit auf diesen von einer protestantischen Staatsregierung geleiteten Anstalten wird derart verstaatlicht und protestantisirt werden, daß kaum noch für den katholischen Priesterstand Berufene aus denselben hervorgehen. Die Gymnasial-Alumnate insbesondere werden mit der Zeit wahre Corruptionsstätten werden, wenn man, wie zu erwarten, denselben nicht die kirchlichen Schutzmittel, wie geistliche Exercitien, häufigen Empfang der Sakramente, marianische Congregationen und dergl., verschaffen kann. Man wende nicht ein, daß früher aus den preußischen Gymnasien ein zahlreicher,

tüchtiger Klerus hervorging. Die Zeiten waren andere; Falk war noch nicht Minister gewesen: das sagt alles.

2. An Stelle des tridentinischen Priesterseminars setzen die Maigesetze die deutsche Universität, wie sie jetzt ist. Daß aber diese Hochschulen mit ihrem Frühschoppen, ihren Paukereien und sonstigen Gewohnheiten nicht eben das geeignetste Terrain sind, um Priester Gottes auf demselben zu erziehen, ist unschwer zu begreifen. Was dieselben in Bezug auf katholischen Glauben und Wissenschaft bereits früher an Resultaten zeitigten, beweist die Thatsache, daß die Häupter des „Altkatholicismus" aus den Reihen ihrer Professoren hervorgingen.

Wenn die preußische Regierung es ehrlich meint mit der katholischen Kirche, so gebe sie ihr die Bildung ihres Klerus frei; fast überall, auch in nichtkatholischen Ländern, in England, Holland, Dänemark, den Vereinigten Staaten, ist dieselbe ja frei! Will die Regierung diese Freiheit nicht gewähren, so müssen wir annehmen, daß unter schönklingenden Redensarten von „nationaler Bildung" sich die Absicht geistiger Vergiftung birgt. Uns Katholiken bleibt alsdann nur die Wahl, entweder fortzukämpfen unter der Parole: „Lieber keine Priester, als verstaatlichte, glaubens- und sittenlose Priester"; oder aber das Danaergeschenk in unsere Mauern aufzunehmen und uns selbst zu verderben.

Es gab Länder und Zeiten, in welchen die Priester Gottes sich zu servilen Dienern der weltlichen Behörden erniedrigten; es gab Länder und Zeiten, in welchen die Priester das Sakrament der Taufe mit Absicht ungültig spendeten; es gab Länder und Zeiten, in welchen Eltern ihre Töchter nicht ruhig in den Beichtstuhl lassen durften; denn sie mußten befürchten, daß der Diener Christi als Diener des Satans handle. Wenn die Kirche sich dazu verstände, das Gift einer nicht mehr kirchlichen Erziehung in ihren Adern pulsiren zu lassen: so halten wir die Wiederkehr solcher Zeiten nicht für unmöglich. Protestantische Polemiker würden als-

dann mit heiliger Entrüstung hinweisen auf die Verkommenheit, welche der katholischen Kirche auf dem Fuße folge. Mit Gottes Gnade möge indeß die Standhaftigkeit der Katholiken solche Zeiten und Zustände fernhalten!

Mit dieser dürftigen Andeutung des Gedankenganges haben wir aber auch nicht einmal annähernd einen Begriff von der Reichhaltigkeit des in der Schrift aufgehäuften Materials gegeben. Um von dem reichen Schatz theologischer und kirchenrechtlicher Notizen abzusehen, machen wir nur auf die werthvollen geschichtlichen Nachweise aufmerksam. Die Erziehung des Klerus wird in ihrer historischen Entwicklung bis auf die Jetztzeit verfolgt. Die Bemühungen der Kirche einerseits, um jeden fremden Einfluß von dieser Erziehung fern zu halten, die Bestrebungen der weltlichen Gewalten anderseits, um auf diese Erziehung in ihrem Sinne einzuwirken, werden durch Thatsachen beleuchtet, unter denen die Dekrete verschiedener Päpste, die Bestimmungen des Trienter Concils, von der andern Seite die berüchtigten General-Seminarien Josephs II. und die gesetzgeberischen Versuche des preußischen Exministers Falk die hervorragendste Stelle einnehmen. Dieses reiche historische Material wird die Schrift auch für solche interessant machen, welche der eigentlichen Erziehung des Klerus an sich fernstehen. Die gläubige Wärme, die vornehme Ruhe und über der Sache stehende Objektivität, welche sich von der ersten bis zur letzten Seite in der Schrift kundgeben, lassen einen überzeugenden Eindruck in jedem unbefangenen Leser zurück und befestigen in den Katholiken den Entschluß, unverdrossen weiter zu arbeiten und zu kämpfen für die Freiheit der Bildung und Erziehung der Geistlichen nach katholischen Grundsätzen, damit das Motto der Schrift wahr werde: „Jerusalem sit sancta et libera cum finibus suis.“

XXXVIII.

Die Wahl Gregor's VII.

Ueber eine Persönlichkeit, die so sehr Mittelpunkt eines leidenschaftlich erhitzten Parteikampfes geworden, wie Gregor VII., ist es nicht gar leicht, in allweg ein wahrheitsgetreues historisches Bild zu bekommen. Wenn je in der Geschichtsschreibung des Autors subjektiver Standpunkt den Ereignissen ihr farbenreiches Gewand gewoben, so wird dieß gewiß der Fall seyn in einer Sturm- und Drangperiode, wie die Zeit vor und nach dem gregorianischen Pontificat eine gewesen. So wird man schon a priori mit gewisser Reserve an die gleichzeitigen Berichte herantreten müssen, in der Vermuthung, sie werden so oder anders von dem gewaltigen Principienkampf beeinflußt und in dieser oder jener Richtung irgendwie parteiisch gefärbt erscheinen. Wenn es bis zur Stunde der Geschichtsschreibung nicht überall gelingen will, dem gewaltigen Kampf gegenüber die nöthige Objektivität zu bewahren, so wird man sich um so weniger wundern dürfen, wenn auch die gleichzeitigen Berichterstatter den Ereignissen, die sich unter ihren Augen abwickelten, nicht in epischer Ruhe gegenüberstanden. Was Muratori in seinem großen Sammelwerk [1]) hierüber gesagt, hat noch bis zur Stunde seine Gültigkeit: „De his alii aliter scripsere auc-

1) Script. rer. ital. t. III 1 p. 314.

tores historiarum tum veteres, cum recentiores prout scilicet partibus addicti fuerunt." Diese Worte gelten, wie über den ganzen Pontificat des gewaltigen Papstes, so auch gleich über dessen Beginn, über Gregors Erhebung nämlich auf den apostolischen Stuhl. Es dürfte somit nicht unangezeigt seyn, diese Frage abermals einer genaueren historischen Untersuchung zu unterziehen. Um aber über den ganzen Hergang ein wahres, unverfälschtes Bild zu bekommen, werden wir uns dem Gesagten zufolge in erster Linie nicht bei den Geschichtsschreibern Raths erholen dürfen, deren Arbeitsstätte sich gegen die tieferregte Zeitströmung nicht abzuschließen vermochte, vielmehr werden wir uns an Dokumente zu wenden haben, die solcher Beeinflußung möglichst entrückt waren, und dieß sind historische Aktenstücke. Es ist dieß ein Gedanke, den auch Giesebrecht[1]) ausgesprochen, wenn er sagt: „je parteiischer gefärbt fast alle historischen Berichte dieser Zeit sind, desto nothwendiger erscheint es auf Zeugnisse zurückzugehen, in denen wir den hervorragenden Persönlichkeiten selbst nahe treten."

Die Frage nun, deren Lösung wir hier versuchen möchten, ist folgende: War die Erhebung Gregors auf Petri Stuhl eine in allweg legitime oder nicht, d. h. hat sie den Bestimmungen des damaligen kirchlichen Wahlrechts in allem entsprochen, oder sind dieselben in dem einen oder anderen Punkte mehr oder weniger gröblich verletzt worden. Letztere Anschauung ist bisan weitaus die vorherrschende; so sagt z. B. Giesebrecht in wenigen aber bestimmten Worten: „schon am Tage nach dem Tode Alexanders II. wurde der Stuhl aufs neue besetzt, in jeder Beziehung auf ordnungswidrige Weise.[2]) Die schwerste Anklage freilich, die der Wahlbestechung und simonistischer Intrusion wird heute ziemlich allgemein als parteiische Verunglimpfung kurzer Hand abge-

1) Kaisergeschichte III. 1041.
2) Kaisergeschichte III. S. 231.

wiesen, doch hat es bis in die neueste Zeit nicht gänzlich an solchen gefehlt, welche die gravirenden Verdächtigungen eines Wido von Ferrara vertheidigen zu können glaubten.[1]) Untersuchen wir nun, inwiefern solche Aufstellungen der Wirklichkeit entsprechen oder nicht.

1. Das Wahldekret vom Jahre 1059.

Um über die aufgeworfene Frage richtig befinden zu können, ist vor allem nöthig, den Inhalt des Wahldekretes von 1059 seinen wesentlichsten Bestimmungen nach kennen zu lernen. Zum Glück hat uns die neueste Forschung über dieses höchst wichtige Dokument die dankenswerthesten Aufschlüsse gebracht. Das Beste und Ausführlichste hierüber dürften wir in den auf Grund der Forschungen von Scheffer-Boichorst[2]) und Zöpffel[3]) von Dr. Grauert[4]) gemachten Ausführungen haben, wodurch aufs bestimmteste erwiesen wird, daß der päpstliche Text authentisch, der kaiserliche aber gefälscht ist. Indem ich bezüglich der näheren Ausführungen auf die treffliche Arbeit selbst verweise, hebe ich hier in Kürze nur die wichtigsten Resultate aus, soweit ich denselben beizustimmen vermag.

a. Nach erfolgtem Tode des Papstes haben zunächst die Cardinal**bischöfe** mit gewissenhaftester Sorgfalt die nächste Vorbereitung zur Wahl zu treffen, durch Berathung einer Candidatenliste. (Tractatio).

b) Diese etwa vereinbarte Liste wird dem gesammten Cardinalscollegium unterbreitet, durch das die eigentliche Wahl (electio im engern Sinn) zu erfolgen hat. Uebrigens

---

1) S. Ruppel G., die Wahl Papst Gregors VII. Chemnitz 1876 S. 24.

2) „Die Neuordnung der Papstwahl durch Nikolaus II. Texte und Forschungen zur Geschichte des Papstthums im 11. Jahrhundert."

3) „Die Papstwahlen." Göttingen 1871.

4) „Das Dekret Nikolaus II. von 1059" im historischen Jahrbuch 1880. I. S. 502 ff.

ist dasselbe keineswegs stricte an den Vorschlag der Cardinalbischöfe gebunden; es ist vielmehr nicht ausgeschlossen, daß in der eigentlichen Wahlhandlung ein nicht auf der Liste Stehender noch aufgestellt und schließlich auch gewählt werde. Der Candidat soll womöglich dem Gremium der römischen Kirche entnommen werden, falls sich hier aber keine taugliche Persönlichkeit finden sollte, darf auch ein Nichtrömer gewählt werden.

c. Der reliquus clerus et populus soll zur vollendeten Wahl seine Zustimmung geben, ohne daß diese aber ein wesentliches Erforderniß wäre und der Nichtacceß von dieser Seite die Wahl ungültig machen könnte.

d. Dem deutschen König oder Kaiser wird ein Zustimmungsrecht eingeräumt; worin nun aber dieses thatsächlich bestanden, darüber sind die Ansichten seit dem 11. Jahrhundert bis zur Stunde getheilt, und das ist der Punkt, in dem ich mich auch mit den Ausführungen Dr. Grauert's nicht einverstanden erkären kann. Ich halte seine Ansicht, wie die von ihm bekämpfte für gleich unrichtig und eine freie Wahl gleicherweise beeinträchtigend. Dr. Grauert läßt dem König ein Bestätigungsrecht vor der eigentlichen Wahl zugestanden werden, d. h. es soll ihm „unter normalen Verhältnissen“ die Candidatenliste präsentirt werden, von der er dann die personae minus gratae streichen kann, so daß keine ihm mißliebige Person auf den Stuhl Petri erhoben werden könnte. Das wäre somit ungefähr dasselbe bezüglich der Papstwahl, was im außerbayerischen Deutschland rücksichtlich der Bischofswahlen nach der napoleonischen Zeit concordatsmäßig festgesetzt worden. Mir scheint, daß Dr. Grauert auf diese Ansicht mehr aus praktischen als streng wissenschaftlichen Gründen verfallen. Er glaubt hiedurch nämlich die andere, weit härtere und vom streng kirchlichen Standpunkt aus geradezu unerträglich scheinende Alternative umgehen zu können, wonach dem König eine Bestätigung nach erfolgter Wahl zugestanden werden soll. Nach seiner durchaus trefflichen Ausführung schließt

nämlich eine solche in ihrer letzten Consequenz das Zugeständniß in sich, einen rechtlich gewählten und durch die gleich darauf erfolgte Immantation bereits im faktischen Besitz der päpstlichen Kathedra sich befindenden Candidaten zu refusiren, d. h. mit anderen Worten, einen rechtmäßigen Papst durch kaiserlichen Spruch einfach seiner Würde zu entsetzen. Wenn Grauert sagt, daß solches Zugeständiß weder ein Papst noch eine Synode einem Könige einräumen könne, so ist er damit gewiß im vollsten Rechte, ohne daß aber damit seine These irgendwie an Wahrscheinlichkeit gewänne. Letztere enthält vielmehr, nach meiner Ansicht, ein Moment, das zwar weniger schroff gegen das kirchliche Recht verstößt, allein eine wahre freie Papstwahl doch in gleicher Weise inhibirt; eine solche aber muß doch wohl der erste und hauptsächlichste Zweck des Wahldekretes gewesen seyn. Nehmen wir einmal an, das dem König zugestandene Recht hätte wirklich den von Grauert angenommenen Sinn, so folgt, daß nach Einreichung genannter Liste an den König, das Cardinalscollegium stricte an dieselbe gebunden, d. h. eine variatio personae schlechterdings ausgeschlossen seyn müßte, denn sonst wäre das zugestandene Recht durchaus illusorisch und für den König eher eine Beleidigung als eine Ehre; es könnten ja die Cardinäle willkürliches Spiel mit ihm treiben und hintendrein jede beliebige Persönlichkeit einschieben. Bleibt aber genannte Möglichkeit einer variatio ausgeschlossen, so ist das Wahlrecht der Cardinalcleriker wesentlich beschränkt und um dieses zu retten, müßte ihnen wenigstens die Zuziehung zur tractatio zugestanden werden; ich wüßte sonst nicht, wie sie sich als Wahlfaktoren vom reliquus clerus et populus anders als nur graduell unterscheiden sollten. Dieß fühlt auch Grauert, weßhalb er genannte variatio an mehreren Stellen[1]) ohne weiteres uneingeschränkt zugesteht, allein damit legt er gerade in sein eigenes Gebäude Bresche, denn, wie gezeigt, dürfte sich wohl jeder

1) A. a. O. S. 527. 528. 538. 564.

König weigern, der Träger solch zweifelhafter Ehre zu seyn.

Wir haben in genanntem Fall die einfache Zustimmung des Königs zur eingereichten Candidatenliste vorausgsetzt, „nun steht aber einem wirklichen Zustimmungsrecht das Recht der Nichtzustimmung, d. h. der Verwerfung als nothwendiges Correlat zur Seite.“ [1]) Wie nun, wenn der Kaiser die Liste zurückweist, den oder die Candidaten als personae minus gratae bezeichnet, ein-, vielleicht zwei- und dreimal? Grauert sagt freilich, „dieser (der König) soll in gewissen Grenzen das Recht haben, die personae minus gratae von der Wahl auszuschließen;“ [2]) allein er hat es unterlassen, diese Grenzen des genaueren zu bezeichnen, wie sich denn auch im Wahldekret von solchen keine Spur entdecken läßt. Nun läßt sich aber in Zeiten der Spannung, des Zerwürfnisses oder eines weniger freundlich gesinnten Trägers der Kaiserkrone doch nicht stets die einfache Zustimmung voraussetzen. Für solche Fälle nun hätte man sich kirchlicherseits wirklich gar nicht vorgesehen, sondern sich lediglich auf den Friedensstand eingerichtet! Dann aber, welche Rolle spielt das Cardinalscollegium, die Möglichkeit einer kaiserlichen Verwerfung zugegeben? Um sich eine solche, und das damit verbundene drückende Gefühl der Abhängigkeit von der Kaisermacht möglichst zu ersparen, wird es kaum ein besseres Mittel geben, als sich im voraus mit dem Kaiserhof in irgend einer Weise ins Benehmen zu setzen, um zu erfahren, welche Männer etwa Gefahr laufen könnten verworfen zu werden. Hiedurch würde aber offenbar eine Lage geschaffen, die der Würde, Freiheit und Unabhängigkeit des hl. Stuhles gewiß nicht entsprechend wäre. So kommt Grauert mit seiner Ansicht, wenn auch nicht vom Regen in die Traufe, so doch sozusagen von der Traufe in den Regen und für die kirchliche Wahlfreiheit ist in jedem Fall nicht viel gewonnen.

Dieser Ansicht widersprechen aber zudem die thatsächlichen

---

1) Grauert a. a. O. S. 576.

2) A. a. O. S. 570.

Verhältnisse und die bestimmtesten Aussagen von Zeitgenossen. Bei keiner der Papstwahlen ist von Seite der legitimen Wählerschaft vor der Wahl eine Anfrage an den Kaiserhof gegangen, wohl aber von den Schismatikern bei Aufstellung des Cadalous; gegen diese aber steht zum voraus die Vermuthung, daß sie durch Hyperdevotion und Einräumung sonst nicht geübter Rechte den Hof für sich zu gewinnen suchten. Dann fiel in kürzester Zeit das vermeintliche Bestätigungsrecht gänzlich weg und zwar ohne jeglichen Widerspruch von kaiserlicher Seite. Nun ist es aber geradezu undenkbar, daß die Kaiser des 12. Jahrhunderts, die wahrlich sämmtlich nicht weniger thatkräftig und für Wahrung ihrer wirklichen und vermeintlichen Rechte nicht weniger eifersüchtig waren, als die des 10. und 11., ein so weitgehendes Recht ohne jegliche Einrede geopfert hätten. Auch aus diesem Grunde glaube ich, muß die Königsklausel einen anderen Inhalt haben.

Das durchaus Richtige in dieser Beziehung scheint mir der Zeitgenosse Petrus Damiani zu sagen, der zudem selbst als Cardinalbischof beim Zustandekommen des Dekretes mitwirkte, dasselbe auch unterschrieb und somit gewiß auch ein authentischer Interpret desselben seyn dürfte. Mir scheint es daher ganz unzulässig, sein Zeugniß so leichthin in den Wind zu schlagen, wie dieß Grauert gethan. In seinem Brief an Cadalous nun sagt Damiani: „nimirum cum electio illa per episcoporum cardinalium fieri debeat principale judicium, secundo loco jure praebeat clerus assensum, tertio popularis favor attollat applausum, sicque suspendenda est causa, usque dum regiae celsitudinis consulatur auctoritas, nisi, sicut nuper contigit, periculum fortassis immineat, quod rem quantocyus accelerare compellat“ [1]) Die Worte sind klar und bedürfen keiner Exegese, Grauert aber möchte sie ihrer Beweiskraft ohne weiteres entkleiden durch den Nachweis angeblicher Widersprüche, die sich

1) Watterich. Vit. pontif. I p. 241.

Damiani anderwärts zu Schulden kommen lasse, so daß nach ihm dem König bald vor, bald nach der Wahl ein Zustimmungsrecht eingeräumt, ja einmal sogar die Designation des Candidaten zugestanden werde. Als ich die bezügliche Ausführung Grauerts (a. a. O. S. 572—577) gelesen, konnte ich mich der Frage nicht enthalten: wäre Damiani wirklich solch ein Confusionarius gewesen? Das bestimmte mich die betreffenden Stellen im Context des genaueren zu besehen, und da kam ich zu einem ganz anderen, den Ausführungen Grauerts geradezu entgegengesetzten Resultat, daß sich nämlich Damiani durchaus consequent geblieben und zwar im Sinne obiger Selle. Die Disceptatio synodica[1]) enthält durchaus keinen anderen Gedankengang, als den wie er in obigem Schreiben an Cadalous ausgesprochen.

Gleich die erste Klage des königlichen Advokaten spricht völlig den gleichen Gedanken aus, was auch Grauert noch zugesteht. „Inthronizastis Papam sine consensu domini nostri regis, ad injuriam scilicet atque contemptum regiae majestatis". Der defensor ecclesiae entgegnet: ordinationem Papae factam diffiteri nec possumus nec debemus, regis autem injuriam modis omnibus propulsamus. Der Advokat erwidert weiter, daß der Vater des Königs, Heinrich III., Patricius der Römer geworden und als solcher habe er von ihnen in electione semper ordinandi Pontificis principatus erhalten, ein Privilegium, das Papst Nicolaus überdieß noch synodaliter sanktionirt habe. Dr. Grauert spricht nun hier kurzweg von einem königlichen principatus in electione[2]) und erklärt diesen als das Recht der Designation des Candidaten für den päpstlichen Stuhl, eine königliche Aspiration, die der Defensor ecclesiae dann ohne weiteres zugestehen soll in den Worten: „privilegium invictissimo regi nostro ipsi

1) Watterich. l. c. p. 245.

2) Aehnlich auch Zöpffel a. a. O. S. 78.

quoque defendimus et ut semper plenum illibatumque possideat vehementer optamus."

Wenn Damiani mit obiger Stelle den ihr unterschobenen Sinn wirklich verband und denselben dann in genannter Weise approbiren ließ, dann freilich möchten wir an seiner augenblicklichen Zurechnungsfähigkeit zweifeln, denn unmittelbar vorher läßt er nur die Forderung der königlichen Zustimmung vor der Inthronisation aussprechen und gleich nachher sagt er, daß zur Zeit, als die römische Kirche sibi pontificem praefecit (doch wohl Wahl) solche Gährung und Aufregung unter dem Volke geherrscht habe, daß man unmöglich das königliche Gutachten (oraculum) habe abwarten können, ehe man zur Ordination des Papstes schritt, da sonst blutiger Bürgerkrieg zu befürchten gewesen wäre. Tantus livor et odium tumultuantis populi corda turbaverat, ut de tam longinquis terrarum spatiis nequaquam regiae clementiae praestolari possemus oraculum. Nisi enim quantocyus ordinaretur Antistes, perniciosus in populo gladius mutuis vulneribus desaeviret et non parva Romanorum civium strages fieret.[1]) Zwischenhinein nun dieses exorbitante Zugeständniß! Solche Ungereimtheiten wird man einem Schriftsteller doch nicht wohl imputiren dürfen ohne zwingende Gründe, und auch bei Damiani möchten wir in erster Linie für die mens sana plädiren. Nun folgt aber obiger Sinn keineswegs nothwendig, ja nicht einmal ungezwungen aus genannter Stelle. Es ist nicht schlechthin von einem principatus in electione die Rede, wie Grauert will, sondern von einem in electione semper ordinandi pontificis principatus. Wenn wir nun den wirklichen Sachverhalt, sowie den ganzen Gedankengang unserer Stelle zusammennehmen, so dürfte der einfachste, natürlichste und ungezwungenste Sinn wohl der seyn: bei Besetzung des

---

1) Watterich l. c. p. 247.

hl. Stuhles [electio im weiteren Sinn[1])] hat der Kaiser bei der Ordination des neuen Papstes als Patricius der Römer stets eine hervorragende (wenn man will die erste) Stelle eingenommen.[2]) Ist dieß nicht dem wirklichen Thatbestand durchaus entsprechend, und muß da der defensor ecclesiae nicht sagen: auch wir vertheidigen dieses kaiserliche Privilegium u. s. w.? Aber derselbe fährt ja unmittelbar darauf fort, in genanntem Fall sei auch dieses Privilegium in Wegfall gekommen, da der König noch Knabe gewesen, quis enim nesciat, quia sacerdotem eligere puer ignorat? Es ist auffallend, wie Grauert gerade an dieser Stelle das eligere besonders premirt wissen will und die von Scheffer-Boichorst[3]) vorgeschlagene Deutung „zu einer Wahl zustimmen" kurzer Hand abweist, wiewohl er zugesteht, daß eligere in Urkunden über Wahlhandlungen manchmal auch diesen Sinn habe.[4]) Wir glauben uns daher nicht im Unrecht, wenn wir letztere Bedeutung annehmen und genannter Stelle folgenden Sinn beilegen: jedermann weiß, daß ein Knabe zur Abgabe einer aus der Wahlbeurtheilung resultirenden Zustimmung unfähig ist.

„Das Kapitel der Widersprüche in der disceptatio ist damit aber noch nicht erledigt", sagt Grauert.[5]) Auf obige

---

1) Daß electio neben dem engern Sinn der eigentlichen Wahl auch noch einen weiteren hat, wornach es das ganze Wahlgeschäft von der tractatio bis zur inthronisatio umfaßt, dieß weitläufig mit Stellen zu belegen, wird man uns hier wohl erlassen.

2) Schon das Wahldekret Papst Stephan's IV. im Anfang des 9. Jahrhunderts bestimmt, daß der neu gewählte Papst in Gegenwart der kaiserlichen Legaten consecrirt werden müsse; cfr. histor. Jahrbuch 1880. I. p. 144. Die gleiche Verordnung wiederholt eine Synode des Jahres 898 unter Johann IX. Hefele C. G. 2. A. IV. S. 568.

3) A. a. O. S. 97. Nach Zöpffel a. a. O. S. 149 ist eligere vielfach gleich consentire.

4) A. a. O. S. 573. Anm. 1.

5) A. a. O. S. 573.

Einwendung des absolut nothwendigen raschen Handelns läßt nämlich Damiani den königlichen Advokaten sagen: „Dicitis, quia necessitate constricti et velut angusti temporis brevi spatio coarctati nequaquam potuistis in electione Pontificis expectare consensum regiae majestatis, quod profecto frivolum esse perspicuum est. Constat enim tres plus minus menses interim decurrisse, ex quo sanctae memoriae Papa Nicolaus occubuit, usque ad Kalendas Octobris, cum iste successit. Videamus ergo, si per tam morosam longitudinem, trimestris videlicet spatii, non potuerit ab aula regia pragmaticae sanctionis vobis apocha reportari.“ [1]) Diese Stelle soll eine königliche Zustimmung vor der definitiven Wahl postuliren und vom defensor ecclesiae auch zugestanden erhalten. Unserer Ansicht nach besagt sie das gerade Gegentheil. Schon die vorangehende Entschuldigung, daß rasches Handeln die Einholung des königlichen Consenses unmöglich gemacht, kann nur einen Sinn haben auf die Ordination bezogen, denn da lag wirklich nur ein Tag zwischen inne, da die Wahl am 30. September, die Ordination aber am 1. Oktober statt hatte. Auf den Consens vor der Wahl bezogen, ist die Entschuldigung vollkommen haltlos. Vom Tode Nikolaus' II. (27. Juli) bis zur Wahl Alexander's II. (30. September) verstrichen gut 2 Monate, eine Zeit, in der die königliche Bestätigung gewiß ebenso gut zu erholen war, wie bei der Wahl Gregor's VII., wie der königliche Advokat ganz richtig bemerkt. Letzterer sucht aber durch eine sophistische Tergiversation der Entschuldigung die Spitze abzubrechen, indem er den terminus a quo geschickt verrückt, während der terminus ad quem, die Ordination ganz richtig festgehalten wird. Er rechnet einfach vom Tode Nikolau's II. bis zur Ordination seines Nachfolgers (ad Kalendas Octobris, cum iste successit.) Wäre Grauert's Ansicht die richtige, dann dürfte er

---

4) Watterich l. c. p. 247.

nur bis zum 30. September, dem Wahltag, rechnen. Auf diese Tergiversation geht begreiflicherweise der defensor ecclesiae nicht ein, er müßte ja bereits Gesagtes abermals sagen, er schreitet vielmehr ad fortiora weiter und sagt, quod ob imperialis palatii reverentiam decreveram silentio praeterire und was saeculis omnibus inauditum. Ihr, die königliche Hofpartei, habt das euch zugestandene Privilegium, über dessen Verletzung ihr jetzt so lamentirt, selbst verscherzt; ihr habt euch ja vermessen, den Papst durch ein Quasiconcil absetzen und alle seine Bestimmungen cassiren zu lassen (et omnia, quae ab eo fuerant statuta, cassare praesumpsistis). Damit habt ihr natürlich auch jenes Privilegium cassirt, auf das ihr euch jetzt mit so großer Emphase beruft.

So steht alles in vollster Harmonie und von confuser Verworrenheit und Widersprüchen, wie Dr. Grauert sie finden will, ist nirgends etwas zu entdecken. Damiani ist und bleibt somit ein zuverlässiger Zeuge für die Interpretation der Königsklausel.

Versuchen wir nun den debitus honor und die reverentia des nähern zu bestimmen. Vor allem möchten wir darauf hinweisen, daß von honor et reverentia, nicht aber von jus die Rede ist, daß also, falls je von Recht gesprochen werden will, dieß nur in uneigentlicher Weise, d. h. etwa im Sinne von Ehrenrecht, nicht aber in sensu canonico strictissimo geschehen kann. Dieses Recht nun eignet dem Kaiser offenbar nur als patricius ecclesiae Romanae, wie dieß Damiani ganz richtig hervorhebt[1]), und schließt seiner Natur nach die zwei reciproken Begriffe in sich, einerseits die Pflicht physischen Schutzes der römischen Kirche gegenüber jeder rechtlosen Vergewaltigung, andererseits die hieraus resultirende Dankbarkeit der Kirche, die sich in zugestandenen kirchlichen Ehrenbezeugungen äußern wird. In dieser seiner Doppelwirkung wird sich der Patriciat auch bei einem der vitalsten Vorgänge

1) Watterich, l. c. p. 247.

in der Kirche, bei Besetzung des heiligen Stuhles äußern müssen, d. h. Pflicht des Kaisers als Patricius wird es seyn, über der Wahl solcher Gestalt schützend zu wachen, daß sie in legitimer, das Leben der Kirche nicht schädigender Weise vor sich gehen kann. Daß hiemit aber nicht etwa das Recht eigenmächtigen gewaltthätigen Eingriffs in den Wahlgang verbunden ist, bedarf wohl nicht erst einer Widerlegung; trotzdem bleibt nicht ausgeschlossen, daß so abnorme Verhältnisse eintreten können, daß es Pflicht des Patricius wird, selbstthätig einzugreifen. Durch solch abnorme Ausnahmsverhältnisse aber werden nirgends Rechtszustände geschaffen, und so gewiß auch nicht bei der Papstwahl. Auch hier wird der Satz seine Geltung haben: exceptio confirmat regulam.

Genannter Schutzpflicht nun kann der Kaiser in verschiedener Weise gerecht werden, am einfachsten gewiß durch persönliche Anwesenheit am Wahlort. Der Natur der Sache nach aber wird dieser Fall als seltenste Ausnahme gelten müssen, weit eher war die Entsendung kaiserlicher Legaten ermöglicht; doch konnte auch dieß nach Lage der Verhältnisse schwer, ja unmöglich werden. So blieb denn als dritte und letzte Form nur noch die Einsendung der Wahlakten und deren Prüfung durch den Kaiser, ob die Wahl wirklich frei gewesen und in legitimer Weise erfolgte. Diese letztere Form möchten wir den moralischen Wahlschutz nennen, während die beiden ersteren den physischen repräsentiren. Das Bewußtseyn und die Gewißheit der nachfolgenden kaiserlichen Prüfung und Untersuchung auf Freiheit und legitimen Verlauf, und die nothwendig erfolgende Annullirung bei gröblichem Verstoß mußte offenbar schützend und schirmend über dem ganzen Wahlgeschäft schweben und gewaltsame, willkürliche und unrechtmäßige Beeinflussung jeglicher Art möglichst fern halten. Nun erscheint uns das sogenannte kaiserliche Bestätigungsrecht sofort in ganz anderem Licht und wir begreifen jetzt, wie man dieses Bestätigungsrecht kirchlicherseits nicht nur zugestehen, sondern auch aufrecht erhalten, ja synodaliter sank-

tioniren konnte, während die bisherige Auffassung mit der Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche offenbar in unlöslichem Widerspruch steht. Nicht ein arbiträres Bestätigungsrecht konnte und wollte man dem Kaiser einräumen, so daß es in seinem Belieben gestanden hätte, den einmal rechtmäßig Gewählten nach Gutdünken zu bestätigen oder zu verwerfen. Solch ein Zugeständniß bezeichnet Grauert mit vollem Recht als „eine ungeheuerliche, dem Geist des canonischen Rechts widersprechende Concession." [1]) Die Ausübung genannten Rechts war vielmehr genau und bestimmt limitirt. Auf Grund des eingesandten Wahlberichts oder selbstständig zu machenden Erhebungen, hatte der Kaiser lediglich zu constatiren, daß die Wahl wirklich frei und legitim erfolgt, oder aber, daß dieß auf Grund bestimmter Thatsachen nicht der Fall gewesen. Im ersteren Fall mußte er den Gewählten bestätigen, im letztern eine wirklich freie Wahl ermöglichen.

Als Dank und Anerkennung für diesen wichtigen und gewiß nicht uncanonischen Schutz der Wahl, erhielt der Kaiser kirchlicherseits das hohe Ehrenrecht zugestanden, daß der neue Papst erst in seiner oder seiner Legaten Anwesenheit consecrirt werden sollte. [2]) Fassen wir das Patriciat des deutschen Kaisers in dieser richtig verstandenen Weise, so können wir begreifen, wie bei notorisch freien und legitimen Wahlen, wenn Gefahr auf dem Verzug war, die kaiserliche Bestätigung umgangen werden konnte, ohne viel Reklamationen kaiserlicherseits; war ja in diesem Falle die Einholung leere Formalität. Zugleich wird uns klar, daß die Einholung dieses Consenses nach und nach in Wegfall kommen konnte, ja mußte, dann nämlich, als die Wahlfreiheit in anderer Weise hinlänglich garantirt war. Dagegen bliebe es ein ungelöstes historisches Räthsel, wie die Kaiser des 12. Jahrhunderts stillschweigend auf ein so höchst bedeutungsvolles Recht verzichten konnten.

---

1) A. a. O. S. 576.

2) Siehe oben S. 501 Anmerk. 2.

wie die bisher angenommene arbiträre Bestätigung des Papst-candidaten eines gewesen wäre.

Auf Grund der bisherigen Untersuchung vermögen wir nun den Paragraph 4 des vielbesprochenen Wahldekretes von 1059, die sogen. Königsklausel näher zu fassen. Dieselbe besagt: dem König sollen die Ehrenrechte des Patricius der römischen Kirche ungeschmälert gewahrt bleiben, d. h. ihm eignet das Recht und die Pflicht, die Freiheit der Wahl zu überwachen und zu controliren und er übt das hieraus resultirende relative Bestätigungsrecht; damit hängt das Zugeständniß zusammen, daß der neue Papst erst in seiner oder seiner Legaten Anwesenheit consecrirt werden soll. Dieß dürfte wohl der Inhalt und die Bedeutung des debitus honor et reverentia seyn.

Haben wir so die Bestimmungen des Wahldekretes von 1059 genauer fixirt, so wird es nun möglich seyn, die Erhebung Gregor's VII. eingehender auf dieses Dekret zu prüfen, um zu eruiren, ob dieselbe allen genannten Anforderungen entsprochen und somit durchaus rechtlich gewesen oder ob sie in wesentlichen Punkten gegen die Bestimmungen des Dekretes verstoßen und damit als ordnungswidrig zu bezeichnen sei.

2. Die Erhebung Gregor's VII.

Wie oben ausgeführt, dürfen wir über die Vorgänge bei der Wahl als primäre Quellen nicht die erst unter dem Einfluß des bald nachher entbrannten Kampfes geschriebenen Berichte zu Rathe ziehen, da sie sämmtlich das Präjudiz der Parteilichkeit gegen sich haben. Ein möglichst wahrheitsgetreues Bild werden wir nur in den unmittelbar nach der Wahl gemachten authentischen Aufzeichnungen zu suchen haben; es sind dieß: das Wahlprotokoll der Cardinäle und die gleich nach der Wahl geschriebenen Briefe Gregor's selbst. Ersteres nun lautet folgendermaßen: Regnante Domino nostro Jesu Christo, anno clementissimae incarnationis eius millesimo

septuagesimo tertio, indictione et luna undecima, 10 Kalendas Maii, feria secunda, die sepulturae domni Alexandri bonae memoriae secundi papae, ne sedes apostolica diu lugeat proprio destituta pastore, congregati in basilica beati Petri ad Vincula nos sanctae Romanae catholicae et apostolicae ecclesiae cardinales clerici acoliti subdiaconi diaconi presbyteri, praesentibus venerabilibus episcopis et abbatibus, clericis et monachis consentientibus, plurimis turbis utriusque sexus diversique ordinis acclamantibus, eligimus nobis in pastorem et summum pontificem virum religiosum, geminae scientiae prudentia pollentem, aequitatis et justitiae praestantissimum amatorem, in adversis fortem, in prosperis temperatum et juxta apostoli dictum bonis moribus ornatum, pudicum, modestum, sobrium, castum, hospitalem, domum suam bene regentem, in gremio huius matris ecclesiae a pueritia satis notabiliter educatum et doctum atque pro vitae merito in archidiaconatus honorem usque hodie sublimatum, Hildibrandum videlicet archidiaconum, quem ammodo et usque in sempiternum et esse et dici Gregorium papam et apostolicum volumus et approbamus.[1]) Gregor selbst aber beschreibt seine Erhebung in mehreren vom 24. bis 28. April datirten und an die verschiedensten Personen gerichteten Briefen[2]) fast wörtlich gleichlautend also: Dominus noster papa Alexander mortuus est. Cuius mors super me cecidit et omnia viscera mea concutiens penitus conturbavit. Nam in morte quidem eius Romanus populus contra morem ita quievit et in manu nostra

1) Jaffé Monum. Greg. p. 9.

2) Die Briefe sind gerichtet an Desiderius, Abt von Montecassino und Fürst Gisulf von Salerno vom 24. April; an Erzbischof Wibert von Ravenna vom 26. April; an Beatrix, Abt Hugo von Clugny, Erzbischof Manasses von Rheims, König Swein von Dänemark und Abt Bernhard von Marseille vom 28. April. cfr. Jaffé l. c. p. 10—13.

consilii frena dimisit, ut evidenter appareret, ex Dei misericordia hoc provenisse. Unde accepto consilio hoc statuimus: ut post triduanum jejunium, post litanias et multorum orationem elemosinis conditam, divino fulti auxilio statueremus, quod melius de electione Romani pontificis videretur. Sed subito, cûm praedictus dominus noster papa in ecclesia Salvatoris sepulturae traderetur, ortus est magnus tumultus populi et fremitus, et in me quasi vesani insurrexerunt, nil dicendi, nil consulendi facultatis aut spatii relinquentes. Violentis manibus me in locum apostolici regiminis, cui longe impar sum, rapuerunt, ita, ut cum propheta possim dicere: Veni in altitudine maris et tempestas demersit me." Aus diesen Angaben ergeben sich nun folgende Punkte:

a) Die geforderte tractatio der Cardinalbischöfe, d. h. die Aufstellung und Berathung einer Candidatenliste fiel in diesem Wahlakt ganz weg und an ihre Stelle trat die petitio populi in der Lateranbasilika bei Beerdigung Alexander's II. Es fragt sich nun, war dieß eine Verletzung des Wahldekretes? Wenn ich die Frage entschieden verneine, glaube ich nicht auf ernstlichen Widerspruch zu stoßen. Das Dekret wollte offenbar nur für den gewöhnlichen Verlauf einer Neuwahl Vorsorge treffen, wodurch außerordentliche Vorkommnisse nicht ausgeschlossen bleiben. Die tractatio kann und will im Sinne des Dekretes nicht in der Weise integrirender Bestandtheil des ganzen Wahlgeschäftes seyn, daß deren Nichtvorhandenseyn die Wahl ungültig machen könnte, so wenig als durch die unter gewöhnlichen Verhältnissen verlangte Scrutiniumswahl das Außergewöhnliche einer Wahl per inspirationem ausgeschlossen seyn kann. Wurde den Cardinälen durch die petitio populi eine Persönlichkeit offerirt, die sie auch ihrerseits für passend hielten, so konnte doch nicht gefordert werden, daß sie erst in langer Verhandlung nach einer solchen suchen müßten. Das Wegfallen der tractatio kann somit die Rechtmäßigkeit einer Wahl ebenso-

wenig alteriren, als das freie Geständniß eines Delinquenten die gerichtliche Verhandlung rechtlos machen wird.

b) Auf Grund dieser petitio versammelten sich die Cardinäle sofort in S. Petri ad Vincula, dem Ort, wo damals unter gewöhnlichen Verhältnissen die Papstwahl statt hatte und wählten einstimmig (nos sanctae Romanae . . . ecclesiae cardinales . . . . eligimus), den Archidiacon Hildebrand zum Papst und zwar

c) unter Zustimmung des übrigen Klerus (praesentibus bis consentientibus) und des Volkes (plurimis turbis bis acclamantibus). Hildebrand nahm, wenn auch ungern, die so einstimmig erfolgte Wahl an und nannte sich Gregor; hiemit war nach damaliger Rechtsgewohnheit die Immantation, d. h. die faktische Einweisung in Amt und Würde unmittelbar verbunden. Offenbar ist dieß der wichtigste und wesentlichste Theil der ganzen Wahlhandlung, der unbestreitbar ganz den Bestimmungen unseres Dekretes gemäß verlief. Schon der Umstand der Verlegung des Wahlaktes von der Lateranbasilika, wo die petitio populi erfolgte, nach S. Petri ad Vincula spricht gegen eine gewaltthätige, tumultuarische Erhebung.

Bedenken könnten nur noch bezüglich der Zeit erhoben werden, da die Wahl in außergewöhnlicher Weise, bereits am Tage der Beisetzung Alexander's II. vorgenommen wurde. Wirklich scheint auch Giesebrecht [1]) diesen Umstand mit zu den „ordnungswidrigen" Momenten der Wahl zu rechnen. Inwiefern ist solcher Einwand berechtigt? Ueber die Zeit der zu erfolgenden Neuwahl enthält unser Dekret gar keine näheren Bestimmungen, sondern sagt nur, daß dieselbe nach dem Tode des Papstes erfolgen soll (obeunte huius Romanae ecclesiae pontifice). Dieß war wirklich damals, wie lange vor und nach Gregor, die einzige bestimmte Vorschrift bezüglich der einzuhaltenden Zeit; ja es kam sogar

1) Vgl. oben S. 493.



vor, so z. B. gleich beim Ableben des Papstes Gregor VII., daß die Frage der Neubesetzung bereits zu Lebzeiten des Papstes ventilirt wurde[1]), ohne daß deßhalb die Anklage der Ordnungswidrigkeit erhoben worden wäre. Somit wird auch bei Gregor das Zeitmoment keine Instanz gegen die Rechtmäßigkeit der Wahl abgeben können.

d) Nun folgt die viel umstrittene Frage über Einholung der kaiserlichen Bestätigung. Bonitho und mit ihm fast wörtlich übereinstimmend die Acta Vaticana berichten folgendes: „Als Gregor am folgenden Tag die gefährliche Lage, in die er gekommen, bei sich ernstlich überdachte, wurde er sehr unruhig und betrübt. Da er aber einen andern Ausweg, der ihm aufgelegten drückenden Papstwürde sich zu entziehen, nicht fand, sandte er sofort Boten an König Heinrich, um ihn von der erfolgten Wahl in Kenntniß zu setzen und zugleich angelegentlich zu bitten, ihn nicht zu bestätigen, mit der Drohung, falls er dieß dennoch thun würde, werde er seine offenkundigen Uebelthaten nicht länger ungestraft hingehen lassen.“ [2]) Daß dieß nicht der Standpunkt des damaligen Papstthums war und nicht seyn konnte, wird ziemlich allgemein zugestanden; wie aber diesen sonderbaren Bericht von Zeitgenossen erklären? Nach unserer obigen Darlegung der Patriciatsrechte mußte sich die Bestätigungsfrage leicht und einfach lösen. Gregor hatte die Rechte des deutschen Königs als römischen Patricius zu respektiren; daß er dieß mit genauester Pünktlichkeit thun würde, muß von einem so einsichtigen und klugen Manne wie Hildebrand war, zum voraus auf's bestimmteste angenommen werden. Ihm mußte vor Allem daran liegen, seinen Feinden — und daß er sich be-

1) Die Synode von Pavia 997 unter Papst Gregor V. verbietet nicht eine Besprechung der Papstwahl zu Lebzeiten des noch regierenden Papstes, sondern nur die Abgabe eines bestimmten Versprechens. Vgl. Hefele Conc. Gesch. Bd. IV. 2. A. S. 650.

2) Watterich. l. c. p. 309.

züglich derselben keiner Täuschung hingab, beweisen seine Briefe zur Genüge — keinerlei Vorwand zu geben, die Rechtmäßigkeit seiner Erhebung irgendwie mit dem Scheine des Rechtes anstreiten zu können. Er hatte somit den König von der erfolgten Wahl in Kenntniß zu setzen, ihm die Prüfung ihrer Rechtmäßigkeit anheimzugeben und die Entsendung eines Legaten zur Consecration zu erbitten. Ganz dem entsprechend handelt auch Heinrich; er entsendet einen seiner vertrautesten Räthe, den Grafen Eberhard von Nellenburg [1]) nach Italien, um über den Verlauf der Wahl Erkundigungen einzuziehen. Da dieser die Rechtmäßigkeit derselben constatiren muß, erfolgt die königliche Bestätigung und der Kanzler für Italien, Bischof Gregor von Vercelli, wohnt am 29. Juni als königlicher Commissär der Consecration des Papstes an. [2])

Auch das Verhalten Gregors in der Zwischenzeit, zwischen Wahl und Consecration ist ganz den dargelegten Verhältnissen entsprechend. So sehr er die Rechte des Königs respektirt, so ist er doch weit davon entfernt, ihm ein arbiträres Bestätigungsrecht einzuräumen. Bis zum 30. Juni nennt er sich zwar immer nur electus in Romanum pontificem, allein er weiß sich doch bereits im vollen Besitz der Papstgewalt, die er auch sofort ohne jegliche Restriktion ausübt. Schon unter dem 29. April schreibt er an Bischof Rainer von Florenz und verlangt von ihm energisches Einschreiten und genaue Untersuchung in einer Eheangelegenheit. [3]) Am 30. April schreibt er an die päpstlichen Legaten in Gallien, Bischof Giraldus von Ostia und Subdiacon Raimbald, und ermahnt sie, sich in den Verhandlungen mit Graf Ebulo von Roucy genau an die von Alexander II. erhaltenen Instruktionen zu halten, tadelt sie wegen ihres langen Still-

1) Lambert von Hersfeld, Annal. ad ann. 1073.
2) Bonitho, Ad amicum. Jaffé l. c. p. 657.
3) Jaffé l. c. p. 13.

schweigens und fordert sie zu baldmöglichster Rückkehr nach Rom ad referendum auf. Von demselben Datum ist auch das Schreiben an die spanischen Fürsten, worin diesen, ähnlich wie dem Grafen Ebulo, die Rückeroberung des Landes von den Sarazenen nur unter der Bedingung gestattet wird, daß sie dasselbe dem hl. Petrus, dem es zu eigen gehöre, zurückgeben. Den Legaten Humbert und Albert bestätigt er die ihnen von Alexander II. verliehenen apostolischen Vollmachten. Dem Grafen Guido, von Imola befiehlt er, die Einwohner von Imola gegen Erzbischof Wibert von Ravenna zu schützen bis zur Ankunft eines päpstlichen Legaten. Die Gräfinen Beatrix und Mathilde ermahnt er auf's nachdrücklichste, jeden Verkehr mit den simonistischen Bischöfen der Lombardei sorgfältig zu meiden.

Die gleiche Gesinnung, die sich in seinen Handlungen kund gibt, spricht Gregor auch klar und bestimmt in seinen Briefen aus. Oben genannte Legaten Humbert und Albert ermahnte er am Schluß, in den Kirchen, wo sie hinkämen, für ihn beten zu lassen, auf daß Gott der Allmächtige seine Schwachheit gnädig unterstütze ad ferendum tam grave onus, quod *impositum* eius timore *recusare* non audebam.[1]) An Herzog Gottfried von Lothringen aber schreibt er unter dem 6. Mai: Quo magis nobis dolendum est, qui *susceptum* universalis ecclesiae *regimen* in tanta difficultate nec rite administrare nec tuto *deserere* possumus?[2]) Ich frage nun alles Ernstes, kann ein Mann so handeln und so schreiben, der die arbiträre Entscheidung über seine Erhebung in die Hände des Königs gelegt, oder der auch nur der Ueberzeugung lebt, daß solche Entscheidung dem König rechtlich zustehe. Hieße denn das nicht ganz geflissentliche Verachtung königlicher Gerechtsame zur Schau tragen und dadurch die Wahlverwerfung zur unausbleiblichen Nothwendigkeit machen?

---

1) Jaffé, l. c. p. 18.
2) Jaffé, l. c. p. 19.

So hätte ein Gregor VII. gehandelt! Sein Verhalten läßt sich nur erklären unter Annahme des oben dargelegten relativen Bestätigungsrechtes.

Aber wie kommen denn Bonitho und die Acta Vaticana zu obigem auffallendem Bericht, der nicht nur vom kirchenrechtlichen Standpunkt aus Unmögliches enthält, sondern dem Papst auch eine offenbare Taktlosigkeit insinuiren würde? Oder wäre denn solch ein Benehmen nicht recht eigentlich das, was man im Deutschen mit der Thüre ins Haus hineinfallen heißt? Hefele[1]) sucht die Schwierigkeit mit der Annahme zu lösen, Gregor habe „dem Könige gleich von Anfang an seine Principien offen dargelegt und mit edler Freimüthigkeit vorgestellt, wie er im Falle der Bestätigung unmöglich die Eingriffe des Hofes in die Freiheit und das Recht der Kirche könne fortdauern lassen u. dgl. Dieser Inhalt wurde dann durch die Fortbewegung des Gerüchtes ganz leicht in die Form umgebildet, welche Bonitho und die Acta mittheilen, indem man sich sagte: das heißt ja recht eigentlich den König auffordern, die Bestätigung nicht zu ertheilen.“ Abgesehen davon, daß hier ein arbiträres Bestätigungsrecht vorausgesetzt ist, wie wir solches unmöglich zugestehen können, harmonirt die Annahme auch nicht mit dem wirklichen Sachverhalt. Gregor spricht allerdings in mehreren seiner Schreiben eine ähnliche Absicht aus, wie sie Hefele annimmt; so schreibt er z. B. am 6. Mai an Herzog Gottfried: „Est autem haec voluntas nostra: ut *primum oblata nobis opportunitate*, per nuncios nostros super his, quae ad profectum ecclesiae et honorem regiae dignitatis suae pertinere arbitramur, paterna eum dilectione et admonitione conveniamus.“ [2]) Allein schon der Wortlaut sagt klar genug, daß eine derartige Mahnung nicht gleich mit der Wahlanzeige nach Deutschland gegangen seyn kann, ja ein solches Schreiben

---

1) Conc. Gesch. V. S. 5.
2) Jaffé, l. c. p. 19.

war am 24. Juni noch nicht abgeschickt, wie aus den Briefen an die Gräfinen Beatrix und Mathilde klar genug hervorgeht.[1]) Wir müssen daher einen andern Entstehungsgrund jenes sonderbaren Berichtes vermuthen. Wie Hefele möchte auch ich die Angabe auf ein allmählig entstandenes Gerücht zurückführen, denn haltlos aus der Luft gegriffen kann sie nicht wohl seyn. Sicherlich war man in Rom über Absichten und Gesinnungen der simonistischen und nicolaitischen Geistlichen hinlänglich unterrichtet und wußte recht gut, daß von ihrer Seite alles aufgeboten wurde, um die Stuhlbesteigung des gefürchteten Hildebrand um jeden Preis zu hintertreiben. Die dießbezüglichen Berichte Lambert's von Hersfeld[2]) und des Abtes Wilhelm von Metz[3]) sprechen sich hierüber mit der wünschenswerthesten Klarheit aus. Es liegt nun nahe, daß solchen Gerüchten gegenüber die gregorianische Partei ängstlich wurde und angelegentlich in Gregor drang, durch rasche Consecration allen derartigen Machinationen und möglichen Eventualitäten einen Riegel zu schieben, wie dieß ja auch bei der Erhebung Alexanders II. geschehen. Als sich Gregor hiezu aber nicht bereit finden ließ, sondern sich entschlossen erklärte, zuerst das königliche Urtheil abzuwarten[4]), lag der Vorwurf nahe: das heißt ja die Gegner geflissentlich ermuthigen und die Papstwürde von der königlichen Willkür abhängig machen. Uebrigens ist auch der andere Fall denkbar, daß die allzeit geschäftige Sage, die, wie oben gezeigt, von Gregor selbst wiederholt ausgesprochene Absicht, den

---

1) cfr. Jaffé, l. c. p. 22.

2) Annal. ad ann. 1073.

3) Wilhelm schreibt an Gregor: „Der Teufel von Vercelli (Bischof Gregor) und sein Anhang wirken dahin, daß du nicht bestätigt werdest.“

4) Dem königlichen Gesandten Graf Eberhard erklärte Gregor: *cogi* tamen nullo modo potuisse, ut ordinari se permitteret, donec in electionem suam regem consensisse certa legatione cognosceret. Pertz M. G. VII. p. 154.

König bei passender Gelegenheit durch vertraute Männer an seine Pflicht mahnen zu wollen, ohne weiteres in die That umsetzte und dann natürlich mit der Wahlgesandtschaft in Verbindung brachte. Möglich auch, daß diese beiden Momente bei Bildung der Sage concurrirten; daß es aber Sage und nicht Geschichte, bedarf keines weiteren Beweises.

Auf Grund des genannten Berichtes von Bonitho und der aus ihm resultirenden Annahme eines arbiträren Bestätigungrechtes, sah man sich vor ein neues schwer zu lösendes Räthsel gestellt. Die trotzige Herausforderung Gregor's kann, die Sache menschlich angesehen, doch gewiß königlicherseits keine andere Antwort erwarten lassen, als die rüde Verwerfung der Wahl, vor allem dann, wenn diese noch ordnungswidrig gewesen. Trotzdem nun erfolgt das Unglaubliche, die Bestätigung, und so stehen wir so zu sagen vor einem moralischen und politischen Selbstmord des Königs. Um sich aus dieser schwierigen Lage herauszuhelfen, hat man zu verschiedenen Erklärungsversuchen seine Zuflucht genommen, von denen der scheinbar natürlichste noch der ist: der drohende Sachsenaufstand habe Heinrich IV. die unliebsame Bestätigung abgepreßt. Nun belehrt uns aber die Geschichte, daß in der Zeit, da es sich um die Wahlbestätigung handelte, im Monat Mai und Anfangs Juni des Jahres 1073, Heinrich entfernt nicht an einen Sachsenaufstand dachte, und noch viel weniger durch einen solchen eingeschüchtert seyn konnte. Gerade damals trug er sich mit ganz anderen Planen, die ihn uns weit eher im Vollgefühl seiner Königsmacht zeigen, als in unmännlicher Verzagtheit und Schwäche; eben wurde im deutschen Reich zu einem großen Heereszug für den kommenden August gerüstet. Sei es nun, daß derselbe wirklich, wie der König behauptete, den Polen galt, oder daß er, wie man im Sachsenlande argwohnte, zur Unterjochung dieses dienen sollte, immerhin läßt solche Heeresrüstung, sowie das selbstbewußte und nicht selten sogar gewaltthätige Auftreten Heinrichs, keinen Herrscher vermuthen, der sich vor einer Drohung,

wie Bonitho sie berichtet, feige und furchtsam gebeugt hätte. Erst der 29. Juni, der Consecrationstag des Papstes, leitete infolge der von Heinrich beliebten Rücksichtslosigkeit gegen die sächsischen Großen jene gewaltige Bewegung unter dem Sachsenvolke ein, die schließlich den Stolz des Königs brach und zur schmählichen Flucht aus der Harzburg (vom 8. auf den 9. August) führte. Diese Ereignisse nun ohne weiters der Wahlbestätigung im Mai oder Juni zu unterschieben, ist ein unzulässiges historisches Hysteron proteron, ein künstliches Auskunftsmittel, das der wirkliche Sachverhalt, wie wir gesehen, gar nicht verlangt.

Bonitho's Annahme eines unbedingten königlichen Bestätigungsrechtes wollte man vielfach durch die Berichte Lambert's von Hersfeld und des Abtes Wilhelm von Metz [1]) bestätigt finden. Ersterer sagt in seinen Annalen: Nach dem Tode Alexander's II. wählten die Römer sofort, ohne den König zu fragen (inconsulto rege) Hildebrand zu seinem Nachfolger ꝛc. Diese Kunde erfüllte die Bischöfe Galliarum [2]) mit großer Angst und sie baten insgesammt den König, die ohne sein Geheiß (eius injussu) erfolgte Wahl für ungültig zu erklären, sonst würde Niemand mehr als er selbst die üblen Folgen dieser Wahl zu fühlen bekommen. Der König sandte auch sofort den Grafen Eberhard ab, der sich mit den römischen Großen ins Benehmen setzen (Romanos proceres conveniens) und sich bei ihnen erkundigen sollte, warum sie ohne Willen des Königs einen römischen Papst ordinirt hätten (quare rege inconsulto R. E. pontificem ordinassent); diesem selbst aber sollte er, falls er sich nicht genügend rechtfertigen könnte, befehlen, auf die unerlaubt (illicite) erhaltene Würde zu verzichten. Gregor

---

1) Sein Schreiben an Gregor siehe oben S. 514 Anm. 3.

2) Galliae bedeutet bei Lambert die Gegend zwischen Alpen und Rhein, also das heutige Südwestdeutschland. cfr. Pertz M. G. T. VII. p. 154. not. 18.

nahm den königlichen Gesandten freundlich auf. Nach Anhörung der vom König erhobenen Beschwerden betheuerte er, daß er gegen seinen Willen und Wunsch erwählt worden, die Consecration zu empfangen aber durch nichts habe vermocht werden können, ehe nicht des Königs Consens in verbürgter Weise zu seiner Kenntniß gelangt wäre. Auf diesen Bericht befahl der König in freudigster Zustimmung die Consecration.“ Diese Erzählung Lambert's ist, ich möchte sagen, so recht aus dem Leben der damaligen erregten Zeit herausgegriffen und gibt uns ein recht anschauliches Bild der kirchenpolitischen Strömungen. Zwei Punkte müssen nämlich hier genau auseinander gehalten werden, so unvermittelt sie auch nebeneinander gestellt sind: die Behauptungen der deutschen Bischöfe und das Verhalten des Königs. Letzteres ist unverkennbar völlig correkt. Wenn Heinrich von den Römern Rechenschaft fordert, warum sie den neuen Papst ohne sein Dazwischentreten consecrirt hätten (ordinassent), so macht er damit nur seine Rechte als patricius Romanorum geltend. Als er hierauf erfährt, Gregor sei noch gar nicht consecrirt und durchaus rechtmäßig gewählt, gibt er sofort freudig seine Zustimmung zur Consecration. Was wäre hier Incorrektes zu finden? Was aber sodann das Verlangen der Bischöfe Galliarum anlangt, der König solle die Wahl, weil ohne sein Geheiß vollzogen, für ungültig erklären, so sagt uns hier Lambert nur, was wir von anderwärts schon zur Genüge wissen, daß sich nämlich der damalige unkirchliche Klerus gegen die kirchliche Reformpartei hauptsächlich auf die königliche Gewalt zu stützen suchte und dieser Rechte zusprach, die ihr nach gottgewollter kirchlicher Verfassung niemals zukommen konnten. Bestimmter noch als von Lambert erfahren wir dieß aus der vita Alexandri II. Hier wird nämlich anläßlich der Besprechung der Aufstellung des Gegenpapstes Cadalous gesagt: Venientes autem ad eam (imperatrix Agnes) suggesserunt ei, quod filius eius ita in honore Patritiatus deberet succedere, sicut in regia dignitate. *Praeterea impudenter*

asserebant, quod Nicolaus Papa statuerat in decretis suis, quod nullus deinceps haberetur Episcopus, nisi prius eligeretur ex consensu regis.[1]) Derartigen Ergüssen einer im Interesse eigener Straflosigkeit hyperdevoten Ergebenheit wird Niemand stichhaltige Beweiskraft für eine Sache zusprechen wollen.

Zum Schlusse mögen noch der angeblichen Wahlbestechung Gregor's einige Worte vergönnt werden. Die fragliche Anklage hat zwar heute nur mehr symptomatische Bedeutung, um zu zeigen, welch erstaunliche Ungereimtheiten auf gutwilligen Glauben zählen dürfen, falls sie nur zu einem möglichst ungünstigen Urtheil über kirchliche Personen oder Institutionen Material beschaffen.[2]) Schon von den Zeitgenossen wurde die Rechtmäßigkeit von Gregor's Erhebung auf jede mögliche Weise angestritten, aber merkwürdigerweise erst dann, als der erbitterte Kampf zwischen Papst und Kaiser ausgebrochen. Während Gregor wiederholt in den verschiedensten Schreiben und bei den feierlichsten Veranlassungen[3]) auf's

---

1) Muratori, Script. rer. ital. T. III. 1. p. 302.

2) Wir können es uns nicht versagen, hier kurz auf die sonderbare Art wissenschaftlicher Geschichtskritik hinzuweisen, wie sie in einer Doktordissertation der Jenenser philosophischen Fakultät zur Anwendung kommt. Hier heißt es S. 26 wortwörtlich also: „Aber wenn auch sein (des Cardinals Beno) Leben Gregor's VII. nur eine leidenschaftliche Schmähschrift gegen diesen ist, so ist doch kein Grund vorhanden, ihm in seinen Angaben über die Wahl (er bestreitet deren Rechtmäßigkeit) Glaubwürdigkeit abzusprechen.“ Ganz den gleichen Grundsatz historischer Kritik spricht der Doktorand bezüglich der Berichte Benzo's von Albo, des Gegenpapstes Clemens, des Wormser Concils, des Brixener Dekrets und anderer antigregorianischer Schmähschriften aus. G. Ruppel, die Wahl Papst Gregors VII. S. 24. 30. u. a. Solche Geschichtsforschung freilich kann alles leisten und getrost auf Bestellung arbeiten.

3) In all den oben genannten Schreiben und auch in vielen andern, namentlich aber in der Excommunicationssentenz gegen Heinrich IV. cfr. Jaffé, l. c. p. 224.

heiligste betheuert, daß er nie nach dem Pontificat verlangt und nur widerstrebend und gezwungen den heiligen Stuhl bestiegen, warfen ihm seine Gegner vor, daß er in strafbarem Ehrgeiz und Egoismus nach der Papstwürde gestrebt und daß er sein Ziel mit allen Mitteln, simonistische Bestechung nicht ausgeschlossen, zu erreichen gesucht habe. So berichten Benzo von Alba und Wido von Ferrara, daß in der Nacht vor der Wahl viel Geld unter das römische Volk vertheilt und so jene stürmische petitio populi erkauft worden sei. Dem gegenüber wäre zunächst die Frage zu stellen, welche Regeln historischer Kritik berechtigen dazu, einen Mann, wie Papst Gregor, der niederträchtigsten Heuchelei und gemeinsten Lüge zu bezichtigen, ohne andere haltbare Gründe als die, wie allgemein zugestanden wird,[1] leidenschaftlichen Angriffe gewissenloser Gegner? Dann aber, zu welch erstaunlichen Ungereimtheiten muß man sich verstehen können, falls jene Anklage irgendwie als begründet vertheidigt werden will? Trachtete Gregor wirklich mit solch strafbarem Ehrgeiz nach der Tiara, warum wartet er denn noch so lange zu mit der Inthronisation? Warum schafft er nicht so rasch als möglich ein fait accompli, um alle Bedenken und Einwände sofort niederzuschlagen? War die Wahl wirklich eine erschwindelte, so hieß es doch durch solch sonderbares Zögern das momentan Gewonnene geflissentlich wieder auf's Spiel setzen. Es sollte kein psychologisches Geheimniß seyn, daß künstlich erregter momentaner Enthusiasmus und vor allem bei den Italienern rasch wieder verfliegt. Und erst, wenn derselbe durch Geld erkauft worden wäre? Wie hätte es Gregor wagen dürfen, s o f o r t mit solcher Entschiedenheit gegen die Simonie einzuschreiten, wenn er selbst auf diesem Wege auf den Stuhl Petri gelangt? Sonst pflegt das Laster gegen eigen Fleisch und Blut sehr nachgiebig zu seyn. Wo fände sich Dummheit

1) Vgl. u. a. namentlich Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen. 4. A. II. S. 173 ff.

und Niedertracht in solchem Grade vereint? So kommen wir auch auf diesem Wege zu dem absolut nothwendigen Schluß: Gregor's Verhalten nach der Wahl ist nur erklärlich, wenn er gegen seinen Willen, in durchaus rechtlicher Weise erhoben worden ist.

Wir glauben nun, am Schlusse unserer Untersuchung angelangt, die anfangs gestellte Frage dahin beantworten zu dürfen: Gregor's VII. Erhebung auf den apostolischen Stuhl war eine in allweg legitime und es wurde dabei keine der damals geltenden kirchlichen Bestimmungen für die Papstwahl irgendwie verletzt.

Passau. Dr. Knöpfler.

XXXIX.

Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—69.

II. 1868—69. (Fortsetzung.)

Nach einer Unterbrechung, welche die Sommerhitze und die Berufsarbeiten nothwendig gemacht und ich wieder in Deutschland zugebracht hatte, ging ich mit Beginn des Jahres 1869 zum zweiten Male über die Alpen. Bereits warfen die Ereignisse ihre Schatten voraus; gerade von Deutschland her in erster Linie, sodann von Frankreich ging eine Bewegung gegen Rom aus, welche zu den schwersten Bedenken Anlaß geben mußte. An der Spitze derselben stand der vordem

viel gefeierte Name eines Theologen, der durch sein ausgebreitetes Wissen, sein langjähriges Wirken als Lehrer, zu dessen Füßen tausende von begeisterten Schülern gesessen, seine Stellung am Hofe, seine wirklichen und unbestreitbaren Verdienste um die Kirche einen großen Einfluß in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus gewonnen hatte. Schon in seiner zur Eröffnung der Gelehrtenversammlung in München 1863 gehaltenen Rede hatte er auf die Bedeutung der Wissenschaft als einer Art von Prophetenthum neben dem Priesterthume in der Kirche hingewiesen und durch die gesammte Haltung derselben bei Einigen Besorgnisse erregt, die jedoch von Anderen als unbegründet bezeichnet wurden. Entschiedener trat der Gegensatz in den Aufsätzen hervor, welche i. J. 1869 unter der Ueberschrift: „Das Concilium und die Civiltà“ in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen und später in der Schrift: „Der Papst und das Concil“ von „Janus“ umgearbeitet neu herausgegeben wurden. „Wenn heutzutage“, heißt es darin, „eine starke, einmüthige, zugleich positiv gläubige und der Verwirklichung des Ultramontanismus widerstrebende öffentliche Meinung in Europa, ja nur in Deutschland, erwachte und sich kundgebe, dann würde, trotz der so düstere Besorgniß erweckenden Stimmen, die Gefahr noch glücklich vorübergehen. Unsere Schrift soll darum ein Versuch seyn, zur Weckung und Orientirung einer öffentlichen Meinung beizutragen.“

Von vielen und den verschiedensten Seiten her war man nun beschäftigt, diese „öffentliche Meinung“ zu organisiren. Professoren, die sich höchlich beleidigt fühlten, wollte man an der Wahrheit ihrer Doktrin zweifeln, fühlten sich berufen, Papst und Concil zu belehren, und schauerten vor dem Gedanken einer Unfehlbarkeit des römischen Stuhles; Beamte, welche ihre ganz besondere Loyalität bethätigen wollten, forderten auf zum Kampfe gegen hierarchische Uebergriffe. Und als so das Halali erklungen, wurde die gesammte „liberale“ Meute gegen Rom losgelassen; Publicisten mit feingeschnit-

tener Feder und feile Literaten, die sich in rohem Spott überboten, reiche Mastbürger, die dadurch sich ein Patent auf besondere Intelligenz und Bildung zu verschaffen gedachten, Streber jeder Art, denen es um das Avancement zu thun war, Advokaten ohne Clienten, welche auf diesem Wege ihre Namen bekannt zu machen suchten, unter ihnen gar mancher großmäulige Thersites, der sich verstand auf viele und ungebührliche Worte, auch unwissende, klostermüde Mönche thaten mit, um so auf anständige Weise ihren Habit an den Nagel hängen zu können. Und damit das Ganze programmmäßig vor sich gehe, liefen zu guter Letzt, wie bei früheren Ketzereien, auch theologisirende Weiber herbei, um den Brand freilich nicht in sancta simplicitate zu schüren. Hat doch schon der Dichter gesagt: Nulla fere causa est, in qua non foemina lites moverit. Sie mochten auch instinktmäßig ahnen, daß hier das Wort eintrifft: „Tua res agitur", und die ganze Hetze schließlich einmal wieder, wie vor dreihundert Jahren, wie eine Comödie, mit der Heirath, ausgehen wird. Auch in protestantischen Kreisen war man nicht gleichgültig geblieben, wiewohl die ganze Sache, als eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche, sie gar nichts anging, und wir sie ja unbehelligt ihre Kirchentage abhalten und Protestantenvereine gründen lassen, ja selbst die Gustav-Adolfsvereine, obgleich diese geradezu gegen uns gerichtet sind.

Ein Adressensturm begann sich zu erheben, die Gemüther vieler auch gutgesinnter Katholiken wurden verwirrt durch die schiefen, einseitigen Anschauungen und falschen Nachrichten, welche mittelst der Presse verbreitet wurden, so daß selbst die Majorität der im September dieses Jahres zu Fulda versammelten Bischöfe glaubte, eine Pflicht erfüllen zu sollen, wenn sie in einem ehrerbietigen Schreiben an den heiligen Stuhl ihre ernsten Befürchtungen vor ihm aussprach.

Auch die Regierungen blieben der Bewegung nicht ferne. In Bayern wenigstens wurden durch das Ministerium Hohenlohe die katholisch-theologischen Fakultäten von München und

Würzburg zu einem schriftlichen Gutachten aufgefordert über fünf Fragen, welche theils die päpstliche Unfehlbarkeit betrafen, theils mit ihr als in Verbindung stehend betrachtet wurden. In München war die Fakultät getheilt; dem Gutachten der Majorität stellte ein Theil der Professoren ein Minoritätsvotum gegenüber. In Würzburg wurde das von Professor Hergenröther bezüglich des canonistischen, von Professor Hettinger bezüglich des dogmatischen Theiles verfaßte Gutachten nach eingehender Prüfung von Seiten der Fakultät einstimmig angenommen und am 7. Juli, dem Vorabend von St. Kilian, des Patrons der Diöcese, eingesendet. Es war das erstemal seit einer langen Reihe von Jahren, daß die Staatsregierung die katholische Fakultät um ein Gutachten anging, und es ergriff die letztere daher diesen Anlaß um so lieber, als ihr dadurch Gelegenheit gegeben wurde, nicht bloß Stellung zu nehmen und ihren Standpunkt zu rechtfertigen, sondern auch bei der großen Verwirrung der Ideen und allgemeinen Erregung der Geister durch ruhige, klare, objektive, dogmatisch und canonistisch correkte Darlegung des Sachverhaltes zur Beruhigung der Gemüther und Berichtigung falscher Urtheile beizutragen. Die zweite und dritte der fünf Fragen, auf welche ein Gutachten abgegeben werden sollte, waren folgendermaßen formulirt: Würden in dem vorausgesetzten Falle (wenn die Sätze des Syllabus und die päpstliche Unfehlbarkeit zu Glaubenssätzen erhoben würden) die öffentlichen Lehrer der Dogmatik und des Kirchenrechtes sich verpflichtet erachten, die Lehre von der göttlich angeordneten Herrschaft des Papstes über die Monarchen und Regierungen — sei es als potestas directa oder indirecta in temporalia — als jeden Christen im Gewissen verpflichtend zu Grunde zu legen? Würden die Lehrer der Dogmatik und des Kirchenrechtes sich verpflichtet erachten, die Lehre, daß die persönlichen und realen Immunitäten des Klerus juris divini seien, also auch zum Gebiete der Glaubenslehren gehören, in ihre Vorträge und Schriften aufzunehmen?

Im Hinblick auf diese Fragen hatte die Würzburger Fakultät ihr Gutachten mit folgenden Worten eingeleitet: „Wenn auch die Voraussetzungen, auf denen die vorgelegten fünf Fragen beruhen, in den bisher vom päpstlichen Stuhle bezüglich des bevorstehenden öcumenischen Concils veröffentlichten Aktenstücken keinen Anhaltspunkt haben, und zunächst durch private Aeußerungen in Zeitschriften und Tagblättern hervorgerufen scheinen, so glaubt die Fakultät nichtsdestoweniger mit aller Gründlichkeit und Ausführlichkeit in die Beantwortung der vorgelegten Fragen eintreten zu müssen. Könnte auch zwar nicht der Inhalt, aber doch die äußere Fassung und Formulirung der zweiten und dritten Frage einigermaßen Besorgnisse für die ungehinderte akademische Lehrfreiheit, wie sie die andern Fakultäten unserer Hochschule genießen, ihrerseits zu erwecken geeignet scheinen, so ist doch die Fakultät vollkommen überzeugt, daß Solches keineswegs in den Intentionen lag, die zu der Fragestellung führten, und daß sie diese Freiheit in nicht geringerem Maße als die anderen Fakultäten durch die landesväterliche Huld Seiner Königlichen Majestät bewahren werde, und mit aller Offenheit und Bestimmtheit gibt sie ihre Antworten."

Dieses Vertrauen der Fakultät hat die kgl. Staatsregierung vollkommen gerechtfertigt, da sie sich ihr gegenüber streng in den Schranken des Gesetzes hielt; desto mehr dagegen war man von anderer Seite her bemüht, die Verfasser des Gutachtens, in welcher Weise dieß immer am besten geschehen konnte, zu stürzen und vom Lehramte zu entfernen. Das „Commovere servulis Dei invidiam de Caesare", das schon Ambrosius erfuhr, wird zu aller Zeit eine Waffe in den Händen des Parteigeistes seyn.

Auch in Frankreich hatte man sich unberechtigten Befürchtungen hingegeben. Die Männer des parlamentarischen Doktrinarismus, welche durch diesen Ruhm und Bedeutung gewonnen und auch für die katholische Sache Siege erfochten hatten, fürchteten für ihr System, dem sie nicht bloß eine

relative und bedingte, sondern absolute und in sich wahre Berechtigung zuschrieben. Und so kam es denn, daß gerade von dort aus, wo man den Gallicanismus am heftigsten und erfolgreichsten bekämpft hatte, die Opposition im Namen des Gallicanismus sich erhob. Nur muß constatirt werden, daß die alten Begründer und Vertheidiger dieses Systems, ein Van Espen, Launoy, P. d. Marca u. s. f. mit ganz andern Waffen ausgerüstet auf den Kampfplatz zu jener Zeit getreten waren, als ihre Epigonen und Abschreiber mit ihrer Duodezliteratur in Frankreich sowohl wie in Deutschland.'

In Rom stand man auf der Warte. Einstweilen wurde die Zahl der Consultoren durch Berufung neuer Mitglieder verstärkt. Aus Frankreich erschien Freppel, Professor an der Sorbonne, bald darauf noch von Napoleon zum Bischof von Angers ernannt; aus Deutschland wählte man Professor Dieringer aus Bonn, Professor Hefele aus Tübingen, Abt und Professor Haneberg aus München, Canonicus Moufang aus Mainz, Professor Alzog aus Freiburg und Canonicus Giese aus Münster. Dieringer lehnte leider, wie schon erwähnt, aus Gesundheitsrücksichten ab. Ich habe dieß tief beklagt und beklage es immerfort; Vieles, Vieles wäre anders geworden, für seine Person selbst wie für die Fakultät zu Bonn. An seine Stelle wurde Canonicus Häuser berufen. Auch Newman ließ sich durch den Bischof von Birmingham entschuldigen.

Die Osterferien des Jahres 1869 brachten einige Ruhetage. Ich benützte dieselben zu einem Ausfluge nach Monte Casino in Begleitung von Professor A. Dieser wollte die Schätze des Archivs kennen lernen, ich begehrte die Dantehandschrift zu sehen, welche das Kloster zur Säcularfeier des Dichters im Jahre 1865 veröffentlicht hatte. So zogen wir denn in der Frühe des 24. April, von Freunden begleitet, welche nach Neapel reisten, mit der Bahn an den classisch schönen sonnenbeglänzten Hügeln des lateinischen und Volsker-Gebirges hin. Früher, in der „schrecklichen, eisenbahnlosen"

Zeit, reiste man gewöhnlich an der Küste entlang auf der Via Appia durch die pontinischen Sümpfe. Im Frühjahre bieten diese den herrlichsten Anblick; wie ein unabsehbar ausgedehnter Park mit mächtigen Bäumen ziehen sie sich an der Küste hin, von blumenbedeckten Wiesen unterbrochen, auf dem Büffel, Heerden von Rindern und halbwilde Pferde sich tummeln. Im Hochsommer sind diese grünen Auen verdorrt, die Bäche, die sich von den Volskerbergen herabstürzen, verlieren ihr Gefäll und bilden gifthauchende Teiche und Sümpfe, zwischen denen die wenigen zurückgebliebenen Bewohner wie Schatten einherschwanken. Terracina mit seinen phantastisch geformten Felsen, ganz gebadet in goldigem Sonnenglanz, Gaëta, wo die Straße längere Zeit hart am Meere hinzieht, Fondi, das berüchtigte Räuberneſt, wo die Berge so eng herantreten, daß eine kleine Abtheilung den Weg zu sperren vermag, Capua, mitten in der fruchtbaren lachenden Campania felix, sind Gegenden von unbeschreiblicher charaktervoller Schönheit. Als ich in früheren Jahren einmal diesen Weg machte, war es gerade Mitternacht, wie wir in Fondi ankamen; ein neapolitanischer Gendarmerieposten war der einzige Bewaffnete, der uns begegnete. „Die Börse oder das Leben" hatte er uns nicht zugerufen, aber doch, zum Lohne seines Schutzes, bescheiden und sehr manierlich um eine „buona mano" gebeten. Das zweite Mal fuhr ich zur See von Cività-Vecchia aus; dieser Weg war damals der sicherste und bequemste, bot aber an landschaftlichen Bildern wenig, da die Schiffe stets in weiter Entfernung von der Küste sich halten, die darum dem Auge nur als schmaler Saum erscheint. Ein dritter Weg führte mitten durch das Land; die Eisenbahn ist ihr im Ganzen und Großen gefolgt, immer in den Flußthälern sich hinwindend, über Frosinone, Ceprano, San Germano nach Capua und Caserta, von wo sie nach Westen sich dem Meere zuwendet.

Nach Neapel zog es mich dießmal nicht; hatte ich doch dieses stets unruhige, hin- und herwogende stürmische und

verrätherische Menschenmeer hinlänglich kennen gelernt noch zur Zeit des Königs Ferdinand, den die Humanität Piemonts und der Engländer so gerne Rè bomba nannte, als wären die Kugeln, mit denen sie Alexandria zusammenschossen, lauter Carnevalsconfetti gewesen. Auch den mühevollen Weg, den man vom „atrio de' cavalli" auf scharfen spitzen Lavablöcken bis zum Krater des Vesuv emporkeucht, hatte ich noch gut in Erinnerung und obgleich der Blick von hier aus in der Runde einer der schönsten in der Welt ist, wollte ich ihn doch um solchen Preis nicht mehr erkaufen. Ich suchte Ruhe nach schwerer Arbeit, Anregung, nicht Aufregung; die Stille einer Klosterzelle, durchweht von den Erinnerungen vieler Jahrhunderte. Was ich suchte, habe ich damals vollständig gefunden in Montecasino, dem Sinai des Mittelalters.

Bei San Germano stiegen wir aus. Das Stationsgebäude trägt den alten Namen des Städtchens, Casino (Casinum); es gehört das mit zu den unschönen und unter Umständen mit vandalischer Zerstörungswuth behafteten Eigenthümlichkeiten Neuitaliens, daß sie glauben, mit einem Sprunge über die Geschichte von zweitausend Jahren sich hinwegsetzen zu können. Crescentius, Arnold von Brescia, Cola di Rienzi und die Fluth von schülerhaften Proklamationen der Verschwörer neuester Zeit sind nur die wechselnden Phasen desselben Größenwahns, welcher seit Jahrhunderten so viel Täuschung und Elend über Italien gebracht hat. An der Stadt fließt der Rapido, ein Seitenfluß des Garigliano vorüber; unbeschreiblich schön, wie ein Bild aus dem tiefen Mittelalter, blickt das gebrochene Castell vom Hügel aus einsam und schweigend über die Stadt und Landschaft hin. Hoch oben, die Spitze des nach drei Richtungen steil abfallenden Berges krönend, liegt die Abtei; von unten gesehen bietet sie eher den Anblick einer modernen Befestigung, als den eines Klosters.

Monte Casino liegt bereits in der Provinz Campanien, welche die an das Patrimonium Petri zunächst südlich angrenzende

Provinz des ehemaligen „Regno“ bildet; so nannte das Volk das Königreich Neapel. Obgleich nun bereits seit zwanzig Jahren dieses Land ein Bestandtheil Italiens ist, so zeigt sich doch schon auf den ersten Blick der Unterschied, ja Gegensatz zwischen dem „Regnicola,“ dem Bewohner des Königreiches, und jenem des früheren römischen Gebietes. Niemals trat mir dieser so stark entgegen als an dem Morgen, da ich einst von Neapel zu Schiffe in Cività-Vecchia ankam. So glänzend auch das Bild ist, das Neapel gerade dann bietet, wenn wir allmälig aus dem Hafen steuern, und der zauberische Golf von den Inseln Nisida und Procida an in edel geschwungenem Bogen bis hinab nach Castellamare und Sorrent mehr und mehr zurücktritt, bis er in reiner golddurchströmter Aetherbläue verschwindet, so arm und öde das Städtchen ist, das wir hier betreten, so einfach das Gasthaus, in das wir kommen, dennoch überrascht uns die ruhige Würde, die edle Haltung, die sichere von Uebermuth wie kriechendem Wesen gleich weit entferte Haltung des Wirthes. Das Organ der Männer aus dem Römischen ist sonorer, ihre Sprache ruhiger, als läge noch der letzte Hauch römischer Majestät auf ihr, der Dialekt edler, wenn gleich grammatikalisch betrachtet nicht so correkt wie jener des Florentiners. Im Römischen sind beide Geschlechter in der Regel groß und stark gebaut, und nicht ohne gewisse Grandezza; im Neapolitanischen sind sie kleiner, beweglicher, zudringlicher, lauter. Im Römischen finden sich edle Gesichtsbildungen sehr häufig, länglich geschnittene Augen, starke gebogene Nase; im Neapolitanischen sind die Köpfe weniger schön, die Augen oft ganz rund, in der Bevölkerung überhaupt wenig Race, wohl in Folge der vielen und so verschiedenen Völker, die hier seit Jahrtausenden sich ansiedelten und vermischten. Neapel war seit der Normannenzeit immer ein Königreich, der Kirchenstaat dagegen eher ein mehr oder weniger enger Bund selbstständiger Städte und Herrschaften. Und selbst als in neuerer Zeit auch hier mehr centralisirt wurde, war doch das geistliche Regiment

nie drückend. Das Volk kannte weder die Conscription noch die Steuerlast anderer Staaten, und wenn die Censur wie überall in Deutschland und Italien vor 1848 nicht Alles zu drucken Erlaubniß gab, so war die Redefreiheit nirgends größer als in Rom, größer, ja viel größer als jetzt unter den Segnungen unserer parlamentarischen Institutionen. Processe wegen Amtsehrenbeleidigungen, welche zur Ehrenrettung des letzten Staatsfunktionärs so gut wie des Kanzlers des deutschen Reiches alltäglich instruirt werden, kannte man in Rom nicht.

Wir waren früh am Morgen von Rom weggefahren; in Ceprano, wo die Züge von Süd und Nord sich kreuzen und längere Frist gestattet wird, hatten die meisten Reisenden in dem großen nicht ohne Luxus ausgestatteten Saale des Stationsgebäudes ihr Mittagsmahl eingenommen; ich hatte es jedoch vorgezogen, die Zeit zu einem kurzen Streifzuge in der Umgegend zu benutzen. So suchten wir denn in San Germano ein Haus, in dem wir uns stärken konnten, bevor wir den Weg nach der Abtei antraten. Nicht weit von der Station lud ein ganz neuer, im modernen Stil sich präsentirender Gasthof uns zur Einkehr ein; Freund A. drängte, hier zuzusprechen. Doch ich hielt ihn zurück; nur widerstrebend gab er nach. Wir gingen nun spähend durch das Städtchen; erst am Ende desselben, dicht am Hügel, fand ich, was ich suchte. Ein kleines, nach deutschen Begriffen unheimliches Haus, mit dunklem, thorartigem Eingange, der roh gepflastert war, mit zum Theil erblindeten Fenstern im obern Stock, stand vor uns. Aber da werden Sie doch um Gottes willen mich nicht hineinführen wollen? fragte A. im vorwurfsvollen Tone. „Ja," entgegnete ich ruhig. „Da gehe ich nicht." „Aber dann müssen Sie wieder das ganze Städtchen zurück bis zur Station, um für schlechte Speisen und schlechten Wein theuer zu bezahlen", antwortete ich und ging stillschweigend voran. Es waren zwei Zimmer, welche die Wirthschaft enthielt, ein größeres, mit steinernem Fuß-

boden, wie überall, und großem roh aus Eichenholz gezimmertem Tische, einigen ebenso roh gearbeiteten meist schadhaften Strohstühlen, und dem üblichen Muttergottesbilde an der Wand, die seit ihrem ersten Entstehen sicherlich keine Tünchnerquaste mehr berührt hatte. In dem kleineren Zimmer, das wahrscheinlich für „Honoratioren" vorbehalten war, sah es nicht viel besser aus; nur konnte ich bei unserer zweiten Einkehr das bekannte Amulet gegen den „bösen Blick", ein schöngeformtes und geglättetes Ochsenhorn bemerken, das auf einer Console stand.

Als der Wirth, ein kleiner stämmiger Mann in den mittleren Jahren von tiefbrauner Gesichtsfarbe und wortkargem fast mürrischem Wesen erschien, blickte College A. mich mit bedenklicher, vielsagender Miene an. Ich bestellte Speisen und Wein; kaum hatte A. letzteren gekostet, so wurden seine Züge heiterer. Beim zweiten Glase war bereits jeder Groll vergessen und halb boshaft, halb verwundert sagte er: „Wie es scheint, Herr College, sind Sie in dem Kapitel: Italienische Wirthshäuser wohl bewandert." Ich ließ ein drittes Glas bringen und lud den Wirth ein, mit uns zu trinken. Durch nichts kann man den Italiener leichter gewinnen als dadurch, daß man ihn mit Achtung und Freundlichkeit behandelt. Mehr und mehr glättete sich die gerunzelte Stirne und bald waren wir in einem lebhaften Gespräche begriffen über Land und Leute, über San Germano und seine Geschichte, die Dynasten, die auf seiner „rocca" einst gesessen, von dem berühmten Frieden, der dort zwischen zwei der größten Männer des Mittelalters, Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. war abgeschlossen worden. Ich wunderte mich über die geschichtlichen Kenntnisse des Mannes; doch finden sich diese auch sonst häufig bei Leuten geringeren Standes und in den abgelegensten Städtchen. Der Municipalgeist, der sie Alle seit Jahrhunderten durchdrang, hat außerordentlich viel dazu beigetragen, überall Sinn und Liebe für die heimische Geschichte zu wecken. Selten findet sich ein etwas größerer

Ort, in dem nicht ein „Sindaco", oder „Canonico", oder „Speciale" (Apotheker) wäre, der fleißig Urkunden gesammelt oder eine Chronik seiner Heimath zusammengeschrieben hat, oft das Werk eines lebenslangen wahren Bienenfleißes. Namentlich bei den Geistlichen, wäre er auch nur ein armer Beneficiat, kann man versichert seyn, den besten Aufschluß und ächt humanes Entgegenkommen zu finden; sind sie doch seelenfroh, Einem zu begegnen, der für Das Interesse hat, was die Beschäftigung ihres Lebens ist. Ihre Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Lokalgeschichte steht oft in grellem Gegensatze zur Armuth ihrer Wohnung und Kleidung, sowie zur Dürftigkeit ihrer sonstigen literarischen Hülfsmittel.

Im Laufe der Unterhaltung kamen wir auch auf Monte Casino zu sprechen. Unser Wirth kannte nicht nur dessen Geschichte in ihren Grundzügen, sondern verstand es auch, mit Einsicht und Geschmack über die Kunstschätze sich zu verbreiten, welche trotz der napoleonischen Zeiten und der Annexion von Neapel durch Piemont die Abtei immer noch bewahrt. Dabei wurde sein Gesichtsausdruck freundlicher, seine Stimme gehobener und klangvoller, seine Augen leuchtender, sein ganzes Wesen belebter. Allmälig, während er erzählte, tauchten wie aus lange vergangenen Zeiten in mir Erinnerungen auf; mir ward, als hätte ich diese Stimme schon einmal gehört, diese Physiognomie schon irgendwo gesehen. Ich wunderte mich über die vielseitige Bildung dieses Mannes, des Wirthes in einer unansehnlichen Osteria, und drückte ihm diese meine Verwunderung auch aus. Er lächelte bitter. „Ich war nicht immer Gastwirth", entgegnete er mit einem Ausdrucke von Stolz und Wehmuth; „ich habe studirt und war Jurist". Da ward es mir mit einem Male klar. „So sind Sie der Notar P. P. vom spanischen Platze in Rom", rief ich ihm überrascht zu. „Ja, der bin ich", war die Antwort; „und Sie sind der Professor H. aus W." Und mit Ungestüm erhob er sich von seinem Sitze und drückte mir die Hand; der vor zehn Jahren so stolze, hochfahrende Mann aus dem

reichsten Viertel in Rom stand wie gebrochen vor mir. Die Arbeit in Feld und Garten hatte sein blaßgelbes Cassiusgesicht gebräunt, so daß ich ihn nicht leicht erkannt hatte; erst seine Stimme machte mich aufmerksam. Collega A., der unserer Unterredung, die allmälig in ein rascheres Tempo gekommen war, nicht mehr hatte folgen können, erschrack bei dieser heftigen Scene, deren Sinn er sich nicht deuten konnte. Ich klärte ihn mit wenigen Worten auf; auch er war gerührt und hatte herzliches Mitleid.

„Aber um Gottes willen! wie sind Sie denn hierhergekommen?“ Mit diesen Worten unterbrach ich zuerst das Schweigen. „Per Bacco!“ erwiderte er, „das haben mir diese birbaccioni (Spitzbuben) gethan“. Und nun erzählte er die ganze Tragödie seines Lebens seit dem Jahre 1859, da ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Dieselbe läßt sich in wenige Worte zusammenfassen.

Wie ich bereits früher mitgetheilt habe, war P. P. einer der feuerigsten Italianissimi. So wurde er denn ein geschicktes und allezeit bereitwilliges Werkzeug in den Händen der Consorteria. Als Mitglied derselben wagte er sich zuweit vor, compromittirte sich und mußte nach 1859/60, als die Pläne fehlgeschlagen waren, flüchten. Die damalige Regierung, treulos wie in Allem, versprach ihn zu entschädigen; hatte er doch seine Stellung und das reiche damit verbundene Einkommen durch seinen Eifer für die Italia una eingebüßt. Anfangs schien es auch, als wolle man Wort halten. Mit fieberhafter Eile, zum Zwecke schneller militärischer Bewegung von Nord- nach Süditalien, wurden damals die Bahnen gebaut; Ceprano, als bedeutendste Haltstelle in dem Verkehr zwischen Neapel und Rom, bot für einen Restaurant daselbst die günstigsten Aussichten. So überließ man ihm denn diesen, wie er zu werden versprach, höchst lucrativen Posten, mit der Bedingung jedoch, daß alle zweckdienlichen Einrichtungen von ihm selbst besorgt werden mußten. „Als ich Alles gethan und mein erspartes Vermögen dahinein verwendet hatte,

nahmen diese mascalzoni (Schufte) mir unter einem nichtigen Vorwande meine Stelle, um einen ihrer Günstlinge hineinzusetzen."

Bei dem Ausdrucke wüthenden Ingrimmes, mit dem er seine Erzählung beendete, dachte ich an seinen Haß gegen die päpstliche Regierung, welchem er zehn Jahre früher bei jeder Gelegenheit Luft gemacht hatte. Fallacia alia aliam trudit dieses Wort des Terentius ist die kurze Geschichte jeder Revolution in den Höhen wie in den Tiefen der Gesellschaft. Dem Minister Liborio Romano, der seinen Herrn und König von Neapel um schnödes Gold verkaufte, zahlten sie den Verrätherlohn in gefälschten Bankscheinen; das ist die beste Signatur der Revolution. Könnten die Menschen aus der Geschichte lernen, viele Lehren würden sie daraus schöpfen. Aber Leidenschaft und Parteigeist blendet sie; so wird denn das Licht der Erfahrung gleich der Lampe auf dem Hintertheil des Schiffes; sie leuchtet nur auf die Wege, die wir nicht mehr zum zweiten Male gehen können. Können wir uns nach solchen Vorgängen, welche das neue Italien einleiteten, wundern, wenn Unzufriedenheit und allgemeines Mißtrauen immer mehr in diesem unglücklichen Lande um sich greift, die Klagen über unerträglichen Steuerdruck — die Abgaben verschlingen nahezu die Hälfte des Nationaleinkommens — immer lauter werden, die Corruption immer weiter um sich greift und man bereits wieder mit dem Gedanken sich vertraut macht, die verfolgte und beraubte Kirche um ihre Hülfe anzuflehen?

Lange dauerte noch unsere Unterhaltung; bis der bereits weit vorgeschrittene Nachmittag zum Aufbruch mahnte, da wir vor Nacht in Monte Casino sein wollten. In kurzen Windungen zieht sich ein ziemlich breiter, mit großen Steinen gepflasterter Weg eine Stunde lang den Berg hinauf, von Kastanienbäumen und Weinlaub umsäumt. Gern hätte ich diesen Weg zu Fuß gemacht; doch mit Rücksicht auf meinen älteren, des Fußgehens namentlich in der brennenden Sonne

Italiens weniger gewohnten Collegen nahmen wir Maulesel. Hie und da stand eine kleine Kapelle am Wege; unser Mozzo nahm jedesmal den Hut ab und bekreuzte sich. Nach anderthalbstündigem Ritte oben angekommen erblickt der Pilger den Thurm des hl. Benedikt, den gegen San Germano gerichteten Flügel der Abtei, so genannt, weil der Heilige über seine Zelle einen Thurm gebaut hatte. Durch das Thor, das zwei zum Theil verstümmelte Löwen bewachen, welche früher bei Ceprano lagen, wo sie die Grenze des Gebietes dieser Abtei bezeichneten, geht es in einen uralten, in den Felsen gebrochenen und gewölbten, niedrigen Gang und von danach dem äußeren Klosterhof. Als wir absaßen, sah ich eine Thräne meinem Collegen aus den Augen rollen. „Das ist ein erhabener Ort", sagte er bewegt, „wo wir nun stehen, ein heiliger Ort". Er hatte Recht. Seit dem Zusammensturz des Römerreiches, das ganze Mittelalter hindurch stand Monte Casino da wie ein Pharus mitten in dem Wogendrang der anstürmenden Barbarei und warf das milde Licht der christlichen Civilisation hinaus bis zu den Grenzen der Erde; von hier, wie von seinem Mittelpunkte, gingen jene Pioniere der Cultur aus, die, wie ehedem die Römer ihre Colonien zur Unterjochung der Völker, so ihre Gotteshäuser bauten und Zellen gründeten, von denen aus ihnen Friede, Freiheit und menschenwürdige Bildung gebracht werden sollte. Sie lehrten sie den Acker rationell bauen, die Wiesen künstlich bewässern, sie pflegten die süße Frucht des Südens, die Weinrebe und pflanzten selbst im hohen Norden am sonnigen Spalier des Klostergartens den duftigen Apfel. Sie lehrten die Handwerke und zeigten an sich selbst zuerst den Gewinn vernünftiger Arbeitstheilung. In der Erziehung der Jugend, die fast noch als Kinder ihr dargebracht wurden — Thomas von Aquin war erst fünf Jahre alt — erkannte die Abtei, wie von Gott erleuchtet, eine große, ihr für das kommende Jahrtausend und darüber hinaus gegebene Aufgabe, zum unendlichen Segen der Kirche, zur steten Verjüngung und Be-

lebung des ersprießlichen Geistes ihrer Stiftung, die den Orden im Großen und Ganzen vor Stillstand und Versumpfung bewahrte.[1]) Und damit war von selbst der Impuls zu reger wissenschaftlicher Thätigkeit gegeben, welche in den Abteien, gleich ebenso vielen heiligen Archen, das Beste des antiken Wissensschatzes treu bewahrte und mit dem christlichen Geiste es durchdringend und weiterbauend, ein neues Reich der Wissenschaft — die christliche Wissenschaft — schuf. Und auch das mag nicht zum Geringsten an St. Benedikts Stiftung gerühmt werden, was so Manche weniger anerkennen wollen, daß er bei aller Armuth und bei allem Heroismus der Entsagung, den er von den Seinen forderte, dennoch die klösterliche Gemeinde auf den festen sicheren Boden des vielfach mit sauerem Schweiß und Arbeit erworbenen Besitzes stellte. So stand er ganz unabhängig der Welt gegenüber, der neuzuordnenden Welt nach dem Chaos der Völkerwanderung. Es ist wahr, der später über das Maß angewachsene Besitz hat den Orden in vielen Gliedern innerlich arm gemacht; doch ist in der Gegenwart und für die nächste Zukunft die Gefahr übergroßen Reichthums nicht mehr zu fürchten und es ist gewiß ebenso wahr, daß Klöster, die nicht auf eigenen Besitz gegründet sind, in vielen Richtungen hin leicht von denen abhängig werden, von denen sie ihre Subsistenz haben. Hatte doch schon Bonaventura die Anklage hören müssen, daß sein Orden die Reichen mehr ehre als die Armen. Die Gefahr der Entartung ist daher da nicht minder groß als dort; dort ist es die Lockung genußtrunkenen Reichthums, hier die Versuchung entwürdigender Menschenfurcht und menschlicher Rücksichten. Der Geist macht lebendig, nicht der Buchstabe einer Regel. — Da ging nun im

1) Der Verfasser des Chronicon Huxariense, ein Benediktiner aus dem früher berühmten Stifte Corvei, schreibt: Ex scholis omnis salus nostra, omnis gloria, omnis auctoritas et divitiae. Utinam in nostris coenobiis scholae floruissent semper! Cf. Tribbechovius, de doctoribus scholasticis p. 94.

Geiste die ganze Vergangenheit Italiens und der Kirche an mir vorüber; Gothen, Longobarden, Griechen, Normannen, später Franzosen, Spanier, Deutsche waren da unten die Straße hingezogen, Alle mehr oder weniger von einem geheimnißvollen unwiderstehlichen Impulse nach dem Süden getrieben; theils, wie Totila der Gothenkönig, voll Verehrung zu dem Heiligthum des Abendlandes, theils raubgierig wie die Longobarden hatten sie den Berg erstiegen, waren sie eingetreten in diese Wohnungen des Gebetes und der Arbeit, deren Schicksale mit jenen Italiens und der gesammten occidentalischen Kirche immer so innig verbunden waren. Sie alle sind dahin gegangen, ihre Namen werden nicht mehr genannt; Casino steht unbewegt wie der Fels, auf den es gebaut ist, und blickt mit der Ruhe der Ewigkeit hinein in diesen Strom der Zeit. Hier lebte einst Paul Warnefried, der Freund Karl's des Großen, Desiderius, unter dem die Abtei eine Pflanzstätte klösterlicher Zucht und Schule edler Bildung war, ein Paulus Diakonus, der fromme Mönch Alberich, dessen Visionen Dante's Geist zu seiner Göttlichen Komödie anregten; hier empfing Thomas von Aquin die Anfangsgründe seiner Wissenschaft.

Unterdessen hatte der Pförtner uns gemeldet; es war nicht mehr, wie ehedem, ein dienender Bruder im Ordenshabit, der, wie die Regel[1]) vorschreibt, ein Mann in älteren Jahren seyn soll, verständig, um Rede und Antwort geben zu können, und der die Ankommenden aufnehmen solle „cum fervore caritatis“. Ein ausgedienter piemontesischer Soldat vertrat seine Stelle; die Regierung von Florenz hat ja bekanntlich alle Klöster aufgehoben, auch Monte Casino fiel dem Liberalismus der Gesetzgebung zum Opfer. Alle Verwendungen, wenigstens für diese Abtei eine Ausnahme zu machen, selbst hoher Häupter, selbst des Kaisers Napoleon III. waren umsonst. Wie zum Hohne hatte man einen ausgesprungenen ehemaligen

1) Reg. S. Benedict. c. 66.

Benediktinermönch auserwählt, um als Regierungscommissär das Aufhebungsdecret der Abtei anzukündigen. Nicht einmal als Sieger wußten sich die Männer der italienischen Regierung, meistens alte Revolutionäre und Emporkömmlinge, würdevoll zu benehmen. Hätten sie doch an Cicero's Wort gedacht: Nihil est tam deforme, quam ad summum imperium acerbitatem naturae adjungere. Sie haben diesen Soldaten hingestellt, damit so aller Welt kund werde, daß es nur ihrer Gnade die wenigen Mönche zu danken haben, wenn sie unter der Rechtsfiktion von Canonikern, deren Bischof der Abt ist, dürftig fortleben und eine Erziehungsanstalt leiten dürfen. Dieser genannte Mönch, erzählte mir der damalige Abt, hatte mit der ganzen Brutalität eines Menschen mit bösem Gewissen von ihm die Schlüssel der Abtei abverlangt; der Abt reichte sie ihm hin, indem er mit einem ernsten Blick von Schmerz und Trauer dem unglücklichen Apostaten in die Augen sah. Da regte sich in diesem doch noch einmal das Gefühl seiner eigenen Schmach; er fand nicht den Muth, seine verbrecherischen Hände nach dem Eigenthum der Kirche und seines Ordens auszustrecken, um die Schlüssel in Empfang zu nehmen, sondern sagte nur mit bebender Stimme, man möge sie neben auf den Tisch niederlegen.

Wir wurden äußerst freundlich aufgenommen. Heißt es doch in der Regel (c. 53): „Alle Fremden, welche zusprechen, soll man aufnehmen wie Christum selbst . . . mit gebeugtem Haupte soll man Christus in ihnen verehren." Da der gegenwärtige Abt in Neapel abwesend war, so kam uns Luigi Tosti, der frühere Abt und berühmte Historiograph, dem auch die Italianissimi und selbst Renan ihre Hochachtung nicht versagen können, mit der aufrichtigen herzlichen Liebe, wie sie der hl. Benedikt vorschreibt, und den leichten Formen eines hochgebildeten Mannes entgegen. Einem deutschen dienenden Bruder wurden wir anvertraut, der für alle Leibesnothdurft zu sorgen hatte, soweit es das Kloster in seiner gegenwärtigen bitteren Armuth zu leisten vermochte; er übernahm diese Pflicht um

so lieber, weil er in Collega A. einen Landsmann begrüßen konnte, bei dem er ein offenes Ohr fand, wenn er alle die tausend guten Eigenschaften der Schlesier herzählte. Ein anderer jüngerer Deutscher, Ordenspriester und aus der Diöcese Fulda gebürtig, P. Bonifacius Krug, suchte uns in jeder Weise die Zeit unseres Aufenthaltes angenehm zu machen.

Kaum läßt sich ein zweiter Abteibau finden, der an Ausdehnung, Festigkeit und Majestät mit Monte Casino wetteifern könnte. Oftmals, schon in den frühesten Jahrhunderten, bald von den Longobarden, bald von den Saracenen und Normannen geplündert und zerstört, wurde er immer wieder größer und schöner neuhergestellt. Kurz vor der Regierungszeit Gregor's VII. hatte Abt Desiderius, aus longobardischem Fürstenstamme, Kirche und Abtei in hohem Glanze wieder aufgebaut (1071) und ein achttägiges Fest dabei gefeiert, das vielfach in Versen besungen wurde. Papst Alexander II., Petrus Damiani, Hildebrand, der spätere Papst, Richard von Capua, Jordan, Rainulf, Landulf von Benevent, Gisulf von Salerno waren zu diesem kirchlich-nationalen Feste herbeigeeilt, und noch bewahrt die Abtei die Originalurkunde, in welche sie zum Zeichen ihrer Gegenwart ihre Namen eingeschrieben hatten. Doch auch diese Basilica, von Desiderius erbaut, ist nicht mehr; im Jahre 1349 vernichtete ein heftiges Erdbeben das Ganze, so daß lange Zeit die wenigen Mönche in leicht gezimmerten Hütten wohnten.

Der gegenwärtige Bau bildet ein Quadrat, in dessen Mitte die Kuppel der Kirche über das Ganze emporragt. Den vier Seiten entsprechen vier Höfe. Jener, in den wir durch den gewölbten Gang zuerst traten, bildet ein längliches Viereck; eine durchbrochene Galerie erhebt sich über den kräftigen Arcaden, welche die Höfe miteinander verbinden. In der Mitte befindet sich die große Cisterne — Quellen gibt es auf diesem Kalkfelsen nicht — von einer weiten Ballustrade umschlossen; zwei korinthische Säulen tragen den Architrav, an

dem der Eimer hinaufgewunden wird. Im Hintergrunde, die ganze Breite einnehmend, führt eine mächtige, vierzig Stufen hohe Treppe, an der rechts und links die Colossalstandbilder des hl. Benedikt und der Scholastica stehen, zum Vorhof der Kirche empor, gleichfalls mit vierseitigem Bogengange und Cisternen. Ringsum stehen überlebensgroße Bildsäulen von Marmor aller Jener, welche in besonderer Weise dem Kloster Wohlthaten erwiesen haben, darunter die Eltern des hl. Benedikt und seines ersten Schülers Placidus, Karl der Große, Robert Guiscard, Gregor der Große, Gregor VII. u. s. f.

Ueber eine Treppe durch einen weiten, hohen, langen Gang führte mich der Bruder in meine Zelle. Dieselbe lag im ersten Stockwerk, war weit, hoch und gewölbt; nur die Fenster waren klein, was bei der Lichtfülle, welche die südliche Sonne hier ausgießt, eher eine Wohlthat ist, als eine Entbehrung. Dieselbe war einfach getüncht, ein Crucifix, ein Muttergottesbild, ein Betstuhl mit einigen Erbauungsbüchern, ein Schreibtischchen, ein paar Strohstühle und ein niedriges Bett bildeten das Geräthe. Ringsum herrschte tiefe Stille, bis derselbe Bruder zum Abendessen uns abholte.

Das Refektorium, ein langer hoher Saal, erschien in dem matten Lichte der Lampen und bei den wenigen Gästen, welche sich einfanden, noch größer als es ist. In der Mitte an der Wand stand der Tisch des Abtes, der uns zu sich einlud; an den Tischen rechts und links speisten die Uebrigen. Ueber dem Tische des Abtes hängt ein großes Oelbild aus der Venetianer Schule. Erst am folgenden Tage konnte ich es genau betrachten; es stellt Christum dar, wie er durch die wunderbar vermehrten Brode viele Tausende speist; rechts und links schließt die Abbildung von Monte Casino und Subiaco die obere Gruppe ab, an welche weiter unten im Vordergrund sich eine andere, typisch verwandte Scene anschließt, der hl. Benedikt, welcher an die verschiedenen aus seinem Orden hervorgegangenen religiösen Genossenschaften, die

durch verschiedene Gestalten repräsentirt sind, Brode vertheilt. Offenbar wollte der Maler hinweisen auf das Brod des Lebens, das von Christus der Menschheit, von Benediktus durch seine Regel, die vom Geiste Christi durchdrungen ist, dem Ordensstande gespendet wird.

Wir saßen rechts und links Tosti zur Seite; das Mahl war einfach, höchst einfach, ja arm. Hat man doch der Abtei Alles genommen. Desto mehr war es gewürzt durch die lehrreiche geistvolle Unterhaltung, die Tosti zu führen verstand; er war zwar nicht heiter, was unter den obwaltenden Verhältnissen auch schwer seyn dürfte, aber ruhig und männlich ergeben. Ein mittelgroßer Mann mit blitzenden Augen, ausdrucksvoller Miene, dunkler Gesichtsfarbe, weilt er seit seinem neunten Jahre auf Monte Casino als Zögling, Noviz, Student, Lehrer, Abt, ist er dessen lebendige Geschichte, deren Beschreibung auch von Anfang an in keine fähigeren Hände gelegt werden konnte. In seinem Werke über Bonifacius VIII. hat er diesem großen, viel verkannten Papste, namentlich auch seiner Stellung Dante gegenüber, gerecht zu werden gesucht. Als ich solche Männer, wie er und seine Mitbrüder, bei so dürftigem Mahle sah, die Nachkommen derer, denen die Kirche, die Wissenschaft und die Welt so unbeschreiblich viel verdanken, und die jetzt noch, ihren Traditionen treu, das Banner des katholischen Glaubens und reger Forschung hoch halten, fühlte ich tief die ganze Noth der Kirche in der Gegenwart, verabscheute ich nocheinmal mehr als je die große Lüge der Revolution, die im Namen der Intelligenz und Humanität dieses „Athen Italiens", wie es ein Anderer nannte, mit roherem Sinne als die Vandalen geplündert hat.

Spät am Abend leuchtete der Bruder mir nach meiner Zelle zurück. Die bei den Italienern übliche späte Stunde, in der man zum Abendtische geht, die lebhafte spannende Unterredung hatte uns fast vergessen lassen, daß die Zeit schon weit vorgerückt war. Mit der Frage, wann er mich morgen zur heiligen Messe abholen solle, und einem „Wünsche

ruhsame Nacht", das der gute Schlesier hier wieder einmal anbringen konnte, verließ er mich. Ich war zu erregt, um alsbald schlafen zu können. Ich setzte mich an das offene Fenster und sah in die nächtliche Landschaft hinaus. Es war Ende April, eine milde, hier oben durch die stets bewegte Luft erfrischende Frühlingsnacht. Unter mir in dem Buschwerk schlug eine Nachtigall, laut zirpten die Cikaden, der Wohlgeruch von Kräutern und Sträuchen, Blumen und Blüthen erfüllte meine Zelle. In Italien, namentlich in Central- und Süditalien schaffen die glühenden Strahlen der Sonne ein viel kräftigeres Leben in der Pflanzen- wie in der Thierwelt. Der wilde Thymian, den dein Fuß zertritt, Salbei, Menthe hauchen ein starkes Aroma aus; der Duft, welchen die blühenden Orangenbäume ausathmen, wirkt betäubend. Aber ebenso schnell brüten sie auch Verderbniß; das Gift der Viper ist tödtlicher, die Gluthhitze des Fiebers rafft in wenigen Tagen, selbst in wenigen Stunden auch den Stärksten hinweg. Auch die sittliche Welt scheint hier unter demselben Gesetze zu stehen; nirgends so hohe Gottes- und Menschenliebe, so erhabener Opfersinn, so tiefe innige Frömmigkeit; und nirgends so viel Frevel, wilde Grausamkeit und nur im Blute des Feindes zu stillender Rachedurst, wie ihn die italienische Geschichte aufweist.

Ich blickte nach Oben, ein weiter sternenbesäeter Horizont dehnte sich vor mir aus; tief dunkel, fast schwarz der Himmel, von dem die Gestirne in wunderbarer Klarheit herableuchteten. Wie oft mochte einst Papst Gregor VII. zu ihnen aufgeblickt haben, als er in seinem Riesenkampfe mit Heinrich IV., seinen Heeren und den mit ihm verbündeten verweltlichten Hofbischöfen und willenlosem Hofklerus, hier bei seinem Freunde und Geistesgenossen dem Abt Desiderius eine Zuflucht fand! Gewiß haben sie ihm Muth in die Seele gerufen, denn er wußte, um was es sich handelte: um die Freiheit der Kirche von den Fesseln des Staatsabsolutismus, in Folge dessen um den Sieg der Sitte und Zucht

über Zuchtlosigkeit und heidnische Wollust, um das Recht des Geistes gegenüber der rohen Gewalt. Und darum konnte er das Jahr darauf sterbend in Salerno sprechen: „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich im Elend." Diese Macht mitten in scheinbarer Ohnmacht, diese Stärke bei aller äußern Schwäche, dieser Glaube an die unverwüstliche Lebenskraft der Kirche, wenn auch alle Stützen brechen — das ist etwas so Großes, so unendlich Schönes, so Begeisterndes und Erhabenes, daß es Jeden, der es bedenkt, zur Nachfolge mit sich fortreißt. In jener Nacht habe ich es bedacht, und meine Gelübde zu Gott erneuert. Und auch der stille Knabe, der hier vor sechshundert Jahren weilte, auf den seine Mitschüler mit Geringschätzung herabsahen, öfter mag er wohl in Andacht geblickt haben hinauf zu den Sternen, als in irdischem Verlangen hinüber nach seiner Heimath, dem nahen Aquinum. War er doch selbst einem lichten Gestirne gleich in dunkler Nacht emporgestiegen, immer klarer, immer schöner, bis er seinen Zenith erreichte, um nun einer halben Welt ein Führer zu werden.

(Schluß folgt.)

XL.

Anarchismus und Spiritismus.

I.

Wien im März.

Es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß zwei einander scheinbar entgegengesetzte Bestrebungen, wie die Umsturzideen der Anarchisten und die Probleme des Spiritismus, die weitesten Kreise der Reichsmetropole und des flachen Landes zur Zeit nahebei ausschließlich beschäftigen. Beiderlei Tendenzen bekunden, daß die Geister, aus dem Gleichgewichte gefallen, sich nach Kräften anstrengen, wieder in eine ihrer Natur entsprechende Lage zu gelangen. Die Frist, welche vom Verlassen der einen Stellung bis zur Gewinnung einer neuen ruhigen Situation läuft, wird durch eben jene Anstrengungen als eine Zeit des Kampfes gekennzeichnet. Beide Bewegungen lassen ein und dieselbe Wurzel erkennen. Der Hauptunterschied besteht nur darin, daß sich die seelische Störung des Gleichgewichtes der verschiedensten Individuen, ohne Rücksicht auf Reichthum oder Armuth, Rang und Stand bemächtigen kann, während der Kampf um das tägliche Brod nur von der Armuth, insoferne diese der arbeitenden Klasse insbesondere eignet, ausgefochten werden muß. Wenden wir uns zuvörderst zu den Anarchisten und den Maßregeln, mit welchen man ihren Bestrebungen erfolgreich zu begegnen hofft.

Die Anarchisten bilden eine Abart des Socialismus,

wir möchten sagen, den äußersten linken Flügel der verschiedenen socialistischen Parteien. Sie wollen von keiner Transaktion, Stillstand oder Friedensschluß etwas wissen, sondern haben den völligen Umsturz der modernen Gesellschaft auf ihre Fahne geschrieben. Wir dürfen uns eine eingehende Darlegung ihres Programmes um so eher ersparen, als die Brand- und Flugschriften der Partei in allen Händen sind und eine genaue Wiedergabe jener blutgetränkten nach Mord und Brand duftenden Proklamationen nichteinmal räthlich schiene. Wir können uns darauf beschränken, zu bezeugen, daß das Oberste zum Untersten gekehrt, das ganze gesellschaftliche Gefüge aus den Angeln gehoben und eine neue Ordnung der Dinge — sit venia verbo — gegründet werden sollte. Zur Erreichung dieses Zweckes dünkt kein Mittel zu schlecht oder zu gewagt. Wenn es auch ein Meer von Blut und von Leichnamen bedeckt zu durchwaten gilt: die Anarchisten sind entschlossen, ihr Zerstörungs- und „Regenerations-"Werk zu vollbringen. Nichts natürlicher und berechtigter, als daß sich der Staat einem solchen Beginnen widersetzt. Er befindet sich den Anarchisten gegenüber im Stande der Nothwehr und erfüllt nur die Pflicht der Selbsterhaltung, wenn er den Angreifer bekämpft, beziehungsweise abwehrt. Eine andere Frage ist die, ob die Kampfmethode die richtige sei und was zu geschehen habe, um dieselbe in Hinkunft wieder entbehrlich zu machen, und zu einem für beide Theile gedeihlichen Frieden zu gelangen.

Ehe wir an die Beantwortung dieser Fragen gehen, sei uns eine Untersuchung des Processes gestattet, der zu den vorliegenden beklagenswerthen Resultaten führte. Weit entfernt davon, den Fachmännern der Gesellschaftswissenschaft in's Handwerk pfuschen zu wollen, werden wir keine sociologische Abhandlung schreiben und uns begnügen, einen Blick auf die Geschichte der Menschheit zu werfen.

So lange die Welt steht, blieb es gleich unmöglich, allen Menschen gerecht zu werden, ihre Klagen zu schlichten, ihre

Wunden zu heilen, ihre Ansprüche zu befriedigen. So lange die Welt steht, hat es Unglückliche und Unzufriedene gegeben, wie es auch zu allen Zeiten Tugendhafte und Verbrecher gab. Mag seyn, daß der eigentliche Bettel zu den seltensten Erscheinungen des Mittelalters gehörte, die Knechtschaft, das Band der Hörigkeit war dagegen wirklich vorhanden und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Behandlung des glebae adscriptus mitunter eine menschenunwürdige gewesen. Nichteinmal die Ehe war den Unglücklichen in ihrem vollen Begriffe zugelassen, und die Sprache des Mittelalters hatte einen eigenen terminus technicus für die eheliche Verbindung zwischen Unfreien, welcher dieselbe als bloßes Analogon einer zwischen Freien geschlossenen Ehe bezeichnete. Daß es an Bedrückung dieser Armen, von Herrengunst Abhängigen nicht fehlte, kann in jedem Handbuch mittelalterlicher Geschichte nachgelesen werden. Zu den Mißständen der socialen Ordnung trat aber noch der Uebermuth und die Raubsucht der Mächtigen und man braucht nur auf den contradiktorischen Begriff des „Faustrechtes“ hinzuweisen, um die Wahrheit zu erhärten, daß die Lage der Menschheit auch während des Mittelalters keine beneidenswerthe war.

Was machte aber Armuth und Knechtschaft, Mangel und niedrige Arbeit erträglich? Die Zuversicht, daß ein Tag des Ausgleiches und der gerechten Vergeltung erscheinen, daß der Letzte zum Ersten, der Niedrigste zum Höchsten werden möge.

Die „auf den Himmel gezogenen Wechsel“ spielen in der liberalen Philosophie der Geschichte eine hervorragende Rolle, und es klingt wie ein schwerer Vorwurf des Betruges, wenn man den Unterdrückten und Schwachen auf die göttliche Gerechtigkeit und Vergeltung verwies.

Bestimmt waren die socialen Uebel der früheren Zeit in dem Maße erträglicher, als das Geschlecht, überhaupt genügsamer, kaum mehr heischte als ihm geboten war, während es heute keine Schranken unbefriedigter Wünsche kennt. Eben so gewiß gab es damals weniger absolut Darbende, denn

Unfreiheit und Mangel waren keinegswegs einander deckende Begriffe. Es lag im Interesse des Herrn, daß der Besteller seines Feldes nicht hungere und von Kräften komme, während der freie Sklave der modernen socialen Verhältnisse, falls er Hungers stirbt, sogleich von seinem Nebenmanne ersetzt wird. Wir wissen aber, daß der minder unglückliche Mann einer früheren Epoche durch den Trost eines Jenseits aufgerichtet, ermuthigt und zum Ertragen der ihm auferlegten Lasten befähigt wurde. Der Spender jenes Trostes war aber von der Wahrheit und Glaubwürdigkeit seiner Worte selbst überzeugt, er zweifelte keinen Augenblick, daß der präsentirte Wechsel zur rechten Stunde und am rechten Orte honorirt werden würde. Von Vorspiegelung und Trug kann demnach nicht wohl die Rede seyn.

Der Arme und Schwache bedurfte unter an sich günstigeren Umständen des geistlichen Zuspruches und der Verheißung, daß sein Leiden sich in Freude, sein Schmerz in Wonne verkehren werde; die Millionen Aermerer und Schwächerer unserer Tage sollen und müssen aber jenes Trostes entbehren. Die auf Gottes Gerechtigkeit ausgestellten im Jenseits zahlbaren Wechsel sind abgeschafft. Wechsel auf Zeit mag der Bauer und Handwerker ausstellen, wie er will, wenn er auch mit dem privilegium fori et promptae executionis zu seinem Schaden noch so wenig vertraut ist, während man noch nie gehört hat, daß jenes erhabene göttliche Wechselrecht, das in den Beziehungen der Creatur zu ihrem Schöpfer gründet, den Berechtigen zum Schaden gereicht hätte.

Der geringen Zahl brodloser und absolut dürftiger Menschen der früheren Zeit steht die ohne Vergleich größere Menge darbender der Gegenwart entgegen. Von heute auf morgen lebten nur Abenteurer und von der Gesellschaft ausgestoßene Menschen; von heute auf morgen leben heute Millionen. Die Welt sieht sich plötzlich und mit Schaudern an dem Rande eines Abgrundes angelangt, über den keine Brücke führt. Der Socialismus, die Anarchie erheben trotzig ihre Häupter:

„libertas et anima in dubio est.“ Ist aber der Socialismus so unhörbaren Trittes marschirt, daß kein Mensch eine Ahnung seines Vormarsches haben konnte? Wem will man denn Solches einbilden? Die socialistischen Ideen haben sich unter unsern Augen entwickelt, es war und ist kein Geheimniß dabei. Wenn man aber sorglos die Ausdehnung und das Wachsthum eines Uebels duldet, jede Abhülfe vernachlässigt, sich um kein Gegenmittel kümmert; wenn man mit verschränkten Armen zusieht, wie diejenigen, welche bei den Erkrankungen der Gesellschaft zu gewinnen haben, den Krankheitsstoff vertiefen und die gefährlichsten Metastasen künstlich hervorrufen, dann hat man das Recht, sich überrascht zu stellen oder in rührende Klagen auszubrechen, verwirkt.

Wir haben uns nicht die Aufgabe gestellt, über den Socialismus im Allgemeinen zu reden, für uns handelt es sich nur um specifisch österreichische Verhältnisse. Was die österreichische Industrie betrifft, so ist es eine bekannte Thatsache, daß sie zuvörderst jussu imperatoris entstand, behütet und gefördert wurde. Joseph II., von ähnlichen Vorurtheilen wie seine Zeitgenossen auf dem Thron, wie Friedrich II. und Joseph von Portugal eingenommen, wollte es den Industrie- und Handelsstaaten, deren Finanzkraft in seinen Augen einen eigenen Zauber übte, nach- und zuvorthun. Es wurden also mit Hülfe und Beistand der jeweiligen Regierung zahlreiche Industrien gegründet. Dieselben hatten sich außerordentlichen Schutzes, einer wahren Treibhauswärme und väterlicher Zärtlichkeit zu erfreuen. Begreiflicher Weise wurden auch solche Industrien großgezogen, die nie hoffen durften, auf eigenen Füßen zu stehen und den Kampf mit der Concurrenz des Auslandes aufnehmen zu können.

Oesterreich sollte aus einem Agriculturstaat in einen Industriestaat umgewandelt werden. Dieser Plan erwies sich zum Glück als unausführbar und man kam über Halbheiten nicht hinaus. Indessen zählt die cisleithanische Reichshälfte

namhafte Fabrikationen und eine bedeutende Fabrikbevölkerung. Die Krankheitsprocesse verlaufen in der Regel unter den nämlichen Himmelsstrichen in gleicher Weise und es darf uns daher auch nicht befremden, wenn in West-Oesterreich dieselben Symptome des socialen Uebels an den Tag treten, wie in Deutschland, Frankreich und Belgien. Werden ja auch überdieß die meisten österreichischen Fabriken von Nichtösterreichern, der Mehrzahl nach von Norddeutschen, geleitet.

Von rationeller Behandlung der arbeitenden Klasse, von humanitären Bestrebungen, von staatlicher Fürsorge war bis ganz zuletzt in Oesterreich keine Rede. Wie man von einem Raubbau in Bergwerken spricht, so wurde Raubbau mit Menschenfleisch getrieben. Es war die roheste Fabrikwirthschaft, die sich denken läßt. Möglichst hoher Gewinn, ob der Weg dazu durch blutigen Morast führte, ob die des Weges Wandelnden von den Flüchen der zur Fabrikarbeit Verdammten begleitet wurden, ob Jammer und Klage aus jeder Hütte erscholl, blieb völlig gleichgültig. Wenn man die empörendste Tyrannei und Grausamkeit des Alterthums auf kleinliche Verhältnisse überträgt, aus dem Kaiserpalast in den Fabriksraum, aus dem römischen Kriegsschiff, wo die Ruderer angeschmiedet saßen, auf den Platz vor der Spindel, so kann sich der des Industriewesens minder kundige Leser ein gut treffendes Bild von den beklagenswerthen Zuständen in unseren Fabrikskreisen construiren.

Wenn die österreichische Industrie nicht die sociale Bedeutung hat, wie in andern Staaten, welche sich nahebei ausschließlich mit der Bearbeitung der Rohprodukte beschäftigen, wenn der Stand der arbeitenden Bevölkerung hier geringer ist und daher auch geringeren Einfluß auf die Gesammtheit übt, so werden diese günstigeren Verhältnisse durch die schlimme Lage der arbeitenden Klasse wett gemacht.

Der österreichische Liberalismus, zum Frommen der Reichen und des Streberthums erfunden, hatte doch das Eigenthümliche, daß kein Lebenskreis von ihm unberührt blieb.

Man konnte die Zielscheibe der Autorität nicht am liberalen Schützenstand aufrichten und das Proletariat von den allgemeinen Schießübungen schlechterdings ausschließen; man konnte das Christenthum, nachdem es einmal preisgegeben worden, nicht für die arbeitende Klasse reserviren und den Arbeiter in die Kirche treiben, als einmal feststand, daß Niemand zu gottesdienstlichen Handlungen gezwungen werden dürfe. Ueble Behandlung bei absoluter Glaubenslosigkeit hat aber noch immer zu Auflehnung und Störung der öffentlichen Ruhe geführt. Daß es so kommen mußte, war ein Unglück, jedoch ein selbstverschuldetes, für welches das liberale System und innerhalb desselben die Zwingherren der österreichischen Fabrikation verantwortlich gemacht werden müssen.

In Oesterreich gibt es eine große Anzahl von Fabriken, deren Leitung den dazu angestellten Direktoren vollkommen überlassen bleibt, da die eigentlichen Besitzer entweder vom Fabriksbetriebe nichts verstehen oder von ihren Besitzobjekten ferne leben, wie dieß beispielsweise bei dem Großindustriellen Drasche, zum Theil auch bei Herrn von Dumba der Fall ist. In solchen Fällen übt der Fabrikspascha unbeschränkte Gewalt aus. Aktiengesellschaften, die zum Fabriksbetrieb errichtet werden, beabsichtigen den höchstmöglichen Gewinn aus ihren Unternehmungen zu ziehen, fühlen sich aber in keiner Weise zur Verbesserung des Looses der Arbeiter berufen. Einzelne Industrielle, die an Geldkräften einem Drasche oder Dumba nachstehen und sich wirklich mit den Details des Fabrikbetriebes beschäftigen, haben lediglich ihren und keineswegs den Vortheil des Arbeiters im Auge. Kein Wunder, daß die Mißstände kolossale Dimensionen annahmen. Die Arbeitsüberbürdung an vielen österreichischen Fabriken übersteigt jeden Glauben, während der Lohn in keinem Verhältnisse zur Arbeit und Abnützung der Körperkraft steht.

Es ist eine traurige aber festgestellte Thatsache, daß die Behandlung der Arbeiter in vielen Industrieanstalten eine menschenunwürdige, an die Scenen eines orientalischen Sklaven-

marktes erinnernde sei. Menschliche Wesen werden in den Arbeiterwohnungen ebenso grausam auf engsten Raum zusammengepfercht, als die menschliche Ebenholzwaare auf dem Schiff des Sklavenhändlers. Frauen und Kinder werden nicht selten mißhandelt. Die Bezahlung der Arbeit reicht zur Erhaltung des Lebens nicht aus, die Geldstrafen für Versäumniß, Nachlässigkeit im Dienste oder Mißgriffe sind überaus hart. Es kommt vor, daß der Arbeiter von einer Fabrik zwangsweise mittels Gensdarmerie an eine andere desselben Eigenthümers versetzt wird, in welcher die Arbeit mit Gefahr für Gesundheit und Leben verbunden ist. Der Arbeiter ist mit dem Sträfling insoferne auf gleichen Fuß gesetzt, als in ein und der anderen Fabrik selbst das Briefgeheimniß nicht respektirt wird. Die Arbeitszeit beträgt hie und da zwanzig bis vierundzwanzig Stunden; Abzüge von zwei Gulden für ein Versehen oder Versäumniß von fünf Minuten sind nichts Ungewöhnliches. Uebrigens wird, was nur Argwohn zu erregen geeignet ist, von den meisten Fabriksherrn und Direktoren aus der Verwaltung der Kranken- und Unterstützungskassen, den Lohnverträgen und Fabriksordnungen ein strenges Geheimniß gemacht.

Die traurigen Zustände der arbeitenden Bevölkerung würden deßungeachtet, mindestens jetzt noch nicht, zu anarchischen Bestrebungen geführt haben, wenn nicht die Lehren des Umsturzes von außen auf unsere Arbeiterbevölkerung übertragen worden wären. Nur fanden dieselben, seit die religiöse Gesinnung ausgetrieben worden, einen günstigeren Boden.

Der Zeitungsleser weiß, daß ein Polizeikommissär Hlubeck und ein Detektiv in nächster Nähe von Wien ermordet wurden, und daß ein katholischer Priester Gefahr lief auf der Kanzel gesteinigt zu werden. Diese Vorkommnisse in Verbindung mit anderen Verbrechen, die gleichzeitig und in rascher Aufeinanderfolge begangen wurden, veranlaßten die cisleithanische Regierung außerordentliche Maßregeln zu ergreifen und über

einzelne Distrikte — Wien, Korneuburg und Wiener Neustadt — den kleinen Belagerungsstand zu verhängen.

Wir sagen nicht, daß die Ergreifung dieser außerordentlichen Maßregeln ein Fehler war, aber sie wurde zum Fehler, insoferne man es versäumte den vollen Erfolg zu sichern. Man mußte unseres Dafürhaltens von der Verhängung des kleinen Belagerungsstandes ganz absehen oder denselben mit anderen Vorsichtsmaßregeln combiniren. Vor Allem war es nothwendig, die transleithanische Regierung zu einem solidarischen Vorgehen zu bewegen, wenn man das Schauspiel divergirender Maßnahmen innerhalb eines und desselben Reiches vermeiden wollte. Nur in dem Falle, als gewünscht wurde, daß die Unmöglichkeit des gegenwärtigen Verhältnisses der beiden Reichshälften zum allgemeinen Bewußtseyn gebracht, daß die Probe einmal gemacht werde, ist die cisleithanische Regierung entschuldigt.

Wir mußten es denn auch wirklich erleben, daß die am bedenklichsten gravirten Arbeiter sich ruhig auf ungarisches Territorium begaben und von da ihre Agitation fortsetzten; daß das Arbeiterjournal „Die Zukunft", welches auf cisleithanischem Gebiete unterdrückt wurde, in Buda-Pest zu erscheinen fortfuhr; daß Graf Taaffe es im Abgeordnetenhause und zwar in Anwesenheit des ungarischen Ministerpräsidenten bitter beklagen konnte, wie in Ungarn Förderung erhielt, was in Oesterreich für gemeingefährlich erkannt sei. Erst als der Mangel jeder Verständigung zwischen Ost und West weltkundig geworden, lenkte der stolze Regierungschef der transleithanischen Reichshälfte ein, schritt zu einigen Verhaftungen und ließ die geflüchtete „Zukunft" mit Unterdrückung bedrohen.

Wenn diese Vorgänge die Unerträglichkeit des herrschenden Dualismus überzeugend nachzuweisen fähig waren, dann wollen wir den Grafen Taaffe noch darum loben und seine Unterlassungssünde als glückliches Manöver anerkennen und rühmen.

Es ist längst kein Geheimniß mehr, daß die Sturmführer des Anarchismus ihr Lager außerhalb der Grenzen Deutsch-

lands und der österreichischen Monarchie aufgeschlagen haben; daß die Anstifter von Mord und Brand Sendlinge jener Comité's sind, die in voller Sicherheit jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle tagen. Das konnte und mußte die österreichische Regierung so gut und so genau wie Jeder aus uns wissen. Verabsäumte man es die Quelle zu verstopfen, so durfte man sich nicht wundern, wenn sich alle Wasserwehre als unnütz erwies. Es war also nothwendig, ein solidarisches Vorgehen aller dabei interessirten Regierungen zu veranlassen; und die gleichzeitigen Dynamitattentate in den verschiedensten Ländern ließen von derlei diplomatischen Bemühungen ein günstiges Resultat erhoffen. Unseres Wissens geschah nichts dergleichen, und die Schweizerbehörden entschloßen sich erst sehr spät zu einer Art freiwilligen Mitwirkung, die ohne Zweifel mit dem Nachlassen der Gefahr ebenfalls nachlassen wird.

Aber auch bezüglich der furchtbaren Zerstörungsmittel scheint nicht all die Vorsorge getroffen worden zu seyn, die wir behufs Vermeidung ähnlicher Gräuel für unerläßlich halten. Die Regierung hat die Pflicht, der Provenienz von Sprengstoffen nachzuforschen, die Verabreichung von Dynamit sorgfältig zu überwachen und an strenge Bedingungen zu knüpfen. Daß das nicht so gewissenhaft geschah als nöthig, beweisen die jetzigen Vorkommnisse.

Wenn wir einer Verständigung mit Ungarn, einem solidarischen Vorgehen der europäischen Großmächte und strenger Behandlung aller Sprengstoffe das Wort reden, so geschieht dieß natürlich nur, um der augenblicklichen Gefahr zu begegnen und keineswegs darum, weil wir von solchen Präventivmaßregeln eine definitive Beseitigung des Uebels erwarten. Diese kann nur auf dem Wege der Reform erzielt werden. Zunächst nur durch Bannung des unchristlichen Geistes, der sich der Gesellschaft bemächtigt hat. Man glaube ja nicht, die unteren Schichten der Bevölkerung in strenger Zucht erhalten zu können, wenn man sich selbst dieser Zucht entledigt, einen Gottesglauben anbefehlen zu dürfen, wenn man ihm

selbst entsagt, die Kinder des Arbeiters zu anderen Grundsätzen zu vermögen, als man in das Herz der „goldenen Jugend" senkt.

Die Religion ist kein Kapzaum und kein Fußeisen, mit dem man den Schritt des gemeinen Mannes hemmt, während man selbst mit dem eigenen Unglauben einher prunkt, und der Komödie spottet, die man für die Einfalt arrangirt. So viel vermögt Ihr, wenn Jeder von euch ein Rothschild wäre, der Armuth nicht zu schenken, daß Ihr die Wünsche nach Mehr und das Gelüste nach Erhöhung über die Andern zu ersticken vermöchtet; so mächtig seid Ihr nicht, und wenn Jeder aus euch Ministerpräsident wäre, um den Strom in seinem strudelnden Lauf aufzuhalten und sein Wasser zurückzustauen. Ihr müßtet die Herzen ändern und der Fluth eine andere Richtung geben. Dazu seid Ihr aber außer Stande! Das vermag nur Gott allein. Darum müßt Ihr dazu thun, daß er an die verlassene Stelle zurückkehre. Wer dafür arbeitet, arbeitet für sich selbst, und wer für sein Seelenheil thätig ist, ist es für das allgemeine Heil und für das Heil der ganzen Welt. Gott behüte uns aber, den Armen und Schwachen mit Himmelshoffnungen bezahlen zu wollen und den Fabrikstyrannen diese wohlfeile Art, mit ihren lebendigen Maschinen ein Abkommen zu treffen, anzuempfehlen.

Man schickt sich bei uns in Oesterreich an für die arbeitende Klasse etwas zu thun. Reformen sind in Aussicht gestellt, aber die Regierung hat dabei mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Interessenten an der weißen Sklaverei treten ihr als Mandatare des Volkes entgegen, sie mißbrauchen die Willensübertragung ihrer Comitenten, um ihren eigenen Willen an die Stelle des fremden zu setzen, um ihr Interesse mit Hintansetzung des Allgemeinen zu schützen, um ihren Privatvortheil aus Blut und Thränen der Aermsten zu ziehen.

Es fehlt nicht an Anklagen und Beschuldigung der Demagogie, denjenigen entgegen geschleudert, welche den Umsturz durch rechtzeitige Reformen zu verhüten bestrebt sind. Volks-

verführer ist nach liberaler Erklärung nicht, wer den Gottesglauben erschüttert und die Gewissen verwirrt, sondern wer die Wohlfahrt Aller fördern und durch solche Förderung den Verdacht beseitigen will, als ob die oberen Zehntausend das arme Volk nur als Zugvieh benützen und zu eigenem Behagen ausbeuten dürften. Es fehlt nicht an Winkelzügen und Seitensprüngen, um die angebahnten und nothwendigen Reformen zu vereiteln oder zu verzögern, allenfalls ad calendas graecas hinauszuschieben und abzuwarten, ob sich nicht irgend ein Ereigniß einstellen werde, das allen Bemühungen um das Volkswohl und allen frommen Wünschen ein jähes Ende bereiten könnte.

Die Regierung, wenn auch von den besten Absichten beseelt, vermag unter solchen Umständen ihre Schritte nicht zu beschleunigen, was doppelt bedauerlich scheint, da ja das bekannte Vienna vult expectari noch immer seine alte Bedeutung nicht ganz verloren hat. Sicher wird der Zwischenfall, den die anarchische Arbeiterpartei heraufbeschworen hat, nicht dazu beitragen, das Reformwerk zu fördern und das gegenseitige Vertrauen zu stärken. Wir können auch nicht behaupten, daß die politische Behörde stets mit der nöthigen Schonung zu Werke ging. Bis jetzt finden sich unter den Ausgewiesenen auch solche Leute, die vor zehn und mehr Jahren allerdings in den rohen Ton der Arbeiterassociationen verfallen waren, aber seither sich redlich gehütet haben, Anlaß zu gerechten Klagen zu bieten.

Diese mit der staatlichen Anordnung längst ausgesöhnten Individuen bekamen die volle Schwere des Ausnahmezustandes zu kosten. Man konnte so verfügen, weil die Macht dazu vorhanden war, wird man aber auch sagen können, daß diese Maßregelung von politischer Klugheit diktirt war? Wir zweifeln ja nicht daran, daß Graf Taaffe nur die Statuirung abschreckender Beispiele an wirklichen Ruhestörern im Auge hat, vermochte er sich aber seiner bureaukratischen Werkzeuge vollkommen zu versichern? Wird er die Bürgschaft für die

Weisheit und Gerechtigkeit des von den Unterbehörden Verfügten auf sich nehmen wollen? Wenn aber nicht, wird da nicht Mancher, der bisher noch nicht zu den Anarchisten gerechnet werden durfte, in das feindliche Lager hinüber gedrängt werden?

Sei ihm, wie ihm wolle, wünschenswerth erscheint die Abkürzung der Dauer des Ausnahmezustandes; wünschenswerth die ruhige und normale Entwicklung und Lösung der socialen Frage; wünschenswerth, daß man die Zerhauung des Knotens nicht mit seiner Lösung verwechsle; wünschenswerth, daß auf die Grundbedingung einer gedeihlichen, allseitig befriedigenden Socialreform gehörige Rücksicht genommen und der Kirche und der religiösen Erziehung wieder der Einfluß eingeräumt werde, ohne welchen jede Verbesserung des Looses der arbeitenden Klasse nur eitel Schein und Täuschung bleiben wird.

XLI.

Zeitläufe.

Die Weltmächte an der Arbeit: England in Aegypten.

Den 24. März 1884.

Immerhin ist es eine Erholung, wenn man die Lektüre der Parlamentsberichte aus Berlin, Wien und Rom dann und wann unterbrechen kann, um die anderen Mächte Europa's in den fernsten und finstersten Theilen der Welt an der Arbeit zu sehen. Es wäre ein engherziger Standpunkt, wenn man die Arbeit, welche diese Mächte thun und um derenwillen sie auf der höheren Stufe einer Weltmacht stehen, mit dem

Maße gewöhnlicher politischen oder europäischen Eifersuchts-Fragen messen wollte. Alle diese Unternehmungen haben in ihrer wirthschaftlichen und socialen Seite ihre hervorragendste Bedeutung. Sie stoßen die Thore ein, welche immer noch die größten Räume von Gottes weiter Erde unserm mit Menschen und Produktion überfüllten Erdtheil verschlossen halten; und sie erfüllen die Mission der neuen Verkehrsmittel für die Menschheit, die auch ihrerseits eine göttliche Fügung oder Zulassung sind.

Gewiß hat die Habgier ihren vollgerüttelten Antheil an allen Unternehmungen Europa's über Land und Meer. Der Capitalismus und der „Coupon" ermöglicht dieselben, und zieht daraus selber wieder den Wurzelsaft zu seinem täglichen Anwachsen in's Ungeheuerliche. Aber geradeso bethätigt er sich, bis dereinst seine Rolle ausgespielt seyn wird, auch in dem engeren Bereich der Continentalmächte, und erhebender für die Völker ist dieses Spiel der hohen Finanz immerhin dort als hier. Frankreich ist durch die Machinationen seiner regierenden Flibustier tief herabgedrückt; aber der Franzose hat doch die Genugthuung, daß seine Nation in Tunis herrscht und das große Kaiserthum Annam zum Vasallen gemacht hat. Rußland ist leidend an asthmatischen Krämpfen, unheilbar wie es scheint, aber auch der verzweifeltste Nihilist wird nicht ohne innere Befriedigung die Adler des Czaren über den eingesunkenen Wällen von Merw nach der Grenze Indiens hin flattern sehen. Vollends England: es ist unfraglich, wäre England nicht mehr Weltmacht, so gäbe es keine Engländer mehr.

Im Grunde kann man sagen: daß die Unternehmungen der Colonialpolitik bei allen drei Weltmächten über den engen Rahmen eigentlich politischer Machtfragen überhaupt hinausgewachsen seien. Der Zwang der Verhältnisse, wie sie sich in allen Welttheilen zumal gestaltet haben, hat diese tröstliche Veränderung bewirkt. Freilich ist der Neid der Concurrenz und die Rivalitätssucht bei den Mächten nicht ab- und aus-

gestorben. Welches widerliche Schauspiel haben die sogenannten Alliirten dießseits und jenseits des Kanals seit dem Beginne der Vorstöße nach dem dunkeln Orient dem Publikum, wenigstens in der Presse, geboten! Je nachdem es dem Einen einstweilen schlecht ging, ist der Andere händereibend, hohnlachend am Ufer gestanden; man konnte an böse Buben denken, die über den Bach hinüber die Zunge gegen einander herausrecken.

Als die Franzosen nach Tunis gingen, war England voll erheuchelter Besorgnisse über die Thorheit, daß man sich in Paris nicht lieber nach innen concentrire, da Hannibal-Bismarck von heute auf morgen an der Grenze erscheinen könne. Was an kleinen Feuerlein in Madagaskar brannte, ist durch die englischen Missionäre eifrig geschürt worden; und wie viel in Peking dazu beigetragen wurde, daß die Franzosen über Tonking und die sich überstürzenden Tongking-Credite nahezu in Verzweiflung gerathen wären, das wird ein chinesisches „Büschlein" vielleicht einmal enthüllen. Wie recht und billig entschädigten sich die Franzosen, als die Engländer im Sudan in's Pech geriethen, und als vollends die Russen mit der sogenannten Unterwerfung von Merw die Eroberung des ganzen Turkestan abschlossen, da feierte die französische Schadenfreude förmliche Orgien.

Aber Niemand wird trotz Alledem einen kriegerischen Bruch zwischen den Mächten für möglich halten. Der Prügel liegt überall beim Hund. England wird die Russen, trotz seiner zwanzigjährigen Drohungen und des wiederholten Wortbruchs der czarischen Diplomatie bezüglich der „unüberschreitbaren Grenze", sich in Merw ruhig befestigen lassen. Denn es hat in Aegypten alle Hände voll zu thun und Indien streng zu überwachen. Die Franzosen haben theuer errungene Vortheile in Asien und Afrika in Sicherheit zu bringen. Gewiß wünschen sie den Engländern alle Plagen Aegyptens auf den Hals; aber doch nur, um sich wo möglich wieder in die gemeinschaftliche Herrschaft über das Nilland, in das so-

genannte Condominat, einzudrängen, aus dem sie sich durch die Lüderlichkeit ihrer Parlamentsparteien, im entscheidenden Moment der Arabi'schen Insurrektion, selbst hinausgeworfen haben.

Wir haben dieß und daß England sich in die Maschen der ägyptischen Angelegenheiten tief genug verwickelt hat, um nicht mehr entrinnen zu können, von Anfang an als eine im allgemeinen Interesse erwünschte Fügung betrachtet. Wer die Zustände in allen Zweigen der Regierung des Nillandes, wie sie sich seitdem namentlich auch bei der Armee geoffenbart haben, unbefangen in's Auge faßt, der wird nicht zweifeln, daß ohne das Einschreiten der Engländer heute der Mahdi auf dem Throne der Pharaonen säße. Arabi, der politische Prophet, hätte bald genug seine Rolle an den religiösen Messias abtreten müssen; und anstatt der corrupten Soldateska des Chedive hätte man es nun mit den fanatisirten Schaaren des Mahdi zu thun, welche sich mit ihren nackten Leibern und in prähistorischer Bewaffnung mit Schild und Speer den raffinirten Zerstörungswerkzeugen der modernen Völker todesmuthig entgegenwerfen.

Wer, wenn nicht wieder England, würde dann jenes durch Geschichte und Verträge längst dem Abendlande angeschlossene Land, das als Brücke zwischen den drei Erdtheilen der alten Welt an internationaler Bedeutung selbst den Bosporus weit überragt, gegen die panislamitische Bewegung vertheidigt haben? Hätten die Mächte es nur wagen dürfen, das tragikomische Schauspiel einer Constantinopler Conferenz dem geängstigten Publikum abermals anzubieten? Der Arm des Fürsten Bismarck reicht weit, aber in der Arabi'schen Krisis hat er sich doch ein so dürftig verhülltes Fiasko geholt, daß auch er schwerlich Lust gehabt haben dürfte, zu jener modernsten Copie des polnischen Reichstags zum zweiten Male seine Zuflucht zu nehmen. Gerade die Vorgänge vor zwei Jahren wegen Aegyptens haben überhaupt gelehrt, daß die mitteleuropäische Diplomatie gutthut, den wesentlichen

Unterschied zwischen Weltmächten und europäischen Großmächten nicht zu übersehen. Selbst wenn ein „europäisches Concert" wirklich bestünde, wie es ja in einer Zeit, wo die gepriesenste diplomatische Kunst immer nur in der „Isolirung" einer einzelnen Macht ihre Triumphe feiert, unmöglich ist: selbst dann müßte den Weltmächten immer noch ihr separirter Spielraum gelassen werden zur Austragung vorkommender Fragen unter sich. Dazu gehört nun Aegypten, und nachdem Rußland sich in Turkestan die baare Abfindung bereits vorweg genommen hat, könnte sich die Frage nur noch um die Concurrenz zwischen England und Frankreich drehen.

Allerdings hat Hr. Gladstone an der Spitze der gegenwärtigen Regierung Englands stets betheuert, daß England nicht nach der Herrschaft über Aegypten strebe. Es ist zwar immer noch mehr als fraglich, ob es dem englischen Kabinet wirklich Ernst war mit dem Wunsche, die Verantwortlichkeit der äpyptischen Expedition mit Frankreich zu theilen, und ob die französische Weigerung, in Aegypten mit England gemeinsame Sache zu machen, nicht die längst ersehnte Gelegenheit bot, die lästigen Bande des Condominats zu zerreißen. Aber die Bürgschaften, die Herr Gladstone dafür gab, daß England weder das Protektorat noch die Annexion in Aegypten anstrebe, kann man doch nicht ohne Weiteres als erheuchelt ansehen. Er hat nicht nur das protocolle de désintéressement bei der Conferenz in Constantinopel unterzeichnet, sondern er hat auch im Parlament den Sultan wiederholt und ausdrücklich als Souverain Aegyptens anerkannt, und bis in die neueste Zeit stets feierlich versichert, England sei nur nach dem Nillande gegangen, um eine geordnete Regierung und die Autorität des Chedive, wie sie durch Verträge und Firmans festgesetzt worden, wiederherzustellen. In dem Maße als dieser Zweck allmählig erreicht werde, sollten die englischen Besatzungen aus Aegypten zurückgezogen werden: so sagte er nicht nur, sondern es war auch mit der Zurückziehung der Truppen bereits der Anfang gemacht, als der große Sieg

des Mahdi über die vicekönigliche Armee unter dem englischen General Hicks erfolgte.

Die laue und unentschlossene Haltung des englischen Kabinets hat seitdem vielfach den Argwohn wachgerufen, daß die Empörung im Sudan von England absichtlich herbeigeführt worden sei, um unter dem Vorwand der allgemeinen Interessen der Civilisation bei den Mächten eine Art Dispens von den gegebenen Bürgschaften der „Uneigennützigkeit" zu erzwingen. Betrachtet man aber die Belastung Englands mit seinen Colonien in allen Welttheilen, so ist wohl zu glauben, daß die ausschließliche Handhabung der bis 1882 zu Zweien geübte Controle über die Regierung des Chedive für England die bequemste und darum erwünschteste Auskunft geblieben wäre. Jetzt freilich hat sich durch die Katastrophe im Sudan die ganze Lage vollständig geändert. Nicht nur in Oberägypten und dem Sudan ist die Autorität des Chedive erloschen, sondern auch in Kairo ist die Regierungsgewalt in completter Auflösung und Zersetzung begriffen, so daß unbedingt Ersatz geschaffen werden muß.

In England ist die öffentliche Meinung so entschlossen für den entscheidenden Schritt, der dem grausamen Spiel mit der Vorschiebung der viceköniglichen Puppe ein sofortiges Ende machen und die Regierung in Aegypten, sei es unter der Form des Protektorats oder der Annexion, unmittelbar auf die Verantwortung Englands nehmen würde, daß dem Kabinet Gladstone nichts erübrigen wird als Unterwerfung oder Rücktritt. Den Premier trifft nicht nur der Vorwurf, daß er durch die Verzögerung der militärischen Maßregeln, zu welchen er doch greifen mußte, als es schon zu spät war, die Schuld an den furchtbaren Metzeleien und den Niederlagen, die Englands Ansehen schwer schädigen mußten, auf sich geladen habe. Er steht auch in dem Verdacht, daß er jetzt noch nicht wisse, wo er hinaus wolle und was mit der tabula rasa, die der Welt aus dem Nillande entgegenstarrt anzufangen sei.

Unfraglich hat sich das englische Kabinet von den Ereignissen leichtsinnig überraschen lassen und schwere Rechnungsfehler begangen. Was aber nunmehr aus Aegypten werden soll, ist demselben, wie die Dinge nun einmal liegen, vielleicht ganz klar, nur daß der Plan sich nicht gut auf dem Tisch beider Häuser des Parlaments niederlegen und ausbreiten läßt. Als das Schlagwort ausgegeben wurde: „der Sudan muß geräumt und preisgegeben werden"; als dann die Modifikation nachfolgte: „aber einiger festen Plätze an der Küste des rothen Meeres muß sich England versichern"; und als General Gordon, der Nothhelfer in aller orientalischen Herren Ländern bis nach China hinein, mit diesem Programm in gütlicher Mission und mit einigen Kameellasten Goldes nach Chartum abging: da war der Plan schon ziemlich durchsichtig. Als aber Gordon Pascha von dieser Haupt- und Grenzstadt Nubiens aus, der Hochwacht am Nil und dem Schlüssel des Sudan, seine Lockrufe nach links und rechts ertönen ließ: da konnte sich über diese Absicht Niemand mehr täuschen.

Nicht nur der Sudan, der als Bleigewicht am Fuße Aegyptens gehangen, nichts eingetragen und große finanzielle Opfer erfordert habe, soll deßhalb geräumt und sich selbst überlassen werden, sondern auch Nubien bis an den Rand der Wüste bei Wadi-Halfa. Die Stammeshäuptlinge sollen ihre Unabhängigkeit wieder erlangen und die alten Sultanate wieder hergestellt werden. Für das große Sultanat Darfour im Sudan hat sich bereits der erbberechtigte Candidat gefunden; das Sultanat von Kordofan aber ist dem Mahdi selber angetragen. Die unaufhörlichen Fehden der ehemaligen Dynasten in Nubien und dem Sudan untereinander haben den älteren Vicekönigen zu Kairo im Laufe von siebenzig Jahren ihre Eroberungen bis gegen den Aequator hin erleichtert. Die englische Rechnung ist nun wohl, daß es alsbald wieder so ergehen, also das divide et impera den Einfluß über das ehemalige Herrschaftsgebiet den Regenten in Kairo von Neuem in die Hand spielen würde. Wer diese

Regenten in Wirklichkeit wären, ist nicht zweifelhaft; nur das steht dahin, ob immer noch die Existenz eines Chedive an das verschollene Wort „Aegypten den Aegyptern" erinnern würde. Jedenfalls wäre das Uferland am Suezkanal mit den drei Häfen von Port-Said, Ismailia und Suez fest im englischen Besitz, sowie die wichtigsten Seeplätze am rothen Meere, die Ostküste des ganzen Landes am Nil. Und was könnten dann die Vertragsmächte gegen eine solche Neuordnung der Dinge eigentlich thun? Selbst wenn es nicht absolut nothwendig wäre, daß die Engländer zum Zwecke der Vertheidigung des eigentlichen Aegyptens dort etablirt blieben, könnte man ihnen billigerweise doch nicht zumuthen, nach allen den großen Opfern an Geld und Blut, auf den Wink der Daheimgebliebenen, mit leeren Händen abzuziehen. Selbst die Republik an der Seine müßte ihre ohnmächtige Wuth verbeißen, und die Erinnerung an die ägyptische Expedition Napoleons I. ein- für allemal zu den Akten legen.

Auch hat sich England bereits, als wenn es dort schon zu Hause wäre und bliebe, um einen benachbarten Bundesgenossen umgesehen, indem es den Abessiniern zu einem Hafen und Uferland am rothen Meere verhelfen will, wenn ihr König eventuell gegen den Mahdi Hülfe leisten wird. Wenn man sich an das Verhältniß zwischen Aegypten und Abessinien noch unter dem vorigen Vicekönig erinnert, so muß man sagen: ungenirter konnte die englische Politik nicht an die Stelle der ägyptischen, in deren Namen und auf deren Kosten, gesetzt werden. Aber Abessinien mit seiner kriegerischen Race von vierzehn Millionen Seelen ist unter den obwaltenden Umständen ein kostbarer Bundesgenosse. Auch der Mahdi hat sich um den König Johannes bemüht, aber von diesem im Gefühl seiner etwas barbarischen Christlichkeit eine Fraktur geschriebene Antwort erhalten. Wir haben schon wiederholt auf die Wichtigkeit Abessiniens für den Widerstand gegen den Mahdi hingewiesen, und es ist nur zu verwundern, daß England erst jetzt Beziehungen mit dem Negus angeknüpft

hat. Freilich ist dieß für Frankreich ein neuer Schlag; denn dort hat man in Abessinien längst den natürlichen Bundesgenossen gesehen, mit dem sich die „christliche Civilisation" in das Herz des barbarischen Afrika verbreiten ließe. Aber durch wen immer die alten Aethiopier Luft bekommen, um sich der Umarmung des Islam zu entziehen, immerhin ist es ein Erfolg des Kreuzes über den Halbmond, der erste, von dem Europa seit den Kreuzzügen sich nicht wegläugnen kann.

In Einem Punkt wird allerdings die Neugestaltung in Aegypten durch England schwere Folgen für die übrigen Mächte haben, für die einen mehr, für die anderen weniger. Als in der Proklamation, mit welcher Gordon Pascha sein Erscheinen in Chartum anzeigte, die paar Worte entdeckt wurden: „Der Sklavenhandel ist gestattet", da entsetzte sich ganz Europa. Also dergestalt ruinirte dieses feige Albion sein eigenes seit 70 Jahren unablässig betriebenes Werk, und gerade dieser Gordon, als ägyptischer Generalgouverneur im Sudan fünf Jahre lang der unerbittliche Vorkämpfer gegen die Sklavenjäger, mußte das schmachvolle Wort aussprechen! Allerdings hätte sich das noch vor einem Jahre Niemand träumen lassen. Aber wenn der Sudan, ein Land, das an Ausdehnung Deutschland, Frankreich und Italien zusammen hinter sich läßt, nun einmal preisgegeben werden soll, dann ist es wenig bedeutend, ob England dort den Sklavenhandel gestatten will oder nicht; er wird so wie so in voller Blüthe wieder aufleben. Viel bedeutsamer als der Ausspruch selbst mußte der Satz erscheinen, mit welchem Gordon denselben begründete.

Der fragliche Satz lautet: „Die Trennung des Sudan von Aegypten hebt alle zwischen Kairo und den fremden Regierungen geschlossenen Verträge auf." Damit war zunächst der Vertrag von 1877 gemeint, durch den der vorige Chedive sich verpflichtete, den Sklavenhandel im Sudan bis zum Jahre 1889 abzuschaffen. Kann aber der Satz wirklich bloß auf diesen Vertrag allein bezogen werden? Wenn Aegypten aus

einem Reich von 17 Millionen Seelen verkleinert wird zu einem Vasallenstaat von 5 Millionen Seelen, ist dann damit nicht das Substrat aller andern Verträge und internationalen Verbindlichkeiten zwischen Kairo und den fremden Regierungen ebenso verloren gegangen, und bedürfen nicht alle diese Verträge der Revision? Wenn noch dazu dieses verkleinerte Aegypten als vollständig bankerott aus der ungeheuren Krisis hervorgeht, wo bleibt dann das bekannte Liquidationsgesetz, auf Grund dessen Fürst Bismarck im Jahre 1879 den ersten Anstoß zur Absetzung des verschwenderischen Chedive Ismail gegeben hat? England selbst wird nach Frankreich, in seinen Inhabern der ägyptischen Wucherscheine, den größten Schaden davon erleiden; aber ob es wolle oder nicht: der „Coupon“ muß schließlich bluten, gerade auf dem Platze zuerst, wo er seine schmählichsten Orgien veranstaltet hatte. Preisen wir das ewige Gesetz der ausgleichenden Gerechtigkeit!

Aber zur Zeit und so lange man nicht weiß, wie der Mahdi sich ferner verhalten wird, ist jede Berechnung über die Stellung Englands in Aegypten durchaus problematisch. Er hat seit dem großen Schlage von El Obeid nichts mehr von sich hören lassen; die militärischen Aktionen der Zwischenzeit haben Ströme Bluts gekostet, gingen aber nur von Vorposten seiner Anhänger aus. Alles wird davon abhängen, ob er Sultan von Kordofan aus Englands Gnaden werden oder „Mahdi“ bleiben will. Die englischen Anerbietungen sind gewiß ebenso liberal als klug. Er allerdings nicht für sich allein, sondern auch jeder der übrigen neu erstehenden Sultane, soll die Arsenale mit allen Vorräthen und das gesammte ägyptische Staatseigenthum in ihren Gebieten umsonst erhalten. Augenscheinlich wäre es Wunsch der Engländer, daß die also ausgerüsteten übrigen Sultane ihre Unabhängigkeit behaupten und dem Mahdi sich nicht unterwerfen sollten. Indeß ist es ihnen freigestellt, denselben als Oberherrn anzuerkennen, wenn sie es thun wollen. In jedem Falle würde durch das Eingehen des Mahdi auf die englischen Anerbiet=

ungen sein Prophetenthum anrüchig werden. Wenn er es aber vorzieht, von den „ungläubigen Fremden“ kein Geschenk anzunehmen, vielmehr mit reinen Händen seine Messiaslaufbahn fortzusetzen, dann können und werden für England noch schwere Stunden schlagen. Nicht der Herrscher in Kordofan, ob groß oder klein, ist ihm gefährlich, sondern der „Herold des heiligen Kriegs“.

Als der Befehl: „Preisgebung des Sudan“ vor dritthalb Monaten in Kairo anlangte, da wollte das Ministerium Scherif Pascha, das dem Chedive in der Arabi'schen Empörung treu geblieben war, lieber seine Entlassung nehmen. Der Minister machte geltend, was es heißen würde, den obern Lauf des Nil in die Hände einer feindlichen Macht, also des Mahdi, fallen zu lassen, der es dann in der Gewalt hätte, den nährenden Strom abzuschneiden und Unterägypten nach Belieben in eine Wüste zu verwandeln. Er nahm aber insbesondere den englischen Premier beim Wort: daß der Sultan der anerkannte Souverän Aegyptens sei. In der That ist auch seit der Zeit Mehmed Ali's die Verwaltung von Nubien, Darfour, Kordofan, Senaar und aller dieser Provinzen durch specielle Firmane des Sultanats an die ägyptischen Vicekönige übertragen worden. Scherif Pascha erklärte daher mit Recht: „Die Regierung der Königin verlangt, daß wir den Sudan preisgeben; wir haben nicht das Recht in diese Preisgebung zu willigen, da dieses Land, welches der Pforte gehört, unserer Hut anvertraut worden ist.“

Welche Rolle hat aber der Sultan während der ganzen Verwicklung gespielt? Gar keine. Er hat wohl eine Note in London übergeben lassen, aber es ist nichteinmal bekannt geworden, ob darauf eine formelle Antwort erfolgt ist. England thut in Aegypten, als ob das Sultanat gar nicht da sei, und ist jetzt bereit, mit dem Manne in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, der sich als von Allah gesandt erklärt, um nicht nur das Sultanat der „ungläubigen Türken“, sondern auch ihr falsches Chalifat zu stürzen. Wahrscheinlich wird man auf die Ansprüche des Sultans erst dann zurückkommen,

wenn es sich um den schweren Tribut handelt, den Aegypten an dessen Kasse zahlt. Denn das versteht sich doch von selbst, daß ein von 17 auf 5 Millionen reducirter Vasallenstaat nicht den Tribut in gleicher Höhe fortbezahlen kann. Thatsächlich ist der Sultan jetzt schon bei Seite geschoben, und die Ansicht des berühmten Völkerrechtslehrers Martens in Petersburg, daß Aegypten lieber heute als morgen für unabhängig von der Türkei erklärt werden sollte, gewinnt neue Chancen.

Die Erhebung im Sudan ist von Anfang an mit dem Schlachtruf „gegen die Türken“ aufgetreten, und als Türken gelten nicht nur die in Stambul, sondern auch die Regenten und ihre Werkzeuge in Kairo. In der That kann man ihre Regierung und Verwaltung im Sudan nicht anders denn als „türkisch“ bezeichnen. Was ihnen jetzt im Nillande begegnet, trifft das Türkenthum überhaupt als gerechte und tausendmal verdiente Strafe. Die Berichte von Augenzeugen, welche über die seit Decennien in diesen Ländern ausgestreute Saat von Wuth und Rachedurst einlaufen, machen Alles erklärlich, was an Gräueln und Massenmorden dort noch geschehen mag. Einer der ausführlichsten Berichte dieser Art bemerkt am Schlusse: „Wenn man Jahre lang beobachtet hat, wie die Aegypter regieren, so verzweifelt man gänzlich an ihrer Fähigkeit sich zu ändern. Das Einzige wäre Hülfe von europäischer Seite, also speciell von England; und so viel man auch gegen die unersättliche Ländergier Englands geschrieen und geschrieben hat, so wäre die englische Herrschaft für die hiesigen Gegenden doch das Beste und Segensreichste, was eintreten könnte. Denn trotz Alledem kommt mit der englischen Herrschaft das, was eben zum Fortschritt nöthig ist: Gerechtigkeit und Sicherheit im Handel und Wandel, sowie Befreiung von Erpressung und Bedrückung. Wer die englische und die ägyptische, respektive türkische, Herrschaft gesehen und verglichen hat, wird gewiß zum Sachwalter Englands werden, wie es ihr Correspondent schon lange ist.“ [1])

Wir auch!

1) S. die Berichte: „Wie der Sudan durch Aegypten regiert wurde.“ Münchener „Allg. Zeitung“ vom 11. und 12. März d. Js.

XLII.

Poetisches.

5. Ferdinande von Brackel.

Man hat sich über die Königin Elisabeth von Rumänien, welche unter dem Pseudonym Sylva Carmen Gedichte edirt, den wohlfeilen Witz erlaubt, sie sei insofern gewiß Dichterin von Gottes Gnaden, als sie eine Krone trage. Umgekehrt scheute man sich nicht, F. v. Brackel neben die Königin der Dichterinen, Annette v. Droste, zu stellen. Das ist des Guten nun doch zu viel gethan. Immerhin bleibt der meisterhaften Romanschriftstellerin des Vorzüglichen auch an Gedichten noch genug, um hier sie besprechen zu dürfen.[1]) Ein Falke kann sich kühn des ungerechten Lobes entschlagen, zum Sperling oder zur Meise wird er damit nicht.

Sie selbst bemerkt, daß weniger die äußere Natur, als das menschliche Herz und Leben ihre Liederdomäne seien. Dennoch kann sie nicht umhin, mit Rückert die oft so widerhaarigen Menschenkinder erst bei lieben, lichten Blumen liebenswürdig zu finden und mit Silesius zu bekennen: „willst du, o Mensch, was ist Vollkommenheit erfragen, so geh' in Feld und Flur, die Blume wird dir's sagen"; was sie von Natur, sei du mit begnadigtem Willen! Und in das Gottesauge der Schöpfung blickend, das sich im weiten Azur wie in den Blumen der Haide aufthut, mag sie gern feiern; aus jedem grünen Reis lacht ihr ein sel'ger Hoffnungstraum, jeder Ton, der zu ihr weht, ist ihr eine Gnadenstimme. Am Wiesenrain wieder lagert sie zur wunderschönen Sommerzeit und wie die sonnige, wonnige Welt fühlt

---

1) Gedichte von Ferdinande Freiin von Brackel. Köln, Bachem

sich ihr Herz überreich, wie im Herbst, wenn „im nahen Walde die Blätter fallen“, schwermüthige Sehnsucht nach „alten, unnennbaren Tagen“ wach wird, bange Fragen sich regen:

Hin zur Erde welkt das Grün,
Blumen senken ihre Häupter:
Wirst, mein Traum, auch du verblüh'n?

Ach ja, die rothen Blätter decken so manche, einst grüne Hoffnung, und die Dichterin meint, das sei noch schlimmer denn gestorben seyn, die Todten hätten Ruh, indeß die armen getäuschten Herzen zu jeder Stunde den bitterschweren Harm fühlten: „wie einst so reich sie waren und jetzt so unendlich arm“. Hat doch auch sie einmal von reichem Glück geträumt, das mit der Midashand alles in Gold wandelt; es war ein Traum, duftig wie die erste Rose, lockend wie die erste Nachtigall, aber es kam ein Reif in der Frühlingsnacht —

Es war ein Traum!
Jetzt ist er längst vergessen.
Daß einst ich träumt', ich weiß es kaum;
Zuweilen nur zuckt's schmerzlich durch die Seele,
Dann sag' ich leis: es war ein Traum!

Welch' ein volles Herzensleben, in wenigen Strichen eine ganze Geschichte! Und ist nicht Alles ein Traum, ob voller Paradiesesbilder, ob dem Alpdrücken gleichend? Und dennoch, das fühlen wir bald, Wunden, wie die ihre, vernarben nicht; wie beim Rebenblühen der Wein im Fasse, so regt sich im Herzen ein schmerzlich Heimweh. Noch lange tönt es fort in ihr: „es hätte können anders seyn“! und ernst zurückschauend sieht sie das verlorene Glück zum Abschied herüberwinken, und nur der Gedanke: Gott der Herr ließ es so zu! vermag sie zu trösten. Wie wehmüthig zittert aber doch ihr Schmerz in leisen Schwingungen nach im „Volkslied“:

Nun laß die Lieb' begraben seyn,
Sie ist ja todt, sie ist ja todt;
Und um die Todten weint man sich
Die Augen roth, die Augen roth.

Doch einen Strauß, den gib noch mit,
Den letzten Strauß, den letzten Strauß;
Den gibt man allen Todten wohl
Noch mit hinaus, noch mit hinaus.

Und eine Nelke bind' hinein,
Die feurig ist, recht feurig ist;
Wie uns're Lieb' im Leben auch
Gewesen ist, gewesen ist.

Auch Rosmarien thu' dazu:
Das deut' auf Schmerz, das deut' auf Schmerz.
Weiß doch allein, wie weh mir's war,
Allzeit um's Herz, allzeit um's Herz.

Allein gerade die Schmerzen, an denen sie reich gewesen zu seyn scheint, zeigen ihr reiches, volles Herz. „Auch der Schmerz ist Gottes Bote" sagt Geibel. Haben doch durch des Himmels Thau der Dichterin Dornen schließlich Blüthen voll Duft getragen; wie die Biene fand sie in den bittern Kräutern den süßesten Honig. Mit den Freuden hat sie nicht gekargt, vielmehr wie Frühlingsveilchen sie ausgespendet:

Doch alles Leid und alle Schmerzen,
Die schloß in's eig'ne Selbst ich ein;
Und was der Herr an Kummer sandte,
Ich trug' es still und trug's allein.

Frage, mahnt sie ernst, Gottes Weisheit doch nicht lange nach dem Warum; der Herr spendet öfter unverdientes Glück als unverdientes Leid! Das Glück scheint uns aber Recht, das Leid, dessen Schuld wir meist tragen, Unbilde. Alles gleicht sich schließlich aus. Nein, nicht das Leid soll Gott fern halten, nur Eines verhüten:

Send' es brennend, send' es sengend,
Laß es kommen rauh und hart;
Nur davor woll' uns bewahren,
Daß es unser Herz erstarrt.

Und solcher vertrauensvoller, trostreicher, ächtchristlich bittender Lieder hat sie viele, gleich L. Hensel fragend: „mein Herz, was schlägst du gleich so bange, wenn dir der Vater Trübsal schickt?"

Die Westfälin finden wir besonders in der sächsischen zähen Anhänglichkeit an Haus und Hof. Das leichte: ubi bene, ibi patria! kommt nicht in diesen Mund. Freudig bekennt sie, „daß Gottes bester Segen ruht im heimathlichen Nest"; stolz ist sie auf ihren Stamm, auf „den ächten, alten, starken Sachsentrutz, der auch die Treue findet im Verneinen", der wie Eckart getreu für Wahrheit und Recht steht, wie seine Eichen fest und zähe. Will auch das Posthorn hinaus in die Welt locken und Geibel der Kunstgenossin, die ihn so sehr feiert, zuflüstern: „o die Schranken so eng, und so flüchtig die Zeit!" wie ein Vogel bade im Blau der Luft! — dem Fernweh nach blauer Meeresfluth und Alpglühen folgt das Heimweh nach den „alten Mauern". Die Westfälin finden wir in der starken, willensfrommen Katholikin, die dem Leid der Kirche und ihres Ober-

hauptes Lieder gesungen, die an E. Ringseis erinnern, und die mit ihr wieder jubeln gleich einer fröhlichen Lerche. Endlich an die westfälische blauäugige Jungfrau, die auf kurze Frage kurzes Wort, immer „weiß von Anfang, was es will", an Annette Droste-Hülshoff, mahnen die „Unausgesprochenen Worte":

Geh', die gesprochenen, die dich verklagen,
Du hast sie sühnend doch wohl ausgemerzt:
Die ungesproch'nen aber mußt du tragen
Als eine Last, die immer drückt und schmerzt.

Ebenso „Epiphania"; hat es auch nicht die Farbengluth wie das der Droste, so doch mehr treuherzige Naivetät gleich dem Sternenliede, das die drei Weisen vor den Thüren singen.

Nicht jedoch sowohl auf dem lyrischen Gebiete, auf dem Br. zudem meist reflektirt, sondern auf dem epischen liegt ihre Stärke, bezeichnend für ihren Stamm, indeß unsere Zeit soviele Männer nur als lyrische Singvögel bewährt findet. Nicht als ob unsere Dichterin wie Uhland Vieles hier geleistet: das wenige Große muß es thun; nicht als ob Alles hier von epischer schöner Plastik, vielmehr ist Vieles mißlungen, zumal wo die Dichterin Humor erzwingen will oder preußische Heldenfanfaren ertönen läßt. So thut einem das „Lied der Mainarmee 1866" geradezu weh, als höre man wieder den Hilferuf des Trompeters von Langensalza. Aber von mancher Dichtung kann, um eine alte Fabel vom Bären anzuführen, der sich der Fülle der Nachkommenschaft rühmte, Br. mit dem Löwen sagen: der Meinigen sind wenige, doch es sind Löwen! So trifft sie im „Mädchen von der Pußta" den Lokalton vorzüglich, es ist ein sein Pendant (der „Deserteur" von A. Grün) weit übertreffendes Meisterstück. Die schöne Zigeunerin ist untröstlich, nicht um die zwei ersten Liebsten, die auf dem Felde der Ehre ehrenvoll gefallen und bestattet worden, nein, um den schimpflich erschossenen Deserteur, den, wie den Schweizer zu Straßburg auf der Schanz, die Sehnsucht nach der Pußta gezogen, wo er die Maid wußte „schwarzäugig und schwarzlockig", wofür ihm die Kugel in's liebende Herz wurde, den man ohne Sang und Klang eingescharrt. Doch in ihrer Seele lebt er:

Und sie läßt das Köpfchen hängen,
Diesen da vergißt sie nie:
Zweie starben für den Kaiser,
Einer aber starb für sie.

So besingt sie mit marckiger Kürze den „Fähndrich von Skalitz“ und ihr „Es waren fünf“ hat Werth wie G. Schwab's „Gewitter“: dieselbe drastische Einfachheit und schlagende Pointe. Ueber Alles zu stellen sind ihre drei Legenden. Da glaubt man in den „drei Fräulein von Eckenstädt“ ein altes Volkslied vor sich zu haben. „Des Kindes Stimme“ ist so treuherzig naiv, so kindlich und tief wie die Legenden der Bretagne. Die Mutter hat ihr einzig Kind dem Herrn dargebracht und der Herr, der ihn gegeben, hat ihn auch genommen. Gern will sie des Herrn Namen benedeien, nur des Kindes Stimme im Chor der Mönche vermißt sie bitter. Gott hat Erbarmen. Wieder kniet sie in der Klosterkirche um Mitternacht, der Gesang der Gottgeweihten hebt an:

Aber horch, welch' neue Stimme
Plötzlich ihnen sich vereint:
Eine Stimme, die wohl Keiner
Mehr zu hören hat gemeint.

Als sei nimmer sie verstummet,
Ist dem Sang sie eingefügt;
Und die Mutter bebend lauschet,
Nein, der Ton sie nicht belügt!

Und von da allnächtlich immer
Hat das Wunder sich erneut,
Hat des Sohnes Himmelsstimme
Seiner Mutter Herz erfreut.

Und dennoch übertrifft „der Mönch von Marienmünster“ noch sehr diese Dichtung und läßt die Behandlung eines ähnlichen Stoffes „Maria Pförtnerin“ von J. N. Vogl hinter sich, wie der Adler den Zaunkönig.

Verschweigen dürfen wir nicht, daß Brackel es mit Durchführung des Versmaßes und der Reinheit der Reime strenger nehmen dürfte. Auch hören sich reimende Abkürzungen wie „bracht'st“ auf „lachst“, oder Dehnungen wie „gedrucket“ gar nicht melodisch an. Ebenso dürften Lieder wie: „Du hast mit deinem scharfen Auge“ und „Gott segne dich“ als Prosaschöpfungen wie dürres Laub vom sonst so frischen Gezweig fallen.

So sehr wir Brackel als Dichterin schätzen, ohne ihre Romane würde sie weniger Aufsehen erregt haben. Es sind dieß „Die Tochter des Kunstreiters“, „Daniella“, „Am Haidstock“, und die Novellen „Aus fernen Landen“ und „Nicht wie alle Andern“. Ja, die Romanciere ist nicht wie alle Anderen. Da findet sich nirgends ein goethe'sches Kosen mit dem verwöhn-

ten Herzen und keine gutzkow'schen „Ritter vom Geist" langweilen durch viele Bände hindurch, aber ein ganzes volles Herz pulsirt und an Geist ist fast Ueberfluß. Hat man Goethe's Talent für „Frauengestalten" bewundert, wobei dem „Viellliebenden" ja eine reiche Erfahrung bis in's Greisenalter treu zur Seite stand, so versteht es kaum eine Romanschriftstellerin, so wahre, natürliche Männer zu zeichnen Zug für Zug, wie die Tochter der rothen Erde. Und wie ihre Charaktere keine Schemen, sondern aus dem vollen Menschenleben gegriffen sind, so gibt sie uns auch selten fertige Gestalten, sondern, was ja der Reiz des feineren Romanlesers, sie entwickelt feinpsychologisch, und endlich hat sie deren eine Fülle, jede in ihrer Art vollendet. Der Aufbau der Handlung entwickelt sich stets in derselben Harmonie wie der wachsende Baum, bis er schließlich mit allem Gezweig und reichem Blüthenschmuck dasteht. Pikante Ver- und Entwicklungen „sind nicht", ebensowenig kann man aber schon gleich nach einigen Capiteln den Schluß in den Händen haben, etwa wie man am Ende der langen Pappelalleen von fern schon Karlsruhe oder Schwetzingen erblickt.

Brackel selbst vergleicht sich dem Bach, der über felsigen Grund rauscht: über je mehr Steine sein Lauf geht, desto heller seine Sprache, desto mächtiger sein Ton.

Und so ist auch der Seele Walten,
Wenn sie im heft'gen Streite bebt,
Wenn Schmerz und Trotz und Wunsch und Wille
Einander mächtig widerstrebt.

Wenn sie durch tausend Hindernisse
Sich bahnen muß den freien Lauf,
Dann steigt es erst aus ihren Tiefen
In wunderbaren Tönen auf.

Ihre Lieder und ihre Prosadichtungen bestätigen es. Aber zumal in der Epik, ob Romanze, ob Roman, kann man ihr den „Davidsgewinner" reichen, den die „Schulen" der Meistersänger dem besten Sangesmund gaben.

Dr. Franz Alfred Muth.

XLIII.

Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—69.

II. 1868—69. (Schluß.)

Früh am Morgen ging es in die Kirche. Es war gerade Sonntag; von allen Seiten strömte das Landvolk herbei in der schönen stilvollen Tracht dieser Gegend. Die Männer tragen schwarze, spitzzulaufende Hüte mit breiter Krämpe, an Festtagen mit Blumen geschmückt; das schwarze, oft ins Bläuliche spielende Haar bedeckt die Schläfe und ist nach rückwärts kurz geschnitten. Eine Jacke von braunem oder schwarzem Sammt ist leicht über eine Schulter geworfen, darunter eine rothe Weste. Die Beinkleider, gleichfalls von dunkler Farbe, gehen bis an's Knie; hoch herauf reichende leinene Strümpfe vollenden den Anzug. Sie haben weder Schuhe noch Stiefel, dagegen eine besondere Art von Sandalen, welche zum Besteigen der steilen Gebirge sehr zweckmäßig sind. Diese bestehen aus einem Stück biegsamen, doch festen Leders, das sie um die Fußsohle legen, und durch kreuzweis bis zum Knie hinaufgewundene Riemen befestigen. Von dieser Fußbekleidung werden die Männer aus jener Gegend Ciociaren genannt. Die Tracht der Frauen ist nicht minder schön. Sie tragen einen schwarzen oder dunkelbraunen Rock von Wolle, dessen Stoff sie selbst an der Spindel gesponnen und gewoben, der bis zu den Knöcheln reicht; darüber nach vorn und rückwärts Wollentücher von heller Farbe,

unten mit einem einige Finger breiten bunten Besatz verbrämt. Das niedrige Mieder zeigt das Hemd, das in engen Falten bis an den Hals reicht, der mit zwei- und dreifach gewundenen Korallenschnüren geschmückt ist. Dicke Goldringe, welche als Familiengut sich forterben, glänzen an den Fingern, schwere Gehänge an den Ohren; auf dem Kopfe liegt ein weißes Tuch, vom Hinterkopf nach vorn im Geviert, das nach rückwärts und zu beiden Seiten herabfällt, und meistens mit breiten Spitzen eingefaßt ist. Auf dem Arme tragen sie eine Art Plaid, ein langes rothes oder grünes oder gelbes Tuch mit bunten Querstreifen, von starkem Wollenstoffe und selbstgearbeitet.

Es war ein schönes Bild, diese bunten, kräftigen Gestalten mit ihren feurigen Augen, ihrem leichten elastischen Schritte, welche in einzelnen Gruppen, halblaut wie es die Italiener lieben, nicht schreiend wie oft in Deutschland, fromme Lieder singend von allen Seiten heranzogen. „Eine Wallfahrt", sagt Gregorovius, „wird selbst auf denjenigen, der sich nicht zu der Kirche bekennt, mit welcher sie zusammenhängen, einen Reiz ausüben. Der heitere Himmel, die Nüchternheit und Bedürfnißlosigkeit des Südländers entfernen von selbst viele Unordnungen; die Schönheit der Form, in welcher die südliche Procession auftritt, die herrlichen Costüme der Frauen, ihre Wohlgestalt und natürliche Grazie erhöhen sie selbst dem frechsten Auge. Die Sitte findet in dem angebornen Takt des Wohlanständigen, welcher dem italienischen Volke eigen ist, ihre beste Schutzwehr." Auf dem oberen Vorhofe, vor dem Hauptportale der Kirche, standen die Männer, lebhaft gestikulirend; hie und da, an einem der Standbilder, lehnten Andere und blickten mit dem den Italienern eigenthümlichen Ausdrucke von Weichheit und verborgener Kraft in die Ferne hinaus.

Rechts und links vom Eingange liegen die Gebäude, welche die Zellen für die Mönche, die Gastzellen, Noviziat und Refektorium auf der einen, das Seminar, die Schulen

und Bibliothek auf der andern Seite enthalten. Auch eine Buchdruckerei arbeitet im Dienste des Klosters, wie denn in der Schwesterabtei Subiaco die erste Buchdruckerei Italiens errichtet worden war durch die Deutschen Pannartz und Schweinheim. Die ersten Bücher, die hier im Jahre 1465 erschienen, waren der Donatus pro puerulis und Lactantius; im Jahre 1467 Augustin's Werk de Civitate Dei und Cicero de oratore. Ebener Erde befindet sich außer den übrigen für eine vordem so zahlreiche Genossenschaft nothwendigen Räumen das Archiv und die Apotheke.

Mit Ueberraschung betrachtete ich die Bronzethüren des großen Portals. Sie stammen noch aus der Zeit des Abtes Desiderius, der sie für seine Basilika gießen ließ, und tragen in den verschiedenen Feldern, sämmtliche kaum mehr als handgroß, die Namen der vielen Ortschaften und Besitzthümer, welche zu jener Zeit Eigenthum des Klosters waren. Das Innere der Kirche, im Stil der Renaissance gebaut, bietet dem Auge den Anblick einer außerordentlichen Pracht. Der Fußboden, die Wände und Pfeiler tragen einen reichen Mosaikschmuck, Teppichmuster und Arabesken in buntem eingelegtem Marmor; wer die Preise kennt, mit welchen Mosaikarbeiten bezahlt werden, selbst bei kleinen Schmuckgegenständen, der muß staunen über diese, wie einem Weltmenschen dünken möchte, Verschwendung von Werthen und Arbeitskräften; der Katholik urtheilt anders; ist es ja doch die Wohnung seines Gottes, seine Kirche, die er liebt und schmückt wie seine Braut; da ist denn nicht Gold noch Silber, nicht die edle Perle, nicht kostbares Gestein edel und kostbar genug. Die Decke zieren Stuckornamente mit Fresken, jene in reicher Vergoldung. Am prächtigsten ist der Altar; große Stücke des kostbaren blauen Lapis lazuli und von Amethyst sind hier eingelegt. Das Mittelschiff ist getragen von mächtigen Pfeilern, denen je zwei korinthische Säulen von Marmor eingefügt sind. In den Seitenschiffen führen rechts und links große Rundbogen zu zehn verschiedenen Kapellen, mit

reicher Ornamentirung und bildlichen Darstellungen aus dem Leben des heiligen Stifters. In der Mitte des Querschiffes, zu dem einige Stufen emporführen, steht der Hauptaltar; unter ihm ruhen die heiligen Leiber Benedikts und seiner Schwester Scholastika. Rückwärts sind die Chorstühle mit kostbaren Schnitzereien im Geschmack der Renaissance; an der Rücklehne eines jeden befindet sich in reichem Blätterschmuck das Kniestück eines Heiligen. Unter der Kirche zieht sich eine Krypta hin, mit jetzt freilich sehr geschädigten Fresken Marco's da Siena; auch im Thurme des heiligen Benedikt ist ein kryptaähnlicher Raum mit der Ueberschrift: **Habitaculum primorum discipulorum S. Benedicti.** Ordensleute aus der Malerschule der Beuroner Congregation haben in neuester Zeit diese geweihten Stätten restaurirt und mit Fresken neu ausgemalt, welche auch abbildlich verbreitet sind; ich hatte noch nicht Gelegenheit, sie dort zu sehen.

Nach dem Gottesdienste begaben wir uns in das Archiv. Ein junger Mönch von äußerst freundlichem Wesen begleitete uns; leider kann ich mich seines Namen nicht mehr erinnern. Durch eine schwere eisenbeschlagene Thüre geht es in dieses Heiligthum aller Geschichtschreiber. Tosti in seinem gelehrten, dreibändigen Werke der Geschichte der Abtei Monte Casino gibt ziemlich ausführlich ein Bild der Schätze, welche trotz Erdbeben, Raub, Plünderung und Schicksale jeder Art immer noch hier sich finden. Ich werde den Leser darum nicht lange mit Beschreibung der Codices aufhalten, die hier ringsum in den Schränken an der Wand aufbewahrt werden, von denen die meisten in das frühe Mittelalter zurückgehen; ist ja doch die bloße Neugierde des Besuchers bald befriedigt, und für eingehende vergleichende Studien reicht der Aufenthalt von ein paar Tagen nicht aus. Kostbar und von künstlerischer Vollendung sind manche der Miniaturen in den Meßbüchern, welche das Kloster in nicht geringer Zahl besitzt. Sie beurkunden ausdauernden Fleiß, hingebende Liebe und ungewöhnlichen Geschmack bei den Mönchen, welche diese

herrlichen Werke schufen. Daß nur unter Aufsicht der Zugang zu diesen Kostbarkeiten hier gestattet ist, darf uns nicht Wunder nehmen; mehr habe ich mich darüber gewundert, daß diese nicht eine strengere ist. Wer die Rücksichts- und Gewissenlosigkeit so mancher Reisender, namentlich der „amateurs“ kennt, die sich den armen Mönchen gegenüber Alles erlauben zu dürfen wähnen, unter deren Händen Initialen, Bilder, kleinere plastische Kunstwerke, Codices verschwinden, um dann nach einigen Jahren gelegentlich der Auktion eines Kunsthändlers oder in einem Museum wieder zum Vorschein zu kommen, der muß nur wünschen, man möge Leuten, die nicht aufs Allerbeste empfohlen sind, weniger aufmerksam entgegenkommen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie in ihren Reiseberichten über katholische Intoleranz schmähen. Dankbar sind nur Wenige; und da es den Protestanten, besonders den Norddeutschen, so schwer wird, sich in katholisches und klösterliches Leben hineinzudenken — viel besser mögen sie uns vielleicht den Cultus der Kabiren beschreiben oder die Gebräuche in einem tibetanischen Kloster, in welchem Buddha gehuldigt wird, schildern — so können sie, einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet, selten solche Orte verlassen ohne ein verächtliches Achselzucken und nur mit dem Ausdruck eines hochmüthigen Besserwissenwollens.

Mein Auge war ermüdet, mein Geist aufgeregt von all' den großartigen Eindrücken, die ich empfangen hatte. Alles, Kloster, Kirche macht zwar nicht, im Ganzen und Großen genommen, den Eindruck hohen ehrwürdigen Alters, aber ruhiger, edler, monumentaler Würde. Aus dem mittleren Hofe gelangt man auf einen kleinen, nach Nordwest gelegenen Balkon. Hier herauf stieg ich, und nun lag das ganze Land, mit Ausnahme des südlichen Theiles, im hellen Sonnenglanze zu meinen Füßen. Es war ein großartiger Anblick; wohin dein Auge schweift, überall klassisches Land. Es ist nicht mehr diese Großheit der Formen, diese klare, würdige Ruhe, dieser Reichthum von Erinnerungen, wie sie die römische

Campagna bietet; dafür ist aber Alles farbenprächtiger, lebensvoller und reich bevölkert. Ueberall leuchten aus Wein- und Olivenlaub die ländlichen Ansiedlungen hervor; Alles ist wohl angebaut, reiche Ernte verheißend. In vielen Windungen schlängelt sich der Garigliano durch die Ebene hin, als wolle er, ehe er dieses herrliche Land verläßt, noch einmal jeden Hügel liebkosen. Gegen Norden steht der Apennin mit den Orten Rocca secca, dem Stammschloß der Grafen von Aquin, Geburtsort des heiligen Thomas, Castello, Pallazuelo, die wie Nester an den Felsen hängen, zuletzt die gewaltige Kuppe des Cairo, Monte Casino ganz nahe. Neben dem Flusse zieht sich die Bergkette längs der Küste hin, eine Fortsetzung des Volskergebirges, wo der Aquilone hervorragt. Monte Casino gegenüber ist ein Einschnitt, durch welchen bei klarem Wetter aus dem Golf von Gaëta das Meer herüberglänzt. Etwas nach Westen, mitten in der Ebene, liegt Aquinum. Ich blickte hinüber und wiederholt hinüber. Der Ort selbst bietet gegenwärtig wenig; zur Zeit der Römer eine große Stadt, noch im Mittelalter bedeutend, ist sie jetzt nur ein unbedeutender Flecken. Der große Heilige aber hat ihn groß gemacht. Thomas von Aquin und Albertus von Köln (Lauingen), Alexander von Hales — Italiener, Deutsche, Engländer arbeiteten einträchtig an dem Dome kirchlicher Wissenschaft, welchen das kleine Geschlecht der Epigonen ebenso wenig mehr verstand, als es für seine erhabenen Münster noch Verständniß hatte. Unserm Jahrhundert war es vorbehalten, das erst wieder zu entdecken, auf seine ganze Größe und Herrlichkeit hinzuweisen, an dem das Geschlecht jeden Tag vorübergegangen war, und es doch nicht gesehen hatte. Der Italiener, der Deutsche, der Engländer, alle lehren zu Paris; der Unterschied der Nationalitäten war von der Kirche nicht verwischt, wohl aber in die höhere Einheit der Katholicität aufgenommen worden, und so herrschte denn gerade in jenen Jahrhunderten ein Kosmopolitismus auf dem Gebiete der Wissenschaft, von dem wir jetzt kaum noch eine Ahnung

haben. Trotz aller Wunder unserer modernen Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Telegraphen, Zeitschriften u. s. f. stehen doch die Völker einander viel fremder heute gegenüber, als vor sechshundert Jahren, da man nur mit Saumthieren über die Alpen gelangte, und Wege und Stege, abgesehen von den Bedrückungen kleiner und großer Dynasten, das Reisen zu einer beschwerlichen Aufgabe machte, wovon heute noch das englische „travel“ die Erinnerung bewahrt. Was weite Strecken und unwegsame Berge geschieden, hatte der Geist der katholischen Einheit verbunden, aus welchem die katholische Wissenschaft geboren wurde. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, wie gerade die Einheit der Sprache dieser Einheit der wissenschaftlichen Bestrebungen den Ausdruck gab, und zugleich ihre Bedingung wurde; ohne die lateinische Sprache wäre es darum in Europa zu keiner Wissenschaft, zu keiner Bildung überhaupt gekommen; denn nur aus einer gemeinsamen übernationalen Quelle konnte für diese jungen Völker, die aus den großen Katastrophen des vierten bis sechsten Jahrhunderts hervorgegangen waren, höheres geistiges Leben fließen. Schon im dreizehnten Jahrhundert hatte der Absolutismus der Hohenstaufen diesen Universalismus der Wissenschaft zu durchbrechen versucht; die von ihnen im Jahre 1224 zu Neapel gegründete Universität genoß das Unterrichtsmonopol; jeder dem Königreiche Angehörige mußte hier seine Studien machen. Doch blieb diese Verordnung eine vereinzelte Erscheinung in jener Zeit. Erst die Reformation brachte den Gedanken Friedrichs II. zur vollen Reife; sie hatte die zwei großen völkerumspannenden Institutionen der Welt, Papstthum und Kaiserthum, soviel an ihr lag, vernichtet. Der Landesherr zog die Befugnisse beider an sich, soviel er konnte, und er konnte viel; denn die Lehrer des römischen Rechtes sowie der Theologie an der „Landesuniversität“, die jetzt der Fürst nach Gutdünken ernannte und wieder entließ — ganz im Gegensatz zu der Uebung des Mittelalters — waren bemüht, seine weltliche

Macht nach dem Muster altrömischer Kaiser auszudehnen, und seine geistliche aus der heiligen Schrift zu beweisen. Noch kränkeln wir an den Folgen jener unseligen Zustände, noch ist der athembeengende Zunftgeist nicht ganz verbannt; die Nothwendigkeit einer Reform unserer Hochschulen ist ein öffentliches Geheimniß. In unbedingter Lehr- und Lernfreiheit kann ich allerdings keine Panacee erkennen; ohnehin ist sie ja nur eine Phrase, welche nicht selten im schneidenden Gegensatze zur Wirklichkeit steht. Die richtige Mitte zu finden zwischen Freiheit und Gebundenheit, corporativer Selbstständigkeit und staatlicher Controle, namentlich aber auch die gerechte Vertheilung von Sonne und Wind, welche den freien Schulen den Wettkampf möglich macht, ist eine Aufgabe, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt. Auf allen Gebieten der Industrie, des Handels und des Erwerbes herrscht Freizügigkeit, und wir rühmen uns derselben trotz aller Gegenbewegung als köstlicher Errungenschaft unserer Zeit. Aber auf dem freiesten Gebiete, das es nur gibt, jenem der Wissenschaft, hält man das Monopol aufrecht. Nicht *was* der Mann gelernt hat, bildet das Maß seiner Beurtheilung, sondern *wo* er es gelernt. Schwachen Geistern ist allerdings das Monopol eine Stütze, an die sie sich lehnen mögen, und ein Wall, der sie vor Ueberflügelung schützt. Möchten sie aber ebendarum auch das Wort: Lehr- und Lernfreiheit nicht aussprechen, es wird in ihrem Munde zur Lüge.

Aquinum hat noch eine andere literarische Größe in ihrer Wiege gesehen, den Satiriker Junius Juvenalis. Welch ein Gegensatz! Juvenal, der Zeuge wüster Orgien zu Rom, und Thomas, der entsagende Mönch in stiller Zelle! Beide signalisiren den Höhepunkt ihrer Zeit; Juvenal Rom, das in der tiefsten Tiefe des Verderbnisses angekommen war, Thomas das Jahrhundert, in welchem die beiden großen Schöpfungen des Christenthums, Kaiserthum und Papstthum, den Gipfel ihrer Größe erstiegen hatten. Juvenal und Thomas tragen in einem Wort die Signatur ihres Lebens und

Wirkens; jener: „facit indignatio versum“; dieser: „non aliam mercedem, nisi Te, Domine!“ Juvenal's Verse sind der Weheruf eines an sich selbst verzweifelnden, rettungslos untergehenden Geschlechtes; Thomas' Summa ist das Bekenntniß einer glaubensstarken Menschheit, die vertrauensvoll in die Zukunft blickt. Juvenal schreibt, um seinem Ekel Ausdruck zu geben, da Rom eine Blut- und Kothlache geworden war; Thomas schreibt, um in großen Zügen das Reich Gottes zu zeichnen, wie es von Ewigkeit im Geiste Gottes steht, und in der Zeit sich verwirklichen soll. Und um zu enden: Juvenal stirbt voll Haß und Verachtung seiner Welt, eine bessere hat er ja nicht gekannt; Thomas stirbt, und seiner Hand entfällt die Feder, welche eine Erklärung des hohen Liedes, des Liedes der Liebe schrieb.

Es war nur eine kurze, aber inhaltvolle Zeit, die wir in der Abtei zubrachten, der wir so viel Belehrung, Erhebung, Anregung dankten. Monte Casino steht eben, in analoger Weise, wenn auch in minderem Grade, wie Rom im Centrum der Welt-, Kirchen- und besonders Literaturgeschichte. Hier schrieb Paulus Diaconus seine Geschichte der Lombarden, von hier, wie bereits erwähnt wurde, empfing Dante einen mächtigen Impuls. Die Bedeutung Casino's hat er selbst mit unsterblichen Versen geschildert:

Quel monte, a cui Casino è nella costa &c.

Der Berg, an dessen Hang Casino lieget
Ward einst auf seinem Gipfel heimgesuchet
Von dem betrog'nen schlimm gesinnten Volke:

Und ich bin's, der zuerst hinaufgetragen
Den Namen dessen, der zur Erde nieder
Die Wahrheit brachte, die uns so verkläret;

Und über mich entstrahlte so viel Gnade,
Daß ich ringsum die Weiler vom verruchten
Dienst abzog, der die Welt verführet hatte.[1])

---

1) **Parad. XXII. 37.** Wie Gregor der Große in seinem Leben des hl. Benedikt erzählt, stand vordem auf der Spitze des Berges ein Tempel Apollo's.

So groß seine Begeisterung für das erhabene Ordensleben, ebenso groß ist aber auch sein Zorn, mit dem er durch den Mund des großen Stifters selbst jene straft, die von dem Geist der Stiftung waren abgefallen:

Die Mauern, die vordem Abtei'n gewesen,
Sind Räuberhöhlen worden, und die Kutten
Sind Säcke, mit verdorb'nem Mehl gefüllet.[1])

Auch Monte Casino war, namentlich im vierzehnten Jahrhunderte, dem Schicksale alles Irdischen unterlegen. Eingedrungene und mit Gewalt aufgedrungene Aebte trugen nicht wenig Schuld an dem Verfalle der Disciplin. Doch blieb die Regeneration nicht aus, und die Errichtung der Congregation von Monte Casino bot der Reform eine feste und dauernde Grundlage. Ueber den Geist, der im sechszehnten Jahrhundert dort herrschte, gibt ein Schreiben Angelo Grillo's von Monte Casino aus an Don Angelo Petra Aufschluß: „Alle", heißt es daselbst, „gereichen mir hier zum großen Troste und sind mir zugethan mehr als ich verdiene, besonders aber P. Caracciolo. P. Sangrino ist mir über alle Maßen gewogen. Er will immer für mich ganz besonders beten. ‚Wir wollen alle beide Engel werden', sagte er. Ja, entgegnete ich, die Sterne sind verschieden unter einander."

Es war ein sinniger Gedanke der Mönche von Monte Casino bei Gelegenheit des sechsten Centenariums des großen Dichters, das von ihnen aufbewahrte Manuscript der göttlichen Komödie, Text mit Commentar, herauszugeben. Unter der umsichtigen Leitung Tosti's ging dasselbe in Folio als eine in jeder Beziehung untadelhafte typographische Leistung aus der Druckerei des Klosters hervor. Das war die Antwort des heutigen Monte Casino auf die Anklage des großen Dichters; sie, die jüngsten Söhne des hl. Benedikt, haben den Geist bewahrt, den der Patriarch ihren Ahnen vor dreizehnhundert Jahren eingehaucht hatte. Und das war die

1) L. c. 75.

Rache des durch das kirchenfeindliche Gesetz im Namen italienischer Intelligenz und Bildung gewaltsam unterdrückten religiös-wissenschaftlichen Männervereines, daß dieser Orden als Abschiedsgruß vor seinem Scheiden und als Testament das Werk dessen hinterließ, der seinem Volke Poesie, Sprache und mit ihr die Grundlagen seiner ganzen Civilisation gegeben hat.

„Das strenge Leben", heißt es daselbst in der Vorrede, „zu welchem wir uns durch unsere Gelübde verpflichtet haben, hat uns nicht vaterlandslos noch für seine nationalen Feste theilnahmslos gemacht. Wo Alles sich vereinigt, um so große Erinnerungen zu feiern, da ist der Sohn des hl. Benedikt an seinem Platze, dessen Beruf es immer war, über dieselben mit Sorgfalt zu wachen. In dieser gemeinsamen Huldigung, welche Italien seinem großen Dichter zollt, erblicken wir nicht etwas Profanes, vielmehr einen Strahl des göttlichen Lichtes, das wir tief in unserm Herzen aufnehmen und bewahren sollen. Männer wie Dante, welche eine Civilisation geschaffen, tragen in sich den Odem göttlichen Geistes; in ihnen erscheint wie im Spiegel der Glanz des Christenthums. So möge denn der Duft des Lorbeers, welcher ein sterbliches Haupt krönt, um seiner unsterblichen Gedanken willen mit vollem Recht sich verbinden mit den Weihrauchwolken, welche aufsteigen zu Gott im Chor der betenden Mönche."

Abt Tosti gilt manchen Italienern als „liberal"; war doch im früheren Königreich Neapel die ganze Welt in „liberali" und „codini" getheilt; den die Kirche erniedrigenden Josephinismus und ihre Bevormundung durch einen nicht aufgeklärten, sondern häufig recht engherzigen Absolutismus hatte er in Neapel hinlänglich kennen gelernt und verabscheut. Worin sein Liberalismus eigentlich besteht, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß er selbst in seinem hohen Alter eine ideale Natur sich bewahrt hat, vielleicht zu ideal, zu wenig die gegebenen Verhältnisse erkennend, zu viel auf den Edelmuth und Rechtssinn der Regierungen, die Ehrenhaftigkeit und

Wahrheitsliebe der Menschen bauend. Erst in den jüngsten Tagen hat ihn der hl. Vater Leo XIII. zum Vicepräfekt der päpstlichen Archive ernannt.

Es thut Einem wohl, mitten unter den Ruinen, mit welchen das gegenwärtige Regiment Italien erfüllt hat, seine Stimme zu vernehmen, welche die ewige Mission der katholischen Kirche und des Mönchthums laut verkündet. Man kann die tausendjährige Eiche mit roher Faust niederschlagen, aber man wird nicht hindern können, daß aus der Wurzel neue lebenskräftige Triebe hervorsprossen. Der Geist, der diese Institute vor vielen Jahrhunderten in's Leben gerufen, ist den Machtsprüchen der Gewalthaber unerreichbar. Sie können die Mönche vertreiben, ihre Güter einziehen, uralte Stätten der Cultur in Ruinen verwandeln, unersetzliche Schätze und Meisterwerke der Geschmeidekunst, Malerei und Bildnerei verschleudern, kostbare Bibliotheken plündern; der materielle Schaden wird groß, sehr groß seyn, für das Land zunächst und am meisten für seine Armen. Aber wenn die Männer von heute längst in's Grab gestiegen sind, und die Wasser der Fluth verlaufen, dann werden wieder die Gestalten der Mönche, die sie jetzt vertrieben haben, durch's Land gehen, heilend, rettend, vielleicht gerufen von den Kindern derer, die sie einst verfolgt haben. Es werden weniger Klöster und diese weniger reich seyn; doch das ist kein Schaden.

Nirgend so wie in Italien sehen wir die Klöster im Volke wurzelnd. Bis zu Ausgang des Mittelalters und noch später war es nicht selten, daß Fürsten und Herren, Frauen von hoher Geburt und Bildung sich entweder für immer oder doch von Zeit zu Zeit in Klöster zurückzogen, um hier stille Tage in religiöser Einsamkeit zuzubringen. Selbst der nach unseren gegenwärtigen Begriffen freiere Verkehr der Klosterleute mit der Welt, obgleich er manche Auswüchse zeigte, war doch nur die Aeußerung der Gemeinsamkeit der Anschauungen, Denkweise und Bestrebungen, was vielleicht mit einem Hauch

des Weltlebens das Kloster anwehte, aber auf der andern Seite ohne Zweifel dem gläubig frommen und kirchlichen Leben in der Welt viele Elemente der Erbauung und des Friedens zuführte. Man denke an die Versammlungen der Elite aus der Florentiner Gelehrtenwelt bei Ambrogio Traversari in seinem Kloster St. Maria degli Angeli. Heute noch erinnert das Wort „Zi' fra“ (Pater Onkel), mit welchem jeder Knabe in Italien den wandernden Franciscaner- oder Kapuzinermönch um ein Bildchen bittet, an den innigen Zusammenhang zwischen den Ordensleuten und dem Volke.

Weniger bekannt sind die Beziehungen der Abtei zu einem neueren berühmten italienischen Dichter, Torquato Tasso. Als der Unglückliche — welches seine Schuld war, weiß die Geschichte zur Stunde noch nicht zu entscheiden — auf Befehl des Herzogs Alfonso von Ferrara unter dem Vorwande des Wahnsinnes lange Jahre im Kerker schmachtete, da war es ein Mönch von Monte Casino, Don Angelo Grillo, damals Abt des Benediktinerklosters zu Genua, welcher den Unglücklichen, nicht selten der Verzweiflung Nahen in seiner Einsamkeit aufsuchte, tröstete, ermuthigte und nicht ruhte, bis er ihm nach Jahre langen Bemühungen die Befreiung erwirkte. Jene, denen es viel eher zugestanden wäre, Sympathien für den großen Dichter auszusprechen und an seiner Rettung zu arbeiten, die Dichter Guarini, Speroni, der gelehrte Pigna, welche der Gnade des Hofes sich erfreuten, blieben ihm ferne, ja selbst feindlich gesinnt. Tasso hatte schon in früher Jugend liebevolle Aufnahme bei den Benediktinern von la Cava gefunden; in den Briefen, die er später aus seinem Gefängnisse schrieb, tauchen diese Erinnerungen als tröstende Bilder in seiner trüben Gegenwart wieder auf.

Monte Casino selbst war in jener Zeit ein italienischer Parnaß geworden; Angelo Sangrino, Onorato Fascitello, Felice Passero, Benedetto dall'Uva waren seine hochverehrten Freunde; den Benediktiner aus derselben Abtei, den sprachlich feingebildeten Vincenzo Borghini, zog der Dichter über sein

„befreites Jerusalem“ zu Rathe. Ein Benediktiner aus der Abtei von Ferrara, Don Basilio Zaniboni, dem gegenüber Tasso in einem Schreiben sich als seinen „geistlichen Sohn und Freund“ bezeichnet, und den er anfleht, während der hl. Woche ihn in seinem Gefängnisse zu besuchen und Trost zu spenden, war das Werkzeug, dessen sich Grillo in seiner Abwesenheit bediente, um dem Dichter nahe zu bleiben. Als Alles ihn vergessen hatte, des Herzogs Schwestern Lucretia und Eleonora nicht mehr von ihm sprechen durften, und mit ihnen der gesammte Hof, das ist die gesammte gebildete Welt in Ferrara ihn verlassen und vergessen hatte, blieben diese Mönche sein einziger Trost und sannen auf seine Befreiung. Es bedurfte der größten Vorsicht, um den stets mißtrauischen Herzog nicht zu reizen und die Qualen des Gefangenen nicht zu steigern; aber mit dem erfinderischen Sinne der Liebe fanden diese beiden Mönche doch Mittel und Wege, ihm leibliche Labung und Erleichterung in seinem harten Loose zu verschaffen und besonders seinen, durch mehr als sechsjährige Einsamkeit in strenger Haft tiefgebeugten Geist aufzurichten. Sie erwirkten ihm die Erlaubniß, hie und da in ihrer Abtei zu Ferrara einen Tag zubringen zu können; sie nahmen ihn auf als Mitglied ihres dritten Ordens in die Gebetsgemeinschaft ihrer großen Corporation, wofür Tasso den innigsten Dank ausspricht. Er verherrlichte vom Kerker aus das Ordensleben in dem schönen Sonett:

Nobil porto del mondo e del fortuna &c.

O glücklich, wer aus stürm'schen Meereswogen
Dorthin geflüchtet, wo so süßen Frieden
In heil'ger Stille jene Musen bieten,
Die keinen ihrer Jünger je betrogen.

Und unter deines Tempels hehren Bogen,
Bei Glockenklang versammelt, wird beschieden,
Was höher ist als alles Glück hienieden,
Uns Allen, die zu dir herangezogen.

Von hier Entstammte haben über Klippen
Der Kirche Schiff gelenkt, durch wilde Fluthen,
Das Steuer fest in starker Hand gehalten.

Zu dir hinauf, Gebete auf den Lippen,
Sind Könige geeilt in Andachtsgluthen;
Zum Himmel zog sie's hin nach ird'schem Walten.

Endlich, bei Gelegenheit der Vermählung des Sohnes von Alfonso, Cäsare d'Este mit Virginia Medici, öffneten sich für immer die Thüren seines Gefängnisses. Don Grillo war ohne Unterlaß bei Vincenzo Gonzaga, dem Sohne des Wilhelm, Fürsten von Mantua, für Tasso thätig. Um das Mißtrauen Alfonso's zu beschwichtigen, der immer noch die poetischen Pfeile des Dichters fürchtete, wenn dieser in Freiheit gesetzt würde, nahm Gonzaga ihn zu sich an seinen Hof, was bei dem verwandtschaftlichen Verhältnisse Gonzaga's zu Alfonso das beste Unterpfand für Wahrung der herzoglichen Ehre bot.

Im Dezember 1594 stand Tasso, auf seinem Wege nach Rom, vor der Pforte von Monte Casino; hier brachte er in Mitten seiner geliebten Mönche, seiner „Väter und Freunde" das Weihnachtsfest zu; wenige Monate darauf, am 25. April 1595 ging er in S. Onofrio zur ewigen Ruhe.

Die Abtei bewahrt noch jetzt eine Erinnerung an ihn. Das oben erwähnte Gemälde im Speisesaal zeigt ganz vorn unter der Menge, welche vom Herrn das gesegnete Brod empfängt, den in jugendlicher Schönheit dastehenden Dichter.

Die Stunde des Aufbruches war gekommen; mit Wehmuth nahmen wir Abschied von dieser Wunderstätte, von diesen edlen theueren Männern. Auch nicht das geringste Entgelt wurde angenommen. — Wieder sprachen wir bei unserm Gastwirthe und ehemaligen Notare zu. Er begrüßte uns viel heiterer als das erste Mal, es war ihm sichtlich ein Bedürfniß, bei uns sich auszusprechen. Doch auch dießmal sollte ihm eine bittere Demüthigung nicht erspart werden.

Während wir in lebhafter Unterredung begriffen waren,

öffnete sich die Thüre; selbstbewußt und mit der Haltung eines Siegers im eroberten Lande trat ein Gendarmerie-Unteroffizier herein. Gebürtig aus Pignerol, war er nichts weniger als Vollblutitaliener, ein ächter „buzzurro“, wie die Römer diese fremde piemontesische Race spottweise nennen, deren Sprache schon ihr Ohr beleidigt. Er warf seinen mächtigen Schiffhut, den die Gendarmen quer auf dem Kopfe tragen, auf den Tisch und forderte gebieterisch etwas zu essen und Wein. P. P. stand auf und brachte ihm schweigend das Verlangte; er war eben Padrone, Oberkellner und „ragazzo“ in einer Person. Der Gendarm nahm einen Bissen, stieß dann den Teller zurück und sagte im Tone der Verachtung: „brutta costelletta, nehmen Sie dieselbe weg“. Ich sah den Notar nur einen Augenblick an, dann wendete ich mich ab; ich habe den Ausdruck voll Scham und grimmiger Wuth, der auf seinem Gesichte stand, lange nicht vergessen. Aber er sprach kein Wort.

Wir standen auf und verabschiedeten uns. Bewegt reichte er uns die Hand und dankte ächt italienisch für die Unterhaltung, die er mit uns genossen hatte. „Wenn Sie wieder einmal nach San Germano kommen“, setzte er bei, „finden Sie mich nicht mehr. Das halte ich nicht aus.“

Welches seine ferneren Schicksale waren, habe ich nicht erfahren können.

XLIV.

Anarchismus und Spiritismus.

II.

Spiritismus.

Wien im März 1884.

Wir bemerkten, daß der Spiritismus mit den anarchistischen Tendenzen die gemeinsame Wurzel und zwar in dem Abfall von Gott und Gottesglauben habe. Man entreiße dem Menschen die Hoffnung auf die göttliche Gerechtigkeit, auf den Tag der Abrechnung, des großen Ausgleiches, man befreie ihn von der Furcht vor göttlichen Strafgerichten, man beraube ihn des süßen Trostes, daß ihm das Jenseits ersetze, was ihm das Diesseits genommen: und er wird sich sein vermeintliches Recht mittelst Selbsthülfe schaffen oder doch dazu zu gelangen streben. Der krasse Egoismus der menschlichen Natur tritt in dem Augenblick voll und ganz ein, da ihr der Himmel und seine Gerechtigkeit confiscirt worden. Denn was gebt ihr dem Armen für das Gold seines Glaubens? Asche! Der also getäuschte, um seine höchsten Güter geprellte Mensch wird, je nachdem, zum Gott oder zur Bestie. Er wird zum Gott, insoferne er sich selbst höchster und alleiniger Zweck ist und Alles und Jedes seinem materiellen Behagen und seinen Begriffen von Erdenglück unterordnet, Alles als Mittel zum Zweck, dem Selbstgenügen und der Vervollständigung seiner persönlichen Wohlfahrt benützt und verwendet. Er wird zur Bestie, indem er lediglich seinen

thierischen Instinkten gehorcht und, einmal declassirt und erniedrigt, auch nichts Besseres und Klügeres thun kann.

Mit der Abschaffung Gottes und jedes positiven Glaubensbekenntnisses ist aber die Wurzel der Beziehung auf das Jenseits beileibe nicht ausgerottet, sie treibt fort, aber nur Auswüchse und Schmarotzer. Die Organe für die Perception des Uebersinnlichen sind eben nicht abschaffbar, der transcendentale Trieb behauptet sich und nur seine Früchte erweisen sich als ungenießbar. Der Menschengeist wird daher, nachdem man ihm die geraden Pfade abgegraben, Irrwege einschlagen.

Der wahre Gott existirt nicht mehr, kann aber nicht entbehrt werden; was bleibt also der Menschheit übrig, als sich einen Götzen zu schnitzen und für ihn Bedürfnisse zurechtzumachen? In den meisten Fällen wird sich das Individuum auch diese Arbeit ersparen und es dem Zufall anheimstellen, ob er ihm den ersehnten Gott oder das Uebersinnliche, in welcher Gestalt und Form immer, bringe und so die Leere seines Herzens ausfülle. In China ringelt sich keine Natter auf dem Weg, die nicht als Botin aus supernaturalistischer Region willkommen geheißen und gefeiert würde. Es ist wahr, daß der Aberglaube bisweilen parallel mit dem Glauben läuft; er ersetzt aber den Glauben ganz und voll, wo dieser abhanden gekommen ist; das heißt, der Mensch, welcher des Uebersinnlichen nicht entbehren kann, verlegt das Ziel in beliebiger Weise. Wo der Geist fehlt, stellen sich die Geister ein, an die Stelle des Verkehrs mit Gott tritt der Spuck und das Gespenst. Wer sein Ohr der Stimme des Evangeliums verschließt, leiht dasselbe willig dem Revenant des Geisterklopfers; wer keinen Blick für die Zweckmäßigkeit der Schöpfung hat und den teleologischen Beweis für Gottes Daseyn nicht gelten läßt, anerkennt die Authenticität der Documente des schreibenden Tisches; wer die Wunder Christi leugnet, glaubt am Ende doch noch an die Wunder bevorzugter Medien.

Der Mensch ist zum Glauben erschaffen und es wohnt ihm ein tiefinnerer Zug nach dem Uebersinnlichen inne. Die griechische Heroenzeit construirte sich neben der blühenden Welt und ihrem fröhlich knospenden Leben einen Aufenthalt der Abgestorbenen, der mit den Schemen der Sterblichen, schattenhaften Gestalten bevölkert war. Man versetzte die Verstorbenen nicht in das Nichtseyn, negirte keineswegs die Fortdauer, aber stellte sich die Existenz unbestimmt, schwankend, wie Mondflitter und ungreifbare Schatten vor. Das Bild, das Odysseus vom kimmerischen Lande entwirft, ist melancholisch genug. „Ganz von Nebel umhüllt und Finsterniß". Kein Sonnenstrahl leuchtet in die öden Gefilde hinein. Die Bewohner werden als erbarmungswürdige Menschen bezeichnet, ob deren Häuptern düstere Nacht lastet. Hier auf der Asphodeloswiese war der Schauplatz der Todtenbeschwörung. Odysseus bezeichnet die Erscheinungen als „Luftgebilde der Verstorbenen" und nähert sich mit dieser seiner Auffassung so ziemlich den Vorstellungen, welche man sich bis zum heutigen Tage von den Erscheinungen aus der andern Welt macht.

Dagegen weicht der griechische Todtenbeschwörer wesentlich von der modernen Art, die Geister heranzuzwingen, ab. Er bedient sich keiner Bann- und Zauberformel, keiner musikalischen Lockrufe, nichteinmal von Räucherung ist die Rede. Odysseus sprengt zuvörderst eine Mischung von Milch und Honig über die frisch gegrabene Oeffnung, gießt dann Wein in die Gruft und zuletzt Wasser und bestreut die Weihsprenge mit weißem Mehl. Hierauf gelobt er nach glücklich vollbrachter Heimkehr das Opfer eines Rindes, für Teiresias aber insbesondere eines auserlesenen Widders. Diesen Gelübden fügt der Beschwörer Bitten an die Todten hinzu und opfert nun die mitgebrachten Schafe, deren dunkles Blut in die Grube rinnt. Dieses Mittel muß gewirkt haben, denn es nahten die Seelen der Verstorbenen in dichten Schaaren.

Wenn man sich in späterer Zeit entschloß, irgend einen

Geist zu beschwören, so erschien nur der gewünschte Schatten, aber niemals kam es unseres Wissens vor, daß ganze Völker herumspuckten. Bei Homer erscheinen Berühmte und Namenlose.

„Bräut' und Jünglinge kamen und langausduldende Greise,
Und noch kindliche Mädchen, in jungem Grame sich härmend;
Viele zugleich, verwundet von ehernen Lanzen des Krieges,
Männer im Streit gefallen, mit blutbesudelter Rüstung".

Odysseus läßt sich mit den Schatten in Zwiegespräche ein. Es ist nicht Neugierde, die den Beschwörer bestimmt „die Todten zu schau'n und den Ort des Entsetzens", sondern er will Weg' und Mittel kennen lernen, um die Heimkehr zu bewerkstelligen, und hofft von dem Seher Teiresias zu erfahren, was ihm kein Anderer mittheilen kann. Seine Ziele sind sehr praktischer Natur und er denkt bei seinem Beschwörungswerk gar nicht daran, die Geheimnisse der Geisterwelt zu erkunden. Wiewohl ungefragt, gibt die Mutter des erfindungsreichen Odysseus über das Loos der Sterblichen im Jenseits einigen Aufschluß. Sie bezeichnet den ganzen Proceß der Auflösung und Zersetzung und des schattenhaften Vegetirens in der Unterwelt mit: „Menschenmade", „die Seele verfliegt wie ein luftiger Traum und entschwebet".

Viel tiefer angelegt ist die Metaphysik von Parsen und Aegyptern, und wohl auch die älteste Theologie der Braminen. Ein Seitenstück zu Odysseus finden wir in dem Buche der Bücher. Saul, der das Vertrauen auf Gott und Menschen eingebüßt, wendet sich an eine Frau vom Fache. Man kennt sie unter dem Namen der „Hexe von Endor." Die Todtenbeschwörung geht vor sich; Samuel erscheint, er wird an seinem flatternden weißen Haupthaar und dem faltigen Mantel erkannt. Es ist nach der Bibel nicht Saul, der sich über Zaubertrug zu beklagen hat, wie heutzutage sich die Theilnehmer an spiritistischen Manipulationen über den Humbug der Medien bitter beschweren. Vielmehr ruft das Weib von Endor entrüstet aus: „Du hast mich betrogen, denn du bist Saul." Der König hatte nämlich die Zauberer und Wahr=

sager aus Israel vertreiben lassen und das Weib von Endor nur mit Mühe und in strenger Verkleidung und Verläugnung seiner Würde dazu bewogen, gegen das königliche Verbot zu sündigen. Als nun die Todtenbeschwörerin erkannt hatte, daß sie Saul in Person vor sich hatte, erklärte sie sich für getäuscht. Der folgende Dialog zwischen Samuel und dem König endigt mit der Ankündigung göttlicher Strafgerichte. Saul schlägt darüber erschreckt und entsetzt der Länge nach zu Boden; „denn er war schwach, weil er den ganzen Tag kein Brod gegessen hatte". Der König läßt das Medium, das ihm „von seinen Knechten" vorgeschlagen worden war, unbezahlt, vielleicht weil er es nicht aus der Ferne bezogen, sondern in seiner Heimath aufgesucht hatte, denn es heißt, daß Saul die Hütte der Wahrsagerin verlassen habe und die lange Nacht hindurch fortgewandert sei. Großmüthiger verhält sich das Medium. Die Bibel erzählt, daß die Frau für ihren fürstlichen Gast ungesäuertes Brod buck und ein Kalb schlachtete, um Saul wieder zu Kräften zu bringen. Auffallend erscheint noch, daß die Frau von Endor ihrer Sache minder sicher war als es die Medien unserer Zeit zu seyn pflegen, denn sie erwidert auf Saul's Erkundigung, was sie gesehen: „Ich sehe Elohim aus der Tiefe emporsteigen."

Wir haben mittelalterliche Sagen und Erzählungen von Geisterspuck, die auf einem eminent moralischen Untergrund ruhen und wohl nur zur Illustrirung über das Grab hinaus dauernder und wirkender Mutterliebe oder eines unentwegbaren Rechtssinnes dienen sollen, den selbst der Tod nicht zu beugen vermag. Dahin zählen wir die armen, durch den Tod ihren Lieben entrissenen Wöchnerinen, welche in ihrer grenzenlosen Zärtlichkeit nicht Ruhe unter der kühlen Erde finden und, um ihren Mutterpflichten zu genügen, die verlassenen Kindlein säugen, Haus und Hof rastlos umwandeln und von treuer Sorge an den Boden gefesselt scheinen. Dahin die Todten, welche entscheidende Documente aus ihrer

Schlummerstätte hervorreichen oder nochmals auf Erde erscheinen, um für das Recht wider die Gewaltthat oder den Frevel Zeugniß abzulegen. Dahin die warnende und todverkündende Aeltermutter, die als weiße oder schwarze Frau die Corridore alter Fürstenschlösser durchschreitet und zu kritischer Zeit dem menschlichen Auge sichtbar wird. Um vieles niedriger steht die Sage, nach welcher der todte Abälard seine Arme sehnend und liebend der Heloise entgegenbreitet, als diese nach langen Jahren ihrem Freunde und Lehrer im Grabe zugesellt wird.

Grundverschieden offenbart sich der moderne Aberglaube und die ungezähmte Sucht nach Kenntniß der Geheimnisse des Jenseits, der ausgeartete Trieb, mit dem Uebersinnlichen in Verbindung zu treten und einen andern und neuen Faden zwischen dem Diesseits und Jenseits zu spinnen, während derjenige, den die geoffenbarte Wahrheit an die Hand gibt, verloren ging. Große Nüchternheit und ein erschreckender Mangel an Verstand und Einsicht ist an die Stelle der phantasiereichen Veranstaltungen und subjektiven Combinationen von ehemals getreten.

In vergangener Zeit strebte man die Sinne zu betäuben und dem menschlichen Verstande durch kräftige Zauberformeln und Anrufung mächtiger Zwischenwesen gerecht zu werden. Der moderne Zauberer, Hexenmeister, Geisterbanner ist zum einfachen Vermittler zwischen Sinnenwelt und Geisterreich herabgesunken. Der terminus technicus für eine derlei Persönlichkeit lautet hinreichend nüchtern „Medium“. Es bedarf zur mystischen Amtswaltung keiner außerordentlichen Weisheit, keiner besonderen Begnadigung, keines Zauberringes und Sesams, sondern lediglich der Feinfühligkeit oder einer eigenthümlichen Beschaffenheit des Nervensystems.

Die Nerven sind allerdings die räthselhaftesten Organe am animalen oder, wenn man lieber will, menschlichen Körper, aber nicht so räthselhaft wunderbar und proteusartig, daß sich das Nervenfluidum bei dem einen Individuum als

Champagner, bei dem andern als träger Gerstensaft äußerte. Es kann daher nur von einem graduellen, niemals von einem wesentlichen Unterschiede die Rede seyn. Man darf von keinem sechsten Sinn und nur von geschärften Sinnen, von keiner vierten Dimension und höchstens von einer vorzugsweise klaren Erfassung der bekannten Raumverhältnisse sprechen.

Die alten Geisterbanner wirkten mit sehr materiellen Mitteln auf ihr Publikum. Einmal auf die subjektive Empfänglichkeit durch betäubende und verhüllende Räucherung, durch den bestechenden Schimmer des Geheimnisses, die Feierlichkeit des Ceremoniells, auf das Täuschungsobjekt mittelst physikalischer Kunststücke, Benützung der Optik, der Elektricität und des Magnetismus und so fort. Die modernen Medien haben von dem Allem unseres Wissens nur die Verdunklung des Raumes, der zur Schaustellung benützt wird, beibehalten.

Man sollte vernünftiger Weise glauben, daß die Täuschung mit Hülfe so geringer Mittel desto schwerer zu bewerkstelligen sei. Das wäre auch gewiß der Fall, wenn der Schwerpunkt allein oder hauptsächlich in der Persönlichkeit des Veranstalters läge. Er liegt aber im außenstehenden Individuum und seiner aprioristischen Geneigtheit, das Gebotene gläubig hinzunehmen. Hier der Milderungsumstand für die Medien und der erschwerende für ihr Publikum. Mundus vult decipi; ergo decipiatur.

Von den Medien, die von ihrem Feingefühl und dem gesteigerten Nervenreiz leben, fordern, daß sie ihre Ohnmacht eingestehen und dem Publikum erklären, wie ihre sehr einfachen Kunststücke gemacht werden, hieße sie um ihr tägliches Brod bringen, denn „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei.“ Wer wird sich ferner um die Herren Bastian und Slade kümmern, wenn sie den Mechanismus, mittelst dessen die Tischfüße zum Schreiben, die musikalischen Instrumente zum Tönen und die verschiedenen Geräthe zum Fliegen gebracht werden, einmal erklärt und enthüllt haben? Wenn sich die Menschen für überzeugt halten, daß von

einem Hereinragen der Geisterwelt in die irdische Sphäre nirgends die Rede sei und seyn könne? Das hieße Wasser in ihren Wein thun und das ganze Getränk ungenießbar machen. Nicht der scheint uns der Hauptschuldige, der uns Unmögliches zu glauben zumuthet, sondern vielmehr derjenige, der willig daran glaubt.

Wir vermögen aus diesem Grunde auch nicht den heiligen Zorn zu theilen, der neuestens von Wien aus über die Häupter der unglücklichen Medien ausgegossen wird. Wir halten das Gauklerhandwerk nicht für das ehrsamste Metier, meinen aber doch, von den Verächtern einer einzelnen Gattung von Gauklern etwas Folgerichtigkeit fordern zu dürfen. Wo ist denn der gewaltige Unterschied zwischen dem mit Schmach bedeckten Bastian und dem lobüberschütteten Meister Cumberland?

Bastian, wird man sagen, trat als Spiritist, Cumberland als Antispiritist auf. Das heißt wohl, beide Männer gaben dieselben Vorstellungen, der Eine aber mit dem Anspruch auf übernatürliche Kräfte, der andere mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dabei Alles natürlich zugehe. Das ist ein Wortstreit, der an den Thatsachen nichts ändert. Man müßte uns beweisen, daß Cumberland sein Pensum mit ohne Vergleich größerer Geschicklichkeit vollendete als Bastian; und dann erschiene erst nur der jenem gespendete Beifall gerechtfertigt, aber nicht einmal die beschämende Ablehnung — um kein stärkeres Wort zu gebrauchen — Bastian's.

Aber Bastian, sagt man, bekundete die Absicht zu täuschen, während Cumberland offen und ehrlich zu Werke ging. Nun, die beiden Herren suchten ihren Vortheil auf verschiedenen Wegen, und wir denken, daß Cumberland etwas sicherer operirte; aber die hervorgebrachte Täuschung ist im Falle Bastian kein Betrug, der unter das Strafgesetz fällt, sondern ein zur Beschämung des Getäuschten, wenn er die Täuschung entdeckt, erzieltes Resultat. Bastian wurde desavouirt und Meister Cumberland verschrieben. Der Letztere sagte

allerdings nicht ausdrücklich, daß er das Gedankenlesen — nebenbei gesagt eine dem Sachverhalte keineswegs entsprechende Bezeichnung — mit Hülfe eines spiritus familiaris fertig bringe, aber er weigerte sich, das Experiment zu erklären, und gab vielmehr die Andeutung, daß es unerklärbar sei. Immerhin ein glücklicheres Vorgehen, als dasjenige, das Bastian beobachtete, im Grunde aber nicht wesentlich verschieden.

Cumberland wurde trotz seiner Vorsicht und größeren Klugheit von dem gleichen Schicksal wie sein spiritistischer Vorgänger ereilt. Nachdem er im engeren Kreise zahlreiche Triumphe gefeiert und selbst einen Mann der Wissenschaft getäuscht hatte, so daß dieser (Simony) mit einer funkelnagelneuen Theorie von elektrischen Strömungen zur Erklärung des Cumberland'schen Taschenspielerkunststückes hervortrat, strauchelte der Meister über widerspenstige Medien und — womit Cumberland eigentlich das entscheidende und allein richtige Wort aussprach — den ihm entgegengebrachten Unglauben. Wären die Mitglieder der Redaktion der „Neuen Freien Presse" minder ungläubig gewesen, das Experiment des Gedankenlesens würde im Redaktionslokale des genannten Blattes keine so schwere Niederlage erlitten haben.

Man dachte, und die gute Absicht verdient alle Anerkennung, mit der Entlarvung des Einen Mediums dem ganzen Spiritismus den Todesstoß versetzen zu können, ließ ein solches Medium von Ruf kommen und traf Anstalt, daß die Täuschung aufgedeckt werden mußte. Hat man den beabsichtigten Zweck erreicht? Konnte man ihn auf dem eingeschlagenen Weg erreichen?

Seltsamer Irrthum! Mit der Aufdeckung eines Schwindels hoffte man den Schwindel aus der Welt zu schaffen! Mit der Beseitigung eines Krankheitssymptoms die Krankheit selbst zu beseitigen! Und wenn man alle spiritistischen Medien mit einem Schlage außer Wirksamkeit zu setzen vermöchte, und wenn jeder Geisterbanner eine Tafel mit der Aufschrift: „Betrüger" an der Stirn zu tragen verurtheilt werden

könnte, und wenn es gelänge, den Spiritismus mit Stumpf und Stiel auszurotten, was wäre damit gewonnen? Der Aberglaube würde sich eine andere, vielleicht noch albernere oder gefährlichere Form wählen.

Die Gegner der spiritistischen Taschenspielerkünste befinden sich aber auch darin im Irrthum, wenn sie meinen, daß ihre Methode glückliche Wirkungen erzeugen müsse. Der Spiritismus wird durch das Gewicht, welches auf die Entlarvung eines einzelnen Mediums gelegt wurde, der Menge, die vielleicht bis heute nichts von ihm wußte, näher gerückt, die Neugierde aufgestachelt, die Lust nach Autopsie und Selbstprüfung in weitesten Kreisen erregt und so, wenn auch unabsichtlich, zur Verbreitung des Uebels beigetragen. Das wahre Specificum wider diesen Spuck ist nicht Entlarvung und Beschämung ein und des andern Gauklers, sondern einzig strenge Rechtgläubigkeit.

Die positive Offenbarung ist die zuverlässigste Löserin des bösen Zaubers, Religion ist das einzig uneinnehmbare Bollwerk wider den Aberglauben. Wo das religiöse Bedürfniß befriedigt erscheint, schwindet der Spuck und hat der Geisterbanner keine Gewalt mehr. Wo der wahre Gott fehlt, steigen die falschen Götter aus den Brunnen des Abgrundes empor; wo die Engel mangeln, stellen sich die Dämonen ein. Der vernichtende Schlag wird daher nicht im verdunkelten Raum eines Privatgemaches geführt, sondern in der Kirche und durch den Religionsunterricht in der Schule.

Will man aber denn doch ein Uebriges thun, dann überlasse man die Beschwörung des Spuckes andern Händen. Nicht jede Hand taugt zur Exorzisirung.

Man darf auf Bastian nicht Cumberland folgen lassen und nicht glauben, den Teufel durch Belzebub austreiben zu können. Man muß die Menschen nehmen wie sie sind, und einem Taschenspieler, der den Anspruch erhebt, ein spiritistisches Medium zu seyn, nicht zu große Wichtigkeit beilegen. Man darf bei bezahlten Produktionen nicht vergessen,

daß sich der Mann wie ein anderer „Künstler" gegen Entlohnung producirt, daß sich der Aermste längst mit Hülfe seiner Geister genügenden Reichthum verschafft hätte, um auf seinen Lorbeeren ausruhen zu können, wenn er überhaupt Macht über sie hätte, daß es daher lediglich Schuld des Publikums ist, wenn es trotz aller Merkmale menschlicher Schwäche an die übernatürliche Macht des spiritistischen Mediums glaubt.

Wir finden übrigens auch das Geschütz zu schwer, aus dem man das Gedankenlesen Cumberland's beschoß. Wem ist es denn schon eingefallen, einen wissenschaftlichen Traktat über angenagelte oder abgeschossene Karten, über die Sträußchenfülle („Noch ein Sträußchen") oder die vielen Ellen Band, welche der Taschenspieler seinem Mund entwindet, oder die wunderliche Theebereitung aus Baumwolle zu schreiben? Was berechtigt uns denn ferner die Produktionen der Taschenspieler von Beruf und die Leistungen der spiritistischen Medien und antispiritistischen Experimentirer auseinander zu halten und für wesentlich verschieden, selbst als einem anderen Forum zuständig zu erklären?

Wie würden wir denn einen Mann behandeln, der sich anheischig machte, unter unseren Augen die Lebenstinktur oder Geld zu erzeugen oder das perpetuum mobile in Bewegung zu setzen oder uns mit der Quadratur des Cirkels bekannt zu machen? Bedürfte es erst einer besonderen Entlarvung und würden wir uns nicht ein demüthigendes Zeugniß ausstellen, wenn wir uns erst von der Unmöglichkeit Gold zu machen oder das Greisenalter zu verjüngen oder den Stein der Weisen zu entdecken überzeugen wollten?

Und sollten wir es schließlich nicht unter unserer Würde halten, uns mit Adepten, Paulusbrüdern, Feueressern und unverbrennbaren Spaniern herumzuschlagen? Mag sich der Jahrmarkt an derlei Künsten ergötzen und die moderne Aufklärung, wo es noth thut, belehrend wirken. Wir hätten nicht Lust und fühlten keinen Beruf, den Aufklärern von

Medien — und deren gibt es genug — in's Handwerk zu pfuschen, alle physikalischen und psychologischen Unmöglichkeiten einer öffentlichen Kritik zu unterziehen, in der großen Gaukler-komödie eine selbstständige, wenn auch die ehrenwertheste Rolle zu übernehmen und einen Mann, dessen Kunstgriffe wir entdeckten, weil er vorgab in unserer Gegenwart Blei in Gold zu verwandeln, eigenhändig vor die Thüre zu setzen.

Fassen wir die jüngsten Vorgänge zusammen. Was in Wien und von Wien aus gegen den Spiritismus geschah, wurde, so anerkennenswerth die Beweggründe der Unternehmer auch immer seyn mögen, unglücklich ausgeführt. Einem seelischen Irrthum der Art ist mit den angewandten Mitteln nicht beizukommen und am wenigsten dann, wenn man durch Worte und Begriffe getäuscht und verführt, die nämliche Sache in der einen Form verwirft und in der andern zu Gnaden aufnimmt.

Wider die bösen Geister hilft nur der gute, gegen die falschen der wahre und ächte Geist. Dieser ist aber der Geist Gottes und seiner heiligen Kirche.

XLV.

Schweizerbrief.

Die Lage; die Schule und der Kampf um die Schule.

Die Veränderungen der Karte Europa's, welche in Folge der Siege Napoleons III. gegen Oesterreich und seiner Niederlage gegen Preußen eingetreten sind, haben in ihren Nachwirkungen wenige Länder so stark berührt, wie die Schweiz.

Wenn auch ihr Territorium das gleiche geblieben, so ist doch die Grenzlage eine ganz andere geworden. Bislang war die Schweiz im Norden und Süden von einem Kranze kleinerer Staaten umgeben und hatte nur im Osten und Westen zwei Großstaaten (Oesterreich und Frankreich) zu Nachbarn; jetzt ist dasselbe von vier Großstaaten (Deutschland, Italien, Oesterreich und Frankreich) umringt und eingeschlossen. Daß die gegenwärtige Lage für einen kleinen Staat im Centrum Europa's und am Thore der Alpenpässe ihre Bedenken an und für sich hat, liegt auf der Hand; diese Bedenken steigern sich aber noch besonders durch die neugeschaffene strategische Situation zwischen Deutschland und Frankreich. War früherhin das Rheingebiet der natürliche Tummelplatz für einen Waffengang zwischen diesen beiden Nationen, so dürfte, seit Elsaß-Lothringen deutsches Reichsland geworden, jede derselben versucht seyn, sich der Schweiz als Einfallsthor zu bedienen und hierin der anderen zuvorzukommen. Wenn nun der Revanchekrieg nach dem Ausspruche Moltke's während fünfzig Jahren wie ein Damoklesschwert über Europa hangen und eine fortwährende Kriegsbereitschaft bedingen soll, so hat Alles, was hüben oder drüben mit einem etwaigen Feldzugs-Plan durch die Schweiz in Verbindung stehen mag, für letztere eine wesentliche Wichtigkeit und Tragweite.

Ein solcher schwarzer Punkt hat sich unlängst in Savoyen gezeigt, der denn auch, zwar nicht zu einem casus belli mit Kanonen, aber zu einem Kreuzfeuer mit diplomatischen Noten geführt hat. Die Verträge von 1815 hatten den nördlichen Theil Savoyens als neutrales Gebiet erklärt und der Schweiz das Recht eingeräumt, dieses in gewissen Fällen mit ihren Truppen zu besetzen. Als Napoleon III. 1860 Savoyen für Frankreich gewann, erfolgte die Annexion unter dem ausdrücklichen Vorbehalt obiger Bestimmung des Artikels 92 des Wiener Vertrags. Im vergangenen Herbst aber trat plötzlich das Gerücht auf, Frankreich beabsichtige in Nordsavoyen Militärstraßen zu bauen, Festungen zu er-

richten, und habe hiefür den in strategischer Beziehung wichtigen Berg Vuache ausersehen. Diese Nachricht erregte in der Schweiz und auch außerhalb derselben Aufsehen und der schweizerische Bundesrath fand es angezeigt, durch Abgeordnete über die Sachlage genaue Kenntniß sich zu verschaffen. Es ergab sich, daß in der That Vermessungen und Aussteckungen stattgefunden hatten, welche bezüglich der militärischen Absicht Frankreichs keinen Zweifel ließen. Nun folgte große Agitation in der Presse beider Länder. Französischer Seits wurde behauptet, die Neutralisirung Nord-Savoyens sei vom Wiener-Congreß nicht im Interesse der Schweiz, sondern in demjenigen Sardiniens ausgesprochen worden und habe für das letztere und nicht für die erstere ein Privilegium gebildet. Mit der Annexion sei das Privilegium Sardiniens an Frankreich übergegangen und dieses sei berechtigt, jederzeit auf dasselbe, wie auf jedes andere, ihm nicht mehr beliebige Privilegium eigenmächtig zu verzichten und somit die Neutralität Nord-Savoyens als dahingefallen zu betrachten. Schweizerischerseits wurde gegen diese Interpretation Protest erhoben und die gewissenhafte Beobachtung der Verträge von 1815 gefordert. Auch die Presse des Auslandes mischte sich in den Streit und dieser drohte zu einem internationalen Rechtsfall aufgebauscht zu werden. Wir beschränken uns hier die Anschauungsweise der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ anzuführen.

„Man erkennt mit geringer Mühe, daß die militärischen Vorkehrungen der Franzosen in Nord-Savoyen nicht den direkten Zweck haben, die Schweiz zu bedrohen, sondern daß auch sie nur Züge in dem großen Schachspiele sind, das zwischen Deutschland und Frankreich geführt wird. Beide Staaten denken an die Möglichkeit eines erneuerten Krieges und in einem solchen wäre besonders für Frankreich die Schweiz ein wichtiges Objekt. Durch die Schweiz, welche gegen Italien die Alpenmassen, gegen das mittlere Frankreich die langen Wälle des Jura abschließen, zieht sich von Genf nach Constanz eine Ebene, die in einem Kriege zwischen den zwei großen Militärmächten eine wichtige

Rolle spielen könnte. Die deutschen Truppen würden, wenn sie mit gewaltsamer Verletzung der schweizerischen Neutralität auf dieser Ebene vorrücken wollten, den Weg nach Lyon und dem Süden finden, wo sie einer etwa gleichzeitig eindringenden italienischen Armee die Hand reichen könnten. Allein schließlich wird das Schicksal Frankreichs nicht in den mittägigen Provinzen, sondern vor Paris entschieden, und wichtiger ist dann auch jene Straße für die Franzosen. Dieselben haben schon im Jahre 1871 unter Bourbaki, am Jura entlang, nach Baden dringen wollen, um die Deutschen im Rücken zu fassen; General Werder hat sie an der Ausführung dieses Planes verhindert und das ungeübte französische Rekrutenheer auf Schweizergebiet gedrängt, wo es internirt wurde. Vermöchten sie nun aber von Lyon und dem starken Grenoble direkt über Genf und Bern in Süddeutschland einzufallen, so wäre die damals gehegte Absicht völlig erreicht. Indem sie den Berg Vuache befestigen, das enge Rhonethal sperren, errichten sie gleichsam einen Brückenkopf auf jener wichtigen Straße, zu offensivem und defensivem Zwecke. Es ist daher nicht verwunderlich, daß in Deutschland die Verletzung der nordsavoyischen Neutralität fast ebensoviel Protest hervorruft wie in der Schweiz selbst, die allerdings ihrerseits nur mit großer Aengstlichkeit an den Fall denken kann, daß ihr friedliches Gebiet der Schauplatz deutsch-französischer Kämpfe würde."

Unterstützt durch diese Agitation brach sich in der Schweiz die Ansicht Bahn, die Streitfrage einem europäischen Schiedsgerichte zu unterstellen, falls Frankreich auf seinen Plänen beharren sollte. Indeß intervenirte der Winter und besetzte mit seiner Schneedecke die französischen Vermessungen und Aussteckungen am Berge Vuache, und nach officiösen Mittheilungen aus Paris sollten, auch wenn die Frühlingssonne den Schnee geschmolzen haben würde, dennoch die Ingenieur-Studien fortfahren den Winterschlaf zu schlafen — wenigstens bis auf Weiteres.

Setzen wir aber den Fall, die Streitfrage über die Rechtsverbindlichkeit der Verträge von 1815 würde früher oder später vor ein europäisches Schiedsgericht gelangen, so

läßt es sich nicht verkennen, daß das radikale Schweizer-Regiment durch sein Vorgehen seit Jahren sich in dem Vertragspunkt große Blößen gegeben und seinem Widerpart wuchtige Waffen in die Hände geliefert hat. Bekanntlich wurden durch die gleichen Verträge mehrere Gemeinden Savoyens und Frankreichs mit dem Canton Genf vereinigt, aber unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die kirchlichen Verhältnisse dieser katholischen Gemeinden durch die Genfer Regierung unberührt bleiben sollten. Deßungeachtet hat das radikale Regiment das vertragsmäßige Verhältniß durch seine Culturkampf-Gesetze und Gewaltmaßregeln total umgestürzt, in der jüngsten Zeit sogar den Verband mit dem Diöcesan-Bischof zerrissen und die bezüglichen Bestimmungen der Verträge von 1815 als nicht mehr verbindlich erklärt. Das Gleiche geschah von Seite des radikalen Berner Regiments. Auch dieser Canton wurde durch die Verträge von 1815 mit den zahlreichen Gemeinden des ehemaligen Fürstbisthums Basel im Jura beschenkt unter ähnlichen Vorbehalten zu Gunsten der confessionellen Verhältnisse der betreffenden katholischen Bevölkerung. Aber auch hier hat das radikale Regiment die vertragsmäßigen Bestimmungen als erloschen erklärt und durch Absetzung des Bischofs, durch Landesverweisung der Pfarrer, Schließung der Kirchen, Aufzwingung „altkatholischer" Staats-Pastoren es sich eigentlich zur Aufgabe gemacht, selbst das Objekt der betreffenden Bestimmungen zu beseitigen.

Noch mehr! Als im Jahre 1873 die vergewaltigten Gemeinden des Cantons Genf sich an die Eidgenössischen Bundesbehörden wandten und unter Berufung auf das Wiener Protokoll Schutz gegen das Vorgehen der Genfer Regierung verlangten, da erklärte der Bundespräsident Welti unumwunden diese Berufung auf das Wiener Protokoll als unzulässig, weil die Verträge von 1815 durch Verfall außer Kraft getreten seien, und die Bundesversammlung ratificirte diesen Ausspruch. Sie hat somit selbst und officiell den

Dahinfall des Wiener Protokolls, d. h. des gleichen Vertrags, durch welchen Nord-Savoyen als neutral erklärt ist, proklamirt! Data habent sua fata.

Schweizerische Staatsmänner, welche die Interessen der Eidgenossenschaft höher als die der Partei stellen und nicht nur die Gegenwart, sondern die Zukunft des Vaterlandes ins Auge fassen, haben tiefe Trauer gefühlt und wiederholt ernsten Mahnruf erhoben über die Leichtfertigkeit, mit welcher das herrschende Regiment sich über die Heiligkeit des gegebenen Wortes, über die Verbindlichkeit der Verträge und Concordate hinwegsetzt und dem Grundsatz huldigt, daß mit der Gewalt auch das Recht zum Vertragsbruch verbunden sei. „La force prime le droit": der Satz ist ein zweischneidiges Schwert, mit dem der schweizerische Radikalismus heute seinen schwächeren Gegner im Inneren verwundet, das aber morgen ein noch Stärkerer von Außen gegen ihn und das Schweizerland selbst kehren kann.

In lichten Augenblicken scheint den Radikalismus allerdings ein geheimes Bangen über solche Consequenzen zu befallen, und es ist daher nicht verwunderlich, daß er zum Militarismus seine Zuflucht nimmt. Die Bundesregierung verwendet bereits ungefähr $^1/_3$ ihrer sämmtlichen Einnahmen für das Militärwesen und nöthigt die Kantone, schon die Schulknaben für den Soldatendienst abzurichten. Das Militärorganisations-Gesetz (Art. 81) bestimmt in dieser Beziehung: „Die Kantone sorgen dafür, daß die männliche Jugend vom 10. Altersjahre bis zum Austritt aus der Primarschule, dieselbe mag letztere besuchen oder nicht, durch einen angemessenen Turnunterricht auf den Militärdienst vorbereitet werde. Dieser Unterricht wird in der Regel durch die Lehrer ertheilt, welche die dazu nöthige Bildung in den kantonalen Lehrerbildungsanstalten und durch den Bund in den Rekrutenschulen erhalten.[1]) Die Kantone sorgen ferner dafür, daß

1) Die Lehrer sind in der Schweiz militärpflichtig und haben die Rekrutenschule durchzumachen. Diese findet für dieselben in den

der zum Militärdienst vorbereitende Turnunterricht allen Jünglingen vom Austritt aus der Schule bis zum 20. Altersjahr ertheilt werde. Für die zwei ältesten Jahrgänge können vom Bunde auch Schießübungen angeordnet werden."

Spes ultima miles galt ehemals von jenen verkommenen Studenten, welche es am Schlusse ihrer Studienzeit soweit gebracht, daß sie zu keinem Lebensberuf mehr tauglich waren und für die zur Rettung vor dem Hungertode keine andere Aussicht erübrigte als der Soldatenrock. Fast ist man versucht anzunehmen, daß für das unterwühlte Staatswesen unserer Zeit der ehemals für die verkommenen Studenten aufgestellte Spruch Geltung finden soll?

Damit sind wir aber bei unserm eigentlichen Thema angekommen: der Schweizerischen Volksschule. Bekanntlich bildet dieselbe in der Presse, in den Vereinen und bei den Behörden einen stehenden Artikel und seit Jahr und Tag ist für nichts soviel Rednerei, Schreiberei und Druckerei aufgewendet worden wie für den Primar-Unterricht. Es liegt dieß im Geiste unserer demokratischen Zeit. Ist das Volk souverän, so entsteht zweifelsohne die staatliche Pflicht, für den Unterricht dieses Souveräns zu sorgen; und ist jeder Bürger Wähler, so hat auch Jeder das Recht zu fordern, daß ihm die für einen Wähler benöthigten Kenntnisse erschlossen werden. Je demokratischer der Staat, desto höher stellt sich die Volksschule. Dazu gesellt sich das politische Interesse. Der Radikalismus, welcher in der Schweiz vorherrscht, erblickt in der Schule das vorzüglichste Mittel zur Verbreitung seiner Ideen, er benützt sie zur Propaganda für sein System und macht damit politisches Capital. Nicht minder setzt auch die conservative Richtung die Volks-

---

Ferien statt. Nach bestandener Rekrutenschule können die Lehrer von weiteren Dienstleistungen befreit werden, wenn die Erfüllung ihrer Berufspflichten dieß nothwendig macht. (Art. 1. 2. der Milit.-Organisation.)



schule auf ihr Programm und streitet mit der radikalen um deren Besitz und Leitung. Es scheint uns daher angezeigt, einen tiefern Blick auf das schweizerische Schulwesen zu werfen, und das Wesentliche der bezüglichen Gesetze, Einrichtungen und Leistungen in diesen Blättern vorzuführen.

Laut der Bundesverfassung steht die Volksschule unter der Gesetzgebung der Kantone, jedoch mit einigen Restriktionen. Die Bundes-Vorschriften lauten:

Art. XXVII.

„Die Kantone sorgen für genügenden Primarunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich.

„Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können.

„Gegen Kantone, welche diesen Verpflichtungen nicht nachkommen, wird der Bund die nöthigen Verfügungen treffen.

Art. XLIX.

„Ueber die religiöse Erziehung der Kinder bis zum erfüllten 16. Altersjahr verfügt der Inhaber der väterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt.

Art. LI.

„Der Orden der Jesuiten und die ihm affiliirten Gesellschaften dürfen in keinem Theile der Schweiz Aufnahme finden und es ist ihren Gliedern jede Wirksamkeit in Kirche und Schule untersagt. — Dieses Verbot kann durch Bundesbeschluß auch auf andere geistliche Orden ausgedehnt werden, deren Wirksamkeit staatsgefährlich ist oder den Frieden der Confessionen stört."

Obige durch die Bundesverfassung vom Jahre 1874 aufgestellten Restriktionen haben bis jetzt keine gesetzliche Reglementirung, sondern eine Anwendung zuweilen nur von Fall zu Fall erhalten. Der Versuch, durch die Aufstellung eines „Eidgenössischen Schul-Sekretariats" in centralistischer Richtung Bahn zu brechen, ist 1882 in der Volks-Abstimmung auf eklatante Weise gescheitert und in der Volksschule schalten und walten nach wie vor Kantonal-Regierungen. In

welchem Maße die Kantone von dieser ihrer Competenz Gebrauch machen, ergibt sich aus der Zahl ihrer Schul-Gesetze und Verordnungen, welche bereits auf 393 herangestiegen sind.[1])

Wenn die Quantität einen Werthmesser für die Qualität bildet, so wird die Schulgesetzgebung der Schweiz den ersten Rang einnehmen, denn kaum dürfte ein anderer Staat eine solche Fruchtbarkeit in der Fabrikation von Schul-Dekreten und Programmen entwickelt haben. Unter den Kantonsregierungen selbst stehen hierin die radikalen der deutschen Schweiz auf der höchsten (mit Ausnahme Solothurns und Schaffhausens), die conservativen Regierungen der katholischen Schweiz auf der niedrigsten (mit Ausnahme Zugs und Freiburgs) und die radikalen der französischen Schweiz auf der mittleren Stufe der Produktivität. Immerhin bieten die beinahe 400 Stück zählenden Volksschul-Verordnungen eine Musterkarte, welche auch für weitere Kreise in Licht- und Schattenseiten manches Interessante gewährt.

Was das Verhältniß zwischen Staat und Gemeinde betrifft, so ist die Volksschule nur in Einem Kanton (Baselstadt) ausschließlich Staatssache; in 10 Kantonen ist dieselbe zwischen dem Staat und der Gemeinde getheilt (Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Baselland, Schaffhausen, Aargau, Thurgau, Neuenburg und Genf); in 12 Kantonen ist sie vor-

1) Diese Zahl vertheilt sich auf die 25 Kantons-Regierungen in folgender Weise:

Zürich	50	Schwyz	16	Genf	8
Thurgau	35	St. Gallen	16	Luzern	7
Bern	32	Neuenburg	15	Graubünden	6
Basel Stadt	22	Schaffhausen	14	Ury	5
Basel Land	22	Solothurn	11	Obwalden	4
Glarus	21	Waadt	11	Nidwalden	4
Zug	21	Wallis	11	Appenzell J. Rh.	3
Freiburg	21	Appenzell A. Rh.	10		
Aargau	19	Tessin	9		

zugsweise Gemeindesache (Uri, Schwyz, Unterwalden [Ob= und Nid], Glarus, Zug, Freiburg, Appenzell [A. u. J. Rh.], St. Gallen, Graubünden, Tessin, Waadt und Wallis). Die Gründe liegen theils in den historischen, theils in den finanziellen Verhältnissen der einzelnen Kantone; je größer in einem Kantone die hergebrachte Selbstständigkeit und die finanzielle Leistung der Gemeinde ist, desto weniger ist die Volksschule zur Staatssache geworden und umgekehrt.

Dem Staat steht in allen Kantonen die Organisation und Oberaufsicht bei der Volksschule zu. Er übt diese Competenz theils durch die gesetzgebenden Körper und Regierungs=Räthe, theils durch besondere Erziehungsbehörden aus. Die letzteren bestehen aus einem Erziehungs=Rathe oder Erziehungs=Direktor und aus einem Kantonal=Inspektor mit oder ohne Bezirks=Inspektoren. Diese staatlichen Behörden bestimmen den Studienplan, die Lehrfächer, die Lehrmittel, die Patentirung und Besoldung der Lehrer; die Zahl der Klassen und Stunden, den Ein= und Austritt der schulpflichtigen Jugend. Den Gemeinden hingegen steht in denjenigen Kantonen, wo die Communal=Selbstständigkeit entwickelt ist, die Lokalaufsicht zu, sowie die Wahl der Lehrer aus der Zahl der vom Staat patentirten Candidaten; in den andern Kantonen sind diese Lokal=Competenzen mehr oder weniger beschränkt.

Staatliche Bildungsanstalten für Primarlehrer bestehen in 14 Kantonen; in den andern Kantonen sorgt der Staat für die Lehrerbildung durch Stipendien. Neben den staatlichen gibt es auch Privat=Seminarien, deren Zöglinge in der Regel zu den Staats=Prüfungen und zum Dienst in der Staatsschule zugelassen werden; einige derselben haben eine specifisch confessionelle Richtung.

Privat=Unterricht ist in allen Kantonen zugelassen, aber unter Staats=Aufsicht und unter mehr oder weniger beschränkenden gesetzlichen Vorschriften und Bedingungen.

Es würde zu weit gehen, in die Einzelheiten der Staats=

und Gemeinde-Verfügungen aller Kantone hier einzutreten; wir beschränken uns die daherigen Hauptpunkte beispielsweise aus einem deutschen und einem französischen Kantone vorzuführen, und wählen hiefür Luzern und Waadt, deren Erziehungsgesetze seit Einführung der gegenwärtigen Bundesverfassung (1874) erlassen wurden, und von denen der erstere der katholischen, der andere der protestantischen Confession angehört, jener der conservativen, dieser der radikalen Richtung huldigt.

Luzern.[1])

a. Organisation. Die Primarschule umfaßt 7 Klassen, wovon die I. nur aus einem Sommercurs, die II. bis IV. aus Ganzjahrcursen, die V. bis VII. nur aus Wintercursen, mit 18, 20, 22 Schulwochen, bestehen. Die Schulwoche zählt (exclusive Religions-, Arbeits- und Turnunterricht) 20 bis 25 Stunden. Den Gemeinden ist anheimgestellt, weitere Sommercurse beizufügen, oder 6 Ganzjahrcurse statt obiger VII Klassen zu errichten.

An die Primarschule schließt sich die Fortbildungsschule für Knaben während zweier Jahre, jährlich mit 20 ganzen oder 40 halben Schultagen, und für Mädchen die Arbeitsschule im Winter. Die Errichtung von Fortbildungsschulen für Mädchen ist den Gemeinden freigegeben.

Die Primarschulen bilden je nach der Zahl der Schüler entweder eine Gesammtschule unter einem Lehrer oder eine Successiv-Schule stufenweise getheilt mit mehreren Lehrern, oder eine Parallel-Schule getheilt nach Wohnort und Geschlecht. Wenn eine Gesammtschule über 70, eine schon getheilte über 80 Schüler zählt, so ist in der Regel eine neue Theilung vorzunehmen.

b. Aufsicht. Der Kanton ist in 92 Schulkreise getheilt. Die Einwohnerschaft eines jeden Kreises ernennt eine

---

1) 134,806 Einwohner, wovon 129,172 der kath., 5419 der protest., 215 anderen oder keiner Confession angehören.

Schulpflege von 3 bis 7 Mitgliedern mit 4jähriger Amtsdauer. Die Schulpflege kann einen Lehrer ihres Kreises mit berathender Stimme beiziehen. Sie führt die nächste Aufsicht und läßt jede Schule durch ein Mitglied wenigstens zweimal während des Semesters, die Arbeitsschule durch sachkundige Frauen besuchen.

Der Kanton ist ferner in 19 Inspektorats-Bezirke getheilt. Der Staat (d. h. der Regierungsrath auf den Vorschlag des kantonalen Erziehungsraths) ernennt für jeden Bezirk einen Inspektor, welcher jede Schule im Verein mit einem Abgeordneten des Gemeinderaths wenigstens zweimal im Jahre besucht und, wenn möglich, die Schlußprüfung abnimmt. Entschädigung Fr. 150 bis 400.

Ueber den ganzen Kanton führt die Aufsicht ein Kantonal-Inspektor, vom Regierungsrath auf 4 Jahre mit einer Besoldung von Fr. 3500 ernannt, und ein cantonaler Erziehungsrath, welcher aus 3 Mitgliedern besteht und dessen Präsident vom Großenrath aus der Zahl der Regierungsräthe bezeichnet wird.

c. Schüler. Die Schulpflichtigkeit beginnt mit zurückgelegtem 7. und endet mit zurückgelegtem 14. für die Primarschule, und für die Fortbildungs- oder Arbeitsschule mit dem 16. Altersjahr. Für die Erfüllung der Schulpflicht sind die Eltern haft- und strafbar. Als Entschuldigungsgründe für Absenzen gelten: Krankheit des Kindes oder seiner nächsten hilfsbedürftigen Verwandten, Hindernisse durch Naturereignisse.

d. Lehrer. Zur definitiven Anstellung können nur als wahlfähig erklärte Lehrer gelangen. Das Wahlfähigkeitszeugniß ertheilt der Erziehungsrath, in der Regel in Folge einer Prüfung, ausnahmsweise einer ausgezeichneten Leistung. Zur Zulassung zur Prüfung ist zurückgelegtes 18. Altersjahr, Ausweis über sittlich-religiösen Lebenswandel, ferner in der Regel Seminarbildung und ein Probejahr provisorischen Schuldienstes nöthig. Die Ausschreibung der zu besetzenden Lehrerstellen geschieht durch den Erziehungsrath, die Wahl steht den

stimmfähigen Einwohnern des betreffenden Schulkreises oder einem von denselben hiefür bezeichneten Ausschusse zu. Die Besoldung eines Lehrers beträgt baar Fr. 800 bis 1100 (nebst Wohnung und Holz), einer Lehrerin Fr. 600 bis 900. Hievon hat der Staat ¾, die Gemeinde (resp. der Schulkreis) ¼ zu tragen, sofern die Zinsen des Gemeinde-Schulfonds nicht hinreichend sind. Hülfslehrer hat die Gemeinde allein zu besolden.

Die ordentliche Amtsdauer beträgt 4 Jahre; fehlerhafte Lehrer und Lehrerinen können jedoch, nach geschehener Untersuchung und Verantwortung, jederzeit vom Erziehungsrathe, ohne Entschädigung, abgesetzt und der Wahlfähigkeit verlustig erklärt werden; den Betroffenen steht der Recurs an den Regierungsrath offen.

Die Lehrer vereinigen sich zu Conferenzen sowohl des Bezirks als des Kantons. Die Bezirksconferenzen unter Vorsitz des Bezirks-Inspektors sind für das Lehrerpersonal obligatorisch; die Mitglieder der Schulbehörden und die Pfarrgeistlichen, welche den Religionsunterricht ertheilen, haben berathende Stimme. Ordentlicher Weise finden jährlich 3 Versammlungen statt, welche die Aufgaben des Erziehungsraths, pädagogische Themate, Lehrübungen zu berathen und zu begutachten haben.

Die Kantonal-Conferenz umfaßt sämmtliche Lehrer und Lehrerinen der Volksschule und die Mitglieder der Schulbehörden. Sie hält jährlich eine Versammlung. Der Vorstand besteht aus 21 Mitgliedern, wovon 19 durch die Bezirksconferenzen des Landes, 2 durch die der Hauptstadt und 1 durch den Seminarlehrerverein gewählt werden. Der Kantonal-Schulinspektor hat berathende Stimme. Der Vorstand begutachtet die ihm vom Erziehungsrath vorgelegten Fragen, organisirt die Thätigkeit der Bezirks- und Kantonal-Conferenzen und besorgt die Herausgabe des Jahrbuchs.

e. Unterricht. Unterrichtsfächer sind: Deutsche Sprache,

Lesen, Schreiben, Rechnen, Vaterlandskunde, Zeichnen und Gesang. Turnen für Knaben und weibliche Handarbeiten für Mädchen (Turnen für Mädchen ist den Gemeinden freigestellt, ebenso französische Sprachlehre in der obersten Klasse.) Die Stundenpläne werden von den Lehrern entworfen und vom Kreisinspektor geprüft und genehmigt.

Für den Religionsunterricht haben die Pfarrer der betreffenden Confessionen zu sorgen und es ist ihnen hiefür das Schullokal und die nöthige Zeit im Stundenplan einzuräumen; auch können sie hiezu geneigte Lehrer zur Aushülfe beiziehen. Die Inhaber der väterlichen Gewalt haben zu entscheiden, ob und welchen Religionsunterricht die Kinder besuchen sollen.

f. Materielles. Bau und Unterhalt der Schulhäuser und Lehrerwohnungen, Beschaffung der Geräthe und Lehrmittel ist Sache der Gemeinden. Baupläne unterliegen der Prüfung des Erziehungsraths.

Jede Gemeinde ist verpflichtet einen Schulfond zu bilden, dessen Kapitalbestand nicht angegriffen werden darf. Derselbe nährt sich aus Stiftungen, Vermächtnissen, der Hälfte des Vermögens ohne Erben verstorbener Gemeindeangehörigen und der Erbgebühren. Jede Gemeinde hat eine Schulkasse, in welche die Zinsen des Schulfonds, die Versäumnißstrafen, die Zuschüsse der Gemeinden und des Staats fallen. (Außer den ¼ der Lehrergehalte kann der Regierungsrath einzelnen Gemeinden außerordentliche Staatsbeiträge bis auf Fr. 5000 bewilligen.) Aus der Schulkasse werden die Ausgaben für die Schulhäuser, das Lehrerpersonal und allfällig die Lehrmittel für arme Kinder bestritten.

g. Privatunterricht. Die Freiheit des Privatunterrichts ist anerkannt, der Staatsbehörde jedoch die Aufsicht über die Erreichung des Lehrziels vorbehalten. Bei ungenügenden Resultaten können die Kinder zum Besuch des öffentlichen Unterrichts angehalten werden. Die Staatsbehörden haben die Errichtung von Privatschulen zu bewilligen, wenn deren Vorsteher, Lehrer, Lehrziele den für öffentliche

Schulen vorgeschriebenen Erfordernissen genügen. Die Privatschulen unterliegen einer öffentlichen Jahresprüfung.

Kanton Waadt.[1])

a. Organisation. Die Primarschule besteht aus 8 Klassen, wovon jede einen Ganz-Jahrescurs mit 44 Schulwochen bildet. Die Schulwoche zählt 33 Stunden. Kinder von mehr als 12 Jahren können durch die Schulkommission von der Schule im Sommer theilweise dispensirt werden. Der Schulkommission ist freigestellt, für die schulpflichtige Jugend nach zurückgelegtem 14. Altersjahr im Winter Abendschulen mit getrennten Geschlechtern zu errichten.

Das Maximum der Kinder unter einem Lehrer ist 60; sind mehr, so tritt Theilung der Schule ein, oder es ist, wenn die Schülerzahl nicht über 90 steigt, für die jüngsten Kinder nur eine Winterschule einzurichten. Lehrerinen können angestellt werden an Schulen unter 30 Kindern und an getheilten Schulen in Abtheilungen, die nicht von Knaben von 12 bis 16 Jahren besucht werden.

b. Aufsicht. Jede Gemeinde hat eine Schulkommission von 3 bis 5 Mitgliedern auf 4 Jahre zu ernennen, in welcher sich das Erziehungsdepartement des Kantons vertreten lassen kann. Dieselbe führt die nächste Aufsicht und nimmt regelmäßige Schulbesuche vor. Eine Gemeinde kann mit Genehmigung des Erziehungsraths mehrere Schulkommissionen aufstellen, auch können sich mehrere Gemeinden zu einer gemeinsamen Schulkommission vereinigen. Die Mehrheit der Mitglieder muß der Staatskirche angehören. Eine weitere Aufsicht steht dem Gemeinderath zu.

Ferner ist der Kanton in drei Schulkreise getheilt, für deren jeden der Staatsrath einen Inspektor auf 4 Jahre ernennt. Derselbe muß der Staatskirche angehören und darf weder die Selle eines Großraths noch ein permanentes Amt

---

1) 238,730 Einwohner, wovon 219,427 der protest., 18,170 der kath., 1133 anderen oder keiner Confession angehören.

bekleiden. Der Inspektor hat jährlich einmal alle Schulen seines Kreises zu besuchen, und alle 3 Jahre eine eingehende Inspektion eines Theiles seiner Schulen vorzunehmen. Er richtet Weisungen und Mahnungen an die Schulkommissionen, Gemeinderäthe, Lehrer, Eltern und stattet dem Erziehungsdepartement einläßlichen Bericht sammt Vorschlägen ab. Die obersten Behörden sind das Erziehungsdepartement und der Staatsrath des Kantons.

c. Schüler. Alle Kinder sind vom zurückgelegten 7. bis 16. Altersjahr schulpflichtig. Vier unentschuldigte Absenzen in einem Monat ziehen eine Buße von 3 Fr., jeder weitere Rückfall im gleichen Jahr eine weitere Buße von 20 Cent. bis 20 Fr. nach sich. Kinder, welche die öffentliche Prüfung versäumen, werden mit 3 Fr. gebüßt und haben sich einer besonderen Prüfung zu unterziehen, deren Versäumen mit 6 Fr. bestraft wird. Die Eltern haften für die Bußen.

d. Lehrer. Zur Anstellung wird ein Wahlfähigkeitszeugniß erfordert, welches nach bestandener Prüfung, je nach deren Erfolg, provisorisch auf 3 Jahre oder definitiv ertheilt wird. Die zu besetzenden Stellen werden zur Concurrenz ausgeschrieben. Die Bewerber haben vor der Schulkommission und dem Inspektor eine öffentliche Probe abzulegen. Die Wahl steht dem Gemeinderath, die Ratifikation der Wahl dem Erziehungsdepartement zu. Bewerber um Lehrerstellen erklären sich durch das Faktum der Anmeldung als Angehörige der Staatskirche.

Die Minimalbesoldung eines Lehrers mit definitiver Wahlfähigkeit beträgt Fr. 1400, mit provisorischer Fr. 900, die einer Lehrerin Fr. 900, resp. fixe Fr. 500 (nebst freier Wohnung, Pflanzland und Beheizung). Diese Besoldungen werden von der Gemeinde ausgerichtet. Der Staat kann Beiträge hiefür leisten an die Gemeinden; immerhin hat er die Gehalts- oder Dienstalterszulagen zu bestreiten.

Ueber Garantie und Verwaltung des Staats besteht eine Hülfskasse für ohne Verschulden dienstunfähig gewordene

Lehrer und Lehrerinen, sowie für deren Wittwen und Waisen. Bei freiwilligem Rücktritt vom Lehrerstande fällt jedes Anrecht auf Pension dahin.

Träger von definitiven Wahlfähigkeits-Patenten können lebenslänglich, solche von provisorischen nur auf 1 Jahr angestellt werden. Die Angestellten können bei eingetretenen Fehlern vom Staatsrath zeitweise eingestellt oder ganz abberufen werden.

Es bestehen Bezirks- und Kreisconferenzen zur Besprechung der die Schulen und den Unterricht betreffenden Fragen unter Theilnahme des Inspektors. Mit Genehmigung des letzteren können die Conferenzen ihre Traktanden selbst bestimmen. Jährlich haben zwei Versammlungen der Bezirks- und eine der Kreis-Conferenzen stattzufinden; der Besuch ist für die Lehrer obligatorisch.

e. Unterricht. Derselbe umfaßt Religion, französische Sprache, Schreiben, Arithmetik, Geographie, Linearzeichnen, Gesang, Schweizergeschichte, Verfassungskunde, Elementarunterricht in Geometrie und Naturkunde; Turnen für Knaben, weibliche Handarbeiten für Mädchen, die vom Turnen, Verfassungskunde und Geometrie dispensirt sind. Unter Genehmigung des Erziehungsdepartements können noch andere Fächer zugefügt werden. Der Lehrplan wird vom Erziehungsrathe in seinen Details aufgestellt.

Der Religionsunterricht steht unter der Aufsicht des Ortspfarrers. Es sollen keine anderen religiösen Lehren ertheilt werden als die der Staatskirche oder der römischen Kirche. Auf Verlangen der Eltern können Kinder vom Besuche des Religionsunterrichts enthoben werden.

f. Materielles. Schulhausbauten sind Sache der Gemeinden und unterliegen der Genehmigung des Erziehungsdepartements. Der Staat setzt einen jährlichen Credit für Unterstützung solcher Bauten fest. Die Gemeinden liefern die Schulgeräthe und armen Kindern die Schulbedürfnisse. Gebrauch der Schulsäle zu Trink- und Tanzgelegenheiten,

sowie der Betrieb störender oder gesundheitsschädlicher Gewerbe in der Nähe der Schullokale sind untersagt.

g. Privatunterricht. Privatunterricht und Privatschule sind gestattet, wenn dieselben wenigstens den Anforderungen öffentlicher Primarschulen entsprechen. Die Schulcommissionen haben hierüber zu wachen. Privatgeschulte Kinder können zu öffentlichen und privaten Prüfungen, bei ungenügenden Ergebnissen auch zum Besuch der öffentlichen Schulen angehalten werden. —

Wendet man sich von der Theorie, von den Gesetzen, Verordnungen, allen den Jahresberichten und Statistiken der schweizerischen Volksschulen weg an das Volk und hält man Fühlung mit dessen Urtheil über die praktischen Erfolge, so begegnet man einer unverkennbaren Mißstimmung. Nicht daß das Volk die Bestrebungen und Leistungen der Behörden und des Lehrpersonals mißkennen würde, aber es ist in hohem Grade unzufrieden, weil die moderne Schule die Kinder durch Ueberbürdung geistig und körperlich schädigt und durch ihre Confessionslosigkeit entchristlicht.

Die Klagen über die Ueberbürdung dringen aus allen Schichten der Bevölkerung, in den Städten wie in den Dörfern heran. So hat jüngster Tage in der Bundesstadt Bern eine Versammlung von Hausvätern einstimmig die übertriebene Arbeit, welche von den Kindern gefordert wird, verurtheilt, in derselben die Ursache der geistigen Abstumpfung und der körperlichen Verkrüppelung der Jugend erkannt und eine Agitation zur Abänderung dieses Schulsystems beschlossen. Im Kanton Solothurn, welcher den ersten Rang im Culturkampf einnimmt, hat selbst eine Lehrersektion mit folgenden 7 Thesen den Stab über den Primarschul-Lehrplan gebrochen:

„1. Unsere gegenwärtige Schule leidet an Ueberbürdung und Ueberproduktion; 2. sie leistet daher zu viel und zu wenig, d. h. alles und nichts; 3. eine Reduktion der Schulfächer ist ohne Revision des Schulgesetzes nicht wohl möglich; 4. es ist eine Reduktion der Lehrziele im Sinne der Entlastung,

Vereinfachung und Concentration dringend zu wünschen; 5. diese Abrüstung auf dem Gebiete der Schule ist ein Gebot des Fortschritts und zwar des wahren, soliden und ungeheuchelten Fortschritts; 6. sie soll in der Weise geschehen, daß das Ueberflüssige dem Nothwendigen, das Unnatürliche dem Natürlichen, das Complicirte dem Einfachen Platz mache; 7. den Belegen für die Nothwendigkeit einer Rückwärts-Concentration begegnen wir im öffentlichen Leben auf Schritt und Tritt, namentlich aber an den Rekruten-Prüfungen. Dafür spricht auch der Umstand, daß in den Gemeinden je länger je weniger junge Leute zu finden sind, welche den öffentlichen Aemtern mit Ehre und Geschick vorzustehen im Stande sind. Halbheit für und für!"

Mit diesem Ruf nach Abrüstung stimmt ganz und gar das Referat, welches der Präsident des Erziehungsvereins der katholischen Schweiz bei der letzten Generalversammlung vorgetragen und welches mit dem Losungsworte schloß: „Zurück zum richtigen Maß und zum praktischen Leben".[1])

Was die Klagen in confessioneller Richtung betrifft, so haben dieselben ihre Wurzel in der Art und Weise, wie radikaler Seits der oben angeführte Bundesartikel XXVII ausgelegt und angewendet wird. Damit laut Bundesvorschrift die „Angehörigen aller Confessionen" die öffentliche Schule ohne „Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit" besuchen können, fordern die Radikalen den Ausschluß alles confessionellen und religiösen Unterrichts. Sie excommuniciren

---

1) Als Beispiel der unpraktischen Richtung der modernen Schule wurde dieser Tage in der Großraths-Sitzung eines der fortgeschrittensten Kantone folgende Thatsache angeführt: „Ein Geschäftsmann schrieb eine Lehrlingsstelle aus, es meldeten sich über 20 Knaben aus den Stadtschulen. Er legte denselben eine einfache Decimalrechnung vor und ein leeres Blatt Papier, worauf sie etwas Beliebiges schreiben sollten. Die Probe fiel jämmerlich aus; viele wagten nicht einmal den Versuch, die Rechnung zu lösen oder Etwas auf das Papier zu schreiben."

nicht nur das neue Testament (wahrscheinlich aus Vorliebe für die wenigen Judenkinder) sondern auch das alte. „Das alte Testament", orakelte jüngster Tage die Schweiz. Lehrerzeitung, „ist ein durch und durch werthloses, fabelhaftes, sittlich schlechtes Buch, das sich nicht einmal für Erwachsene, geschweige für Kinder, zu lesen geziemt; es darf in den Schulen nicht einmal in einem Auszug gebraucht werden; es ist für Schulen nicht nur nicht nützlich, sondern schädlich." Offenbar ging die Absicht des angezogenen Bundesartikels, welcher seinerzeit von dem keineswegs culturkämpferischen Bundespräsidenten Dubs beantragt wurde, dahin, den Eltern die Garantie zu geben, daß protestantische Kinder nicht zum Besuche eines katholischen und daß katholische nicht zum Besuche eines protestantischen Religionsunterrichts in der Schule gezwungen würden und daß in confessionell gemischten Schulen jedem Kinde frei stehen solle, allfällige Vorträge, welche seinen Glauben oder sein Gewissen verletzen, nicht mit anzuhören; keineswegs aber, daß in der Schule an und für sich nichts Religiöses und Confessionelles gelehrt werden dürfe.

Damit ferner der Primarunterricht laut Vorschrift des Bundes „ausschließlich unter staatlicher Leitung stehe", fordern die Radikalen, daß kein Geistlicher als Erziehungsrath, Schulinspektor oder Lehrer funktioniren und daß kein Kanton und keine Gemeinde einem Mitgliede des Klerus oder einer kirchlichen Congregation irgend ein Schulamt übertragen soll. Sie übersehen in ihrer culturkämpferischen Befangenheit durchaus, daß der Bund nur von der „Leitung der Schule" durch den Staat spricht und daß daher, wenn der Staat diese Leitung einem Manne überträgt, der zugleich Priester oder Congreganist ist, dieser die Schule nicht im Auftrage der Kirche, sondern des Staates leitet und daß diese Schule also trotz des geistlichen Inspektors oder Lehrers immerhin unter die staatliche Leitung gestellt bleibt.

Es ist ein offenes Geheimniß, daß der Schweizer Radi-

kalismus mit seiner Religions- und Confessionslosigkeit dem Feldgeschrei Heeresfolge leistet, welches die Freimaurerei auf diesem Gebiete in Europa seit Jahr und Tag angestimmt hat, mit welchem sie aber auch in der Schweiz wie anderwärts nichts Anderes als den Mißcredit und den Verfall der Staatsschule erreicht. Das Uebermaß ihrer Ausschreitungen hat dermalen selbst in den protestantischen Kreisen eine gewaltige Mißstimmung hervorgerufen und zu einer Volksopposition geführt, mit welcher der Radikalismus über früh oder spät wird rechnen müssen. „Würde man“, so ruft das (protestantische) „Berner Volksblatt“, „einmal untersuchen, in welcher Zahl die Freimaurer bei unserer Jugenderziehung betheiligt sind, wie sie als Direktoren, Rektoren, Inspektoren, als Mitglieder von allen möglichen Commissionen, wie sie als Professoren, aus der Fremde hergerufen, an der Hochschule, als Lehrer an Sekundar- und Primarschulen wirken: man würde über die Entdeckung erschrecken, daß die Leitung des Jugendunterrichts, dieses so überaus wichtigen Gebietes des Volkslebens, zum großen Theil in den Händen eines Geheimbundes ist, der durch seine Mitglieder wie durch die nach seinem Sinn und Geist entworfenen Gesetze in unsere Gemeinden, Häuser und Familien, ja bis in die Herzen unserer Kinder hineinregiert.“ Die schweizerische Großloge „Alpina“ macht übrigens aus ihrer Fühlung mit dem Schulmeisterthum kein Geheimniß. So hat sie gegenwärtig Preisaufgaben mit einer Belohnung von Fr. 1000 für die schweizerischen Primarlehrer aufgestellt und die Vorstände der Lehrervereine der deutschen und der französischen Schweiz eingeladen, die Veröffentlichung und Einrichtung dieses Preiswettkampfes selbst in die Hand zu nehmen, auch zur Prüfung und Beurtheilung der eingesandten Arbeiten zwei Preisgerichte zu ernennen, das eine deutscher, das andere französischer Zunge. In jede der beiden Commissionen soll mindestens Ein Freimaurer gewählt werden, wozu die Großloge den Vorschlag macht. Die definitive Vertheilung findet durch den Verwaltungsrath der

„Alpina“ statt; die Ergebnisse des Preiskampfes werden durch die Großloge veröffentlicht.

In seinem Kampfe gegen alles Religiöse und Confessionelle in der Volksschule hat der schweizerische Radikalismus einen größeren Fanatismus entwickelt, als selbst der französische und belgische. In diesen Ländern hat der Staat die Congreganisten wenigstens nur aus den öffentlichen Schulen ausgeschlossen; in der Schweiz sollen dieselben aber auch aus den Privatschulen verbannt werden. Dieses Ziel hat der Radikalismus soeben in Basel durchgesetzt. Seit 60 Jahren hatten die Katholiken der Stadt Basel eine Privatschule, welche dermalen über 1500 Zöglinge zählt und deren Lehrer und Lehrerinen Congregationen angehören. Mit 64 gegen 54 Stimmen hat der Großrath den Ausschluß der Lehrbrüder und Lehrschwestern aus dieser Privatschule beschlossen; die Wählerschaft hat dieses Verbannungsurtheil mit 4500 Stimmen gegen 3000 Stimmen ratificirt (am 24. Februar 1884). Sowohl im Rathssaal als in der Volksversammlung hat der Radikalismus an alle politischen und confessionellen Leidenschaften appellirt, um den Triumph der Intoleranz durchzusetzen. So sprach unter Anderem Regierungsrath Falkner: „So wenig die Gewerbefreiheit das Spitzbubenhandwerk duldet, ebensowenig darf unter der Lehrfreiheit die Lehrthätigkeit geistlicher Orden verstanden werden. Zehn Jahre hat es gebraucht, um in Basel die confessionslose Staatsschule durchzusetzen, und weitere zehn Jahre sind nöthig, um nun auch auf dem Privatgebiete die confessionelle Schule zu verdrängen. Im Reformationszeitalter hat das Volk die Reformen mit den Waffen in der Hand erzwungen. Sorgen wir dafür, daß das Jahr 1884 dem Reformationsjahr ebenbürtig werde.“ Dr. Brenner rief die Geister Zwingli's und seiner Genossen auf: „Unser Kampf gilt dem Klerus, welcher für die Intoleranz und Glaubensgehässigkeit wirkt in der Schule, auf der Kanzel, im Beichtstuhle und am Sterbebett, kurz gesagt: von der Wiege bis zur Bahre.

Unser Kampf gilt dem Klerus, welcher den sauer verdienten Batzen des armen Gesellen oder Dienstboten zu erpressen versteht, um sich selbst warm zu betten. Wir wollen die geistlichen Stromer herauswerfen, die im Gebiete der Schule und der Familie sich einnisten; wir wollen ihnen zurufen, daß an unseren Stadtthoren geschrieben steht: Hier wird weder gebettelt noch gestohlen!" „Sollten", so schloß er, „die Würfel zu Gunsten der Schwarzröcke fallen, dann, stolzes Basel, übergieb deine Schlüssel dem Statthalter Petri und küsse den Pantoffel; reiße aus die ruhmreichen Blätter deiner Geschichte, die da erzählen, daß unsere Vorfahren einst keck entgegengetreten dem pfäffischen Uebermuthe. Möge die Sonne, die am Tage nach der Abstimmung aufgehen wird, nicht ein schwächliches, schmähliches, miserables Geschlecht bescheinen!"

Ob die Sonne am Tage nach der Abstimmung in Basel geleuchtet, das wissen wir nicht, aber jedenfalls hat sie kein rosenfarbenes Bild beschienen. „Die radikale Partei," schreibt das „Vaterland" zu Luzern, „hat die große Schlacht gewonnen, aber sie hat ihre Ehre befleckt. Das ist kein Sieg, auf den sie mit Stolz verweisen kann, denn sie hat ihn mit vergifteten, erbärmlichen Waffen errungen. Die gehaltenen Reden sind eine Beleidigung des gesammten katholischen Klerus und der gesammten katholischen Schweiz. Wenn die Herren glauben, daß man auf solchem Wege die Parteien einander näher bringe und die Schweiz für allfällige schwere Ereignisse einige und stärke, so täuschen sie sich sehr. Hr. Regierungsrath Dr. Speiser hat vielmehr ein wahres und inhaltschweres Wort gesprochen, als er bemerkte: Unser Gemeinwesen und unser gesammtes Vaterland muß heraus aus diesen Confessionshändeln, sonst gehen wir zu Grunde."

In einer Beziehung haben diese Debatten in Basel ein erfreuliches Bild gewährt. Eine ehrenwerthe Minderheit der Protestanten hat sich durch die rothen Lappen der Katholikenhetzer nicht nur nicht fanatisiren lassen, sondern sie hat offen

und freimüthig entgegen gekämpft. Freudig anerkennen wir, daß die hervorragendsten Vertreter der Basler Wissenschaft und der patricischen Basler Familien mit beredter Entschiedenheit für die Rechte und Interessen der Katholiken in die Schranken getreten sind. Die Voten der Herren Professor Dr. W. Vischer, Oberst Merian-Iselin, Oberst R. Paravicini, Eduard Preiswerk, Professor F. Burckhardt, Regierungsrath Speiser, Professor Hagenbach-Bischof 2c. zeugen von wahrem staatsmännischen und vaterländischen Sinn und sind ebenso wohlthuend und versöhnlich, als die Brandreden der radikalen Fanatiker abstoßend und verletzend. Offene Anerkennung diesen Männern und den 2000 Protestanten, welche im Plebiscit denselben gefolgt und sich mit den Katholiken für die Erhaltung der katholischen Schule geeinigt haben! „Diese Männer", bemerkt das katholische „Basler Volksblatt" treffend, „fühlten es, wie sie dem großen Haufen der protestantischen Bevölkerung gegenüber in eine schiefe Lage kamen, es war ihnen vollständig klar, daß sie ihre eigene politische Parteistellung schwächten, indem sie für die katholische Schule eintraten, und sie thaten es doch. Der Sinn für Recht und Gerechtigkeit, der patriotische schweizerische Gedanke und die Liebe zum confessionellen Frieden waren ihnen theurer als die Gunst der Massen. Ehre diesen Männern!" Ja, Ehre ihrem Mannesmuthe!

„Wer weiß", so fährt das Blatt fort, „ob auf diesem Schlachtfelde nicht das Samenkorn für eine große schweizerische, aus conservativen Protestanten und Katholiken zusammengesetzte Volkspartei gelegt wurde? Denn Eines ist wohl klar: der 24. Februar hat nicht nur den Katholiken den Staar gestochen, welche glaubten, mit dem Radikalismus liebäugeln zu sollen; derselbe wird auch allen brav und rechtlich denkenden Eidgenossen klar machen, wohin wir kommen würden, welche Verhetzung der Confessionen und welche Vergiftung des öffentlichen Lebens eintreten wird, wenn wir uns nicht zusammenfinden und endlich Ernst machen, durch eine Revision der

Bundesverfassung und speciell des Artikels 27 die Freiheit der Privatschule, die Freiheit des Gewissens zu wahren und die Streitäxte zu begraben, die man aus einer früheren dunklen Zeit herbeigeholt hat."

Im gleichen Sinne spricht sich die „Allgemeine Schweizer-Zeitung" (Organ der conservativen Protestanten) aus: „Der Sieg der Radikalen vom 24. Februar zerstörte allerdings in uns eine Hoffnung und benahm uns eine Ursache des Stolzes: unsere Hoffnung ist getäuscht, daß eine protestantische Bevölkerung in ihrer Mehrzahl Selbstbeherrschung genug besitze, um eine die Katholiken betreffende Frage nach reinem Rechtsgebot zu entscheiden. Der Stolz ist dahin, daß ultramontaner Fanatismus nicht erwidern dürfe, wenn man ihn tadelt: Ihr sollet vor eurer Thüre wischen und erst den eigenen Fanatismus dämpfen. Auch in Basel wird jedoch die Zeit noch kommen, in welcher man mit confessioneller Verhetzung die Protestanten nicht mehr zu Allem willig wird gebrauchen können." — Und das „Evangelische Wochenblatt" ergänzt: „Vorläufig möchten wir unsere Miteidgenossen katholischer Confession herzlich und eindringlich bitten, dieses gewaltthätige Wesen nicht uns Protestanten zur Last zu legen: es sind Solche, die für evangelisches Leben sowenig als für katholische Denkart Verständniß haben, die hier einen Entscheid gefällt."

Die Katholiken Basels haben gegen die Vergewaltigung ihrer Privatschule durch die Kantonal-Behörden Berufung bei den Bundes-Behörden eingelegt. Mit welchem Erfolg? Hie und da wird befürchtet, die Bundesversammlung, welche in ihrer gegenwärtigen Mehrheit radikal ist, dürfte mit den Basler Behörden sympathisiren und diesen Recurs benützen, um die Schulbrüder und Schulschwestern von Bundeswegen in allen Kantonen auszuschließen. Die „Allgem. Schweizer-Zeitung" jedoch hegt diese Besorgniß nicht; sie sagt: „Sollte jemals der Art. 27 der Bundesverfassung von der Bundesversammlung dazu benützt werden wollen, die Privatschulen zu knech-

ten, so bleibt immer noch der Weg einer Berufung an das gesammte Schweizervolk offen, welches (durch sein früheres Plebiscit) deutlich erklärt hat, daß es die Lehrfreiheit nicht unterdrückt wissen will. Nach langjähiger Erfahrung steht in dieser Frage das Schweizervolk durchaus nicht auf jenem Boden, welchen die Basler Stimmfähigen am 24. Februar eingenommen haben. Wollte darum die Bundesversammlung mit dem Art. 27 einen Schulvogt in Scene setzen helfen, so könnte sie sehr leicht dadurch die Beseitigung des Schulartikels selbst herbeiführen. Somit hegen wir die Ansicht, in Sachen des Basler Schulrecurses haben die Radikalen weit mehr Ursache, bange zu seyn, als Jene, welche ihn erheben; es wäre nicht das erste Mal, daß ein unbesonnener Vorstoß einer vorschützigen Avantgarde eine ganze Armee in eine bedenkliche Falle lockte."

XLVI.

Norrenberg's allgemeine Literaturgeschichte.

Nachdem wir vor geraumer Zeit in Band 89 dieser Blätter eine Anzeige des ersten Bandes dieses Werkes geliefert, sind wir jetzt endlich in der angenehmen Lage, über die ungeachtet mancher Fährlichkeit gelungene Vollendung desselben mit dem dritten Bande zu berichten. Verfasser und Verleger haben sich von der damals angedeuteten Nothwendigkeit der Erweiterung des Rahmens durch Beigabe eines dritten Bandes zum Zwecke der möglichst gleichmäßigen Ausführung des Planes überzeugt, und ohne Zweifel wird es wenige Besitzer des Werkes geben, die mit dieser Art der Lösung unzufrieden wären, während sicher viele, wie der Berichterstatter, mit einer gewissen Ungeduld dem endlichen Abschluß des Werkes entgegengesehen haben.

Hören wir, wie der Verfasser im Vorwort sich über Zweck und Plan selbst ausspricht:

„Wenn ich von Eichendorff und einigen neueren Monographisten absehe, in deren Arbeiten Quellenstudium zugleich mit katholischer Kritik zu finden, so glaube ich kaum, daß die vorhandenen katholischen Literaturgeschichten dem Bedürfniß genügen. Ohne ihr Verdienst im mindesten schmälern zu wollen, läßt sich doch nicht verkennen — und ist dieß auch oft genug katholischerseits ausgesprochen worden — daß sie nur einen ungenügenden Maßstab zur Beurtheilung namentlich der nachreformatorischen Literaturentwicklung bieten. Sie schrieben zumeist Schulbücher, welche, mit der Machtfrage rechnend, die Möglichkeit der praktischen Einführung auch unter dem Regime der modernen Schule im Auge zu behalten hatten, und begnügten sich daher damit, mit Beibehaltung der stofflichen Gliederung und der rein ästhetischen Würdigung der akatholischen Handbücher, diesen die schroffsten Verletzungen des katholischen Gefühls zu nehmen. — Wenn es mir unter den augenblicklichen Verhältnissen fern liegen mußte, ein Schulbuch zu schreiben, so freut es mich doch, daß vorliegende Arbeit von Schulmännern selbst bereits vielfach zu Rathe gezogen wird, und hoffe ich, daß sie ihre Wirkung auch auf die katholischen Schulhandbücher nicht verfehlen wird. Inwieweit ich den berechtigten Anforderungen mit dieser ersten katholischen allgemeinen Literaturgeschichte (Schlegel?) genügt habe, muß ich der Beurtheilung der katholischen Kritik überlassen. Was die akatholische Kritik darüber sagen wird, kann mir, abgesehen von dem Nachweis sachlicher Irrthümer, gleichgiltig seyn. Sie hat, trotzdem sie keine fünf literärgeschichtlichen Zeilen schreiben kann, ohne die katholische Religion anzugreifen, ihr Verdikt schon dahin gefällt, daß die Religion nicht in die Literaturgeschichte gehöre. Meinen Glaubensgenossen bemerke ich, daß es sich hier um den ersten, vielfach ohne Vorarbeiten ausgeführten derartigen Versuch handelt, der zudem in der Zeit des den Curatgeistlichen doppelt in Mitleidenschaft ziehenden Culturkampfes entstanden ist... Wenn ich in der Beurtheilung katholischer Autoren, namentlich der modernen, mich eines strengen Maßstabes bediente, so wird auch dieß, wie ich hoffe, die gerechte Würdigung finden. Es war mir dabei nicht um die Personen, sondern um die Sache

zu thun; möchte doch nie ein schonendes Blatt persönlicher Rücksichtnahme eine verwundbare Stelle in der hürnenen Siegfriedsrüstung schaffen, worin der Katholicismus dem Unglauben entgegentritt!"

An einer anderen Stelle äußert er sich über die Auffassung der Literaturgeschichte: „Wer die Geschichte der Poesie nach den modernen Darstellungen allein studieren wollte, müßte an jeglichem positiven Beruf der Menschheit verzweifeln; in ihrem Lichte erscheint sie uns nur als eine Episode des bittern Kampfes ums Daseyn, in welchem die Kampfesmittel Selbstzweck werden, und jene die Culturgeschichte durchziehende tiefe, geistige Einheit, von der Ludwig Tieck in einem guten Moment einst sprach, worin Menschen und Völker durch ihr geistiges Leben in einem verborgenen Zusammenhang zu einander und zu andern Kräften stehen, die sich über der sinnlichen Welt befinden, müßte dann ganz und gar aus dem Bewußtseyn der Menschen schwinden. Diese innere geistige Einheit hat in ihrer Weltanschauung die katholische Kirche allein festgehalten. Die Katholicität ist eine der hervorragenden Eigenschaften der Kirche Jesu Christi, und wie sie in der oberhirtlichen Leitung der Völker sich im Besitz einer oftbewunderten überlegenen, weltüberschauenden Erbweisheit befindet, so sind ihr auch jene wissenschaftlichen Principien zu eigen, aus denen sich allein die Poesie aller Völker in ihrer Entwicklung erklären läßt. Während der Begriff der Nationalliteratur auf unchristlichem Boden erwuchs, ist der literarische Gesichtspunkt der katholischen Wissenschaft der kosmotheologische, der weltliterarische. Die kirchliche Wissenschaft ist zu ihrer Behandlung auch verpflichtet. Literärgeschichtliche Kenntnisse zählen zur allgemeinen Bildung. Der Begriff der ‚allgemeinen Bildung' ist kein idealer Werth, sondern drückt etwas Thatsächliches aus, und wie der Stand derselben nach Zeiten und Völkern ein wechselnder ist, so ist es auch die Pflicht der Kirche, jede Beeinflussung der allgemeinen Bildung im unchristlichen Sinne zu bekämpfen und fern zu halten. Ebenso wenig wie sie die Schrift eines Historikers um dessentwillen empfehlen wird, weil sich derselbe zur Vergiftung der Wahrheit einer meisterhaften Darstellungsgabe bedient, ebensowenig wird sie in der Erfüllung ihrer Aufgabe vor einem Glauben und Sitten vergiftenden

Poeten aus dem Grunde Halt machen, weil derselbe zur Erreichung dieses Zweckes über eine gewandte Technik gebietet. Technisch sieht die katholische Dichtung auf eine so reiche Vergangenheit zurück, daß ihr der Unglaube wahrlich auch mit seiner poetischen Technik nicht zu imponiren vermag. Die Kirche hat die Werke der Poesie nach dem innern Werthe abzumessen, welchen sie für die christliche Erziehung der Menschheit besitzen. In diesem Sinne ist die Abfassung einer Literaturgeschichte im katholischen Geiste ein Akt legitimster Nothwehr. Dante, Petrarka, Tasso, Ariost, Lope de Vega, Calderon, Chaucer, Shakespeare, Corneille, Racine und die übrigen Dichterfürsten der christlichen Weltliteratur sind auf katholischem Boden erwachsen und haben mit katholischem Denken und Empfinden ihre Meisterwerke geschrieben; der Jungbrunnen der Poesie, die Volksdichtung, wurzelt mit seinen reichsten Adern in der katholischen Vorzeit. Aus dem Grunde, weil wir Katholiken sind, besitzen wir noch das Organ, womit jene das Ideal der Poesie geschaut haben. Warum sollen wir als Sehende uns von Blinden die Werke derjenigen, die mit uns geschaut haben, erklären und erläutern lassen? Weßhalb soll der Katholicismus, der legitime Erbe der Weltliteratur, sich die Poesie der Aufklärungszeit als klassisch aufoctroyiren lassen?"

Begleiten wir nun den Verfasser etwas auf seinem Wege durch die Literaturen der neueren Zeit, die er in den letzten zwei Bänden schildernd und musternd durchwandert, und vergleichen wir gelegentlich das Verfahren anderer Historiker unserer Zeit. Wir treten in die Neuzeit, in die Kämpfe der Gegenwart. „Nach dem Eindruck zu urtheilen, den wir aus den meisten Darstellungen der Literaturgeschichte gewinnen müssen, befindet sich das weite Terrain des poetischen Schaffens völlig in der Hand des Unglaubens', eine nennenswerthe Spur gläubiger Dichtung ist weit und breit nicht zu schauen. Jedem rationalistischen Literarhistoriker führt dieses Wonnegefühl der Sieghaftigkeit seiner Richtung die Hand beim Schreiben, er ist sich des Vorzugs seiner pragmatischen Darstellung bewußt, wenn er das allmählige Werden, die Entwicklung dieser Aufklärung des Geistes bis zu ihrem Siege auf der ganzen Linie, diesen Fortschritt des Menschengeistes mit überzeugender Kraft dargelegt hat, und es mag

nicht der geringste Stolz der modernen Literärhistorik seyn, zu sehen, daß auch der gebildete Katholik in diese ‚unwiderleglichen Thatsachen der Literaturgeschichte' mit keineswegs beneidenswerther Resignation sich ergeben hat. Es würde die Kräfte eines Einzelnen übersteigen, die Unrichtigkeit dieser Darstellung vollauf zu widerlegen; dieß Ziel ist nur zu erreichen durch Aufgebot vieler Kräfte, durch Specialstudien und Monographien, und es ist gewiß eine freudig zu begrüßende Erscheinung, daß auch von christlicher Seite der Literaturgeschichte die gebührende Aufmerksamkeit in immer höherem Maße zugewandt wird."

Der alte Bouterweck ist gewiß ein Rationalist reinsten Wassers, und gläubige Dichter mußten schon ein hohes poetisches Ingenium besitzen, um Gnade in seinen Augen zu finden. „Aber wie ist es den Aermsten ergangen auf dem langen Wege, bis sie vor dem Tribunal eines Johannes Scherr oder Moriz Carriere anlangten! Sie haben so lange Spießruthen laufen müssen, bis auch sie sich in Ossianische Schatten verwandelten und in Nacht und Nebel spurlos verschwanden. Durchblättern wir die älteren Jahrgänge der kritischen Journale, wie ganz anders urtheilte man noch in den dreißiger Jahren über die Literatur als heute, wie auffallend ist dann das Bestreben der modernen Kritik, alles positiv Christliche aus der Literatur auszumerzen! Gewiß macht der Taufzettel nicht den Dichter, aber ebenso wenig gibt es außerhalb des Christenthums eine wahre Poesie. Auch dem Ungläubigen mögen poetische Augenblicke kommen, aber diese schöpferische Kraft ist nur aus dem Christenthum zu gewinnen, außerhalb desselben gibt es nur Zersetzung und Zerstörung. Die poetischen Produkte des Unglaubens finden daher auch nur bei ihren Zeitgenossen Beifall, bei denen, die an denselben seelischen Krankheiten leiden. Ist die Krankheit der Zeit überwunden, dann verfallen die Werke trotz der Kniebeugungen vor den Autoren der Literaturgeschichte. Wer liest noch Voltaire? Die christliche Dichtung ist ewig."

In ziemlich ausführlicher Weise erörtert N. im IV. Buche in der Einleitung zu Kapitel 24, in welchem er die von mehreren anderen Literaturhistorikern sehr stiefmütterlich behandelte oder ganz übergangene neulateinische Literatur behandelt, die sogenannte Renaissance und ihr Verhältniß zum klassischen

Alterthum wie zu den christlichen Grundanschauungen. „Als Grenzstein pflegt man zwischen die mittelalterliche und die moderne Poesie die Renaissance, das Wiederaufleben des klassischen Alterthums zu legen. Die meisten Aesthetiker glauben diese sogenannte Renaissance in einen Begriff fassen, in eine durch Anfang und Ende genau abgegrenzte Periode legen und über ihren Einfluß auf die Weltliteratur in Bausch und Bogen aburtheilen zu dürfen. Sicher mit Unrecht; verschiedenartige Erscheinungen haben wohl nie einen unglücklicheren Sammelnamen gefunden, als gewisse literarische Bestrebungen in dem Wort Renaissance. Die Renaissance repräsentirt keine abgeschlossene Periode. Sie ist in der christlichen Gesellschaft immer da gewesen. Sie reicht zeitlich bis hoch in das Mittelalter hinauf, sie ist erfolgt unter der unverhüllten Patronage kirchlicher Auktoritäten, und bis tief in die Neuzeit hinab haben die klassischen Studien den mittelalterlichen Charakter treu bewahrt. . . . Der Renaissance-Mensch ist kein Protestant: er ist mittelalterlich, ist katholisch durch und durch. Zwischen Geistlich und Weltlich bestand hier noch kein Unterschied. Den spitzen Bemerkungen, welche die laikalen Poeten zuweilen auf die Mönche abschossen, wohnt, so bedauernswerth sie waren, keine sonderliche Bedeutung bei; die Renaissance hat keine Kirchenspaltung hervorgerufen. Es waren häusliche Streitigkeiten, die man vergebens zu einem Antagonismus zwischen beiden aufbauschte. Kanzlisten an der päpstlichen Curie haben im Schatten des Papstthums in Angriffen gegen die Mönche das Schärfste geleistet; es waren kleine Rivalitäten, wie sie unter Menschen aller Zeiten und aller Stände vorkommen, und hatten die Köpfe sich abgekühlt, dann war der Span begraben und vergessen. . . . Im Vergleich mit der Vagantendichtung ist die lateinische Poesie in der Renaissancezeit keuscher und reiner geworden."

So schildert unser Verfasser die guten Züge dieser Literatur, ohne für ihre Schattenseiten blind zu seyn. Zuerst führt er uns durch die italienische Renaissance des 15. Jahrhunderts, bezeichnet mit kurzen Zügen Dichter und ihre Werke, so unter vielen andern Maffeo Vegio, Guarino von Verona, Vittorino von Feltre, Ambrogio Traversari, Filelfo, Poliziano, Poggio Bracciolini, Castiglione u. s. w., bis auf Bembo und Sadoleto,

dann reiht er englische Schriftsteller dieser Art an, wie Robert Flemming, Thomas Morus, den gegnerischen Schotten Georg Buchanan bis auf den Epigrammatiker John Owen. Nun folgt ein Ueberblick über die Niederländer Humanisten und Dichter, wie Justus Lipsius, Daniel Heinse, Hugo Grotius u. A., Franzosen, wie Philipp von Vitry zur Zeit Petrarcas, die beiden Scaliger, Muretus, Vanniere, Santeul, de la Rue, Polignac u. A., spanische, wie ungarische und böhmische und eine lange Reihe deutscher Humanisten, von den nordischen, wie Rudolf Agricola, Rudolf von Langen, Johannes Murmellius, zu den Süddeutschen Reuchlin, Celtis, dann weiter bis auf Kopernikus, Dantiskus, Sarbiewsky, Balde. Das die Häupter der Lyriker; unter den Epikern finden wir charakterisirt Sannazaro, Vida, Ceva, Angelus Gazäus. Besonders reich ist die dramatische Humanistenpoesie, zumal durch die Schuldramen, in welchen besonders die Jesuiten, in Deutschland Balde, Biedermann, Neumayr, in Frankreich Martin du Cygne, de la Rue, Porée der Zahl und Tüchtigkeit der Werke nach hervorragten.

Im Kapitel 25 wird die italienische Poesie von Lorenzo de Medici, Pulci, Bojardo, Ariosto, Tasso, bis auf Marino geschildert, voran die epische Gattung, an die sich die Lyrik, das Drama und andere Gattungen anreihen, deren Betrachtung bis auf unsere Zeiten fortgeführt wird. Auch hier begegnen wir wieder vielen Namen, die wir in anderen ähnlichen Werken entweder vergeblich suchen oder in entstellter, verzerrter Darstellung ungerecht behandelt finden müssen, von Michel Angelo Buonarotti und Vittoria Colonna bis auf Manzoni und Silvio Pellico. Nicht minder wird das italienische Volkslied in seiner Eigenart bezeichnet; hier werden uns einige treffliche Proben, manche in P. Gall Morels gelungener Uebertragung, vorgeführt.

Der Betrachtung der spanischen und portugisischen Literatur geht voraus eine lebhafte Schilderung der Zustände auf der Halbinsel am Ausgang des Mittelalters, des lange grimmig lodernden Kampfes zwischen Kreuz und Halbmond, der erst am Ende des 15. Jahrhunderts durch den Fall Granadas in der Halbinsel entschieden war, aber zur See und in Nordafrika noch fortdauerte. Boscan, Garcilaso de la Vega, Diego Hurtado de Mendoza erscheinen als glänzende Vertreter der italienischen

Dichtungsformen, während die nationale Richtung durch Cristobal de Castillejo u. A. verfochten wurde. Die Lyriker Fray Luis Ponce de Leon und Fernando de Herrera werden in Lebensgeschichte und in ihren Werken eingehend gewürdigt und in trefflicher Auswahl von Proben uns näher gebracht. Eine Seite der spanischen Literatur, welche in andern derartigen Werken schmerzlich vermißt wird, ist hier, wenn auch kurz, doch warm gewürdigt: die mystisch-ascetische Poesie einer hl. Theresa von Jesus, eines Juan de la Cruz, denen manche andere Namen sich anreihen. Schade, daß hier die prosaisch-ascetischen Werke eines Juan de Avila, Luis von Granada, Ignatius Loyola, Rivadeneira, Malon de Chaide, Nieremberg, Rodriquez u. a. Muster einer trefflichen, kernhaften Prosa, übergangen sind, während doch weiter unten der satirische Prosaist P. Isla und selbst Feijoo im vorigen Jahrhundert kurze Erwähnung fanden. Natürlich trifft der Löwentheil dieses Kapitels auf das so reich und glänzend entwickelte spanische Drama des 17. Jahrhunderts, eine gedrängte, aber doch warme und farbenreiche Darstellung seiner Gattungen, der allgemein sogenannten Comedia und ihrer Arten und der so oft unrichtig aufgefaßten Autos sacramentales, wobei einige bezeichnende von Lope, Calderon u. A. in Analyse und wohlgewählten Proben uns vorgeführt werden. Und so geleitet uns das Werk durch die Zeit des Verfalls bis auf unsere Tage herab, wo neben den zwei Vertretern deutscher Abstammung, Hartzenbusch und Fernan Caballero (geb. Böhl von Faber), in Treuba und vielen andern das Leben spanischer Dichtkunst in Lyrik und Drama sich wie neu belebt erweist. Neben der spanischen Literatur wird uns die portugisische in ihren Hauptvertretern von Barros und Camoens bis auf Almeida Garrotti, Herculano de Carvalho und Silva herab geschildert. Selbst für die Volksdichtung der Basken hat sich ein kleiner Raum gefunden.

Es kann nicht befremden, daß unser Verfasser der französischen, größtentheils höfischen Literaturentwicklung, die er im nächsten Kapitel vor unsern Augen entrollt, weniger warme Anerkennung zollt, obwohl er dem wirklich Trefflichen, was auch sie bietet, nicht engherzig sich verschließt. In der Einleitung wird kurz die Entwicklung, ihre Ursachen und Gegenströmungen

erörtert, dann begegnen wir Marot, Rabelais, der sogenannten Pleiade, dem Siebengestirn des 16. Jahrhunderts und Malherbe. Nun führt unser Verfasser das Drama ein, nachdem er noch eine Reihe Romanschreiber, Satiriker und Lyriker kurz charakterisirt hat, und schildert uns dessen Hauptvertreter in der Glanzzeit, Corneille, Racine und Moliere nach Leben und Werken, wobei die Nachfolger und schwächeren Nachahmer kurze Erwähnung finden. Es folgen Boileau, Lafontaine, der Lyriker Rousseau und die Dichter der Regentschaft, darauf Crebillon und Voltaire. Auch der Charakteristik von Delille, J. J. Rousseau, Bernardin de St. Pierre, Florian, Beaumarchais, dem Vorläufer der Revolution, den beiden Chenier, Laharpe, Chamfort u. A. sind mehr oder weniger Zeilen gewidmet. In der Zeit nach der Revolution traten uns Frau von Staël (Necker), Fontanes und besonders Chateaubriand als Begründer der französisch-romantischen Dichtung hervorragend entgegen, auf welche Lamartine, Victor Hugo, Beranger, anderseits die beiden de Maistre u. s. w. folgen. Wie in Iberien den Basken, so hat unser Verfasser hier den neuprovençalischen sogenannten Felibre einige Seiten verdienter, warmer Anerkennung eingeräumt, deren Eigenart durch gelungene Uebersetzungsproben aus Roumanille, Mistral und Lambert (von Kreiten) uns näher gebracht ist.

Im III. Bande, der das V. Buch Kapitel 28—31, dann die dankenswerthen bibliographischen Nachweisungen bis auf die neueste Zeit zu den einzelnen Kapiteln und drei Personenregister, je für einen Band enthält[1]), werden uns die englische, deutsche Literatur, die der Niederlande und Skandinaviens, die des Ostens von Europa (Slaven, Magyaren, Russen, Rumänen), je in einem Kapitel, gedrängt in kurzer, scharfer Charakteristik vorgeführt, wobei natürlich den Koryphäen entsprechende Aufmerksamkeit in Leben und Schriften zugewendet ist, die Epigonen

1) Das versprochene Sachregister ist leider weggeblieben. Die drei Personenregister, die alle drei an das Ende des III. Bandes gerückt sind, wären wohl für den Gebrauch bequemer ausgefallen, wenn sie in eines zusammengezogen wären, zumal die Abgrenzung des Stoffes der drei Bände nicht so nahe liegt, um das Finden zu erleichtern.



und Nachtreter oft nur mit Namen und Angabe der Lebenszeit in Gruppen eingereiht werden. Um den Raum dieser Blätter nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen, sei hier nur auf die Behandlung der deutschen Romantiker in unserm Werke hingewiesen, deren Schwächen gar nicht verhüllt werden, die aber doch eine unbefangene Würdigung ihrer dichterischen Vorzüge finden, während sie anderwärts, wenn auch nicht überall wie bei Scherr schnöden Hohn und entstellende Verunglimpfung, doch in der Regel wie noch bei Leixner, kühle Behandlung, oft Verkennung und Mißverständniß, wenn nicht absichtliche Entstellung erfahren. Man darf nur bei Leixner z. B. die Schilderung der beiden Stolberg in ihrer Jugendperiode, in dem künstlich hervorgehobenen Gegensatz zu ihrer späteren Zeit lesen, wobei das Zeugniß des untreuen Freundes und fanatischen, bissigen Gegners Voß ausgebeutet wird. Wenn in der Sturm- und Drangperiode die feurigen jungen Männer zu Reden sich hinreißen ließen, wie sie dort ihnen nachgesagt werden, so sollte doch dieß mit der Literaturgeschichte nichts zu thun haben, zumal wenn derselbe Verfasser für andere Dichter um ihrer späteren Verdienste willen solche Jugendausbrüche entweder schonend, wenn möglich, übergeht, und den Mantel christlicher Liebe darüber deckt, oder gar solche Kraftausdrücke als Beweise höchster Genialität feiert. Daß eine ähnliche oder noch schlimmere Behandlung oder Mißhandlung des Clemens Brentano wie ein Bandwurm durch alle Literaturgeschichten von liberaler, auch scheinbar gemäßigter Richtung sich durchzieht, ungeachtet schon durch Brühl, Kehrein, Eichendorff und Guido Görres und eingehender durch Diel-Kreiten viele Lügenmärchen beseitigt wurden; daß ähnliches bei Luise Hensel, Annette von Droste-Hülshoff u. s. w. geschieht, ist bekannt, und schon darum ist es ein Verdienst unsers Verfassers, daß er in einer trüben Zeit mit Muth und Fleiß alle Kraft aufgeboten hat, um, soweit es an ihm lag, für das Gebiet der allgemeinen Literaturgeschichte diesen Bann zu brechen. Möge jeder Katholik, der das Bedürfniß eines solchen Werkes fühlt, nun vor allem aus dieser reinen und vollen Quelle schöpfen, und möge dem verdienten Verfasser bald die Möglichkeit geboten werden, in weiteren Ausgaben dem erstrebten Ziele immer näher zu kommen.

XLVII.

Zeitläufe.

Was mag in Berlin wieder los seyn? — Die „Fusionspartei."

Am 12. April 1884.

Eines ist gewiß: es „kriselt" alldort, vielleicht sogar endgültig. Zwei große Demonstrationen auf einmal sind sich auf dem Fuße gefolgt, und zwischen hinein spielt das Verlangen des Fürsten Bismarck, von seinen preußischen Ministerportefeuilles und dem Vorsitz im Ministerium entbunden zu werden, damit er sich auf das Amt eines Reichskanzlers als auf sein Altentheil zurückziehen könne. Ueber die Grenzen der periodischen „Friktionen", die mit der Abstoßung des Einen oder andern Ministers abzuschließen pflegen, gehen diese Dinge schon hinaus. Es kommt aber noch dazu, daß im preußischen Ministerium verschiedene Meinungen darüber herrschen, was in Sachen des Culturkampfs ferner zu thun sei; vielleicht handelt es sich sogar um verschiedene Meinungen zwischen dem Ministerium in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung und dem königlichen Hofe. Endlich ist dem Reichstage die sofortige Auflösung angedroht, wenn er die Verlängerung des unveränderten Socialisten-Gesetzes verweigern sollte.

Gewiß viel der Unruhe auf einmal. Was ist denn aber nur geschehen und was hat sich Mächtiges ereignet, um solche Aufregungen herbeizuführen? Auf der Oberfläche hat

sich nur ein einziges Ereigniß bemerkbar gemacht, welches als Anzeichen einer neuen Lage angesehen werden konnte, und auch dieser Vorgang betraf nur eine, materiell nichteinmal sehr bedrohliche, Aenderung im parlamentarischen Fraktionswesen. Die Herren vom „Fortschritt“ und die Secessionisten oder „Linksliberalen“, welche sich vor einigen Jahren der opportunistischen Führung des Herrn von Bennigsen entzogen haben, sind nun formell zu einer einheitlichen Fraktion zusammengetreten und haben derselben den Namen der „deutschen freisinnigen Partei“ gegeben. Das war vorerst Alles.

So ist allerdings eine stattliche Fraktion auf der Linken entstanden, die auch sofort ungemeine Rührigkeit entfaltet hat und bei den kommenden Neuwahlen bedeutend in's Gewicht fallen wird, insbesondere den ohnehin von der Schwindsucht ergriffenen Nationalliberalen schwere Stöße versetzen dürfte. Aber eine Mehrheit in den jetzigen Parlamenten, und wahrscheinlich in den künftigen, könnte die neue Fraktion doch nur dann und soweit erreichen, als das Centrum von Fall zu Fall mitginge. Ueberdieß bleibt es stets fraglich, ob und wie lange die beiden äußerlich zusammengeschweißten Elemente auch wirklich enge vereint bleiben. Zwar hat sich ihre Blutsverwandtschaft, seitdem die Spaltung in der Bennigsen'schen Fraktion eingetreten ist, wiederholt erwiesen; aber der alte „Fortschritt“ zählt sehr harte Köpfe, die den Taktstock nicht aus der Hand geben werden, und Händel in der Familie sind nichts Seltenes.

Auch das Programm der neuen Fraktion enthält keine unerhörten Dinge. Mit einer einzigen Ausnahme, nämlich der bescheidenen Andeutung, daß eine Zurückschraubung des um sich wuchernden Militarismus in das Bereich der Möglichkeit eintreten könnte, hätte Herr von Bennigsen im Beginn seiner exhannover'schen Laufbahn sicherlich keinen Anstand genommen, dasselbe zu unterschreiben. Das Programm bekennt sich lediglich zu dem folgerichtig entwickelten oder modernen Liberalismus, von dem der liberale Oeconomismus

ebenso unzertrennlich ist, wie die Basis des Repräsentativ-systems. Aber war es nicht ebenso der Wille des Herrn von Bennigsen, vom Boden der „Einheit“ aus dem neuen Reich auch die „Freiheit“ zu erobern? Und doch hat Fürst Bismarck diesen Herrn soeben noch als seinen „politischen Freund“ erklärt, und wäre derselbe auch längst Minister geworden, wenn ihm nicht „Lasker in die Suppe gespuckt hätte“.

Nach allem Dem war es überraschend, daß die bloße Thatsache der neuen Fraktionsbildung den Reichskanzler in einen solchen Sturm der Entrüstung versetzte, wie er sich schon bei dem ersten Wiedereintreten des Fürsten in die parlamentarische Arena entladen hat. Es war aus Anlaß der famosen Lasker-Affaire. In der neuen Fraktion schien dem Fürsten der Geist des todten Parlamentariers fortleben zu wollen, der doch dereinst so werthvolle Dienste geleistet hatte und lange in hohen Gnaden stand. Daß ein so höchst persönliches Auftreten nirgends einen angenehmen Eindruck machen würde, mußte sich der hohe Redner wohl selber sagen; wenn er es aber bei diesem ersten Aufbrausen nichteinmal bewenden ließ, so mußte er noch ganz andere Gründe dazu haben als das „deutsch-freisinnige“ Programm und den todten Lasker. Wir glauben, um es kurz zu sagen: es war ein Kampf gegen vorausgeworfene Schatten.

Nicht *seine* Politik, sondern die des Kaisers wird hier seit einiger Zeit überall in den Vordergrund gestellt; hinter der allerhöchsten Person verschwindet der verantwortliche Minister. Auf der andern Seite ist man, vorsichtig zwar aber systematisch, beflissen, den Kronprinzen in den Vordergrund zu ziehen. Wird die im Westen untergehende Sonne ganz denselben Tag im Osten wieder bringen? diese Frage scheint die Gemüther hüben und drüben zu bewegen. Schon bei der Debatte vom 29. Januar über die gestrichenen Verfassungsartikel waren einem liberalen Redner die Worte entschlüpft: „Wir hoffen auf die Wiederkehr anderer Zeiten“. Das war zwar ein Nationalliberaler, und zwar einer der

unzurechnungsfähigsten.[1]) Als aber die neue Fraktion auf der Bühne erschien, da wurde auch sofort mit aller Bestimmtheit verkündet, inwieferne und durch wen die Wiederkehr anderer Zeiten zu erhoffen sei — nicht für die in Bismarckfarbe gekleideten Liberalen, sondern für den waschächten Liberalismus.

Gleich bei der Anzeige von der Fusion der beiden Parteien war das Publikum auf die Berechtigung ihrer Hoffnung hingewiesen worden, daß ihnen die Zukunft gehöre. Sie seien nämlich in der Lage, sich der Protektion einer sehr hohen Person erfreuen zu dürfen. Ein Organ des Abg. Eugen Richter zog dann den Schleier vollends zurück mit der offenen Erklärung, daß der Kronprinz nach Einsicht der bekannten Veröffentlichungen sich mit lebhafter Anerkennung und Befriedigung über das Vorhaben der liberalen Opposition geäußert habe; nach einer anderen Version, daß er das Parteiprogamm der deutschen freisinnigen Partei gelesen und gebilligt habe. Auffallenderweise hatte die im Abläugnen sonst schnell fertige „Nordd. Allg. Zeitung“ dießmal keine Zeit dazu gefunden. Auch sonst ist eine Berichtigung nur insoferne eingetreten, als ein am kronprinzlichen Hofe bekannter Abgeordneter mittheilte: daß auch der Kronprinz das von seinem Vater begonnene große Werk der Versöhnung der socialen Gegensätze nicht wieder fallen lassen werde.[2]) Das versteht sich aber eigentlich ganz von selbst,

1) „Histor.-polit. Blätter.“ Heft vom 16. Februar S. 312: „Neues Culturkampf-Unwetter in Berlin.“ — Die Deutung, welche der conservative Stimmführer der gedachten Aeußerung gab, verdient nochmals angeführt zu werden: „Man will sich die Thüre offen lassen. Wenn einmal die Zeit kommen sollte, wo die Nationalliberalen wieder regierungsfähige Partei sind, will man nach jeder Seite hin ungebunden seyn, und dann als die große Partei auftreten, die nun die nationale That der Beseitigung des Culturkampfs auf ihren Händen als Morgengabe bringt.“

2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 4. April 1884.

ist auch von den Fusionisten nicht behauptet worden. Es fragt sich nur um das Wie der socialen Versöhnung, und darüber ist man freilich noch nirgends recht einig.

An der Spitze der neuen Partei steht der süddeutsche Abgeordnete Freiherr von Stauffenberg, seit Langem ein angenehmer Besucher im kronprinzlichen Palais zu Berlin. Wenn es auch nicht erzählt worden wäre, so müßte man doch darauf rathen, daß Se. Hoheit von dem Auftreten der Fusionisten nicht erst aus den Zeitungen Notiz erhalten haben könne. Als eine Vorbereitung auf die Zukunft erschien das Auftreten der Fusionisten auf den ersten Blick, und die Zukunft gehört nicht den Greisen. Die Gründer der Fusion wollten sogar die alte Bezeichnung „liberal" nicht in die Zukunft hinübernehmen, sondern sie nennen sich „freisinnig", eine Umtaufe, die den Reichskanzler, als wäre sie persönlich auf ihn gemünzt, ganz besonders erbittert hat. Warum aber ein Thronfolger nicht sollte sagen können, daß er mit den Freisinnigen gehe, ist nicht abzusehen. Uns könnte ein solcher Anschluß sogar ganz recht seyn; denn das müßten sich die Herren doch selber sagen, daß der Ruhm der Freisinnigkeit zu den Gesetzen des Culturkampfs passen würde wie die Faust auf's Auge.

Die drei Zugführer der neuen Partei haben alsbald, nach allen Richtungen der Windrose hin, den Wahlfeldzug angetreten. Während die Nationalliberalen in ihren Gegenmeetings sich fester als je an die Rockschöße des Fürsten Bismarck anklammern, fragen die Fusionisten: was aber dann, wenn er nicht mehr da seyn oder, wie Prof. Hänel in Hamburg gesagt hat, wenn er „zurückgetreten" seyn wird? Die Eventualität dieses Rücktritts nahm derselbe Redner in auffallend bestimmte Aussicht. „Unter dem heutigen System", sagte er, „das die Eine gegen die andere Partei ausspielt, haben wir nur einen Scheinconstitutionalismus. Wir erstreben das wahrhaft parlamentarische System, das sich auf compakte und im besten Sinne leistungsfähige Parteien stützt. Der

Mann, der heute Alles leitet, hat keinen politischen Erben; an dem Tage, an welchem er zurücktritt, wird dieses System sich als haltlos erweisen. Dann wird die Einheit und die Wohlfahrt des Reiches, ja selbst das Ansehen der Monarchie eine Erschütterung erfahren, wenn dem nicht vorgebeugt wird." Mit Einem Worte: sie wollen die Platzhalter seyn, um anstatt des persönlichen Regiments eines Ministers das repräsentative System zu begründen, und sie halten sich versichert, daß der Nachfolger auf dem Thron sich in dieses leichter als in jenes hineinfinden werde.

Nicht ganz mit Unrecht hat also der Reichskanzler in der Fusionirung ein gegen ihn persönlich gerichtetes Geschütz erblickt, und er hat es bei der oratorischen Abwehr im Reichstag nicht bewenden lassen. Was er thut, thut er nicht halb. Als am 22. März der Bundesrath und die Präsidenten beider Parlamente vor dem Kaiser erschienen, dankte der hohe Herr den Mitgliedern des Bundesraths für ihre Unterstützung: „Ihren bin ich zu meiner großen Genugthuung sicher." Dagegen bezeugte er den Präsidien sein entschiedenes Mißfallen über den Gang der Dinge in beiden Parlamenten, und zwar mit ausdrücklicher Bezeichnung der „neuen Coalition". Nach der ersten Version lauteten die Worte: „Wir stehen an einem Wendepunkte, gewisse Bestrebungen führen in ihren letzten Consequenzen zum Sturze der Monarchie." Zweite Version: „Wir sind an einem Wendepunkte angelangt, wo es gilt, für den Fortbestand der Monarchie einzutreten, namentlich seit der jüngsten Parteigruppirung." Dritte Version: „Die Herren sollten bedenken, daß wir an einem Wendepunkt im politischen Leben angelangt seien, und daß es gelte, den Weg zu vermeiden, der zum Sturze der Monarchie führt. Auch die neue Coalition im Reichstage, welche seiner Regierung feindlich gegenüberstehe, sei sehr bedenklich." [1])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. März; Berliner „Kreuzzeitung" vom 27. März; Münchener „Allg. Zeitung" vom 30. März.

Man wird in diesen Aeußerungen sofort den wiederholt dargelegten Ideengang des Reichskanzlers wieder erkennen. Er hat nicht nur in neuester Zeit seine Bemühungen, das parlamentarische System als herabwürdigend für das Königthum und antimonarchisch zu bezüchtigen, mit Energie wieder aufgenommen, sondern er stellt auch direkt die „Fortschrittler" als bewußte oder unbewußte Republikaner hin. Auch das erinnert an die Reden des Kanzlers, wenn der Kaiser sein tiefes Mißfallen darüber aussprach, daß die Verlängerung des Socialistengesetzes auf weitere zwei Jahre nicht im Plenum beschlossen, sondern der Entwurf an eine Commission verwiesen sei. „Er habe", sagte der hohe Herr, „erst sein Blut vergießen müssen, und deßhalb sei die Opposition gegen das Gesetz gegen ihn persönlich gerichtet."

Die „Kreuzzeitung" hat die allerhöchsten Worte mit folgender Bemerkung begleitet: „Sie wirkten wie ein wohlthätiges Wetter luftreinigend, niederschmetternd bei den Vertretern der Liberalen und des Centrums, ermuthigend und stärkend für die Conservativen. Noch selten hatte sich die Parteipolitik und die Parteiheuchelei in so widerwärtiger Weise geoffenbart, als bei der Berathung des Socialisten-Gesetzes, wo kaum eine einzige Fraktion, mit Ausnahme der beiden conservativen, mit ihren wahren Absichten und Wünschen hervorgetreten war. Ganz besonders gilt dieß von der neuen freisinnigen Partei, die vor Allem den Fortbestand des Ausnahmegesetzes wünscht und wünschen muß, weil gerade sie bei den Wahlen die Concurrenz der Socialdemokraten am meisten zu fürchten hat."[1])

Unter diesem Gesichtspunkt könnte nun zwar dem Centrum das Bestehen oder Fallen des Gesetzes vollkommen gleichgültig seyn; seine Mitglieder haben die socialdemokratische Concurrenz nicht zu fürchten. Aber die Katholiken in Preußen sind selbst mit der Ruthe der Ausnahmegesetzgebung ge-

1) A. a. O.

schlagen worden wie die Socialdemokratie, ja sogar längst vor derselben, und jetzt noch bestehen diese häßlichen Ausnahmegesetze gegen die Katholiken fort. Was Wunder, wenn jedes derartige Gesetz für das Centrum einen höchst odiosen Geschmack hat, und wenn man in seinen Reihen untersuchen will, ob denn der Gefahr nicht mit den Waffen des gemeinen Rechts zu begegnen sei, an das die preußischen Katholiken für sich selber appelliren? Zudem muß die Regierung selbst zugeben, daß das Gesetz seinen Zweck nicht erfüllt, daß es die Bewegung zwar von der Oberfläche zurückgedrängt, die innere und heimliche Organisation aber eher gefördert als gestört habe. Man kann mit vieler Sicherheit annehmen, daß der offene Krieg im socialdemokratischen Lager jetzt in voller Blüthe stünde, wenn das Ausnahmegesetz von 1878 unterblieben wäre. Freilich ist es aber leichter in den Sumpf der Ausnahmegesetze hineinzuspringen als wieder herauszukommen. Die plötzliche Aufhebung der gewaltsamen Unterdrückung würde, nach dem Gesetz der Elasticität, ohne Zweifel eine socialdemokratische Explosion zur Folge haben, die das Centrum ebensowenig auf seine Rechnung wird nehmen wollen, als es die Schuld an dem Ausnahmegesetz zu tragen hat.

Wenn übrigens den preußisch Conservativen alle gegen die neue „deutsch-freisinnige" Partei angerufenen Instanzen und aufgebotenen Mittel gerecht erscheinen, dann dürfte auch ihnen der „Blick in die Zukunft", von dem Herr Hänel in Hamburg gesprochen hat, zu empfehlen seyn. Wir sind soeben in einem ihrer Organe dem Befund eines solchen Blickes begegnet, welcher lautet: „Nur mit Schaudern können wir an den Moment denken, da diese ganze Maschinerie den Gegnern in die Hände fällt, und ein Falk oder Bennigsen die Kurbel nach links hinüberwirft".[1]) Es ist zwar hiemit zunächst nur das Treiben der officiösen Presse und ihrer Lohnschreiber ge-

---

1) M. von Nathusius: „Allgemeine conservative Monatschrift." 1884. März. S. 341.

meint; aber die Maschinerie des Systems greift viel weiter aus nach oben und unten, Rad um Rad.

Das Publikum hatte sich von den Ueberraschungen bei der Gratulationscour vom 22. März kaum erholt, als der „Reichsanzeiger" zur Kenntniß brachte, daß der gesammte Bundesrath sich gegen die Fusionisten erhoben habe, die hier in bezeichnender Weise nicht mit ihrem selbstgewählten Namen, sondern als neue „fortschrittliche Partei" titulirt werden. In dem Parteiprogramm war nämlich auch die Errichtung eines verantwortlichen Reichsministeriums postulirt, zur Zeit ein so unschuldiger Wunsch, daß ihn wohl mancher Leser des Programms ganz übersehen haben mag. Aber es war allerdings nicht immer so. Nicht nur spielte das Reichsministerium in den nationalliberalen Einheitsbestrebungen wiederholt eine große Rolle, sondern es gab auch eine Zeit, wo der Reichskanzler dem Plane nicht abgeneigt schien, und Dr. Windthorst sich desfalls mit schweren Besorgnissen trug.[1]) Dem alten Inventarstück konnte nun das Programm der „Freisinnigen" die Ehre der Herübernahme nicht wohl versagen. Aber gerade dieser Punkt wurde ausgewählt, um ein bundesräthliches Verdikt gegen die neue Fraktion zu veranlassen.

Sachsen soll das dringende Bedürfniß gefühlt haben, die Meinung der verbündeten Regierungen über die „Parteibestrebungen zur Errichtung eines verantwortlichen Reichsministeriums" im Schooße des Bundesraths befragt zu sehen, und die sonderbare Enquete endigte mit einstimmiger Annahme der betreffenden Erklärung Seitens der preußischen Regierung. Der Text derselben läßt den Verfasser nicht verkennen. Die bezeichnende Stelle lautet wie folgt: „Einen politischen Mißgriff würde sie (diese Regierung) in jeder Ueberschreitung der Bedürfnißgränze in unitarischer Richtung erblicken. Die Einrichtung verantwortlicher Ministerien im Deutschen Reich ist

1) Ich erinnere namentlich an die Verhandlungen wegen des Stellvertretungs-Gesetzes von 1878.



nicht anders möglich, als auf Kosten der Summe von vertragsmäßigen Rechten, welche die verbündeten Regierungen gegenwärtig im Bundesrath ausüben. Die wesentlichsten Regierungsrechte der Bundesstaaten würden von einem Reichsministerium absorbirt werden, dessen Thätigkeit durch die Art der ihm auferlegten Verantwortlichkeit dem maßgebenden Einfluß der jedesmaligen Majorität des Reichstags unterliegen müßte. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in der von der neuen fortschrittlichen Partei erstrebten Einrichtung eines solchen Ministeriums ein Mittel zur Unterwerfung der Regierungsgewalt im Reiche unter die Mehrheitsbeschlüsse des Reichstags erblickt. Die königlich preußische Regierung würde in einer derartigen Verschiebung des Schwerpunkts der Regierungsgewalt eine große Gefahr für die Dauer der neugeborenen Einheit Deutschlands erblicken." Ersichtlich aus dem Eigensten des Reichskanzlers heraus folgt dann eine Philippika gegen das Bestreben nach „Herstellung eines parlamentarischen Regiments," und wird der Satz beleuchtet, um den sich die neueren Bauernbriefe des Fürsten zu drehen pflegen: daß nämlich „die Regierungsgewalt, geübt von Parlamenten, welche aus allgemeinen Wahlen hervorgehen, derselben Gefahr unterliege, die Bedürfnisse des Landes dem Bedürfnisse des Gewähltwerdens unterzuordnen, durch welche (Gefahr) bisher jedes Wahlreich seinem Verfall und seinem Untergang entgegengeführt worden ist."

Schon in der Sitzung vom 27. März hatte Fürst Bismarck einen rein formellen Anlaß — nämlich die üblich gewordene Adressirung der Anträge an den Reichskanzler anstatt an den Bundesrath — benützt, um die verfassungsmäßige Stellung dieser Körperschaft einzuschärfen. In diesem Sinne hatte er geäußert: „er werde sich bemühen, den Reichskanzler, der vielfach über seine verfassungsmäßige Größe aufgebläht werde, zu verkleinern." Gewiß ist das Alles sehr erfreulich, und klingt die feierliche Betonung des föderativen Princips sehr angenehm in den Ohren derjenigen, die lange genug in

dem Rahmen der verhaßten „Partikularisten“ sich als Reichsverräther hinstellen lassen mußten. Indeß ist die „Bedürfnißgränze in unitarischer Richtung“ praktisch immer noch weit und labil genug, um den Vertretern dieser Richtung, bei einem bescheidenen Maß von Geduld, genügen zu können.

Der nächste Zweck der reichskanzlerischen Demonstration läßt sich überdieß nicht verkennen. Die neue Fusionspartei soll als eine vertragsfeindliche Partei, die überhaupt mit dem Hebel des „parlamentarischen Regiments“ gegen die Monarchie anstürme, auch den Einzelstaaten zur Ueberwachung empfohlen werden. „Die neue Fraktion — das ist der Feind!“ Aber man kann fragen: ad quid perditio haec? Der Reichskanzler ist doch nicht der Mann, mit Kanonen nach Spatzen zu schießen. Er muß gesehen haben und wissen, was dahinter steht, wie denn auch das gouvernementale Organ bereits ganz offen von Parteimanövern spricht, die auf das Ende der Lebensdauer Se. Majestät des Kaisers berechnet seien.

Im Abgeordnetenhause hat sich jüngst wieder eine Scene abgespielt gleich der vom 29. Januar. Auf die geschäftsordnungsmäßige Anfrage oder Interpellation: ob nicht endlich auch für die Erzdiöcese Posen die Sperre aufgehoben werden würde, und wenn nicht, warum nicht? las der Cultusminister von einem Zettel im entsprechenden Tone die kurz angebundene Antwort ab: Nein, und Gründe habe er nicht anzugeben. Die Entrüstung im Centrum war ungeheuer. Herr von Stablewski, in seiner glänzenden Vertretung der Interpellation, sagte mit Achselzucken: „Er ist ja Militär.“ Ein tapferer Rheinländer rief aus: „Das werden wir Euch gedenken!“ Hr. Windthorst aber sprach von „autokratischem Uebermuth.“ Nachträglich stellte sich freilich heraus, daß die schroffe Abweisung nicht so fast in den Maigesetzen ihren Grund habe, als vielmehr in der bekannten fixen Idee: „die Polen und die Welfen.“ Das nahestehende Organ berief sich sogar auf das parlamentarische noli me tangere des Reichskanzlers, die äußere Politik: weil es denn doch nicht

angehe, daß man Angesichts des neuen Freundschaftsbundes mit Rußland in der polnischen Provinz einen entgegenkommenden Schritt thue.

Das gehörte gerade noch dazu! Oder wer sollte sich denn nach dieser neuen Erfahrung noch verwundern wollen, wenn auch im Centrum alle Hoffnung auf die Gegenwart dahingefallen ist, und wenn man sich in seinen Reihen der neuen Fusionspartei anschließt bezüglich des „Blicks in die Zukunft?" Ob nun demnächst Herr von Goßler oder Herr von Puttkamer, der als Cultusminister allerdings eine selbstständigere und wohlwollendere Gesinnung bewiesen hat, gegangen werden wird: auch das ist rein nebensächlich, und würde die gespannte Lage nicht ändern. „Mit dem Herzog fällt auch der Mantel": das allein ist nun die Frage.

XLVII.

Die Thronfolge-Frage in Frankreich nocheinmal.

(Eingesendet)

Das Buch von J. du Bourg, über welches ein „Eingesendet" im zweiten Heft der „Blätter" erschienen ist, hat seine hauptsächlichste Bedeutung darin, daß es auf Anschauungen beruht, von denen alle französischen Monarchisten und sogar alle Franzosen mehr oder weniger beherrscht oder doch angesteckt sind. Man will für die Bourbonen und Frankreich kurzweg eine

Ausnahmestellung im europäischen Völkerrecht beanspruchen, sich einfach über göttliches und menschliches Recht hinwegsetzen. Die ganze Beweisführung du Bourgs beruht auf diesem Grundgedanken. Ludwig XIV. hat denselben durch alle Mittel zur Geltung zu bringen gesucht, und seither hat er die Bourbonen auf ihren verschiedenen Thronen beseelt. Das Buch du Bourgs erinnerte mich daher sofort an einen Vorfall von 1814. Als damals die Verbündeten in Paris standen, waren die Kaiser von Oesterreich und Rußland sowie der König von Preußen Gäste Ludwigs XVIII. Bei einer Heerschau traten die vier Monarchen auf einen Altan der Tuilerien. Dort waren vier Sessel für sie aufgestellt: ein prächtiger Armsessel für Ludwig XVIII. und drei einfachere Sessel ohne Lehne für die andern Monarchen. Diese jedoch fanden es ihrer Würde nicht angemessen, dem König von Frankreich nachzustehen. Sie setzten sich nicht und zwangen dadurch Ludwig XVIII. ebenfalls auf den Beinen zu bleiben, was ihm bei seiner Gichtbrüchigkeit zu einer furchtbaren Qual wurde.

Ganz ebenso geht du Bourg mit dem Utrechter Vertrag um. Alle seine Erörterungen und Schlußfolgerungen drehen sich nur um das französische Reichsrecht, welches nach seiner Ansicht über dem Völkerrecht steht, weshalb der Utrechter Frieden für Frankreich nicht bindend seyn könne. Du Bourg stützt sich darauf, daß die Mitglieder der regierenden Häuser Bourbon niemals denjenigen Theil des Utrechter Vertrages, welcher von der Erbfolge in Frankreich handelt, als zu Recht bestehend angesehen haben. Man wird gestehen, daß die Ansichten der Bourbonen über Recht und Ehre doch etwas sonderbar seyn müßten, wenn sie einen Vertrag nicht anerkannten, der ihre Unterschrift trägt, den sie freiwillig und feierlich eingegangen und dessen Vortheile sie sich bereitwillig gefallen ließen. Wenn ihnen gewisse Bestimmungen dieses Vertrages nicht zusagten, so brauchten sie dieselben einfach nicht anzunehmen; sie konnten sogar auf den ganzen Vertrag verzichten, welcher ihrem Hause die Krone Spanien mit ihren reichen Besitzungen verschaffte, auf die sie jedenfalls nur sehr zweifelhafte Rechtsansprüche hatten. Aber diese Krone anzunehmen, und dann die Bedingungen verwerfen, welche an deren Besitz geknüpft waren, das ist eine

Handlungsweise, die im gewöhnlichen Leben stets in entschiedenster Weise gebrandmarkt wird.

Ludwig XIV. hat die schlimmsten Mittel der List, Bestechung und Gewalt angewandt, Europa in einen furchtbaren Krieg gestürzt, um einem Mitglied seines Hauses den spanischen Thron gegen alles Recht zu verschaffen. Denn so lange noch ein anderer Stamm der Habsburger blühte, war nur dieser in Spanien erbberechtigt. Ludwig XIV. hat also das Recht des Hauses Habsburg umgestoßen; und nun will er einen Vertrag umstoßen und für ungültig erklären, weil derselbe mit dem Rechte seines Hauses unverträglich sei. Folglich verwirft er das Recht der andern monarchischen Häuser, während er das Recht seines Hauses über das Völkerrecht setzt. Indem du Bourg sich auf die Thatsache stützt, Ludwig XIV. und Philipp V. hätten eine moralisch unmögliche Willenserklärung gemacht, verurtheilt er diese Fürsten schärfer, als es jemals deren ärgste Feinde gethan haben. Was nöthigte sie denn zu einer solchen Erklärung, was war der Grund derselben? Doch einzig nur die Erlangung der spanischen Krone. Was waren sie also, wenn sie, um eines Vortheils willen, Verpflichtungen eingingen, die sie nach dem eigenen Haus- und Reichsrecht nicht eingehen konnten? Noch tiefer sinken beide, wenn sie nachträglich die eingegangenen Verpflichtungen nicht halten, aber doch die dadurch erlangten ungeheuren Vortheile behalten wollten. Wenn für Philipp V. sein Erbrecht in Frankreich so hoch stand, daß es durch nichts angetastet werden konnte, dann mußte er die Krone Spanien kurzweg ausschlagen. Ein Drittes ist undenkbar. Wenn Ludwig XIV. es unterließ, die Reichsstände einzuberufen, um durch dieselben die die französische Erbfolge betreffenden Bestimmungen des Utrechter Vertrages bestätigen zu lassen, so folgt daraus alles Andere als die Hinfälligkeit des Vertrags. Diese Unterlassung beweist nur, daß Ludwig XIV. unehrlich handelte, sowohl gegen die auswärtigen Mächte als gegen die eigenen Reichsstände. Die Folgen davon hat sein Geschlecht schon genugsam zu tragen gehabt.

Du Bourg wagt es zwar nicht, die Giltigkeit des Utrechter Vertrages für die damalige Zeit in Abrede zu stellen. Die einfache Folgerung wäre eben, daß alsdann die Bourbonen kein

Recht in Spanien und Italien haben würden. Er fragt sich bloß, ob dieser Vertrag noch heute, nach 170 Jahren, Giltigkeit haben könne. Er setzt nämlich voraus, daß der Besitzstand der Bourbonen in Spanien seither durch die Zeit bestätigt und unanfechtbar geworden sei. Aber der Grund, welcher damals die spanischen Bourbonen von der Erbfolge in Frankreich ausschließen ließ, besteht heute noch vollauf; und du Bourg liefert selbst den besten Beweis. Er vertritt das Recht des Prinzen Don Carlos auf den spanischen Thron, gegenüber demjenigen Alfons XII. Er will nun zwar nicht Don Carlos, sondern dessen Sohn auf den französischen Thron bringen. Einmal König von Frankreich, wäre dieser eventuell unabweislich gezwungen, auch sein Recht auf Spanien geltend zu machen, und dasselbe mit Frankreich zu vereinigen. Der Utrechter Vertrag wäre dadurch zu nichte gemacht, wie es eben Herr du Bourg haben will, aber Europa, die übrigen Vertragsmächte, nicht haben wollen.

Für du Bourg und die Franzosen sind diese einfach nicht vorhanden, sofern es sich um ein „Recht", einen Vortheil Frankreichs und der Bourbonen handelt. Die Franzosen stehen in dieser Hinsicht heute noch genau auf dem Standpunkte Ludwig XIV., dieser vollendetsten Verkörperung einer bestimmten Nation, die es je gegeben hat. Ludwig betrachtete sich als den höchsten Fürsten der Welt, stellte sich auch in religiösen Dingen über den Papst. Er hielt sich durch keinen noch so feierlich eingegangenen und beschworenen Vertrag gebunden, sondern ließ ganz ungescheut verkünden, „es ist des Königs Wille", wenn er, trotz so eben beschworenem Frieden, jählings bei dem Nachbarn einbrach, um ihn nochmals zu berauben. Er bethätigte in jeder Weise den Grundsatz, daß seinem Willen sich Alle und Alles beugen müsse, daß alle anderen Mächte auf ihre besterworbenen Rechte und Besitzthümer verzichten müßten, sobald er durch dieselben in seinen Plänen, in seiner Habgier eingeengt würde. Hauptsächlich durch ihn haben sich die Franzosen angewöhnt, für sich eine Ausnahmestellung in Europa zu beanspruchen und sich über das Völkerrecht zu setzen. Man lese heute noch die französischen Geschichtswerke, gelehrten Abhandlungen und Zeitschriften. Nirgendwo wird man finden, daß ein von Frankreich an einer andern Macht begangenes Unrecht als sol-

ches anerkannt und mißbilligt wird. Die Verletzung eines Rechtes Frankreichs ist ihnen dagegen ohneweiters ein himmelschreiendes Unrecht, das größte Verbrechen, das begangen werden kann. Den Raub der Lombardei 1859 rechnen sich alle Franzosen als ein ungewöhnliches Verdienst an, gestatten es gar nicht, daß Oesterreich sich darüber beklagt; aber die Wegnahme Elsaß-Lothringens wird von ihnen als ein Verbrechen erklärt, welches alle Nationen unbedingt verdammen müssen.

Herr du Bourg wird schwerlich bewirken, daß der von ihm empfohlene spanische Prinz den französischen Thron jemals besteigt. Aber Eines erreicht er sicher. Er rechtfertigt die Politik Bismarcks in ganz ungeahnter Weise. Bekanntlich geht dieselbe seit 1871 darauf hinaus, die Wiederherstellung des Königthums in Frankreich zu verhindern. Ein Staatsmann, gleichviel welcher Gesinnung, kann unmöglich die Hand dazu bieten, daß in Europa ein Königthum wieder ersteht, welches sein Hausrecht über das Völkerrecht setzt und grundsätzlich sich durch einen Vertrag nicht gebunden hält. Herr du Bourg vertritt mit rührender Offenheit den Grundsatz, daß das Haus Bourbon über dem Völkerrecht steht. Er darf sich daher am wenigsten wundern, wenn es unter diesen Mächten auch einige gibt, welche sich diese Ausnahmestellung nicht gefallen lassen wollen und lieber das Haus Bourbon vom Throne ausschließen. Selbst die Orleans könnten ihnen nur halbwegs willkommen seyn. Denn die Anschauungen, welche du Bourg vertritt, werden auch mehr oder weniger von den Legitimisten getheilt, die in dem Grafen von Paris den rechten Thronfolger sehen. Sie würden dieselben natürlich zur Geltung zu bringen suchen.

Dieß ist keine leere Behauptung, sondern eine Begebenheit der letzten Zeit bestätigt vollauf, in welchem Maße die Franzosen von diesen Grundsätzen beherrscht werden. Der Empfang, welcher dem König Alfons bei seiner Rückkehr aus Deutschland in Paris zu Theil wurde, ist im Grunde auf solche Ursachen zurückzuführen. Selbst die republikanischen Blätter erklärten die französische Nationalehre dadurch verletzt, daß ein Bourbon die Kaiser von Oesterreich und Deutschland besuche und deren Freundschaft sich versichere. In den spanischen Cortes vertrat das Mundstück der französischen Partei, Castelar, nachderhand

ebenfalls den Standpunkt, daß ein Bourbon nicht in der Weise mit dem Kaiser Wilhelm verkehren dürfe, wie es Alfons XII. gethan. Dann war es ein monarchisches, jetzt ganz den Orleans ergebenes Blatt („Figaro"), welches, nach dem Bekanntwerden der Verleihung des 15. Ulanenregiments an Alfons XII., die eigentliche Hetze begann, die zu den bekannten Ausschreitungen führten. Die erklärten Organe der Orleans („Moniteur universel", „Soleil") haben sich wohl gehütet, diesem Gebahren entgegenzutreten. Der Gedanke, daß selbst ein spanischer Bourbon den übrigen Herrschern gegenüber eine Ausnahmestellung behaupten müsse, kam überall zum Vorschein.

Du Bourg schließt seine Beweisführung also: „Alle diese Thatsachen beweisen zum Ueberfluß, daß die Verzichtleistung Philipp V. (auf die Erbfolge in Frankreich) null und nichtig war, zu allen Zeiten als null und nichtig angesehen und erkannt wurde, und daß daher auch die Rechtmäßigkeit des Erbrechtes seiner Nachkommen unberührt und aufrechterhalten geblieben ist." Gewiß; nach den französischen Anschauungen ist diese Schlußfolgerung unanfechtbar. Aber wenn die Bedingung null und nichtig ist, unter welcher Philipp V. den spanischen Thron erhielt, so ist auch sein Recht auf diesen Thron hinfällig. Wenigstens so lange es ein Europa gibt, dessen Zustände es nicht vertragen, daß das Völkerrecht dem Haus- und Reichsrecht Frankreichs untergeordnet wird. Anstatt das Recht des Don Carlos auf den französischen Thron zu begründen, vernichtet Herr du Bourg nur das Recht des Hauses Bourbon auf die Krone Spanien. Der Zweck des Utrechter Vertrages, die Vereinigung Frankreichs und Spaniens unter einem Herrscher zu verhindern, ist heute ebenso gerechtfertigt und geboten als vor 170 Jahren. Nur in einem einzigen Falle kann das Erbrecht der spanischen Linie nochmals zur Geltung kommen. Wenn nämlich alle französischen Bourbonen ausgestorben seyn würden, wäre es selbstverständlich, daß von dem spanischen Hause ein Zweig abgetrennt würde, um in Frankreich den Thron unter denselben Bedingungen zu besteigen, wie Philipp V. einst den spanischen eingenommen hat. Nur in diesem Sinne ist die Unveräußerlichkeit des Erbrechtes zu verstehen. Denn dieses muß sich dem Völkerrecht unterordnen.

Es könnte auch noch geltend gemacht werden, daß sich Frankreich durch seine berechtigten Vertreter schon gegen die spanischen Bourbonen ausgesprochen habe. Ohne das Erbrecht der französischen Bourbonen hatte der Versuch der Wiederherstellung der Monarchie, 1873, keinen Sinn, keine Berechtigung mehr. Damals herrschte, selbst außerhalb des monarchischen Lagers, nur die Eine Ueberzeugung, daß die Orleans die rechtmäßigen Nachfolger Heinrich V. seien. Die Mehrheit der Nationalversammlung war unter diesen Umständen bereit, die Wiederherstellung des Thrones zu beschließen. Jedermann hielt dafür, daß durch die Versöhnung der beiden Linien früher begangenes Unrecht gesühnt sei und daher dem Erbrecht kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Heinrich V. hat selbst die Aussöhnung mit seinen Vettern zu diesem Zwecke angestrebt, schon lange bevor man den Sturz des Kaiserreiches voraussehen konnte.

Der Graf von Paris vertritt also das geschichtliche Recht, wie es von der ungeheuern Mehrheit der Franzosen und der Nationalversammlung aufgefaßt wird. Von den Katholiken selbst wird es dann abhängen, ob die Grundsätze des christlichen Königthums zur Geltung kommen. Thatsache ist, daß vorläufig noch ein sehr großer Theil der Franzosen für dieselben gewonnen werden muß, weßhalb es selbst für Heinrich V. schwer gehalten haben würde, diesen Grundsätzen die Oberhand zu verschaffen.

XLIX.

Königin Maria Karolina von Neapel.

Ein Lebensbild.[1])

IV.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die wechselvollen politischen Ereignisse der zweiten Hälfte der politischen Wirksamkeit Maria Karolina's hier anders als nur andeutungsweise zu berühren; nur bei jenen Momenten werden wir verweilen, die uns die schwergeprüfte Königin entweder aktiv oder passiv vorführen, welche tiefer in ihr Leben eingreifen, die Eigenart ihres Charakters zur Geltung bringen und so das Bild, welches wir von ihr zu zeichnen unternommen, vervollständigen.

Auf den Frieden von Amiens, 1802, welcher den Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich, unter denen Neapel am meisten zu leiden gehabt, ein Ende machen sollte, folgte der neue Bruch zwischen den beiden Großmächten, der Maria Karolina nicht ohne Grund mit den schwersten Besorgnissen erfüllte. „Ich bin im äußersten Grade unruhig," schrieb sie an ihre kaiserliche Tochter, „über die Entscheidung von Krieg oder Frieden, von welcher unsere ganze Existenz abhängt und die binnen wenigen Tagen erfolgen muß. Ich gebe mich, falls der Krieg beschlossen würde, keinerlei Täuschung hin, und diese Ueberzeugung macht mich überaus unglücklich". Ihre Besorgnisse erfüllten sich; mit der brutalsten

1) S. die früheren Artikel im 2., 3. und 4. Heft.

Verhöhnung der Rechte des Schwächeren durch den Uebermuth des Stärkeren wurde Neapel auf's neue von französischen Truppen besetzt; wie natürlich, mußte die Macht zweiten Ranges sich nachgiebig erzeigen, wollte sie überhaupt fortbestehen; aber in vertraulichen Schreiben nach Wien machte die Königin ihrem Hasse, ihrem Zorn und Abscheu wider den gallischen Bedränger oft genug Luft, wiewohl sie weit entfernt war irgendwie zu einem neuen Kriege zu rathen oder aufzureizen. Dennoch stand sie durch die gehässigen Hinterbringungen des französischen Bevollmächtigten Alquier bei Bonaparte im Verdacht, eine neue Coalition bei den Großmächten anzustiften. Jedes heftige Wort, wie es einer so lebhaften Frau und schwergekränkten Fürstin so leicht entschlüpfte, wurde von ihm eiligst nach Paris berichtet; vielleicht wurden auch ihre Briefe heimlich erbrochen; wenigstens warnt ihr bis dahin der Sache Neapels noch ergebener Gesandter in Paris, Marchese Gallo, beständig vor jeder Unvorsichtigkeit in ihrer Correspondenz. Bonaparte machte kein Hehl aus seinem stets wachsenden Unwillen und Mißtrauen gegen Maria Karolina. Den Hauptstein des Anstoßes aber bildete immer Acton, dessen britische Nationalität ihn von vornherein verdächtig machte. Der nächste Vorwand wurde ergriffen, um ihn mit einem Gewaltstreich von Neapel zu entfernen; trotz der allgemeinen Bestürzung, des Widerstandes der Königin, mußte Acton, der so vertraute und bewährte Rathgeber, weichen, gefürstet und mit Ehren beladen, anscheinend freiwillig, in Wahrheit aber nur, um nicht durch Gewalt gezwungen zu werden. (1803.)

Das große Opfer, welches das Herrscherpaar durch Entlassung ihres unersetzlichen Ministers gebracht hatte, war aber nur das Vorspiel von weiteren; denn der erste Consul zeigte sich bald als unersättlich.

Von da an war es die Königin fast allein, gegen deren Person die Feinde des bourbon'schen Regiments ihre Pfeile richteten, wenn dieselben auch nicht mehr in das Gift Gora-

ni'scher Verläumdungen und Lästerungen getaucht waren. Von einem persönlichen Eingreifen des Königs war, je älter er wurde und je länger er regierte, immer weniger zu bemerken. Seine angeborne Gutmüthigkeit und das völlige Abstreifen seiner königlichen Stellung und Würde, die er, wenn die Jahreszeit kam, buchstäblich gegen die Rolle eines Fisch- und Wildprethändlers vertauschte, erhielten ihn zwar beim gemeinen Volke fortwährend beliebt; allein er eignete sich dadurch mit der Zeit auch vollständig die Haltung und die Manieren eines Landjunkers an, dem man es ansah, daß man ihn mit allen Regierungsgeschäften, sowie mit allem damit zusammenhängenden Pomp, Repräsentations- und Etikettewesen in Ruhe lassen möge.

Am 2. Dez. 1804 ließ sich Napoleon von Papst Pius VII. in Paris krönen. Als sich der nunmehrige „kaiserliche" Gesandte Alquier zur feierlichen Audienz bei dem neapolitanischen Herrscherpaare meldete, erlaubte sich Maria Karolina in einer entschuldbaren Anwandlung von Schadenfreude, den ehemaligen Jakobiner durch die immer wiederkehrende Phrase vom „Kaiser seinem Gebieter" in nicht geringe Verlegenheit zu versetzen. Aber wie vorübergehend war die Wonne, welche ihr diese kleine Rache bereitete, im Vergleich zu den dauernden und schweren Leiden, welche folgen sollten!

Maria Karolina war in Folge der überstandenen Aufregungen und Alterationen körperlich leidend geworden; sie wurde vom Fieber und von Krämpfen geplagt und ihr schwer bedrängtes Gemüth sah voll Sorgen in die Zukunft; aber doch war sie nicht auf den Schlag gefaßt, der sie treffen sollte, während Alles rings um sie her sich den harmlosen Freuden des Carnevals hinzugeben schien, an dem ihre „kaiserlichen Gäste", wie sie die Besatzungstruppen spöttisch nannte, regsten Antheil nahmen und der durch die Anwesenheit vieler angesehener Fremden noch glänzender wurde als gewöhnlich.

Der reizbare und hochfahrende Imperator an der Seine war über so Manches, was ihm aus Neapel zu Ohren kam,

so erbittert, daß er seine Galle in zwei an König Ferdinand und Königin Karolina gerichtete Briefe ergoß; jener an die Königin schleuderte im Corporalstyl der stolzen Kaisertochter die gröbsten Beleidigungen und Drohungen in's Gesicht: „Ob sie nicht aufhören wolle mit ihren feindseligen Entwürfen gegen Frankreich? Ob sie, die doch so wenig mit andern Weibern gemein habe, nicht im Stande sei, sich von den Vorurtheilen ihres Geschlechtes frei zu machen und Staatsgeschäfte nicht zu behandeln, als ob es Herzensangelegenheiten wären? Ob denn ihre Schwäche für die Briten so groß sei, daß sie nicht davor zurückbebe, um Englands willen den Continent in Flammen zu setzen, wenn sie auch wissen müsse, daß sie das erste Opfer davon seyn würde? In dem Augenblicke, da der Krieg ausbricht, werden Sie und die Ihrigen aufgehört haben zu regieren, und Ihre Kinder werden durch alle Theile Europa's herumirren und um Beistand für ihre Eltern betteln". Zuletzt sollte sie sich noch eine Ehre daraus machen, von ihm in solcher Weise behandelt zu werden: „denn nur zu einer Person von so männlichem Charakter und so hinausragend über das gemeine Maß habe ich mir die Mühe nehmen können, mit so ungeschmückter Wahrheit zu schreiben."

Die Königin war außer sich vor Wuth und vor Scham über diese Sprache des Emporkömmlings. Sie zerknitterte das Papier und warf es auf den Boden, sie durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer und gerieth in eine Aufregung, welche sie vierundzwanzig Stunden auf's Krankenlager warf. Nur die ernstesten Vorstellungen bewogen sie, ein Schreiben an Bonaparte, das sie in der ersten Hitze voll gerechter Entrüstung entworfen hatte, zurückzubehalten; erst nach zwei weiteren Entwürfen gelang es ihr, den rechten Ton zu treffen und eine Antwort von „übermäßiger menschlicher Mäßigung" abgehen zu lassen. Dem rücksichtslosen Gewalthaber gegenüber blieb dem hilflosen Kleinstaate nichts übrig, als sich zu fügen.

Zu einem neuen Angriff gab ihm der Umstand Anlaß,

daß Neapel zur Königskrönung in Mailand zwar einen Gesandten schickte, aber ohne den Auftrag, dem Neugekrönten gleich den übrigen zu huldigen, oder ihn, wie es Preußen gethan, durch einen Orden zu ehren. Er wartete einen großen und glänzenden Hoftag ab, um den Fürsten Cardito, eine an Ansehen und gesellschaftlicher Stellung ebenso hervorragende, als durch maßvolle Ruhe für seine Mission geeignete Persönlichkeit, vor möglichst vielen Zeugen mit dem gegen Karolina in seinem Herzen aufgespeicherten Ingrimm und Aerger zu überschütten. Er warf ihr wieder ihren Haß gegen Frankreich vor, zählte eine ganze Reihe angeblicher Ränke und Bemühungen, die Halbinsel, den Welttheil in Brand zu setzen, auf, ließ keine der Grausamkeiten unerwähnt, die gewissenlose Verleumdung ihr je zur Last gelegt, hieß sie eine Jezabel, nannte sie mit Schimpfworten vom ärgsten Kaliber das sittenloseste Weib, das je ein Thron getragen, und entließ den ebenso bestürzten als empörten Gesandten mit der Drohung: die neue Athalia möge sich gefaßt machen, das Schicksal jener entarteten Fürstin von Israel zu theilen; er werde ihr nicht soviel Land lassen, als man dereinst brauchen werde, sie zu begraben!

Karolina, die nur die Hauptsache der Napoleonischen Auslassungen erfuhr und selbst diese nicht in der pöbelhaften Form des Originals, begnügte sich, bei der nächsten öffentichen Cour an den Vertreter Frankreichs heranzutreten und ihm zu sagen: „Ihr Gebieter hat gezeigt, daß er noch ist, was er war, und daß er, seit er einen Thron bestiegen, nichts von den Rücksichten gelernt hat, welche Souveräne einander schuldig sind."

Napoleon war so erbost über Neapel und sein Königshaus, daß er demselben kurzer Hand ein Ende machen wollte; er legte sich indeß nochmals einen Zügel an und knüpfte das Fortbestehen der Regierung Ferdinands an die Anerkennung seiner Königswürde von Italien; während deßhalb diplomatische Verhandlungen mit Wien stattfanden, nahm es

der erste Gesandtschaftssekretär Lefebver auf sich, der Königin in Abwesenheit Alquiers in geziemender Ehrerbietung, aber rückhaltlos den Abgrund zu eröffnen, der sich vor ihr und ihrer Familie aufgethan und von dem sie keiner von Jenen, auf die sie zu rechnen gewohnt sei, zu erretten vermöge: „England habe nur seine Schiffe, Rußland sei entfernt, Oesterreich ganz und gar eingeschüchtert; noch sei es Zeit, sich einen so furchtbaren Feind, wie den Kaiser Napoleon, in einen ebenso mächtigen Freund und Beschützer umzuwandeln.“ Während Lefebver mit Wärme und Beredsamkeit sprach, hörte ihn Karolina, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, regungslos und ohne aufzuschauen an; schon glaubte der ihr wohlwollend gesinnte Mann vergebens gesprochen zu haben, als sie ihr Antlitz erhob und in tiefer Bewegung erklärte, sie sei nicht abgeneigt, ihr System zu ändern. Wollte Gott, es wäre dabei geblieben! Aber Alquier, der sich ärgerte, daß sein Stellvertreter während seiner Abwesenheit einen eigenmächtigen Schritt gethan, und der wußte, daß er in Napoleons Sinn handeln würde, wenn er die Königin auf's äußerste kränke, ersparte ihr dieß nicht, indem er ihr ohne Rückhalt und Schonung sagte, daß es um Thron und Krone ginge, daß sein Herr sie zur Abdankung zwingen werde, daß selbst ihr Sohn entfernt werden könne. Die Brutalität, womit der rohe Diener eines rohen Herrn dabei auftrat, brach die Kraft der sonst so starken Frau; sie machte vor ihrem Beleidiger ihrem gequälten Herzen durch einen Thränenstrom Luft.

Unter diesen Umständen und bei dem stets wachsenden Elende des durch die fremden Besatzungen ausgesaugten Landes war es begreiflich, daß die Königin den Gedanken, sich durch die Erklärung einer vollständigen Neutralität allen kriegführenden Mächten gegenüber zu retten, wie einen letzten Rettungsanker aufgriff; zum Scheine ging Napoleon auf die Vorschläge ein und befahl den Abzug seiner Truppen; aber er beobachtete das neapolitanische Herrscherhaus stets mit

feindseligstem Mißtrauen und versäumte keine Gelegenheit, gegen Karolina wie gegen eine rebellische Vasallin vorzugehen.

Die auswärtigen Mächte verhielten sich aber mittlerweile dem übermüthigen Eroberer gegenüber auch nicht passiv; ganz in der Stille hatte sich zwischen Wien, Petersburg und London eine neue Coalition gebildet; wer könnte es Karolinen verargen, daß sich auch ihre Hoffnung wieder dorthin richtete? Der von der Gewalt der Verhältnisse erpreßte Vertrag zwischen Neapel und Paris wurde den Verbündeten gegenüber als nicht rechtsverbindlich erklärt und ihre Sache zu einer gemeinschaftlichen gemacht. Das Hauptziel, daß die Franzosen das Land räumten, war nun zwar erreicht, aber neue schwere Wolken stiegen auf; noch währte der Ausmarsch der offenen „Feinde", als die „Freunde", die Russen und die Engländer, auf einer Landung ihrer Truppen in Neapel bestanden. Man war in Verzweiflung über diese neue Heimsuchung, welche nicht nur dem schon so erschöpften Lande zur Last fiel, sondern den Verdacht der Franzosen hervorrufen und von deren Seite neue Gewaltmaßregeln veranlassen konnte. Es war eine verzweifelte Situation, deren sich die Königin nur allzuwohl bewußt war; ihre Stimmung war eine so gedrückte, daß sie kaum in Gegenwart Anderer ihre Fassung zu bewahren vermochte. Es blieb ihr keine Wahl: sie mußte die Russen und die Engländer landen lassen und deren Bedingungen annehmen, auf die Gefahr hin, von neuem die Vergewaltigung durch Frankreich dadurch herbeizuführen. Ein vorübergehender Lichtblick war die Nachricht von der Niederlage der vereinten französisch-spanischen Flotte; aber nur allzubald verwandelte sich die verzeihliche Schadenfreude in bitteren Kummer, als man erfuhr, daß dieser Sieg mit dem Leben Nelsons, dieses langjährigen treuen Freundes und Beschützers des neapolitanischen Fürstenhauses, erkauft worden war!

„Man hat", schreibt A. v. Helfert, „den Hof von Neapel, und ganz besonders die Königin, als die Landung der Anglo-

Russen bekannt wurde, nachdem man wenige Wochen früher den Abschluß des Pariser-Neutralitäts-Vertrages vernommen hatte, der Doppelzüngigkeit, des Hinterhalts, der Falschheit beschuldigt und die schweren Folgen, die sie dafür trafen, gewissermaßen als verdiente Strafe hingestellt. Wenn man jedoch erwägt, unter welch' willkürlichem, hartem, ja grausamem Drucke sich das unglückliche Fürstenpaar seit Jahren befunden; wenn man es nicht blos erlaubt, sondern billig und natürlich finden muß, daß es alles Mögliche versuchte und anstrebte, was ihm Erlösung aus so schwerer Pein zu verheißen schien; wenn man überdenkt, wie es in den letzten Monaten durch ein unabwendbares Geschick aus einer Lage in die andere, von einem Schritt zum andern, wider seinen Willen, oft gegen seine unverhohlene Einsprache, gedrängt worden: so kann man nimmermehr sagen, es sei Leichtsinn, es sei unüberlegtes Belieben oder gar berechnete Hinterlist gewesen, von denen sich die Dynastie dabei leiten lassen. Insbesondere die Königin, die mannhafte, aufopfernde, hochsinnige Frau, sie verdient unsere vollste Achtung, unsere Theilnahme, unser Mitleid, nicht unsere Verurtheilung! ‚Der Himmel ist mein Zeuge', rief sie schmerzvoll wieder einmal aus, ‚daß ich mir nichts vorzuwerfen habe; Gott wird mich richten und die Nachwelt!' . . . Seien wir dieser schwergeprüften, dieser lang verkannten und arg verunglimpften Fürstin eine gerechte Nachwelt!"

Nicht lange währte es, da sollte über Neapel das mit so vieler Mühe hinausgeschobene Verhängniß doch hereinbrechen. Nach der Schlacht bei Austerlitz war dem Unüberwindlichen gegenüber an die Vermittelung einer der Großmächte zu Gunsten Neapels gar nicht mehr zu denken; Alexander beschloß, seine Truppen von allen Kriegsschauplätzen zurückzuziehen, Kaiser Franz konnte nicht anders als sich den Vorschriften seines siegreichen Gegners fügen. Was Neapel zu gewärtigen hatte, drückte Napoleon in wenigen Worten aus: „Ich will sie jetzt einmal züchtigen, diese Spitzbübin",

schrieb er aus Schönbrunn an Talleyrand, der für Karolina zu wirken versuchte; „und ich dulde nicht, daß Kaiser Franz sich in die Angelegenheiten Neapels mische". Und einige Tage später: „Ich untersage Ihnen ausdrücklich, ein Wort für diese erbärmliche Königin zu verlieren; sie muß aufhören zu regieren!"

An einen Widerstand war kaum zu denken, und die Lage des neapolitanischen Herrscherhauses und Königreiches war jetzt, da die bisherigen Alliirten ihren Abzug definitiv erklärten, eine verzweiflungsvolle. Die Königin hat immer die Behauptung aufrecht gehalten, daß das von ihr nicht gewollte Erscheinen der Verbündeten sie zuerst bloßgestellt, deren Rückzug aber sie in's Verderben gestürzt habe.

Als ächter Sohn seiner Mutter bewährte sich jetzt der Kronprinz Franz, der mit männlichem Muth erklärte, man dürfe nicht fliehen, sondern müsse in der Hauptstadt ausharren und die heranmarschirenden Franzosen Gewehr bei Fuß erwarten. Er sprach im Sinne seiner hochherzigen Mutter; König Ferdinand aber war für die Flucht und sein Wille drang dießmal durch.

Die Vorbereitungen wurden getroffen. Aber noch harrte die Königin selber aus, wiewohl alle Anstrengungen, das Königreich vermittelst seiner eigenen Kräfte zu retten, sich als aussichtslos erwiesen. Die Lazzaroni sollten wieder, wie im Jahre 1799, mit ihrem Blute das Herrscherhaus vertheidigen — aber die Begeisterung von damals war erstorben; die Masse der Bevölkerung zeigte sich stumpf und gleichgültig.

Am 24. Januar 1806 segelte König Ferdinand nach Sicilien ab. Der Molo, die Höhenpunkte der Stadt und Umgebung waren von einer zahllosen Volksmenge bedeckt, die dem scheidenden Monarchen Grüße und Wünsche nachsandte; das Volk hatte ja den harmlosen Mann stets geliebt. Mit welchen Gefühlen mochte ihn seine heldenmüthige Gattin scheiden sehen! Aber auch ihres Bleibens sollte nicht mehr lange seyn. Napoleon hatte bereits in der Person seines Bruders

Joseph, den er unter dem Titel eines „Kaiser-Lieutenants" zu seinem „Stellvertreter" ernannte, den Nachfolger Ferdinands erkoren. Alle Versuche, den Imperator umzustimmen, blieben erfolglos, an Kampf war nicht zu denken, und der als Prinz-Regent zurückgebliebene Kronprinz kündigte jetzt selbst seine Entfernung aus Neapel an: er wolle nutzloses Blutvergießen vermeiden; vor der Gewalt, der man nicht gewachsen sei, müsse man das Haupt beugen.

Mit gebrochenem Herzen ergab sich Maria Karolina dieser furchtbaren Nothwendigkeit; nachdem sie mit ihrer Familie, unter der zahlreichsten Betheiligung der Bevölkerung, einen Pilgergang nach einem am Gestade von Neapel gelegenen alten, halbzerfallenen Kirchlein zur heiligen Anna, deren Bildniß während des letzten Erdbebens in wunderthätigen Ruf gekommen war, gemacht hatte, nahm sie einen ergreifenden Abschied von ihren beiden Söhnen Franz und Leopold, welche sie auf einem Zuge nach Calabrien, wo sie für ihre rechtmäßige Sache wirken wollten, einem ungewissen Schicksal preisgeben mußte, und schiffte sich ein, um dem König nach Palermo zu folgen. „Ich begebe mich", schrieb sie an ihre kaiserliche Tochter, „in ein armes Land, ein Land ohne Hülfsquellen, dessen Luft schon mir schädlich ist. . . . Das Opfer ist vollbracht; wir sind an Bord und werden, wie ich befürchte, Neapel nicht wieder sehen. Dieser Gedanke tödtet mich; es ist ein entsetzliches Unglück, eine schreiende Ungerechtigkeit, für die uns, wie ich hoffe, Gott Vergeltung schaffen wird."

Als ob sich mit den feindlichen Menschen auch die Elemente zum Verderben der vertriebenen Königsfamilie verbunden hätten, brach während dieser Flucht, wie während jener im Jahre 1799, ein furchtbarer Seesturm aus, der volle 48 Stunden wüthete; man konnte nicht aufrecht stehen und mußte sich der Länge nach auf den Boden legen; da kein Feuer angezündet werden durfte, mußte man auf jede warme Nahrung verzichten. Das Geschwader war bald ganz aus-

einander; sechsundzwanzig Fahrzeuge mit der gesammten Artillerie, mit Möbeln und Stoffen, mit den geheimen Briefschaften und Archiven, mit dem Gepäck der meisten Hofleute, gingen theils zu Grunde, theils wurden sie nach Bajä und Castellamare verschlagen und von den Franzosen gekapert. Als man endlich Palermo erreichte, durfte man froh seyn, das Leben gerettet zu haben; aber es war ein trauriger Einzug, den man, selbst der nothwendigsten Lebensbehelfe beraubt, in den seit Jahren nicht mehr bewohnten königlichen Palast hielt.

Die im höchsten Grade interessante und von Herrn von Helfert meisterhaft geschriebene Geschichte des Königreichs Neapel unter französischer Herrschaft liegt nicht im Rahmen unserer Aufgabe, und wir dürfen ihr nur in soweit folgen, als die rechtmäßige Herrscherfamilie, besonders aber Karolina, davon berührt wurde; sie bildet aber auch nebenbei bemerkt, eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte des furchtbaren Imperators, indem sie so recht Gelegenheit bietet, ihn von den verschiedensten Seiten, immer aber als den berechnenden Despoten und Egoisten, kennen zu lernen.

Sein Bruder Joseph war ein Mann von sanfter Gemüthsart, weit mehr für stilles Familienglück und für die Freuden der Welt, als für die glänzenden Ehren und hohen Verantwortlichkeiten eines Fürstenthrones geschaffen. Er fügte sich jetzt dem Alles überwältigenden Willen seines gigantischen Bruders nicht leichten Herzens, aber seinem fügsamen Charakter gemäß war er vom besten Willen beseelt, die ihm gewordene Aufgabe soviel als möglich mehr durch Milde und Schonung als mit Gewalt zu lösen; demnach suchte er zuerst das Vertrauen und die Liebe seiner neuen Unterthanen zu gewinnen, sich dem Lande als Befreier und Wohlthäter angenehm zu machen; ein Verfahren, das sich nicht immer der Billigung Napoleons zu erfreuen hatte.

Die Nachricht von der Besetzung Neapels gelangte um den 20. Februar nach Paris und Napoleon wußte sie zu

einem eklatanten Theatereffekt zu benützen, indem er es so einrichtete, daß ihm dieselbe während einer Vorstellung von Racine's „Athalia“ im Schauspielhause überreicht wurde; Talma wurde beordert, dem Publikum nach dem ersten Akte die Neuigkeit mitzutheilen. Sehr pomphaft verkündigte einige Tage später der „Moniteur“ das Ereigniß mit den charakteristischen Worten an: „Der bleierne Scepter jener modernen Athalia ist gebrochen für immerdar“ u. s. w. Diese Bezeichnung für Maria Karolina war die beliebteste im Munde Napoleon's; oft genug unritterlich, ja gemein und roh gegen das andere Geschlecht, hat er doch, wie Herr von Helfert mit gerechter Entrüstung bemerkt, nie eine Frau in solchem Grade gelästert und beschimpft, und es ist überhaupt unter civilisirten Nationen nie eine Monarchin von einem andern Fürsten so tief verletzt und beleidigt worden, als dieß bei dem großen Hoftag zu Mailand, dann wieder in den Schönbrunner Bulletins und von der Bühne des théatre français herab mit Karolina von Neapel der Fall gewesen. „Die grausame Karolina von Oesterreich“, „cette coquine“, „diese erbärmliche Königin“, „diese moderne Athalia“ — das waren die beliebtesten Benennungen, welche der gekrönte Emporkömmling für die Tochter Maria Theresia's im Munde führte. Und dennoch unterschätzte er die muthige und geistvolle Fürstin nicht; er erkannte in ihr vielmehr die ebenbürtige Gegnerin, der er im Grunde doch seine Achtung nicht versagen konnte. Dieß bezeugen namentlich seine Briefe an Joseph, den er, um ihn zu energischem Handeln anzuspornen, oft auf ihr Beispiel verwies: sie wisse ihre Hoheitsrechte zu schützen, ihr sei kein Mittel zu rasch noch zu gewaltsam, um damit ihr Ziel zu erreichen; aber sie handle als Königin!

Diese unglückliche Königin, welche im Palast ihres schönen und geliebten Neapel keinen Frieden und keine Freude gefunden, welcher die Erinnerungen von 1799 dort den Athem geraubt, war doch untröstlich, es mit Palermo vertauschen zu müssen; sie hatte die Zustände Siciliens während ihres

ersten Aufenthaltes zu genau kennen gelernt, um sich jetzt Erfreuliches versprechen zu können. „Es ist ein armes, von Hülfsmitteln entblößtes Land", schrieb sie an ihre Tochter, „dessen Luft mir nicht zuträglich ist." Elend und Noth, klagte sie, an allen Enden; düster und traurig um darüber zu sterben; man sehe fast nur armes Volk in Lumpen, nichts Ordentliches sei zu kaufen oder wenigstens zu unerhörten Preisen.

Die Lage der königlichen Familie war aber auch während der ersten Zeit die traurigste, die sich denken läßt; es fehlte am Nothwenigsten; da sie nicht die Mittel besaßen, mußten sie ihre meiste Dienerschaft entlassen, so fehlte selbst die gewohnte Bedienung; sollten die Enkelchen — Isabella war unterdessen Mutter von drei Kindern geworden — in die freie Luft geschickt werden, so mußten die Prinzessinen zu Hause bleiben, um es zu hüten. Karòlina selbst verließ den Palast nur, um in die Kirche zu gehen; die übrige Zeit verbrachte sie in schwermüthigen Grübeleien versunken. Da ihre Augen den Dienst zu versagen begannen, fehlte ihr selbst jene Zerstreuung, welche sie sonst im Lesen, Zeichnen, Sticken gefunden. Dazu kam die gänzliche Ungewißheit über die fernere Gestaltung ihrer Verhältnisse, der Mangel an allen Nachrichten vom Festlande, das vollständige Abgeschnittenseyn von allen Freunden, und Verrath und Treubruch sovieler ihrer früheren Getreuen! „Was uns getroffen hat," schreibt sie, „schreit zu den Füßen des Allbarmherzigen um Rache, und Er ist es, von Dem ich sie zu erlangen hoffe." „Ich wollte, ich könnte in's Kloster gehen und dort den Rest meiner Tage zubringen. Denn was soll aus mir werden? Zu welchen Schicksalsschlägen bin ich noch aufbehalten? In meinem Alter, mit meiner Gebrechlichkeit mir nicht sagen zu können, welches der Fleck Erde sei, wo ich in Frieden meine Tage werde beschließen können! . . . Man wird aus Neapel ein besonderes Reich machen. Aber wen wird man hinsetzen? Einen spanischen Infanten oder einen Buonaparte oder

unsern Sohn? Oder werden die Franzosen auch danach ihre Hand ausstrecken?..." Wie ein herzzerreißender Schmerzensschrei klingt es, wenn sie schließt: „Dann werden wir auf dem Meere umherirren, in Noth und Jammer, ohne Hülfsmittel, ohne Geld und Brod, zwei alte Gebrechliche, wie dein Vater und ich, fünf junge Leute in der Fülle ihrer Lebenskraft und ihrer Verzweiflung, dazu drei kleine unmündige Kinder mit der unabweisbaren Nothwendigkeit, Jemand zu ihrer Pflege zu haben, und das Alles ohne eine Idee, bei wem und wo diese unbequeme Colonie abzusetzen wäre!"

Wieder war es Karolina, die das Drückende und Trostlose ihrer Lage am peinlichsten empfand. Ferdinand wußte auch diesen Tagen ihre Reize abzugewinnen, indem er dem Waidwerk und dem Fischfang in der veränderten Form, wie sie Sicilien bot, oblag und sich der Abwechslung freute. Schrecklich war es der Königin, daß sie nach den letzten Ereignissen das Vertrauen zu England verloren hatte und sich doch wieder einzig und allein auf die Hülfe dieses Reiches angewiesen sah.

Die beständigen Drohungen Napoleon's hielten die Befürchtung wach, auch Sicilien könne ihnen genommen werden, und stachelten die ruhelose Königin immer wieder an, die Bemühungen der bourbonischen Parteigänger zum Sturze der Feinde auf jede Weise zu unterstützen. Die von diesen unternommenen Ausfälle, die mit größter Selbstaufopferung und unerschütterlichem Heldenmuthe ausgeführten Aufstände bilden ein Kapitel voll romanesken Zaubers; unter den Bandenführern, die sich dabei auszeichneten, haben die Namen eines Fra Diavolo, Sciarpa, Nunziante, Basile Jula, Paposodaro, Carbone, Sciabolone einen Klang voll wilder Kampfwuth und oft edler Selbstaufopferung. Der von ihnen geleitete calabrische Aufstand brachte die Franzosen zur Verzweiflung; sein Ausgang war für beide Theile fürchterlich; der Kampf auf's Messer wurde mit unmenschlicher Grausamkeit geführt; einer der schönsten und gesegnetsten Landstriche

Italiens war ein Schauplatz der Gräuel und des Schreckens, eine Stätte der Verwüstung geworden, und als die Franzosen endlich als Sieger das Feld behaupteten, vollendeten ihre Blutgerichte, was ihre militärischen Unternehmungen begonnen hatten.

Joseph Bonaparte war schon im April 1806 von seinem Bruder zum König von Neapel ernannt worden; im Mai erließ König Ferdinand die förmliche, in den gemessensten Ausdrücken abgefaßte Verwahrung gegen die Besitznahme des Königreichs Neapel durch die Franzosen, gegen die Anmaßung des Kaisers Napoleon, über das Schicksal dieses Reiches zu verfügen, sowie gegen die des Prinzen Joseph, sich den Titel eines Königs von Neapel und Sicilien beizulegen.

Mit fieberhaft gespannter Aufmerksamkeit beobachtete Karolina die Vorgänge auf dem Festlande. Bei ihr überwog stets das Gefühl die Leidenschaft, und darum die Hast und die Ungeduld. Mit diesem Naturell beherrschte sie die ihr ergebene Partei, zu deren Hauptpersonen die auswärtigen Vertreter Kaunitz und Tatiscew gehörten, während ihr die Partei der Briten, welche sich des Königs bemächtigt hatte und deren Seele der wieder in Aktivität gezogene Fürst Acton war, Kaltblütigkeit und Ruhe entgegensetzten. Gar oft kam es daher zwischen ihr und den britischen Militärs und Diplomaten zu den unerfreulichsten Conflikten. Die Letzteren waren sämmtlich der Ansicht, mit vereinzelten Aktionen sei nichts zu erreichen, die Zeiten Cardinal Ruffo's seien vorüber, für das Haus Bourbon dürfe man nur von einer allgemeinen Umwälzung etwas erwarten und müsse sich jetzt auf die Sicherung der Insel beschränken. „Die Hoffnung", äußerte sich der Admiral Collingwood, „welche die Königin noch immer unterhält, Neapel zurückzugewinnen, scheint mir die eitelste zu seyn, die noch je eine weibliche Einbildungskraft beschäftigt hat." Keine Woche aber verging, wo nicht Botschaften kamen, einzelne Flüchtlinge sich einstellten, welche die

Grausamkeiten, die täglich in Neapel begangen wurden, schilderten, das immer weiter um sich greifende Mißvergnügen, den Abscheu und Schrecken über das neue Regiment, und wie es nur eines Anstoßes bedürfe, um das ganze Land wider die fremden Eindringlinge in Aufstand zu bringen. Alle diese Nachrichten drängten die Königin zum Handeln; sie wollte den Freischaaren Hülfe leisten, verlangte von den Engländern Geld und Soldaten zur Unterstützung derselben. Dabei hörte sie nicht auf, an den Höfen von Wien und Petersburg durch ihre Getreuen für ihre Sache zu wirken. Auch den ganzen sicilianischen Adel hatte sie hinter sich, da Acton's Bestreben, die königliche Macht auf die kleinen Leute im Lande zu stützen, demselben nicht entging.

Alle Schicksalsschläge und bitteren Kränkungen, welche sie während der letzten Jahre erduldet hatte, konnten den wahrhaft königlichen Muth Karolina's nicht brechen. Sehr bezeichnend dafür sind die Worte, welche sie zum Grafen Kaunitz sprach, als der calabresische Aufstand begonnen wurde: „Wenn es auch dießmal nicht gelänge, nach Neapel zu kommen, so werde ich es ein zweites=, ein drittes=, ja ein zehntes=, ich werde es ein zwanzigstesmal von neuem wagen; es soll eine Dornenkrone sein, was Napoleon seinem Bruder gegeben hat!“ Und als Kaunitz die Bemerkung dazwischen warf, daß eine solche Festigkeit allerdings eine königliche Tugend sei, fiel sie ihm in's Wort: „Nein, ich will Leuten gegenüber, wie die dort, nicht mit Empfindungen von Tugend großthun; es ist nur ein Gefühl der Rache, das sie mir einflößen. Rede man mir nicht von einer Entschädigung; wir werden nie eine annehmen, nun und nimmermehr!“

Dieß war ihr unerschütterlicher Wille, den sie in den bedrohtesten Lagen aufrecht hielt. Als sie den unglücklichen Ausgang des calabresischen Aufstandes erfuhr, klagte sie zwar der Kaiserin Theresia: „Nun haben wir das Königreich Neapel vollständig verloren und sind in der größten Gefahr, auch das von Sicilien zu verlieren, wo uns dann nichts übrig

bleibt, als uns dem Meere anzuvertrauen!" Aber auf den Plan Ferdinands, nach England zu gehen, erklärte sie entschieden nie einzugehen, denn nie werde sie darein willigen, daß ihr Gemahl und ihr ältester Sohn sich auf einen Vergleich, auf eine Entschädigung einlassen: „Das hieße sich entwürdigen und dem eigenwilligen Napoleon in die Hände arbeiten. Nein, ich glaube, in einer so unglücklichen Lage kann man nur Eines sagen: Die Gewalt, die Uebermacht, die Umstände haben mir mein Hab und Gut genommen; doch ich gebe es nicht auf, ich nehme keinen Ersatz dafür, ich halte die Hoffnung aufrecht, daß meine Kinder, meine Kindeskinder glücklicher seyn werden, als ich. Nein, muß ich denn schon Opfer seyn, so will ich es mindestens auf meine Art seyn, ohne gleich so manchem Anderen ihn mit mir spielen zu lassen!"

Schmerz auf Schmerz traf dieses tief und leidenschaftlich empfindende Herz. Ihre arme „Toto" in Madrid war leidend; am 15. Januar hatte sie ihrer Mutter zum letzten Male geschrieben; dann kamen nur unbestimmte Nachrichten, geeignet, die geängstigte Mutter außer sich zu bringen. „Ich zittere", schrieb sie am 18. Juni nach Wien, „so oft ich die Zeitungen öffne, irgend ein Unglück darin zu sehen; das ist eine traurige Existenz, die ich habe!" Einige Tage später befand sie sich im königlichen Schmuck, im Begriff, der feierlichen Eröffnung des Parlaments anzuwohnen, als sie in einem Pariser Journal die Schreckenskunde las, daß ihr armes Kind schon am 20/21. Mai, wie das Gerücht sagte, an Gift, gestorben sei. Karolina konnte, wollte es nicht glauben; sie hatte noch keine Botschaft aus Madrid erhalten, die Zeitungsnachricht mußte falsch seyn! Tage, Wochen vergingen und ließen sie in grausamer Ungewißheit, bis endlich die Nachricht, daß die im Mittel-Italien liegenden Schiffe Trauerzeichen trügen, diesem Zustande ein Ende machte. „Für mich existirt der Hof von Madrid nicht mehr," schreibt die unglückliche Mutter im Ausbruche schmerzlicher Entrüstung; „aus Christenpflicht

und Religion vermeide ich es, ihn zu nennen, ja an ihn zu denken, ich hätte sonst zuviel zu sagen.“ Und weßhalb war der königlichen Familie keine Notifikation des sie so nahe angehenden Todesfalles zugekommen? „Sie sagen, sie wüßten nicht, was sie uns für einen Titel geben sollen; nicht einmal vertraulich an Bruder oder Tochter, nicht einmal der Prinz an mich! Das ist doch wirklich zu arg!“

(Schluß folgt.)

L.

Sociale Schattenbilder aus und über London.

Die Viermillionenstadt an der Themse mit ihren endlosen Häuserreihen und Menschenknäueln, mit ihrem prunkenden Stolze und ihrem entsetzlichen Massenelende erinnert hinsichtlich ihrer durchgängigen socialen wie sittlichen Lage lebhaft an die analogen Verhältnisse und Zustände, in welchen das alte Rom während der versunkensten Periode der ihrem jähen Untergang entgegeneilenden Weltherrschaft sich befand.

Ein alle gesellschaftlichen Bande bedrohendes Proletariat, aus dessen Kehle unaufhörlich der unheimliche, mehr gebieterische als bittende Ruf nach „Brod und Circusspielen“ ertönte, stand damals, wie vieler Orten auch in unserer Zeit, einer ausbeuterischen, sittlich versunkenen Geldaristokratie gegenüber, welche in ihrer hellen Furcht vor gewaltsamer Beraubung sowohl Leben wie Geldtruhe vor der Vernichtung

nur dadurch retten zu können wähnte, daß sie dem lüsternen, arbeitsscheuen Mob von ihren Wucherabfällen zeitweilig einige blinkende Denare in den gierigen Rachen warf. Nicht die christliche Nächstenliebe war die Lebensnorm und Verkehrsform, sondern der nackteste Egoismus, wie er sich in dem Grundsatze aussprach: Homo homini ignotus lupus est.[1])

Allerdings hatte die römische Civilisation über die ganze damalige Welt, welche sich freilich nur um das Mittelmeer in concentrischen Kreisen gruppirte, einen äußeren Schein höchsten Glanzes verbreitet, der wie ein Morgenduft die hohe Politik belebte und allerwärts zu Ansehen brachte. Die Eroberung reicher Provinzen, namentlich in Asien, hatte den adeligen Geschlechtern ungeheure Reichthümer uud eine große Wohlhabenheit den mittleren Volksklassen gebracht, während den Besitzenden ein gefährliches Proletariat und ein bis zur Verthierung erniedrigtes Sklaventhum unvermittelt gegenüberstand. Neben einer gewissen Glätte und Leichtigkeit im Handel und Verkehr imponirte namentlich die großartige politische Macht und Einheit, die den ganzen damaligen Erdkreis umspannte und deren Vorzüge Seneca nicht begeistert genug zu schildern weiß, wenn er unter Anderem sagt: „Die Gesellschaft gleicht einem großartigen Gewölbe, das sich durch die gegenseitige Spannung und den Druck seiner Theile erhält. Ich bin nicht auf Einen Winkel beschränkt, die ganze Welt ist mein Vaterland" (Senec. epist. 96.).

Aber unter dem glänzenden Firniß moderte ein wurmstichiger Sarg, in welchem der römische Staat als ein zwar noch röchelnder, aber mit tausend Eiterbeulen bedeckter Sterbender gebettet lag: die Lebensgeister waren aufgezehrt, das Blut vergiftet, die Seele müde und abgehärmt bis auf den Tod. Die Staatsreligion des Polytheismus war vollends in frivolen Atheismus, der Luxus in Schlemmerei und Wollust,

1) Vgl. Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte. 2. Aufl. Wien 1878. Bd. II. S. XXXVII.

die politische Macht in herzlose Tyrannei und kriechenden Servilismus ausgeartet. Wie den Sklaven die Eisenklammer absoluter Abhängigkeit, welche sittliche Freiheit und menschliche Würde gar nicht mehr anerkannte, an seinen Herrn fesselte, so war auch in der Familie der Vater unumschränkter Gebieter und Herr über Leben und Tod seiner Kinder. Wurde ein Sklavenhalter ermordet, ohne daß man den Mörder ausfindig machte, so verfielen alle unter demselben Dache wohnenden Sklaven unnachsichtig und ohne gerichtlichen Proceß dem Tode, unter Nero einmal 400 Sklaven zu gleicher Zeit. Die Familie, das Fundament aller gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung, war in ihren Wurzeln angefressen und vergiftet: das Weib entwürdigte sich selbst, das Kind fiel der Corruption der Sklaven, welche die Erziehung leiteten, anheim und der Mann geberdete sich mehr als Zwingherrn und Pascha, denn als Vater und Gatte. „Das Weib", so schildert Weiß den traurigen Sittenzustand des kaiserlichen Rom, „hatte allenfalls noch Römerstolz, aber keine Innigkeit, keine Gottesfurcht, keine Treue, keine Keuschheit mehr. Die religiöse Ehe ward selten, die freie Ehe allgemein, Ehebruch und Ehescheidungen waren an der Tagesordnung; es gab Frauen, die zwanzigmal verheirathet gewesen waren. Natürlich nahm bei den Männern die Abneigung gegen die Ehe zu, kein Gesetz gegen die Ehelosigkeit wollte fruchten; vergebens verbot die Lex Julia et Papia Poppaea, daß Männer unter 60 und Frauen unter 50 Jahren ehelos leben, vergebens knüpfte es an Besitz von Kindern Befreiung von Staatslasten, Vortheile und Ehren. Prostitution, Männerliebe, Unnatur nahm in grauenhaftem Maße zu. Aus Ekel vor dem Weibe entehrte sich der Mann, und der Staat war faul, wie in der Krone, so in der Wurzel, und Despotismus und Servilität die natürliche Folge der allgemeinen Sittenlosigkeit." [1])

1) Weiß, a. a. O. Bd. II. S. XXXVIII. — cf. Martial. Epigr. Lib. I. ep. 91. und Senec. ep. 85. Opp. omn. Genevae 1665. p. 787.

Angesichts dieser haarsträubenden Zustände war das Schicksal des römischen Weltreiches besiegelt, unerbittlichem Untergange geweiht. Frisches Blut, eine neue Seele mußte dem abgezehrten Staatsgreis eingeflößt werden unter Verhältnissen, welche in der That verzweifelte waren. Eine Erneuerung und Neuschöpfung von Grund aus war geboten. Diesen ebenso schwierigen wie imposanten Regenerationsproceß unternahm das eben aufgesproßte Christenthum, das in seinen keimenden Anfängen schon eine Gestaltungs- und Heilkraft offenbarte, welche ihre Säfte augenscheinlich nicht aus irdischen Reservoirs, sondern unmittelbar von Oben bezog. Doch der hinsiechende Greis zeigte sich widerspenstig mitten im Todesringen, er ließ sich keine ärztliche Behandlung gefallen: an seine Sünden war er allzusehr gewohnt, in seinen Sünden wünschte er auch zu sterben. Ja seine letzten aufflackernden Lebensgeister raffte er zu einem letzten Wuthausbruch zusammen; eben die christliche Religion, welche ihn hätte innerlich heilen können, ward seine bitterste Todfeindin, auf die er Verleumdungen häufte und betäubende blutige Schläge regnen ließ. Die Christen wurden der Welt als odium generis humani denuncirt. Drei volle Jahrhunderte lang wüthete das verkommene Cäsarenthum mit wenigen Unterbrechungen gegen die einzige Helferin und Umgestalterin der kranken Gesellschaft. Ein ebenso erhebender wie erschütternder Anblick war es, die reine Braut Christi aus unzähligen klaffenden Wunden ganze Ströme ihres jungfräulichen Blutes vergießen zu sehen, ohne daß es der tyrannischen Wuth und raffinirtesten Grausamkeit gelungen wäre, die Mißhandelte wirklich vom Leben zum Tode zu bringen. Und der schönste Samariterdienst, den jemals die Welt zu Gesichte bekam, bekundete sich darin, daß die Kirche trotz ihrer von römischen Tyrannen geschlagenen Wunden in ihrem begonnenen Heilsgeschäft nicht erlahmte, sondern unbeirrt fortfuhr, die sieche Gesellschaft mit ihrer göttlichen Lehre, ihrem starken Gebete und ihren kräftigenden Heilsmitteln zu erquicken. Niemals

sah die Welt so viel unschuldiges Blut fließen, als in den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Aera; aber auch niemals sproßte aus Blut eine so reiche üppige Saat geistiger Früchte auf, wie dazumal. Tertullian hat es im Satze ausgesprochen: Sanguis martyrum semen christianorum.[1])

Zu den schönsten Früchten dieser Blutsaat ist die Bekehrung des großen, weitverzweigten und lebensfrischen Volksstammes der Germanen zu rechnen. Wie für den sittlichen Horizont die Kirche, so wurden in politischer Hinsicht die Germanen die Vollstrecker der göttlichen Strafgerichte und die Welterneuerer. Wohl hatte der sittigende Einfluß der Kirche, obschon selbst erst im Entstehen, den Sturz des tausendjährigen Römerreiches hinauszuschieben, aber nicht aufzuhalten vermocht; letzteres hatte durch seine Sittenlosigkeit und Tyrannei beim Gerichte Gottes das Recht zu existiren verwirkt. Im Zusammenprall mit den Germanen zerbarst der Koloß und fiel in Trümmer. Ueber dem alten Schutte entstanden neue germanische Reiche; das christliche Banner flatterte auf allen Höhen, es hatte die Welt besiegt.

Wir haben mit einer gewissen Ausführlichkeit die damalige Weltlage und die sich daran knüpfenden Umwälzungen geschildert, weil eine anschauliche Parallele zwischen dem alten Rom und dem modernen London ohne farbenfrische, lebenswarme Pinselstriche undurchführbar erscheint. Ein näherer Blick auf das heutige London enthüllt dem erschreckten Auge das Bild von Zuständen, welche in der That in mannigfacher Beziehung mit denen der altrömischen Hauptstadt eine grauenvolle Aehnlichkeit aufweisen. Wie Rom der politische und geistige Mittelpunkt aller Mittelmeerländer, d. h. der ganzen damals bekannten Welt war, so erblicken wir im modernen London die Metropole eines Reiches, in welchem die Sonne nicht untergeht und das seinen Leoparden

1) Tertullian. Apolog. c. ult

ebenso unverdrossen und machtbewußt zur Erbeutung neuer Provinzen in die Ferne sendet, wie ehemals der siegesstolze Römer seinen Adler. Wenn auch nicht gerade in politischer und noch weniger in geographischer Beziehung, so muß man London doch sicher in finanzieller und handelspolitischer Hinsicht als Welthauptstadt ansehen. Schon die Bevölkerungsziffer, gegenwärtig um die enorme Grenzzahl Fünfmillionen herumspielend und bereits diejenige von ganz Irland überschreitend, erinnert an Verhältnisse, wie wir sie im Alterthum nur von Babylon und Ninive anzunehmen gewohnt sind. Mit ächtem Bürgerstolz blickt der Britte auf seine glänzende Hauptstadt und hält sich selbst für den Herrn der Welt, auf außerenglische Staaten nicht ohne eine gewisse Geringschätzung herabschauend. Prächtige Luxusbauten, stylgerechte Paläste, imposante Hallen, reichhaltige und unschätzbare Museen, Gallerien und Bibliotheken, endlich herrliche Kirchen umgeben London mit einem Glanze, der sich mit der Pracht des Forums und Capitols, mit dem Luxus der Triumphbogen, Thermen, Tempel und Büchersammlungen oder wie sonst alle die verschwundenen Herrlichkeiten des kaiserlichen Roms heißen mögen, beinahe messen kann. Aber wie im alten Rom, so eitern auch im modernen London unter prachtvollen Stickereien und Seidengewändern nur um so schmerzhaftere sittliche Beulen, deren Charakter ein trostloser, ja nach der Richtung der untersten Volksschichte hin selbst ein bedrohlicher ist.

Vielleicht in keiner andern Stadt des heutigen Erdkreises sind die schon an sich schroffen Gegensätze von Arm und Reich so unvermittelt einander gegenübergestellt wie in der britischen Hauptstadt, und wären die „Enterbten der Gesellschaft“, die entsetzlich verwahrlosten Armen in London, von nur geringer Schneidigkeit und Willensstärke, so hätte die sociale Revolution in London schon längst ausbrechen müssen. An Stelle der römischen Sklavenkriege hätten wir schon längst einen Londoner Armenkrieg erleben müssen. „London bietet gegen=

wärtig", so äußert sich ein englisches Blatt, „den denkbar höchsten Gegensatz zwischen Reichen und Armen dar, der in den vier Welttheilen auf unserm Erdball gefunden werden kann. Derselbe besteht nicht so sehr darin, daß es in London mehr Reiche oder mehr Arme als in anderen Großstädten gibt, als vielmehr darin, daß die Reichen daselbst mehr reich und die Armen mehr arm sind, als in Paris, Berlin oder New-York." [1]) Wie jeder Contrast, so trägt ohne Zweifel auch derjenige zwischen vornehmen und niedrigen, reichen und armen Ständen eine malerische, für Künstler wie Literaten verführerische Seite an sich. Rom hatte zur Zeit seines Verfalles seinen Persius, Juvenal, Properz, Martial, die mit oft ätzender Satyre die Sittenzustände ihrer Zeit geißelten und mit feinem Spotte öffentlich an den Pranger stellten. Auch dem originellen Reiz, der außerordentlichen, manchmal verblüffenden Neuheit, mit welcher jene Gegensätze in London sich zu lebenden Bildern gestalten, ist schon mehr als ein Schriftsteller und Zeichner erlegen. Männer von bedeutendem literarischen Rufe haben es nicht unter ihrer Würde gehalten, diese von Champagnerschüssen widerhallenden Paläste des feinen Sinnengenusses, aber auch diese von Schmutz und Lastern wimmelnden Hütten der Armen, diese zerlumpten, ausgehungerten Bettelgestalten auf Straßen und öffentlichen Plätzen, wie ihr Gegenbild in den fein gescheitelten und geschniegelten Börsenherren, diese schmutzigen Schuhwichser und diese glänzend uniformirten Livreebediensteten, diese ungebildeten rohen Marktweiber und diese auf hohem Kothurn einherschreitenden Ladies, kurz alle grobe wie feine Schlechtigkeit, Raffinirtheit, Thätigkeit, Gewerbe, wie es im modernen London herrscht, naturgetreu zu zeichnen oder besser grau in grau zu malen. Wer kennt die geistvoll geschriebenen, farbenprächtigen Schilderungen und Zeichnungen nicht, die Henry

---

1) The catholic Times and catholic Opinion vom 26. Okt. 1883. — Vgl. das Werk von Henry George, Progress and poverty. London 1883.

Mayhew in seinem dreibändigen Werke „London labour and the London poor" niedergelegt hat! Ja dieser selbe schneidende Gegensatz von Reich und Arm gerade in London hat sogar der „Philosophie des Unbewußten" Schleppdienste leisten müssen, um die pessimistische Thesis zu beweisen, daß die gegenwärtige Welteinrichtung gerade so viel Zweckmäßigkeit aufweist, um eben mit knapper Noth bestehen zu können und um nicht bei einer nur um ein Weniges geringeren Dosis von weisheitsvoller Einrichtung jämmerlich zusammenzubrechen. Der Hinweis ist wohl verzeihlich, obschon ihm wegen seiner Einseitigkeit jegliche Kraft eines zwingenden Beweises für eine so abenteuerliche, weit abseits liegende Thesis natürlich mangelt. In der That tritt der unnatürlich große, zur klaffenden Tiefe aufgerissene Abstand zwischen den Besitzenden und Armen schon dem äußeren Auge in beleidigender, peinlicher Gestalt entgegen, wenn man die Prachtbauten, Bankpaläste und Kaufhäuser der City mit den Hütten und Höhlen vergleicht, in welchen die Armen Londons heerdenweise hausen und die wegen ihrer täuschenden Aehnlichkeit mit Krähennestern den wenig geschmackvollen, aber bezeichnenden Namen Rookeries tragen. In diesen Höhlen liegen die unglücklichen Menschen in stinkender Luft und ohne genügende Nahrung zu Tausenden zusammengepfercht, der Verwahrlosung und dem Hunger schonungslos preisgegeben. Wohl gab es im kaiserlichen Rom allein 1,000,000 Sklaven, rechtlos, verachtet, dem Willen ihrer Herren verfallen, wie denn der römische Schriftsteller Varro dieselben einfach zu den bloßen instrumenta der Landwirthschaft rechnet, wenn er schreibt: „Es gibt drei Arten von Werkzeugen. Das Eine ist stumm, der Pflug, der Wagen; das andere gibt unartikulirte Töne von sich, der Ochse; das dritte spricht, dieß ist der Sklave." [1]) Aber bis

1) Varro, De re rustica I, 17. — Nach Gibbon (The history of the decline and fall of the Roman empire) gab es unter dem Kaiser Claudius neben 20,000,000 Bürgern und 40,000,000 Peregrini im ganzen Reiche an 60,000,000 Sklaven.



zu dem Grade, wie die Armen Londons in physischem Elende schmachten und oft des Hungers sterben, brauchten wohl selbst römische Sklaven nichteinmal zu darben. Man sah sie zwar als Lastthiere an, aber sie wurden auch wie Lastthiere gefüttert.

Das sociale Problem in Bezug auf die Armenbevölkerung Londons ist eben jetzt durch fruchtbare Anregungen von verschiedenen Seiten wieder auf die Tagesordnung gesetzt, der Gegenstand der wohlwollendsten Discussion in der periodischen Literatur und sogar im englischen Parlament geworden. Man fühlt nachgerade doch auch in den wohlhabenden Kreisen wie in den gesetzgeberischen Körperschaften, daß dieses unbeschreibliche Massenelend eine wirkliche sociale Gefahr für England bedeutet. Wohl ist die Krisis gegenwärtig noch nicht so scharf zugespitzt, wie im alten Rom, wo ein gähnender, unausgefüllter Riß die Besitzenden von den Besitzlosen trennte; denn in London existirt, was entgegen vielfach verbreiteten falschen Anschauungen auf dem Continente besonders zu betonen ist, ein wirklicher gesitteter Mittelstand von ächtem Schrot und Korn, welcher sich zwar nicht stetig mit den beiden Extremen nach Rechts und nach Links berührt, aber doch mitten im klaffenden Abgrunde stehend in etwa im Stande ist, nach beiden Seiten ausgleichend und versöhnend zu wirken und so die Schneide des Elends etwas abzustumpfen. Meistens gehört dieser Mittelstand, der im großen Ganzen auch sehr wohlthätig zu nennen ist, dem wohlhabenden Bürgerthum und kleinen Kaufmannsstande an. Aber es leuchtet auch ohne scharfsinnige Deduktionen ein, daß das Vorhandenseyn dieser dritten Saite den schrillen Mißklang wohl zu dämpfen, aber nicht zu beseitigen vermag.

Der socialistische Hund könnte sich von der Kette losreißen und den stolzen John Bull in die Waden beißen: das sieht man ein, und deßwegen wird die Armenfrage Londons jetzt in England überall sehr eifrig erörtert.[1] Dazu kommt

---

1) Cf. The Nineteenth Century. A monthly review Nr. 82.

noch der sehr kitzliche Ehrenpunkt. Denn die nicht ohne Selbstverschuldung herbeigeführte sociale Lage der Armen beginnt nach dem Ausdrucke von George R. Sims nachgerade, ein „nationaler Scandal zu werden." Doch hören wir ihn selbst: „Wir leben in einem Lande, welches die Armen und Unterdrückten aller Länder unter der Sonne in wirksamer Weise auf seine eigenen Unkosten in Schutz nimmt. Wir organisiren große Militärexpeditionen, wir vergießen unser Blut und verthun unser Geld ad libitum, um die sociale Lage der Schwarzen und der Braunen zu erleichtern; das Wehe eines Aegypters oder Bulgaren oder Zulu's verursacht in der ehrlichen Ader von John Bull einen Schauer von Entrüstung. Und doch darbt an seiner eigenen Thüre eine so bedrückte, zusammengepferchte und bis zum Exceß verwahrloste Rasse, daß ihre Lage zum nationalen Aergerniß geworden ist. — Wollen wir erst die Revolution abwarten, ehe wir die Armen aus den Klauen ihrer Bedrücker befreien? Wollen wir es erst auf die Cholera oder Pest ankommen lassen, ehe wir einen Zustand ändern, der in sanitärer Beziehung ohne Beispiel in civilisirten Staaten dasteht?" [1]) Allerdings hat diese peinliche Frage eine ganz besondere Berechtigung zu einer Zeit, wo England in Aegypten sich zu schaffen macht und sogar bis zum Sudan seine Soldaten zur Befreiung wildfremder Völkerschaften aus der Verstrickung des bösen Mahdi, des „falschen Propheten," entsendet hat.

Aber steht es mit der Londoner Armenfrage auch wirklich so schlimm, wie unsere bisherigen Erörterungen schließen lassen? Wir müssen leider antworten: so schlimm, daß man von der Größe der Noth und Gefahr sich keine Vorstellung macht. Noch im verflossenen Sommer haben hochherzige

---

p. 925 ff. Dec. 1883. — The Fortnightly Review edited by F. H. S. Escott Nr. 1. p. 21 ff. Jan. 1884.

1) George R. Sims, How the poor live, p. 61. 63. London 1883. (Mit Abbildungen.)

Männer, dem geistlichen wie dem Laienstande angehörig, einen Recognoscirungszug in dieses Land des Elends und des Schreckens unternommen, welches den Engländern nicht so bekannt zu seyn scheint, wie das ferne Indien oder wie die Heimath der Kaffern und Zulu's. Neben den auf Augenschein beruhenden Aufzeichnungen und Schilderungen G. R. Sims' hat am Ende des vorigen und zu Beginn des gegenwärtigen Jahres eine von der Londoner „Congregational Union" ausgehende oder wenigstens inspirirte Schrift, welche die jetzige sociale Lage der Londoner Armen- und Arbeiterbevölkerung mit den schwärzesten Farben malt, weit über die Grenzen Englands hinaus großes, berechtigtes Aufsehen erregt. Die wichtige Broschüre, welcher das Verdienst zukommt, die ganze Armenfrage in England in vollen Fluß gebracht zu haben, führt den Titel: The bitter cry of out cast London. An inquiry into the condition of the abject poor, und kam gegen Ende Oktober 1883 in die Oeffentlichkeit. Der Verfasser versichert gleich zu Anfang, daß er weder auswählerisch bei seinen Beispielen und Angaben verfahren, noch auch die geringste Uebertreibung sich habe zu Schulden kommen lassen, sondern daß er lediglich trockene Thatsachen anführen wolle. Wer nun diesen auf den eingehendsten Informationen beruhenden Bericht überfliegt, der kann sich eines gewissen Gefühls von geheimem Schauder nur schwer erwehren. Man fährt sich unwillkürlich an die Stirne und fragt: Wie sind im Jahrhundert der „Cultur" und des „Fortschrittes" mitten im gesitteten Europa, mitten im Herzen Englands Dinge möglich, deren Auftreten wir in seiner vollen Nacktheit höchstens in die Sklavenstaaten Westafrika's zu verlegen geneigt wären? Mit Besorgniß muß jeder Menschenfreund sich sagen: greift diese sittliche Pest im Bunde mit dem namenlosen physischen Elend, das sie größtentheils unmittelbar im Gefolge hat, in weiteren Schichten um sich; gelingt es den zerstörenden Tendenzen der socialdemokratischen Propaganda, diese zwar schmutzige, aber

mächtige Fluth von Schlechtigkeit und Verkommenheit auf ihre Mühle zu leiten: dann ist der Zusammenbruch des gesellschaftlichen Fachwerks nur noch eine Frage der Zeit, dann wird eine neue Aera von Königsmorden, Dynamitattentaten, Höllenmaschinen, Abschlachtung der Reichen anbrechen, dann wird nach dem Herzenswunsch des Berliner „Philosophen des Unbewußten" die Welt an ihrer eigenen Cultur zu Grunde gehen.[1]) Eine Verbündung der Anarchie mit der Armuth wäre für die ganze Weltordnung geradezu verhängnißvoll. Und daß die Anarchisten, mögen sie nun als verkörpertes Umsturzprincip im Großen oder in kleineren Fraktionen als Nihilisten, Socialisten, Fenier u. s. w. aufmarschiren, gerade jetzt riesige Anstrengungen machen, um einen betäubenden Weltkrach vorzubereiten, dafür liegen wahrhaftig schlimme Symptome genug vor. Daß deutsche Socialdemokraten beim Auftreten des Berliner Hofpredigers Stöcker am 15. November 1883 in der Memorial Hall einen deutschen Monarchen öffentlich einen „Massenmörder" schimpfen und mit grinsenden Geberden die „zukünftige Revolution" hochleben lassen durften, daß zu Ende des verflossenen und im März des laufenden Jahres äußerst kecke Dynamitattentate gegen unbewehrte Bahnübergänge und Packräume vorkommen konnten, gibt um so mehr zu denken, als gleichzeitige anarchistische Kundgebungen auch aus Preußen, Oesterreich und Frankreich gemeldet wurden.[2])
Motive genug für John Bull, um mit der Armenfrage Londons zu rechnen und dieselbe mit der ganzen Weltlage in organische Verbindung zu setzen.

Gleichwie die Schwingen des Römeradlers, der eine ganze Welt dem römischen Namen mit starken Krallen unterjocht hatte, in dem Maße zu erlahmen begannen, als moralischer Unrath, wie Blei so schwer, an das mächtige Flügel-

---

1) Vgl. The catholic Times vom 26. Oktober 1883 p. 5.

2) Cf. Tablet vom 8. März 1884. Vgl. Deutsche Reichszeitung vom 11. März 1884.

paar sich ansetzte: so würde auch der britische Leopard der ansteckenden Sittenfäulniß, die ihn im eigenen Lager umgibt, auf die Dauer keinen Widerstand entgegenzusetzen vermögen, so kräftig und muthig er zur Zeit auch noch seine goldene Mähne schütteln mag. England steht einfach vor der Frage der Selbsterhaltung. Durchaus treffend sagt G. R. Sims in seinem angezogenen Schriftchen: „For very shame England must do something, nay, for self-preservation, which is the most powerfull of all human motives. This mighty mob of famished, diseased and filthy helots is getting dangerous, physically, morally, politically dangerous.“[1]) Ueber die Mittel sind jedoch die Staatsmänner nicht ebenso einig, wie über das zu erreichende Ziel. Ohne Frage wäre eine entschiedenere Umkehr zur christlichen Politik, der volle Bruch mit dem kirchenfeindlichen Liberalismus, dessen uneheliches Kind ja die Socialdemokratie ist, endlich eine weitergreifende Freigebung und Förderung des notorisch sittigenden Einflusses der katholischen Kirche, die man in manchen Ländern mit unbegreiflicher Verblendung in unwürdige Fesseln geschlagen hält, eines der wirksamsten Heilmittel gegen die socialen Schäden unserer Zeit. Der mächtige Einfluß der Religion ist allein im Stande, den revolutionären Strom zurückzudrängen und eine Krisis zu verhüten, wie sie das fünfte Jahrhundert bezüglich des weströmischen Reiches und das achtzehnte in der französischen Revolution erlebt hat. In der That hatte der anglikanische Protestantismus in richtiger Würdigung dieser Wahrheit denn auch schon vor dem Staate Stellung zur socialen Frage in London, die gegenwärtig acut geworden, genommen. Die Enquête vom Sommer 1883 ist sein Werk, zu dem Zwecke angestellt, um nach genauer Erforschung der Uebel auch entsprechende geistige Heilmittel anzuwenden, insoweit das moralische Elend bei der Armenfrage in Betracht kommt.

---

1) George R. Sims, How the poor live p. 28 ff.

Der schon oben angezogene Bericht eines anonymen Verfassers[1]) legt das Geständniß ab, daß die protestantischen Sekten Londons die „Entdeckung" gemacht, wie sich mitten im Centrum der Civilisation ein Abgrund unsäglicher Verkommenheit und Noth geöffnet habe, nur nothdürftig mit einer dünnen Kruste von Zucht und Sitte überdeckt, unter der die Gottvergessenheit und Verworfenheit, wie in einem Krater, brodle und siede. Kaum sei bis heutigen Tages der ernstliche Versuch gewagt, an dieses schlimme Raupennest sittlicher Fäulniß mit denjenigen Radikalmitteln heranzutreten, die allein Bürgschaft leisten, daß es entweder mit Stumpf und Stiel ausgerottet, oder wenigstens doch vom ärgsten Unrath gereinigt werde. „Während wir", fährt der Bericht fort, „damit beschäftigt waren, uns Kirchen zu bauen, uns an unserer Religion zu trösten und von der Herankunft des Millenniums zu träumen, sind inzwischen die Armen ärmer, die Elenden elender und die Ruchlosen verderbter geworden. Täglich erweiterte sich die Kluft, welche die niedersten Klassen von unsern Kirchen und Kapellen, wie nicht minder von Anstand und Sitte abschneidet. Zwar könnte man eine Reihe von Thatsachen anführen, die auf den entgegengesetzten Schluß zu führen scheinen. Wir brauchen ja nur jene edle Schaar von Männern und Frauen zu erwähnen, welche die Segnungen des Evangeliums (Bibeln) in die schmutzigsten Hütten tragen, brauchen nur auf die tröstlichen Berichte von Missionen, Besserungsanstalten, Asylen, Mäßigkeitsvereinen hinzuweisen, nicht zu reden von den Theatergottesdiensten, mitternächtigen Meetings und außerordentlichen Missionen. Aber was will dieß bedeuten? Wir würden in einem Paradies von Wahnsinnigen leben, wenn wir glauben wollten, alle diese Veranstaltungen zusammen würden auch nur den tausendsten Theil von dem leisten, was zu thun vonnöthen wäre, oder nur den hundertsten von dem, was die Kirche Christi leisten

1) The bitter cry of outcast London p. 1.

könnte. Wir müssen den Thatsachen in's Auge blicken und da müssen wir gestehen, daß diese entsetzliche Fluth von Sünde und Elend über unsern Köpfen zusammenzuschlagen droht." [1]) Erinnert diese erschütternde Sprache nicht an die Klagen eines Tacitus über die überhandnehmende Sittenlosigkeit des alten Rom? Und hat die protestantische Religion Motive und die anglikanische Pastoration Erfolge genug, um die geistige Wiedergeburt dieser verthierten Menschenklassen siegreich durchzuführen? Mit Bibelvertheilungen und Bibelsprüchen allein ists wohl nicht gethan, wo eine innerliche Bekehrung und geistige Umwandelung aus dem innersten Menschen heraus Platz greifen muß. Wie immer dem seyn möge, so ist jedenfalls der geringste Schritt zu begrüßen, der von welcher Seite immer zur Linderung der geistigen Noth der Londoner Armen unternommen wird, und vielleicht wird die geplante Errichtung von besonderen Missionshallen, zunächst in den verkommensten Distrikten Collier's Rents, Ratcliff und Shadwell, eine Operationsbasis schaffen, von welcher man zwar nicht so durchschlagende und wunderbare Erfolge, wie sie die großen Volksmissionen der Jesuiten, Redemptoristen und Kapuziner aufweisen, erwarten kann, die aber immerhin für das geistige Wohl des „Londoner Auswurfs" manches Ersprießliche leisten möchte.

Der schlimmste Feind der Londoner Armen ist unzweifelhaft die Irreligiosität, der Unglaube; der zuverlässigste Gradmesser beider aber dürfte wohl in der Controlle des Kirchenbesuches zu suchen seyn. Und da ergaben die statistischen Erhebungen im Sommer 1883 selbst für Bezirke, worin anständigere Arbeiterfamilien wohnen, einen für das englische Sektenwesen um so demüthigenderen Ziffernausdruck, als die starre englische Sonntagsruhe schon aus dem Motiv der Lang-

---

1) „We must face the facts, and these compel the conviction that this terrible flood of sin and misery is gaining upon us." The bitter cry etc p. 2.

weile die breiten Massen des Volkes in die Kirchen treiben sollte. Von 212 geachteten Arbeiterfamilien in der Nachbarschaft von Old Ford erfahren wir, daß ihrer 118 in gar keinen Gottesdienst gehen. Von 2290 Seelen in Bow Common besuchten nur 88 Erwachsene und 47 Kinder die Kirche. Eine Straße in Leicester Square mit 246 Familien stellt nur 12 dieser Familien, die im Sonntagsgottesdienst durch irgend ein Glied vertreten sind. Von 4235 im Distrikt St. George's in the East wohnenden Seelen gehen nur 39 ihrem religiösen Bedürfniß nach. Ein ähnlicher Procentsatz ergibt sich durchschnittlich für die übrigen Arbeiter- und Armenbezirke. Da ein einmaliger oder mehrmaliger Kirchenbesuch schon in obigen Zahlen mitgerechnet ist, so läßt sich daraus die Tiefe des religiös-sittlichen Verderbens, welches die Arbeiterbevölkerung ergriffen hat, genugsam ermessen. Wie der Bericht ausdrücklich hervorhebt, gehört es zu den gewöhnlichen Erscheinungen, daß die Leute seit 20 bis 30 Jahren keine Kirche mehr gesehen haben, ja vierundsechszigjährige Greise traf man, die nie in ihrem ganzen Leben eine solche besucht haben.[1]) Dazu liegt die Unsittlichkeit, wie ein schmutziges Leichentuch, über dieser bedauernswerthen Bevölkerung ausgebreitet. Alle Zucht und Ehrbarkeit scheint zu Grabe getragen. Wohl sind auch andere Großstädte, namentlich Berlin, Paris, Wien, Pest, Neapel, durch die große Ausdehnung, die daselbst das Prostitutionswesen gewonnen, von jeher berüchtigt gewesen; aber es dürfte fraglich erscheinen, ob gerade die Armenbevölkerung anderswo durch Angebot wie Nachfrage dem schrecklichen Moloch der Unzucht so viele Opfer bringt, wie in London.[2]) Wie im sinkenden Rom, so ist auch bei den Armen Londons von einer religiösen Ehe keine Rede. Wie der Verfasser der im Auftrage der Congregational

1) The bitter cry of outcast London p. 3—4.

2) Vgl. den 4. Extraband von H. Mayhew, London labour and the London poor. — Cf. J. Greenwood, the seven curses of London. Chapter 16—20.

Union herausgegebenen bekannten Broschüre bemerkt, rief die bloße Erkundigung nach der Rechtmäßigkeit des Zusammenlebens bei den betheiligten Männern und Frauen Verwunderung und Lächeln über solch naive Fragen hervor. Niemand fragt darnach, Niemand erwartet es, daß die Lebensgemeinschaft der Geschlechter mit dem Charakter der christlichen Ehe geadelt sei. Für Eheschließung wie Ehescheidung gibt es nur zwei Motive: Leidenschaft und Eifersucht. Als unlängst ein verrufener, mit einem Weibe ungetraut zusammenlebender Kerl mit einem Diebsgesellen auf nächtlichen Einbruch ausging, wurde jener von diesem aus erotischen Motiven auf dem Wege ermordet. Bei seiner Rückkehr spiegelte der Mörder dem bethörten Weibe des Ermordeten vor, derselbe sei von der Polizei über Nacht eingesperrt worden, und schon dieselbe Nacht nahm er die Stelle seines Opfers ein.[1]) Zudem ist bei der Einrichtung des verderblichen Einzimmersystems Blutschande und jede Form von Laster allgemein geworden. Gesindel, Diebe, Prostituirte, entsprungene Zuchthäusler füllen Gassen und Häuser. Mitten in der Armuth und im Elend stehen zahlreiche Stätten der öffentlichen Unzucht. Ein Arbeiterdistrikt zählt 43 öffentliche Häuser mit 428 Frauen und Mädchen bis zum zarten Alter von zwölf Jahren hinab. In einem andern Bezirk treffen auf je 10100 Einwohner schon 400 Prostituirte von dreizehn bis fünfzig Jahren, ja von 35 Häusern einer gewissen Arbeiterstraße sind 32 öffentliche Bordelle. Wie es in den vornehmen und mittleren Ständen aussehen mag, davon erhält man vielleicht eine Ahnung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß seit etwa zwanzig Jahren die Menge öffentlicher Dirnen sich von 8600 auf rund 100,000 vergrößert hat.[2])

---

1) The bitter cry etc. p. 7.

2) Cf. J. Greenwood, The seven curses of London p. 281 ff. Es ist außerdem statistisch festgestellt, daß an 250,000 heimath- und freundlose (Fabrik-) Mädchen in London den größten sitt-

Zu all diesem moralischen Elend gesellt sich dann noch das englische Nationallaster der Trunkenheit hinzu. Es ist ein Krebsschaden, der am besten Lebensmark der edlen Nation Albions frißt. Nicht durch reiche lukullische Mahlzeiten, für welche der elende Mob kein Geld hat, wird der Gaumenlust gefröhnt, sondern durch große Quantitäten von Schnaps und Branntwein. Vor Jahren schon hat Dr. Guthrie die verheerenden Wirkungen dieses Lasters also geschildert: „Es ist nicht möglich, die Folgen dieses Uebels zu übertreiben oder auch nur wahrheitsgetreu zu kennzeichnen, sei es in Rücksicht auf die Personen selbst, welche dem Laster sich ergeben haben, oder sei es in Rücksicht auf Solche, die darunter mit zu leiden haben: geknickte Ehemänner, gebrochene Frauen und vor Allem arme unschuldige Kinder, welche unter Darbung und Grausamkeit hinsiechen, in Lumpen gehüllt auf unseren Straßen schauern, ohne Schuhe den Winterschnee durchwaten und mit ihren struppigen Haaren, hohlen Wangen und eingesunkenen Augen aus ihren geflickten, schmierigen Fenstern herausstarren. Dabei ist dieser Fluch keineswegs etwa auf die untersten Schichten beschränkt; obwohl die Sitten der höheren und mittleren Gesellschaftsklassen bessere sind, so ist dieses Laster doch in allen Ständen anzutreffen. Schon mancher Magd hat dasselbe ihre Stelle geraubt, und was ein größerer Verlust, ihre Tugend begraben; es hat manchem Handwerker sein Brod vernichtet, es hat Kronen ihres Glanzes entkleidet und den höchsten Rang in Verachtung gestürzt".[1])

---

lichen Gefahren ausgesetzt leben. Die im Jahre 1878 unter dem Patronate von Lord Aberdeen gegründete Society for providing Homes for Working Girls hat deßhalb sieben Asyle eröffnet, worin solche Mädchen gegen eine Vergütung von 4,50 Mark per Woche Wohnung und Unterkommen finden. Da selbst dieser Betrag für die Meisten unerschwinglich ist, so zählen jene Asyle gegenwärtig nur 260 Insassinnen. Und die andern? (Fortnightly Review 1884. p. 22.)

1) Bei J. Greenwood l. c. p. 332 ff.

Wer den schrecklichen Umfang der Verheerung, die der unheilvolle Whisky anrichtet, nicht kennt, wie es durchschnittlich in Deutschland wohl der Fall seyn mag, der versteht auch die unabweisbare Nothwendigkeit nicht, wie hier zu Lande mit den kräftigsten Gegenmitteln dieser geistigen Pest, welcher Männer, Frauen und Kinder zum Opfer fallen, in der energischsten Weise durch öffentliche Meetings, Mäßigkeitsvereine, Missionen entgegengearbeitet werden muß. Durch die sogenannte pledge, d. i. ein vor dem Geistlichen gemachtes Gelöbniß strengster Enthaltung von allen geistigen Getränken, sind schon Tausende zu einem besseren Leben bekehrt, Väter ihrer Familie und Mütter ihren Kindern zurückgegeben, und noch mehr von Haus aus vor dem abscheulichen Laster bewahrt worden. Aber trotz dieser und ähnlicher Kampfsmittel grassirt die Trunksucht gerade unter der Armenbevölkerung Londons in erschreckendem Grade. Die Ausrottung dieses Lasters ist mit um so größeren Schwierigkeiten verbunden, als den Leuten mit idealen Gesichtspunkten so lange nicht beizukommen ist, als sie nicht selbst für die Religion wieder gewonnen sind.

Wenn sich die Stärke der Nachfrage einigermaßen aus dem Angebote abschätzen läßt, so würden die öffentlichen Ausschanklokale einen objektiven Maßstab für den Umfang der Trunksucht abgeben. Nun gibt unser Bericht an, daß z. B. in Euston Road schon auf 100 Köpfe ein Wirthshaus (public-house) fällt.[1]) Bei einer Kirche in Orange Street stehen nicht weniger als 100 Gin-palaces, umfangreich und comfortabel eingerichtet. Während London überhaupt etwa 1100 Kirchen und Kapellen zählt, weist es hingegen 7500 Branntweinhäuser, 1730 Café's und Restaurants und 467 große Hotels auf; will man hieraus einen Schluß ziehen, wohin es die Herzen unwiderstehlich zieht, so dürften die Gotteshäuser wohl erst an letzter Stelle kommen. Der Lon-

---

1) The bitter cry of out cast London p. 8.

doner „Auswurf" kennt nur einen Himmel, und dieser ist das Wirthshaus mit seinem feurigen Naß, seinen glitzernden Spiegeln und Marmortischen. In taumelnder Besinnungslosigkeit sucht er sein verzweifeltes Loos zu vergessen, dessen Bewußtseyn ihn in der Nüchternheit erdrücken würde. Im Rausche völliger Vergessenheit, im dumpfen Stumpfsinn, welchen der Genuß des feurigen Giftes zuwege bringt, fühlen sich diese Armen erst behaglich. „Die Kneipen", sagt Sims, „blühen in den niederen Stadttheilen förmlich, und ganze Vermögen werden Männern und Frauen abgepreßt, die am Morgen selten wissen, woher sie etwas zu essen bekommen. Kann man sich aber wundern, daß die Schnapshäuser mit ihrem Licht und glänzenden Schimmer gestopft voll sind? Das Getränk ist für diese Sorte von Leuten ja Lebensmittel, es gibt ihnen den holländischen Muth, der erforderlich ist, um weiter zu leben, es stumpft ihren Sinn ab und drückt sie auf die Stufe des Thieres herab, welches sie eben seyn müssen, um in ihren Ställen (styes) leben zu können. Das Wirthshaus ist für sie ein Himmel neben ihren pestartigen, einer Hölle gleichsehenden Wohnungen. Betrunken seyn heißt bei diesen Leuten so viel wie glücklich seyn". [1])

Was diesem Nationalunglück den Stempel der Widerlichkeit noch besonders aufdrückt, ist der bedauerliche Umstand, daß gerade das weibliche Geschlecht einen bedeutenden Procentsatz zu den Opfern der Trunksucht stellt. Zur Zeit ist die durch öffentliche Trunksucht berüchtigtste Person in ganz London gerade ein weibliches Individuum, die irische Obsthändlerin O'Flannigan, welche im verflossenen Sommer wegen vollendeten, ärgernißgebenden Rausches vom Gerichte bereits zum fünfundsiebenzigsten Male bestraft werden mußte. In einem Polizeidistrikte Londons kamen im Jahre 1882 auf 301 männliche Verurtheilungen nicht weniger als 240 weib-

1) **How the poor live p. 15. London 1883.**

liche. Die von einer reichen Dame in Colchester im Jahre 1879 gegründete Young Women's Help Society, welche in Ost-London bereits sechs Filialen zählt, rechnet es zu einer ihrer Hauptpflichten, gerade der weiblichen Trunksucht entgegenzuarbeiten.[1]) Welchen Fluch letztere für das Familienleben und die Kindererziehung bedeutet, bedarf nur einer Andeutung.

Wenn ein Fluch den andern zeugt, wenn Sünde wieder Sünde gebiert, so ist das schrecklichste, beweinenswertheste Opfer beider sicherlich die unschuldige Kinderwelt, welche physisch der Verkrüppelung oder dem Blödsinn, und moralisch der Verführung und Corruption anheimfällt. Es ist vielleicht das traurigste Blatt in der Geschichte des Elendes, die wir zu schreiben haben. Denn der Anblick gemordeter Unschuld flößt uns nicht bloß Schauder ein, weil der eisige Hauch des Sündenfrostes mit grausamer Vorliebe gerade die jugendlich zarten Frühlingsknospen unschuldiger Kinderherzen knickt und tödtet, sondern auch, weil für lange Zeit alle Hoffnung auf gesunden Nachwuchs ebenso gründlich zerstört ist. Was für eine Generation wächst denn unter den geschilderten Umständen in den Londoner Arbeiter- und Armenvierteln heran? Kaum andere als nur zwei Klassen: entweder Cretinen, Idioten, Krüppel, Wasserköpfe, oder Diebe, Schwindler, Bösewichter, zu jeder Schandthat fähige Buben, eine ergiebige Zukunftsbeute der Anarchie. In der That wirkt der Alkoholismus schon aus physiologischen und psychischen Gründen in der verderblichsten Weise auf die sittliche wie körperliche Qualifikation der Nachkommenschaft ein. Krüppelhafte Constitution und geistiger Blödsinn sind die Brandmale, welche trunksüchtige Eltern mit dem Brenneisen des Lasters auf die unschuldige Stirne ihrer Kinder brennen. „Die elenden, krüppelhaften, mißgestalteten Kinderobjekte", schildert Sims seine Beobachtungen, „welche man in diesen Hütten trifft, bilden

1) Cf. The fortnightly Review Jan. 1, 1884. p. 21 ff. p. 29, in der Abhandlung: Social reforms for the London Poor.

die peinlichste, schmerzlichste Seite unseres Auskundschaftungs-Materials. Die Asyle der Grafschaften sind angefüllt mit armen Idioten und Wahnsinnigen, die ihr unglückseliges Loos der Sünde ihrer Eltern verdanken, und die Steuerkraft ist durch den Unterhalt einer blödsinnigen Nachkommenschaft der Trunksucht auf's schwerste belastet". [1]) Ist der Fluch der Trunkenheit schon groß genug, welchen die Kinder sozusagen schon mit auf die Welt bringen, so wird er noch größer, wenn wir verblendete und schlechte Mütter ihren Kleinen das brennende Gift noch eigenhändig einschütten sehen. Auch die zarte Kinderwelt wird schon ins Wirthshaus geführt, ja sogar auf den Armen hingetragen. So wird denn das Wirthshaus thatsächlich auch zur Brutstätte des Lasters, zur Schule aller Schlechtigkeit. Hier werden sie zur Trunksucht angehalten, hier werden sie namentlich zum Diebstahl abgerichtet. „Kinder, die kaum laufen können", heißt es im öfter citirten anonymen Bericht, „werden zum Stehlen angehalten, und kommen sie von ihren täglichen Raubzügen ohne Geld oder Geldeswerth heim, so werden sie unbarmherzig geschlagen". [2]) Wird sich unter solchen Auspicien noch Jemand wundern, daß es in London beständig an 20,000 gewerbsmäßige Diebe gibt, daß förmlich organisirte Diebesbanden, wie die berüchtigte Bande der „Forty thieves", die abgelegenen Straßen zur Nachtzeit unsicher machen, daß Raubanfälle besonders gegen Fremde bei hellem Tage nicht selten in London vorkommen? [3])

Aber noch ist des grausamen Spieles nicht genug. Tausende hilfloser armer Kinder erfahren den Fluch der elterlichen Trunksucht zum großen Theile auch dadurch an sich, daß sie grenzenloser Verwahrlosung und unheimlicher Vereinsamung unbarmherzig überlassen sind. Es ist ein offenes

1) How the poor live p. 15.

2) The bitter cry of outcast London p. 8.

3) J. Greenwood, l. c. p. 85 ff. - Cf. The bitter cry &c. l. c.

Geheimniß, daß im Winter wie im Sommer hunderttausend Kinder unter sechszehn Jahren unbeaufsichtigt, unbeschäftigt und verlassen, wie wilde Pferde, in den Straßen von London herumlungern, ihren Hunger mit den halbfaulen Abfällen stillend, welche auf den öffentlichen Verkaufsstellen von den Körben der Obst- und Gemüschändler fallen.[1]) Ebenso unbestritten ist es, daß diese verwahrloste Jugend ohne Eltern und Pfleger in ungleich größeren Dimensionen anwachsen würde, wenn nicht der Tod, nicht so fast ein Würgengel als ein willkommener Befreier, schon unter den Säuglingen gewaltig aufräumte und sie vor einem menschenunwürdigen Lebensschicksal gnädig bewahrte. Zu Tausenden werden die Säuglinge der Armen von Hunger und Kälte und Darbung jeglicher Art dahingerafft, während andere an „Baby-Farmers" und „Child Adopters" von ihren Eltern verkauft und bei guter Gelegenheit zu „Engeln" gemacht werden.[2]) Würde in dieser Weise der erlösende Tod die Reihen der armen Kinder nicht so stark lichten, so würden sie nach dem Ausdruck Greenwoods aus dem Boden hervorwachsen, „wie Kaninchen in einem stillen Gehäge, und würden so massenhaft unsere Straßen durchschwärmen, daß wegen der Uebervölkerung sich die Nothwendigkeit der Einbringung einer Parlamentsakte ergäbe, welche im Anschluß an das letzte Hundegesetz gegen das Stromerthum von Kindern, die ohne Maulkorb in den Straßen herumlaufen, sich wenden müßte."[3]) Während so die Schwächeren im bitteren Kampfe ums Dasein schon frühzeitig erliegen, gehen die Ueberlebenden, die sich nicht immer als survival of the fittest kennzeichnen lassen, einem so pessimistischen Lebensschicksal entgegen, daß es fraglich erscheint, ob einer so unglückseligen traurigen Jugend der Tod überhaupt nicht vorzuziehen sei. Die Aussetz-

---

1) Cf. J. Greenwood p. 5 ff.
2) Cf. J. Greenwood l. c. p. 29 ff.
3) Greenwood, p. 5 f.

ung von Kindern auf dem Taygetus nach spartanischem Recept war ohne Zweifel ein Verbrechen, das nichteinmal die Autorität eines Lykurg zu heiligen vermochte; aber ob es nicht ein größeres Verbrechen sei, hülflose Kinder Jahre lang mit quälendem Hunger zu foltern, mit langsamen Todesqualen zu martern, steht noch sehr dahin. „Das Kinderelend, welches man erblickt", wird uns gesagt, „ist das am meisten herzzerreißende und erschreckende Element bei diesen Entdeckungen, und dabei ist gerade der Fluch nicht der geringste, den die Kinder aus dem Laster ihrer trunksüchtigen und ausschweifenden Eltern ererbt haben und welcher sich in den verkrüppelten, ungestaltenen und oft widerlichen Gestalten ausprägt, die man in diesen Oertlichkeiten durch die Bank antrifft. Vom Anbeginne ihres Daseyns werden sie äußerster Vernachlässigung heimgegeben. Ihre Leiber und Lumpen wimmeln von Ungeziefer; der grausamsten Behandlung sind sie ausgesetzt; manche von ihnen haben niemals ein grünes Feld gesehen, wissen nicht, was es ist, bis auf die nächst benachbarten Straßen zu gelangen, und verbringen oft ganze Tage hin ohne einen Bissen Brod".[1]) So viele Kinderqualen, so viel Schmerz und Elend und Hunger, so viele Leiden unschuldiger Geschöpfe bilden eines der schwierigsten und ernstlichsten Probleme der Philosophie, welche ohne Berücksichtigung der christlichen Weltanschauung über die Natur und Tragweite des Uebels allerdings nur allzugern im Schopenhauer'schen oder Hartmann'schen Pessimismus stecken bleibt.

Die Wohnungsfrage ist neben dem Kinderelend gegenwärtig wohl die brennendste in London, zumal auch die Unsittlichkeit der Armen in ihr vielleicht ihre tiefsten Wurzeln hat. Das allgemeine Ergebniß ist, daß die Höhlen — Wohnungen kann man es nicht nennen —, worin die Armen hausen,

---

1) The bitter cry of out cast London, p. 13, wo einige herzzerreißende Beispiele erzählt sind. Reich an Einzelfällen ist namentlich auch die Schrift von H. R. Sims.



von Schmutz starren, ungenügend ausgetrocknet, gar nicht ventilirt, oft bis zum Einsturz baufällig und zu Allem noch durchgängig übervölkert sind. Ganze Familien, ja öfter mehrere Familien zusammen, hausen in einem einzigen Zimmer von nur acht Quadratfuß Flächeninhalt, und manchmal gehören noch Schweine und Esel mit zu den Zimmergenossen. Vor nicht langer Zeit entdeckte ein Sanitätsaufseher in einer Kellerwohnung Mann, Weib, drei Kinder und vier Schweine.[1]) „Ich habe Kenntniß von drei bis vier Lokalitäten", schildert Dr. Letheby die Sachlage, „wo 48 Männer, 73 Frauen und 59 Kinder in nur 34 Zimmern leben. In einem Zimmer befanden sich zwei Männer, drei Frauen und fünf Kinder, in einem andern ein Mann, vier Frauen und zwei Kinder, und als ich vor ungefähr 14 Tagen ein Hinterzimmer im Parterre Nr. 5 besuchte, fand ich es von einem Manne, zwei Frauen und zwei Kindern besetzt; es lag aber noch die Leiche eines armen Mädchens darin, das wenige Tage vorher in Wochen gestorben war. Der Leichnam lag da auf dem Estrich ausgestreckt, ohne Leichentuch und ohne Sarg, mitten unter den Lebenden — und wir möchten gerne fragen, wie es anders kommen kann, als daß das menschliche Herz für alle edleren Gefühle erstorben seyn muß, wo ein solches Schauspiel zu den gewöhnlichen Vorkommnissen zählt".[2]) Aus neuester Zeit werden Fälle mitgetheilt, wo eine in Verwesung übergehende Kindsleiche fünfzehn Tage lang in demselben Zimmer liegen blieb, worin eine ganze Familie lebte, aß und schlief; wo eine andere Leiche neun, eine dritte zwölf, eine vierte acht Tage lang die Zimmerluft verpestete, die von den Angehörigen eingeathmet wurde.[3]) Die Verderblichkeit des Einzimmersystems für Leib und Seele der Armen wird unter solchen Verhältnissen wohl von Niemand in Abrede

---

1) H. R. Sims, How the poor live p. 42.

2) Bei Greenwood l. c. p. 26 ff.

3) Cf. H. R. Sims, op. cit. p. 37—38.

gestellt werden können. Und dennoch müssen diese bedauernswerthen Leute für ihr einziges „Zimmer", in welchem außer einer wurmstichigen Bettstelle, einem zerbrochenen Stuhle oder Tisch nur Lumpen und Scherben zu treffen sind, enorme Miethen bezahlen, nämlich 3,50 bis 4 Mark wöchentlich, ein Betrag, welcher sogleich die Hälfte des wöchentlichen Verdienstes — meistens im Lohne für die Fabricirung von Zündholzschachteln bestehend — verschlingt und für Nahrung, Feuerung, Kleidung der Familie nur 50 Pfennige täglich übrig läßt.[1]) Hier wäre ein Punkt, wo die Gesetzgebung energisch einzusetzen hätte, um jenes schändliche, zum Himmel aufschreiende Aussaugungssystem zu ersticken und auszurotten, welches von herzlosen Häuservermiethern in der schamlosesten Weise im großen Stile betrieben wird. Reiche Spekulanten leben nämlich und mästen sich, wie Vampyre, vom Blute und Schweiße der Armen, indem sie ganze Straßen baufälliger, zum Abbruch verurtheilter Häuser um ein Spottgeld aufkaufen und hernach durch zimmerweise Vermiethung derselben an die Londoner Armen einen 50- bis 60procentigen Gewinn daraufschlagen. Solche Leute sind die gefährlichsten Feinde der menschlichen Gesellschaft und sicherlich auch die widerlichstenCreaturen im Angesichte Gottes.

Lassen wir zum Schlusse noch einen letzten Blick über das traurige Gemälde gleiten, das wir von der Lage der Londoner Armen und Arbeiter entworfen, ehe wir es wieder verhüllen und bei Seite stellen. Es ist ein Bild, in vielen Zügen zum Verwechseln ähnlich demjenigen, welches Rom zur Zeit seines tiefsten Verfalles darbot. Hier wie dort stechen gleich grelle Farbeneffekte in die Augen des Beschauers, vom tiefsten Schwarz anhebend und emporsteigend bis zum schreiendsten Weiß, ohne Anwendung von versöhnenden, die Gegensätze stillenden Mittelfarben. Unermeßlicher Reichthum auf der einen Seite, blutige Armuth auf der anderen, hier

1) Tho bitter cry of out cast London p. 19.

harte Bedrückung durch den Stärkeren, dort die Seufzer und Thränen der Bedrückten; aber überall dieselbe grenzenlose Irreligiosität und Unsittlichkeit, dieselbe unzufriedene, drohende Haltung der Schwächeren, dieselbe sorglose in den Tag hineinlebende Nonchalance der Regierenden. Hieß es im alten Rom: „So viele Sklaven, so viele Feinde", so hat dieser Text in unsern Tagen nur eine kleine Abänderung erfahren und heißt: „So viele Arme und (Fabrik-)Arbeiter, so viele Todfeinde der Gesellschaft".[1]) Denn die Sklaverei hat in der Gegenwart nur eine andere Form, unter dem Scheine persönlicher Freiheit, im überhandnehmenden Fabrikenwesen angenommen. Wie aber die altchristliche Kirche, obschon mit Feuer und Schwert verfolgt, im ausgehenden Alterthum die sociale Krisis dadurch einer friedlichen Lösung entgegenführte, daß sie die ganze egoistisch gewordene Gesellschaft mit dem Odem christlicher Charitas lebensvoll durchdrang, im Hinweise auf die ewige Vergeltung und definitive Ausgleichung dem Ueberfluß und Reichthum, proportional seiner Größe, Wohlthätigkeit, und der Armuth geduldige Ertragung auferlegte, daneben aber in den zahllosen Asylen, Hospitien, Spitälern, Mönchs- und Nonnenklöstern, Armen- und Findelhäusern ebenso viele Linderungs- und Speiseanstalten für die darbende Menschheit schuf: so dürfte auch voraussichtlich in naher Zukunft schon der durch die drohenden Anzeichen der Revolution und den Feuerschein von Dynamitexplosionen aufgeschreckte moderne Staat sich genöthigt sehen, im Interesse seiner Selbsterhaltung diese selbe Kirche voll unversieglicher Lebenskraft, welche er fast allerwärts in unwürdigen, ihre sociale Thätigkeit bindenden Ketten gefesselt hält, nicht bloß freizugeben, sondern auch um ihre so oft bewährte, mächtige Hülfe zur Beruhigung der revolutionären Wogen in Anspruch zu nehmen. Doch wie im Alterthum, so sehen wir auch in der Gegenwart selbst eine an Händen und Füßen gebundene

---

1) Vgl. Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte. II. S. XXXIX.

Kirche mit ebenso mütterlicher Sorgfalt wie großem Erfolge an der Wiedergeburt der kranken Gesellschaft arbeiten, so viel und so gut es bei ihrer gehemmten Bewegung noch möglich ist. Zwar ist die katholische Kirche zur Zeit in England freier, als sonst irgendwo, aber ungerechtfertigtem Mißtrauen begegnet sie auch hier; ein Verhältniß, das ihren Einfluß in Lösung des socialen Problems nicht wenig erschwert. Daß aber der Protestantismus mit seinen unzähligen Sekten, deren jüngste und marktschreierischste die Salvation Army ist, die nöthige Kraft zur Erneuerung der Menschheit, seien es nun ganze Staaten oder einzelne Individuen, nicht in sich trage, gesteht er in ruhigen Augenblicken selber ein. Nur katholische Begeisterung, katholischer Opfermuth, in unverbrüchlichem Glauben wurzelnd und aus dem reinen Born der Liebe sprudelnd, vermag sich bis zu dem Grade den schwierigen Problemen der socialen Umgestaltung zu widmen, daß das Angesicht der Erde wirklich erneuert, die christliche Zufriedenheit und Seelenruhe — denn das ist die Hauptsache in der socialen Frage — wirklich erreicht werde. Die Wunden müssen heilen, nicht bloß verharschen. Selbstlose, sich selbst vergessende Pflege und Wartung ist dazu nothwendig, und diese finden wir in wirklich auskömmlichem Maße nur bei den religiösen Genossenschaften und Orden, wie sie die katholische Kirche kennt.

Benediktinermönche haben Europa civilisirt und urbar gemacht, ohne sie würden wir vielleicht noch in Barbarei schmachten. Auch heutzutage noch sind die so großartig organisirten kirchlichen Orden, die wie zahlreiche Blüthen und Blumen voll farbreichster Abwechslung aus dem Lebensbaume des Katholicismus hervortreiben, die geborenen Pioniere und berufenen Mitarbeiter an der bedrohten Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts. Freilich soll nicht nur der Staat hülfreiche Hand leisten, sondern er ist dazu auch verpflichtet; aber der Löwenantheil der Arbeit und des Erfolges fällt immer der Kirche zu, welche allein das kranke Menschenherz

heilen und neubilden kann. Man entsende doch einmal eine heroische Schaar barmherziger Schwestern unter die Armuth; man errichte an möglichst vielen Orten Klöster, an deren Pforten Tausende von Nothleidenden ihre tägliche Suppe finden; man eröffne in socialistischen Gegenden große Jesuiten- oder Redemptoristen-Missionen, man gewähre den katholischen Seelsorgern bis in die gottlosesten Familien unverwehrten Zutritt; man organisire unter der Arbeiter- und Handwerkerwelt die so eminent antisocialistischen Gesellenvereine Kolping's: ein gutes, wenn nicht das größte Stück der socialen Frage wäre gelöst. Der Protestantismus mit seinen Bruchstücken von Christenthum ist zwar willig, aber schwach, mehr zur Rolle eines Zuschauers als eines thätigen Helfers verurtheilt. Den Grund dafür gibt Lady Greville an, wie folgt: „Eine von den Ursachen, welche den Enthusiasmus (der Protestanten Londons) zurückdrängen, liegt wohl in der Erwägung, daß es sich nicht bezahlt, ein socialer Reformator zu seyn. Denn derselbe darf kein Parteimann seyn, sondern muß seine Aufgabe von einem weitern, mehr katholischen Gesichtspunkte aus auffassen. Für die Regierung ist er von keinem Werth, sondern vielmehr ein Dorn in ihrem Fleische, und weder Ehren noch Beförderung hat er zu erwarten". [1])

Diese Nothwendigkeit, katholisch zu denken und zu fühlen, wenn es sich um eine ersprießliche Lösung der socialen Frage handelt, hat eine weitere Anerkennung seitens des Anglikanismus in der Thatsache gefunden, daß die am 4. März 1884 unter dem Vorsitz von Sir Charles W. Dilke gebildete Royal Commission for inquiring into the Condition of the Homes of the Poor auch den Cardinal Manning in London unter ihre Mitglieder, zu denen unter Anderen auch der Prinz von Wales und Marquis Salisbury

---

1) The fortnightly Review, January 1, 1884. p. 29.

gehören, aufgenommen hat.[1] Am 6. März hat diese königliche Commission, die zunächst die Wohnungsfrage bezüglich der Armen Londons und des ganzen Königreichs ins Auge faßt, ihre erste Sitzung abgehalten. Jeder Menschenfreund wird den Wunsch äußern: Mögen die Bemühungen der Commission von segensreichem Erfolge gekrönt seyn und endlich gesetzliche Bestimmungen herbeiführen, die dem Armenskandal in London ein Ende machen. Dann ist Europa von einem der gefährlichsten Ansteckungsherde gesäubert.

Leeds in England, im März 1884. Dr. J. P.

LI.

Ordensschwestern als Irrenpflegerinen[2].

„Ich muß anerkennen, daß es der römisch-katholischen Kirche und vor Allem Papst Innocenz III. vorbehalten war, den Born christlicher Liebe nicht nur in seiner ganzen Fülle zu öffnen, sondern auch den befruchtenden Strom auf alle Gebiete des menschlichen Lebens zu vertheilen." So lautet das beachtenswerthe Zeugniß eines Virchow,[3] desselben

---

1) Tablet Nr. 2290. p. 359 vom 8. März 1884.

2) Referat des Landrathes und praktischen Arztes Dr. Jochner über den Antrag die Einführung barmherziger Schwestern ꝛc. zur Pflege weiblicher Irren betr. (München 1883) 4°. 28 S. und 2 Uebersichtstabellen. (Auch enthalten in dem Kreisamtsblatt von Oberbayern. 1883. S. 1445—1514).

3) Gesam. Schrift. Band II.

Virchow, der bei den im vorigen Jahre im preußischen Landtag über die Niederlassungen von Ordensschwestern stattgehabten Debatten sich in sehr zurückhaltender, ja kühler Weise über die Thätigkeit der Ordensschwestern als Krankenpflegerinen geäußert hat. Anders der Professor und Arzt, anders der im moderirten Culturkampf fechtende Abgeordnete!

Herr von Heeremann und Abg. von Minnigerode traten ihm hier mit dem lauten Zeugnisse der Wahrheit entgegen, indem der Erstere sich also aussprach: „Die Thätigkeit der Ordensfrauen ist auch sozial von eminenter Bedeutung, denn ihre Aufopferung für die leidende Menschheit ohne jedes Entgelt, nur aus Liebe für die Mitmenschen kann nicht ohne die wohlthätigsten Folgen auf dem sozialen Gebiete bleiben". Der Letztgenannte aber erklärte auf Grund seiner reichen Erfahrungen als Combattant im letzten großen Feldzuge: „Das habe ich aus dem Munde aller Informirten gehört, daß die Leistungen der confessionellen Schwestern über alles Lob erhaben gewesen seien, und diese sind bei aller Anerkennung der freiwilligen (weltlichen) Krankenpflege als die guten Engel der Menschheit zu bezeichnen".[1]) Es hieße wahrlich Eulen nach Athen tragen, wollten wir uns angesichts der täglichen Erfahrungen in Stadt und Land berufen fühlen weitere Zeugnisse über die ersprießliche Wirksamkeit verschiedener Arten von Ordensschwestern auf dem Gebiete der Pflege von Kranken und Siechen aufzusuchen. Selbst der aufgeklärteste Arzt und der im Uebrigen in steifleinenen Bureaukratismus gehüllte Verwaltungsbeamte wird zugeben müssen, daß mit der ausgiebigen Verwendung von Ordenspersonen für die besagte Thätigkeit eine neue Epoche in der Geschichte der Krankenpflege, im weitesten Sinne des Wortes genommen, zu datiren sei. Welch glänzendes Zeugniß hat selbst in den freimaurerischen und radikalen Kreisen der französischen Volksvertretung gerade in den letzten Jahren der Thätigkeit der

1) 45. Plenarsitzung des preuß. Landtages. 9. Febr. 1883.

Ordensschwestern ausgesprochen werden müssen! Wie hat selbst ein Maxime du Camp in seinen Schilderungen aus der französischen Mildthätigkeit (in der Revue des deux Mondes 1883) das aufopfernde und selbstlose Wirken der Ordensfrauen mit uneingeschränktem Lobe ausgezeichnet; ihre „nie ermattende Selbstaufopferung und ihre unversiegbare Mutterliebe zu den Armen und Verlassenen" nennt er ein „bewunderswerthes Schauspiel" vor der ganzen Welt.

Es darf an dieser Stelle vielleicht an ein in unseren Tagen wenig mehr bekanntes Büchlein [1]) des Freiherrn Clemens August Droste zu Vischering, Weihbischofs zu Münster und späteren Erzbischofs zu Köln, erinnert werden, das zum erstenmale vor jetzt mehr als 50 Jahren erschienen ist und in welchem unter anderem die Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern als Pflegerinen und Verwalterinen im Clemenshospitale zu Münster ebenso eingehend als anerkennend besprochen wird. Diesseits und jenseits des Rheins herrschte damals schon, das geht aus dem interessanten Buche hervor, nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung über die segensreiche Thätigkeit des Ordens. Was uns aber gerade hier zur Erwähnung des Büchleins veranlaßt, ist ein darin sich vorfindender Satz, der also lautet: „Bei der Pflege der Irren, welche die barmherzigen Schwestern wohl auch bald übernehmen werden, wird freilich, wie bei jeder Krankenpflege, die an der Hand der Liebe zu machende Erfahrung die beste Lehrmeisterin sein." In der That hat sich diese Voraussicht auch bald erfüllt. An zahlreichen Irrenanstalten in Ländern deutscher wie französischer Zunge sind besonders seit den letzten drei Dezennien Ordensfrauen und Ordensbrüder, namentlich barmherzige Schwestern, zur Pflege der unglücklichen Irren und Idioten sowohl als auch zur Verwaltung und Regieführung solcher Anstalten zur Verwendung gekommen.

1) Ueber die Genossenschaften der barmherzigen Schwestern, insbesondere über die Einrichtung einer derselben und deren Leistungen in Münster. M. 1833.

Es wäre wunderbar zu nennen, wenn angesichts der schönen Erfolge und des fast ungetheilten Lobes, welche die gesegnete Wirksamkeit der Ordensangehörigen auch auf diesem dornen- aber nicht minder verdienstvollen Felde der christlichen Charitas allenthalben begleiten, nicht auch in unserem engeren Vaterlande das Augenmerk auf sie gelenkt worden und im Volke und deren Vertretern der Wunsch aufgetaucht wäre, an der einen oder andern der zahlreichen Irrenanstalten des Landes dem Wirken und Walten von Ordensschwestern eine Stätte zu bereiten. Das wahre Wohl der unglücklichen Kranken einerseits und andrerseits die Rücksicht auf die Erzielung einer günstigen Finanzirung des Betriebes solcher Anstalten legten einen solchen Wunsch begreiflicher Weise nahe und zwar zunächst hervorragenden Mitgliedern in den Kreisvertretungen (Landräthen) von Ober- und später auch von Niederbayern. Denn diesen obliegt nach den in Bayern geltenden gesetzlichen Bestimmungen die Obsorge und Mittelbeschaffung für die Kreisirrenanstalten.

Wenn man die immer mehr anwachsenden Lasten in's Auge faßt, welche der Kreis Oberbayern speciell für die Zwecke der Unterbringung der Irren zu tragen hat, so findet man es in der That sehr erklärlich, wenn man auch auf Ersparungsrücksichten Bedacht zu nehmen anfängt, ja sich dazu verpflichtet fühlen muß. Während beispielsweise für das Jahr 1864 für gedachten Zweck vom Landrathe von Oberbayern die Summe von 34,900 fl. ausgesetzt war, wozu noch 2000 fl. für Unterstützung unvermöglicherer Gemeinden zur Unterbringung von Irren und 20,000 fl. für Erweiterungsbauten der Kreisirrenanstalt in München ausgesetzt erscheinen, beziffert sich dieselbe nach dem neuesten Ansatze pro 1884 schon auf nicht weniger als rund 221,700 Mk. oder c. 11 Proc. der gesammten Kreisausgaben; überdieß ist die zweite Kreisirrenanstalt noch bei weitem nicht in der vollen beabsichtigten Ausdehnung im Betrieb. Dabei hat eine genaue statistische Erhebung ergeben, daß die Münchener Anstalt, was die Kosten

des ärztlichen wie des dermaligen Pflegepersonals sowie den Gesammtaufwand auf den einzelnen Kopf gerechnet betrifft, unter allen Anstalten Deutschlands einen sehr hervorragenden Platz einnimmt. Auch der Kreis Niederbayern erscheint dermalen schon mit dem Betrage von mehr als 71,000 Mk. belastet, während vor 20 Jahren erst 5000 fl. für die Errichtung einer Kreisirrenanstalt im Budget angesetzt erscheinen.

Das Verdienst, die finanzielle und administrative Seite der Frage der Einführung der Ordensschwestern angeregt und ins helle Licht gesetzt zu haben, gebührt dem langjährigen und unermüdlichen Landrathsreferenten dieser Sparte, dem Hofrathe J. Simmerl in München, der in Wort und Schrift auf das energischeste für diese wichtige Sache wirksam ist. Ihm nun trat seit dem letzten Wiederauftauchen der hochwichtigen Frage in der oberbayerischen Landrathsversammlung des Jahres 1882 Hr. Dr. G. Jochner mit sachverständiger Unterstützung zur Seite. Ihm als erfahrenem Arzte lag mehr das medizinische, also psychiatrische und administrative Interesse der ganzen Angelegenheit nahe, und mit Benützung der Aufstellungen Simmerls, der so manche Anstalt selbst eingesehen und aus vielen zuverlässigen Quellen sein schätzbares Material gewonnen, faßte er die Sache nach einer neuen, fruchtbaren Richtung an.

Das vorliegende Referat, in äußerst sorgfältiger und präciser Form abgefaßt und zur unmittelbaren Vorlage und Verwerthung für die Verhandlungen des Landrathes 1883 bestimmt, gibt zunächst eine kurze Vorgeschichte früherer auf Einführung von Ordensschwestern in Irrenanstalten abzielenden Anträge im ober- und niederbayerischen Landrathe. Hiebei ist es nicht ohne Interesse, das vielfach zögernde, oft geradezu ignorirende Verhalten der Kreisregierungen gegenüber diesen ihnen offenbar ziemlich ungelegen gekommenen Anregungen und Wünschen zu beobachten. Dem kräftigeren Andrängen einer überwältigenden katholisch-conservativen Mehrheit des oberbayerischen Landraths vom J. 1882 gegenüber konnte sich aber

die Regierung mit solchen Mitteln nicht fürder behelfen. Es wurde der Geschützpark des „technischen Gutachtens“ des Obermedicinalausschusses, der schleunigst berufen worden, gegen den Ansturm aufgefahren. Doch die Reihen wankten nicht, und durch Jochners Referat, das dem Landrathe des Jahres 1883 zur Vorlage kam, wurde mehr als ein gegnerisches Geschütz demontirt. Nachdem (S. 8) auf die befremdende Thatsache hingewiesen wird, daß die oberbayerische Kreisregierung trotz des einstimmigen Ersuchens des Landrathsausschusses es dennoch beharrlich verweigerte, die aus Anlaß gleicher Verhandlungen in Niederbayern dem dortigen Landrathe vorgelegten Akten über die Pflege in Irrenanstalten mit Ordensschwestern zur Einsichtnahme zu unterbreiten, geht Dr. Jochner auf die Erörterung des erneuerten Antrages auf Einführung von Ordensschwestern für die Pflege weiblicher Irren selbst ein.

Es wird in sachlicher und ganz objektiver Weise zunächst die Frage zu lösen versucht, welche Eigenschaften das Wärter- und Pflegepersonal der Irren haben müsse, um seiner schwierigen Aufgabe nach allen Richtungen gerecht zu werden. Das läßt Dr. Jochner hervorragende und in der Praxis der Psychiatrie wohlerprobte Collegen aussprechen: so einen Dr. Roller, der schon 1831 in seinem Buche „die Irrenanstalt nach allen ihren Beziehungen“ und dann wiederum mehr als 40 Jahre später in seinen „Psychiatrischen Zeitfragen“ diese Fragen behandelt hat; einen Dr. Frank, Viszanik, Berthloff, Snell und zahlreiche andere noch heute an der Spitze von solchen Anstalten stehende Psychiatriker, wie sie sich theils in ihren Schriften, theils in besonderen Gutachten ausgesprochen haben, welche der Verfasser brieflich von ihnen zu erholen Anlaß genommen hatte.

Wenn nun einer von ihnen sich dahin äußert, daß „derjenige Wärter — und die Wärterfrage ist der Angelpunkt in der Irrenpflege — seine Berufspflichten am besten erfüllt, welcher mit ächter Liebe und Lust aus reiner Menschenliebe

die armen Unglücklichen pflegt, ihnen ungezwungen, ohne zu berechnen, was er zu thun schuldig ist, die umfangreichste Sorgfalt zukommen läßt", und beifügt, „daß ein unerschütterliches Vertrauen auf den allmächtigen Gott auch dem Wärter, welcher mit christlicher Mildthätigkeit die armen unglücklichen Kranken bedient, die nöthige Kraft und Muth zur Ausdauer verleihen werde, zu Allem aber die Religion den schönsten und sichersten Anhaltspunkt biete" (S. 12); und wenn andere Gutachten von Anstaltsleitern deutlich darauf hinweisen, „wie die geisteskranken Pfleglinge der Irrenanstalten namenlos gerade dann leiden, wenn sie sich unter den Händen pflichtvergessener oder sonst ungeeigneter Wärter und Wärterinen befinden" (S. 13): so dürfte der Schluß, der sich daraus zu ergeben hat, nicht schwer auffindbar seyn. Es ist kein Zweifel, daß diese Eigenschaften alle, bevorab die uneigennützige, um Gottes und Gotteslohnes willen geübte Selbstaufopferung und sanftmüthige Energie, doch wohl vorwiegend bei mit Krankenpflege sich befassenden Ordensleuten zu finden sind.

Und dafür spricht dann auch die Erfahrung in den zahlreichen Irrenanstalten Deutschlands und den Nachbarländern, wie sie in den folgenden Blättern des Referats kurz und treffend aufgeführt erscheinen. Ueber mehr als ein Duzend Irrenanstalten Deutschlands und Oesterreichs sind aus officiellen und privaten, von den Anstaltsleitern selbst herrührenden Mittheilungen die Berichte über die durchaus segensreiche Wirksamkeit von Schwestern verschiedener Ordensgenossenschaften wiedergegeben. Selbst diejenigen Direktoren, gegen deren Willen seinerzeit dieses Pflegepersonal zur Einführung kam, sprechen sich mit aller Anerkennung für dasselbe aus; auch der protestantische Direktor der elsässischen Landesirrenanstalt zu Stephansfelden urtheilt über die Schwestern äußerst günstig und der preußische Sanitätsrath Dr. Gerlach weist einen des öfteren, auch dem oberbayerischen Landrathe gegenüber, aufgetischten Einwurf gegen die Ein-

führung der Ordensschwestern mit den zutreffenden Worten zurück (S. 22): „Die nicht selten geäußerte Ansicht, daß ein Theil von Geisteskranken, insbesondere die an religiösem Wahnsinn leidenden, durch den Anblick des Ordenskleides aufgeregt werden, habe ich nicht bestätigt gefunden, im Gegentheile häufig eine sehr große Zuthunlichkeit, ein sich Anschließen der Kranken an die barmherzigen Schwestern beobachtet".[1]) Aehnlich lautet der Bericht aus der confessionell-gemischten Anstalt zu Ettelbrück bei Luxemburg (S. 18): „Es herrscht nur Eine Stimme darüber, daß die Schwestern hier das Möglichste leisten. Gegenüber dem Manne, zumal dem religiös Wahnsinnigen, muß ich behaupten, daß diese Art von Kranken bei den Schwestern besondern Trost finden, sich an dieselben anklammern und öfters sich aus den Verzweiflungs- und Angstanfällen herausarbeiten, wo selbige bei den Laien diese specielle Ableitung nicht finden würden." Daneben werden in fast allen Gutachten auch die besseren Kost- und sonstigen Verhältnisse rühmend hervorgehoben, welche durch den Einzug der Ordensschwestern in den Anstalten herbeigeführt wurden. Daß dabei auch noch ein gutes finanzielles Geschäft für die zahlenden Faktoren sich herausbildet, kann Dr. Jochner nach näherer Einsichtnahme in die Verwaltungsverhältnisse der ziemlich umfangreichen und trefflich geleiteten tyrolischen Landesirrenanstalt zu Hall vollauf bestätigen (S. 23 ff.).

Das Gleiche weisen die in jedem Betrachte interessanten Mittheilungen des Direktors der Irrenanstalt zu Bremen, Dr. Scholz, deutlich nach (S. 17 ff.). Daraus ist zugleich

---

1) Das Gleiche bestätigte dem Berichterstatter gelegentlich eines Besuches in der Landesirrenanstalt zu Salzburg deren Direktor Dr. Zillner, der seit mehr als 25 Jahren mit Ordensschwestern zusammenwirkt. Ueberhaupt sprach er sich nach allen Richtungen höchst befriedigt über sein Pflegepersonal aus, wie auch in Dr. Jochner's Referat sein günstiges Urtheil zum Ausdruck kommt (S. 16).

zu ersehen, wie analog auch die Wirksamkeit der Diakonen und Diakonissinen als eine äußerst segensreiche sich entfaltet in dem Grade, daß Dr. Sch. geradeweg erklärt: „Ich datire von diesem neuen Pflegemodus geradezu eine neue Phase in unserem Irrenwesen." Höchst bemerkenswerther Weise sagt eben derselbe (S. 27) in einem Antwortschreiben auf einen eigens an ihn gerichteten Brief des Verfassers: „Es ist niemals vorgekommen, daß die zahlreich hier verpflegten Katholiken und Juden jemals an der Ordenstracht unserer evangelischen Schwestern Anstoß genommen hätten, ebensowenig als die im hiesigen katholischen Krankenhause verpflegten zahlreichen Evangelischen an der katholischen Ordenstracht. Im hohen Grade, wie ich nicht verhehlen will, überrascht es mich, daß Ihnen dieser Einwand gemacht worden ist .... Von Aerzten sollte man einen solchen Einwurf schon gar nicht erwarten, höchstens von Laien, die mit diesen Verhältnissen ganz unbekannt sind." Man erinnert sich anläßlich solcher Aeußerungen an das schöne Wort, welches der (protestantische) Vertreter der (griechisch-kath.) Königin von Württemberg gelegentlich der Jubelfeier des Mutterhauses der barmherzigen Schwestern zu Gmünd im vorigen Sommer ausgesprochen: „er sehe in der Uebergabe eines Kelches zum heiligen Opfer der katholischen Kirche zugleich auch den Gedanken versinnbildet, daß das Wirken der barmherzigen Schwestern interconfessionell sei, daß die christliche Nächstenliebe keine Schranken an den politischen und confessionellen Grenzen habe und daß auf diesem schönsten Felde dieselben rein der Charitas dienen." Wo aber bethätigt sich die Charitas mehr als auf dem Felde der Pflege der unglücklichsten unter den Menschenkindern?

Daß die Ordensschwestern hierin auch jenen Gehorsam und jene Unterwürfigkeit unter die Oberen, denen sie unterstellt sind, an den Tag legen, die im Interesse einer einheitlichen und ersprießlichen Leitung dieser Unglückshäuser unbedingt geboten erscheint, hätte von unserem Obermedizinal-

ausschusse, dem hierin Erfahrungen nicht zu Seite stehen, nicht bezweifelt oder gar in Abrede gestellt werden sollen. Denn auch dagegen sprechen laute Zeugnisse erfahrener Anstaltsleiter und Psychiatriker, wie wir sie selbst persönlich von zweien derselben unumwunden ablegen hörten.

Damit ist auch zugleich das Referat des Herrn Dr. Jochner zum Schlusse gekommen. Es werden an die vorliegenden Gutachten einige entsprechende Bemerkungen und die daraus sich mit Nothwendigkeit ergebenden Schlüsse gereiht, die in folgenden Sätzen gipfeln (S. 28): Will man nicht die Männer, von welchen die Mittheilungen ausgegangen sind, als unerfahrene, untaugliche oder parteiische Fachmänner hinstellen, so muß unwidersprochen feststehen: die Pflege der Irren, insbesondere der weiblichen Irren, durch Ordensleute ist die relativ beste. Die Einwendungen dagegen beruhen auf Anschauungen, welche der Erfahrung direkt widersprechen. Hinfällig sind die dagegen angebrachten psychiatrischen wie administrativen Bedenken, letztere zumal, wenn, was selbstverständlich überall geschehen muß, „vor der Einführung von Ordensschwestern eine contraktliche, feste Regelung der Beziehungen der Anstalt zum Orden stattfindet.“ Endlich „die finanziellen Bedenken,“ fährt das Referat fort, „könnten höchstens darauf hinauslaufen, daß die Kreisgemeinde Ersparungen macht.“ Auf diesen wohlbegründeten Erwägungen basirt der wiederholte Antrag „auf Einführung barmherziger Schwestern oder einer ähnlichen Genossenschaft in den oberbayerischen Kreisirrenanstalten“.

Angefügt sind noch zwei statistische Tabellen, welche das Jahr zuvor Herr Simmerl zur Vergegenwärtigung der administrativ-finanziellen Gebahrung an der Münchener Irrenanstalt gegenüber einer Reihe hervorragender Anstalten gleichen Zweckes im übrigen Deutschland ausgearbeitet und einem Referate beigegeben hatte, die aber damals „auf räthselhafte Weise“ bei offizieller Publicirung der Landrathsverhandlungen zu Verluste gegangen waren. Auf sie hier weiter einzugehen

müssen wir uns versagen, so interessant und lehrreich ihr Inhalt ist.

Fassen wir unser Urtheil über die vorliegende Abhandlung zusammen, welche ihrem Umfang nach zwar nur ein bescheidenes Maß aufweist, aber mit ihrem Inhalte eine hochbedeutsame, weit über den engen Rahmen der gewöhnlichen die Landrathsversammlungen beschäftigenden Fragen hinausgehende Materie behandelt, so können wir nicht bloß das bescheidene Lob unterzeichnen, das ihr selbst der Vertreter der oberbayerischen Kreisregierung in öffentlicher Sitzung zollte mit den Worten: „das Referat sei sehr geschickt abgefaßt," sondern wir fügen daran ein viel weitergehendes und sagen: Jochners Referat wird wegen seiner durchschlagenden und objektiven Beleuchtung des Verlangens nach Ordensschwestern als Irrenpflegerinen von nun ab mit Recht immer die Grundlage für die Behandlung dieser Frage bilden müssen, die nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden wird, bis sich auch die bayerischen Regierungsfaktoren unter den entschiedenen Willen der Mehrheit der Volksvertreter beugen und dieselbe in wohlwollendem Sinne zu lösen versuchen werden. Es ist System in der Sache! Das kann Niemand bezweifeln, der mit sorgsamem Sinne die hier vorliegenden Ausführungen und das fortgesetzte Widerstreben der Regierungen verfolgt und geprüft hat. Das weitere Schicksal des Jochner'schen Antrages hier zu verfolgen würde uns über den Rahmen unserer Berichterstattung hinausführen. Uns hat die officielle Behandlung dieser Angelegenheit auch damals schon, als wir selbst mitzurathen hatten, stets den Eindruck aufgedrängt: „Stat pro ratione voluntas."

München im Frühjahr 1884.

LII.

Unmaßgebliche Gedanken über das Herkommen der Friedenslage.

Zum ersten Mal seit einer Reihe von Jahren bricht das Frühjahr herein, ohne von den gerunzelten Brauen des in Waffen starrenden Mars verdüstert zu seyn. Vielmehr steigt auf allen Fluren Europa's die Verkünderin des Tages, die Lerche, zum Himmel empor, der Welt die Botschaft des Friedens zu bringen; und mit dem Rufen des Kukuks, des nordischen Lenzesboten, erschien wiederholt im Brüsseler „Nord“ der Vorschlag zur allgemeinen Abrüstung. In diesem Augenblicke der Vertrauensseligkeit zu einem dauernden Völkerfrieden ist ein kurzer Rückblick auf die drohende Kriegsgefahr der letzten Jahre angezeigt, aus dem man zugleich auf die Entwicklung der politischen Lage in der Zukunft Schlüsse ziehen mag.

Auf dem Berliner Congreß vom Jahre 1878 war der russische Knoten in seiner seitherigen Gestaltung geschlungen worden. Nach opfervollen Erfolgen, die nahe daran waren das Ziel erreichen zu lassen, welches die Tradition mehrerer Jahrhunderte als die ethnische, culturelle und religiöse Aufgabe der russischen Nation bezeichnet hatte, wurden ihr die Früchte der letzten Siege und der früheren Türkenkriege durch den Beschluß der europäischen Großmächte entwunden. Grollend zog sich der doppelköpfige Aar zurück in das Innere seiner Steppen, um neue Kräfte zu sammeln und die Schäden des letzten Kampfes zu repariren. Der Panslavismus schoß in

üppige Blüthe, und der Haß gegen das Fremdthum, besonders gegen die Deutschen, schien über Nacht eine Eigenschaft des russischen Volkscharakters geworden zu seyn. Die verwandte Gesinnung fand man an der Seine, wo gerade Gambetta die große Aera der Revanche vorzubereiten begann. So hatte die europäische Kriegsgefahr eine greifbare Gestalt angenommen; sie bedrohte offenbar Deutschland und das an den Balkan vorgeschobene Oesterreich.

Im Laufe des Spätherbstes von 1879 wurde das deutsch-österreichische Einvernehmen für gewisse Fälle hergestellt. Zugleich wurde in England das conservative Kabinet sondirt, ob es für den Fall eines russisch-französischen Angriffes seiner ehemals übernommenen Verpflichtungen eingedenk seyn werde, für die Neutralität Belgiens, Luxemburgs und der Niederlande einzutreten, und ob es ferner entschlossen sei, die freie Schiffahrt der Ost- und der Nordsee aufrecht zu erhalten, also für die Erhaltung des Friedens thatsächlich wirksam zu seyn. Endlich wurde in der Thronrede, mit welcher der deutsche Reichstag 1879 eröffnet wurde, von den Bemühungen der Reichsregierung gesprochen, eine umfassende Vereinigung für die Erhaltung des Friedens zu Stande zu bringen. Von jener Zeit datiren die rastlosen Versuche des Fürsten Bismarck, um aus einer Friedensliga nach und nach wieder ein europäisches Großmachtssystem herauszubilden, analog demjenigen, welches unter dem Namen der Pentarchie und der heiligen Allianz nach den napoleonischen Kriegen Europa so lange Jahre den Frieden gesichert hat.

Der Versuch, England für dieses Projekt zu gewinnen, hatte zunächst die entgegengesetzte Wirkung. Lord Beaconsfield nahm zwar mit Begeisterung die bismarck'sche Idee auf, weil er dadurch unüberschreitbare Schranken gegen die Ausdehnung des russischen Kolosses zu erzielen hoffte. Lord Salisbury begrüßte die Nachricht von dem Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn in einer öffentlichen Versammlung als ein Evangelium, welches England Heil und

Glück, der Welt den Frieden und Rußland Enthaltsamkeit verkünde. Im Lande indessen war man gegen den Premier und seinen Hang zu Abenteuern mißtrauisch geworden. Die Volksthümlichkeit des „Imperialismus", die noch soeben in dem Triumphe des „Herzogs von Cypern" in hoher Fluth stand, begann zu ebben, als man die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen auf dem Continent und den Bruch mit der französischen Schwesternation in's Auge faßte. Allgemeines Unbehagen in der wirthschaftlichen und agrarischen Lage, Mißerfolge in den Colonien kamen hinzu. Die Volksstimmung hatte umgeschlagen, das Ministerium wurde gestürzt und Gladstone kam an's Ruder, um der politischen Welt ein neues Räthsel aufzugeben, das britische Räthsel, dessen Lösung heute noch dahinsteht.

Die europäische Friedenspartei hatte nun einen neuen Gegner. Gladstones Programm in der Wahlrede zu Midlothian war eine Kriegserklärung gegen die Festsetzungen des Berliner Vertrages. Den Oesterreichern wurde das „Fort aus Bosnien!" zugerufen. In Paris mußte Charles Dilke direkte Verbindungen mit der Aktionspartei anknüpfen. Rußlands Blicke suchte man von neuem auf den europäischen Orient hinzulenken, um das durch den Frieden von San Stefano in's Stocken gerathene Werk zu vollenden. Unter dem Vorwande, die Ausführungen der Bestimmungen des Berliner Congresses zu beschleunigen, wurden eine Reihe von Rundschreiben an die Signatar-Mächte in Umlauf gesetzt. Ihnen folgte die drohende Mission Göschens nach Constantinopel. Die Grenzregulirung Griechenlands und Montenegros, Reformen in Kleinasien, die Mißstände in Armenien und Syrien lieferten die Handhaben zu fortwährenden Intriguen, die von England ausgingen und den Zweck hatten den Zündstoff zu einer europäischen Explosion anzuhäufen.

Einer so rührigen Aktion gegenüber hatte die deutsche Friedenspolitik einen schwierigen Stand. Es kam darauf an, die Entscheidungen hintanzuhalten und in den einzelnen Fällen

Nachgiebigkeit gegen die sprudelnde Initiative des thaten-durstigen englischen Regierungsleiters zu zeigen. So entstanden jene unerklärbaren Farcen, wie die Flottendemonstration vor Dolcigno und die Conferenz der Großmächte von Therapia, während welcher zur Tafelmusik Alexandrien bombardirt wurde. Fast schien es als ob der deutsche Kanzler den Uebermuth Gladstones ermuntere, in der Berechnung, daß dieser in allzu großer Kampfeshitze sein Pulver bald verschießen und demnächst im eigenen Lande abwirthschaften werde.

In Rußland hatte das feurige Liebeswerben Gladstones nur bedingten Erfolg gefunden. Die Gortschakoff und Ignatiew waren verschwunden, und als erst Hr. v. Giers die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten definitiv in die Hand genommen hatte, da vermochten die verlockendsten Vorschläge das russische Kabinet nicht mehr zu bestimmen, aus seiner majestätischen Ruhe herauszutreten. Nur der Eine Erfolg war errungen, daß nach dem blutigen Sturm auf Geoktepe 1881, als Merw und Afghanistan dem russischen Siegeslauf offen lagen, von Petersburg aus plötzlich ein Halt geboten wurde. So schien in Centralasien eine Art von stillschweigendem Compromiß zu Stande gekommen zu seyn, das für England um so wichtiger war, als hier seine indischen Lebensinteressen auf dem Spiele stehen. Auch die seit dem Jahre 1880 unternommenen großartigen Recognoscirungen an der preußischen Grenze durch die neuorganisirte Armee des Czaren, welche sich auch im Frieden fortwährend auf dem Kriegsfuße befindet, wurde als ein Sieg der englischen Politik betrachtet; denn diese Truppenanhäufungen sollten dazu dienen, eine Pression auf die Unterhandlungen über die Verhältnisse am Balkan auszuüben. Auch die direkte Agitation wurde fortgesetzt. In Ostrumelien verrichteten englische Emissäre das Werk, welches die Panslavisten bei den Südslaven seit lange betrieben. In Serbien, Bulgarien, Bosnien war die Krisis sogar zum Ausbruch gekommen, ohne jedoch durch ihren Verlauf an der allgemeinen Lage etwas zu ändern. Das russische

Kabinet zog sich im entscheidenden Augenblick immer wieder auf seine Passivität zurück.

Noch weniger glücklich hatte Gladstone in Paris operirt. So lange Gambetta lebte, hoffte man Frankreich in die Politik großartiger Umgestaltungen hineinzuziehen. Der Prinz von Wales war dafür gewonnen und gehörte nebst Sir Charles Dilke zu den Intimsten der Intimen im Palais Bourbon und in der Villa d'Avray. Gleichzeitig trafen dort die halbofficiellen russischen Agenten, Delegirte der Panslavisten, der König von Griechenland, Graf Beust und andere Apostel der Antifriedensliga zusammen. Ferry wurde während seines ersten Ministeriums als der Johannes betrachtet, der seinem Herrn den Weg vorbereite. Als Morgengabe des neuen Bundes erhielt er Tunis bescheert. Endlich war der Tag gekommen, wo Frankreich sich wieder erheben sollte. Der Mann, welcher den Herzschlag der Nation in sich verkörperte, hatte die Regierung übernommen. Aber über Nacht wurde Gambetta durch seinen unbezähmbaren Uebereifer gestürzt, und eine Periode der Regierungslosigkeit trat ein, hervorgerufen durch den Streit der republikanischen Parteien. Nun war die französische Regierung kein Faktor mehr, mit dem ein europäischer Diplomat zu rechnen vermochte.

Rußland zog die von ihm gesponnenen Fäden von Paris zurück und England begann die Franzosen in Egypten zu brüskiren. Als Ferry später die Erbschaft Gambettas antrat und endlich eine compakte Regierung mit einiger Aussicht auf Stabilität herstellte, verkündete er allerdings der Welt, daß die Zeit gekommen sei, wo die Stimme Frankreichs im Rathe der Völker wieder beachtet werden müsse. Aber die Art und Weise, wie er seine aktive Politik inaugurirte, war so beschaffen, daß er sofort in Zwiespalt mit England gerathen mußte. Gleich diesem sollte Frankreich eine Weltmacht werden, das von den Reichthümern Asiens und Afrikas zu den größtmöglichen materiellen Leistungen befruchtet werde. Madagaskar, Hinterindien, die Gebiete am Congo und

Senegal sollten nur die ersten Etappen seyn, wie Ferry am 27. März d. Js. in der Deputirtenkammer erklärte. Und wo man nicht selbst die Hand darauf legen kann, will man die racenverwandten Länder vorschieben, um einestheils den Einfluß Englands zu paralysiren, anderntheils durch diese Protektion Bundesgenossen für dereinstige weitere Zwecke zu gewinnen. Die Revanche ist deßhalb für den Augenblick in den Hintergrund geschoben, und damit sind die Handhaben der englischen Politik an der Seine unbrauchbar geworden.

Wenn nun auch die Gefahr eines Bündnisses der Westmächte mit Rußland beseitigt schien, so nahm andererseits die Consolidirung der französischen Republik einen bedenklichen Charakter an. Ferry brach mit seiner radikalen Vergangenheit und suchte den republikanischen Einrichtungen cäsaristischen Geist und monarchistische Allüren einzupflanzen. Er machte Concessionen an den Klerus, warb um die Gunst der Curie und schloß ein Bündniß mit der Bankokratie, der internationalen Finanzmacht. Es kam ihm Alles darauf an, Frankreich allianzfähig zu machen. Er wußte, daß das Land unbedingt jeder Regierung folgt, die es versteht das nationale Banner im Auslande zu entfalten und hochzuhalten. Unter den Eintagsministerien der fortschrittlichen Republik versumpfte die Volksstimmung in unfruchtbaren Fraktionskämpfen und in der Lächerlichkeit chauvinistischer Bravaden auf der Straße. Erst seit Constituirung des zweiten Kabinets Ferrys konnte von einer auswärtigen Politik Frankreichs wieder gesprochen werden. Je mehr sich seine Machtstellung befestigte, desto leichter konnte der Minister das ganze Gewicht einer Großmacht in die Wagschale legen, in welcher die Geschicke Europas entschieden werden. Rußland konnte neuerdings hoffen, daß dadurch die Schale zu seinen Gunsten sinken werde. Die Situation war in der That kritisch geworden und in den Herbsttagen des vergangenen Jahres hatte die Krisis ihren Höhepunkt erreicht.

In Homburg und Kopenhagen spielten sich gleichzeitig

Ereignisse ab, welche die Augen der Welt auf sich lenkten. Dort waren die Könige von Spanien, Serbien und Rumänien in der Suite des deutschen Kaisers bei den Feldmanövern. Hier weilte der russische Kaiser Alexander III. als Gast des Königs Christian, seines Schwiegervaters, und empfing die Besuche der Könige von Schweden und Griechenland, des Prinzen von Wales und endlich Gladstones, des überzeugungstreuen Russophilen, nur daß er diesesmal nicht von seiner russischen Egeria, der Frau von Nowikow, sondern von seinem Troubadour, dem Poëta laureatus Tennyson begleitet war. In denselben Tagen las man in russischen Blättern die Rede eines bekannten Generals, der zwar keine Fühlung mit dem Minister des Auswärtigen, aber desto mehr Einfluß und Vertrauen am Hofe genießt. Es hieß dort: „Die Deutschen mögen es sich wohl merken, wir sind keine zu verachtenden Gegner. Weder die russische Regierung noch das russische Volk fürchten sich vor einem Kriege mit Deutschland. Unsere Schwäche macht unsere Stärke aus; unsere Armuth ist unser Reichthum. Wir können Alles verwüsten, wir können Feuer an unsere Holzbaraken legen und unsere Dörfer anstecken. Kämpft mit den Barbaren, die für ihr Vaterland streiten, und sie werden euch mit blutigen Köpfen heimschicken. Ja, wir sind Barbaren ohne Erbarmen und ohne falsche Sentimentalität. Also, wir sind bereit, euch zu begegnen.“

Die Legende berichtet, daß während dieser spannungsvollen Wochen der russische Staatskanzler graue Haare bekommen habe. Giers ist eine Art von Cobdennatur, ein Fanatiker des Friedens. Noch vor wenigen Monaten machte er den Eindruck eines Mannes, der in seiner fast jugendlichen Vollkraft stehe. Jetzt erscheint er vom Alter gebeugt, während er thatsächlich vom Gewicht seines Amtes niedergedrückt ist. Aber seinen Zweck hat er erreicht und dadurch den Ruhm eines aufrichtigen Menschenfreundes, eines weitblickenden Patrioten und eines klugen Diplomaten eingeerntet. Es war

überzeugt, daß ein Krieg mit Deutschland seinem Lande nur verhängnißvoll seyn könnte, und die Aufrichtigkeit dieser Ueberzeugung erweckte in ihm jene Entschiedenheit, welche in den heißesten Momenten den Kaiser und die übrigen Minister mit fort riß. So triumphirte er über die Provokationen der panslavistischen Parteien und über die kriegerische Strömmung am Hofe.

Einem so absoluten Monarchen gegenüber, wie es Alexander III. ist, war der Widerstand des Ministers kein leichtes Ding. Es kam darauf an, dem Herrscher das Friedensprogramm, das er selbst am Tage nach der Krönung in Moskau ausgegeben und zu dem er sich angesichts seiner Völker feierlich bekannt hatte, immer wieder in's Gedächtniß zurückzurufen. Zum Glück schien sich übrigens der Kaiser auch selbst zu der Auffassung hinzuneigen, daß er gewissermaßen constitutionell regiere, wenn er seinen Ministern vollständige Freiheit des Handelns in ihren Ressorts überlasse und sich darauf beschränke, die Grundzüge seines Willens anzugeben. Diese Art von imperialistischem Constitutionalismus paßte für die russischen Verhältnisse augenblicklich besser als der Parlamentarismus. Die Devise der liberalen Schablone: „le roi règne, mais ne gouverne pas" wurde hier umgestellt in den Sinnspruch: „der Zar herrscht und die Minister regieren."

Die russische Politik der letzten Jahre trägt allerdings den Stempel der persönlichen Direktion ihres Leiters. Während sich die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten in Kopenhagen richtete, verfolgte Herr von Giers unablässig seine Pläne, um den Frieden zu erhalten. Es gelang ihm, seine Operationen in vollständiges Geheimniß zu hüllen und vor den Indiskretionen der Presse zu schützen. Er begann Blätter, welche in das kriegerische Horn des Hofes bliesen, zu maßregeln. Die „Nowosti" brachten einen sensationellen Artikel, der die Anfrage stellte, ob es angesichts der Bismarck'schen Coalition nicht angezeigt sei, unter Rußlands Führung

eine andere Coalition der durch jene bedrohten Mächte zu bilden? In Europa machte der Artikel Aufsehen, in Kopenhagen rief er Entzücken hervor. Aber der Redakteur der Nowosti wurde durch einen Polizeioffizier zum Minister des Innern geleitet, der ihm bei Strafe der Suspension die Besprechung derartiger Combinationen untersagte.

Giers erfreute sich des Beistandes zweier Bundesgenossen, des Fürsten Orloff, bis dahin Botschafters in Paris, und des General Grafen Schweinitz, deutschen Botschafters in Petersburg. Letzterer war unter der Kanzlerschaft des Grafen Beust Botschafter in Wien gewesen und galt für keinen besonderen Freund des Beust'schen Oesterreich, was ihm in Petersburg einen desto größeren Einfluß sicherte. So konnte durch enges Zusammenwirken der den Frieden anstrebenden Celebritäten die Lösung der Krisis versucht werden. Noch ehe der Czar Kopenhagen verlassen hatte, erhielt er vom Kaiser Wilhelm ein eigenhändiges Schreiben, in welchem Erklärungen verlangt wurden über die Concentration der Truppen an der preußischen Grenze. Der Brief wurde durch nichtssagende Freundschaftsbetheuerungen beantwortet. Die gegenseitige Correspondenz ruhte eine Zeit lang; aber endlich schrieb der deutsche Kaiser an seinen Großneffen auf dem russischen Thron den kategorischen Satz: „Um dieser unerträglichen Sachlage ein Ende zu machen, ist es nothwendig, daß Einer von uns beiden die Initiative ergreift. Mein Alter und die Stellung, welche ich in Europa einnehme, gestatten mir zu hoffen, daß Du einwilligest, den ersten Schritt zu thun."

Nun schien das Eis gebrochen. Es begannen die Unterhandlungen über eine Entrevue der beiden Kaiser. Einige Regimenter wurden von der Grenze zurückgezogen und Befehle wurden gegeben, die Zerwürfnisse in Bulgarien in Güte und mit möglichster Nachsicht beizulegen. Zu gleicher Zeit vollzogen die deutsche und die österreichische Presse wie auf Commandowort eine russenfreundliche Schwenkung. Freudiges

Aufsehen in Rußland machten die Enthüllungen der „Kölnischen Zeitung“ über die Vorgänge vor und während des Friedensschlusses von San Stefano. Die „Nowoje Wremja“ hatte sich über die Undankbarkeit Deutschlands beklagt und behauptet, Bismarck habe den russischen Adler verhindert, bis auf die Kuppel des Sankta Sophia zu fliegen. Die „Kölnische Zeitung“ stellte das in einem offenbar inspirirten Artikel richtig, indem sie schrieb: „Ihr irrt euch. Rußland hätte unter den Augen des Fürsten Bismarck Constantinopel besetzen können. Dieser hätte alle eure Prätensionen unterstützt. Die russische Politik hat sich allein die Schuld zuzuschreiben durch ihr Zaudern und durch ihren Mangel an Entschluß.“ Die „Nowoje Wremja“ und das Petersburger Publikum nahmen diese Richtigstellung sehr gut auf. Erstere schrieb: „So hat es der ehrliche Makler doch vielleicht mit uns besser gemeint als unsere eigenen Staatsmänner, welchen die Courage fehlte.“ Folgerichtig wird dann der Rath ertheilt, sich mit Deutschland einzurichten, das auch Oesterreichs Vordringen am Balkan mäßigen werde.

So weit waren die Dinge gediehen, als im November zu Petersburg die alljährliche Kanzlerreise nach Montreux über Berlin beschlossen wurde. Als Giers in Friedrichsruhe mit Bismarck zusammentraf, da konnten sich beide Männer nach schwerer Arbeit die Hände schütteln. Das Friedenswerk war gesichert. Bald darauf verwandelte sich das Hôtel du Cygne am Lemansee in eine russische Kanzlei. Chiffrirte Depeschen kamen und wurden versandt, von allen Plätzen Europas strömten die russischen Diplomaten zusammen. Orloff, Lobanoff, Cantacuzen, Kotzebue erfuhren hier die neuen Resultate aus den letzten Conferenzen von Friedrichsruhe. Auf der Rückreise besuchte Giers Wien, wurde vom Kaiser Franz Joseph empfangen, conferirte mit Kalnoky und am 25. Januar kehrte er nach einer Abwesenheit von zwei Monaten nach Petersburg zurück. Das Resultat dieser Reise resümirte der „Nord“, der die vertraulichen Mittheilungen des russischen

Kabinets trotz aller Ableugnungen noch immer erhält, mit den Worten: „La triple alliance n'est plus aujourd'hui qu'un mot, car elle se trouve paralysée par l'entente commune de ses contractants avec la puissance contre laquelle on disait cette combinaison politique principalement dirigée. Elle se trouve pour ainsi dire englobée dans cette entente."

Die russische Presse vollzog die deutschfreundliche Schwenkung verhältnißmäßig rasch. Indessen kamen doch hin und wieder Kundgebungen vor, welche die Hintergedanken verriethen. Als Graf Herbert Bismarck in der Eigenschaft eines Botschaftsraths nach Petersburg versetzt wurde, schrieb die „Nowoje Wremja": „Europa ist müde der ewigen Kriegsbefürchtung und Deutschland wie Frankreich haben es nöthiger wie je, Proben von ihrer Friedensliebe zu geben. Die Berliner Officiösen aber, welche in der letzten Zeit so liebenswürdig gegen Rußland geworden sind, mögen bedenken, daß es um die Gemüther zu beruhigen nicht genügt, mit Emphase von der Consolidation der Bande zu sprechen, welche Berlin und Petersburg vereinigen. Diese Consolidation darf nicht in dem Sinn einer Maßregel interpretirt werden, die Deutschland wie 1870 in die Möglichkeit setzen könnte, ein kriegerisches Unternehmen zu gutem Ende zu führen, für welches es die Neutralität Rußlands brauchte."

Erst in den letzten Februartagen hatte sich der Wechsel der Stimmungen ganz und vollständig vollzogen. Die Deputation der russischen Armee mit dem Großfürsten Michael an der Spitze, welche dem Kaiser Wilhelm die Glückwünsche Rußlands und des Regiments Kaluga zu seinem siebenzigjährigen Jubiläum als St. Georgsritter aussprach, hatte auch ein eigenhändiges Schreiben des Czaren zu überbringen, das als geschichtliches Dokument des neuen Freundschaftsbundes betrachtet werden kann. Es enthält zugleich auch eine Absage an das radikale, republikanische und cäsaristische Frankreich, indem auf die Bedeutung des Jahrestages hingewiesen

wird, an welchem Rußland im Bunde mit Preußen für die Befreiung Europa's aus den Banden der französischen Zwingherrschaft gekämpft hatte. Die Beschreibung der Berliner Festlichkeiten und die Thatsache der vollzogenen Versöhnung riefen begeisterten Jubel in Rußland hervor, der sich im öffentlichen Leben und in der gesammten Presse kund gab. Ueberall gab man sich der Ueberzeugung hin, daß es in der That Bande des Herzens seien, welche die beiden Mächte vereinigten. Der General Gurko, der noch vor Kurzem bei der Uebernahme des Gouvernements von Polen in Warschau eine provocirende Banketrede gehalten hatte, welche den Reden Dragomirofs und anderer Champagner-Generale sehr nahe kam, toastirte auf die siegreiche deutsche Armee, und sprach von der vollen Sympathie, die ihr die russische Armee entgegen bringe.

Durch den Beitritt Rußlands zur Friedenscoalition ist nach menschlichem Ermessen die Möglichkeit der Erhaltung des europäischen Friedens nahezu zur Gewißheit geworden. Den Neigungen der Westmächte, den Statusquo und mit ihm die Karte Europa's zu ändern, sind dadurch gewisse Zügel angelegt. Mit der Erweiterung einer Coalition nimmt jedoch auch ihre Schwäche zu. Es entsteht die Frage, wie lange die entgegenstehenden Interessen der verbündeten Nationen zum Schweigen gebracht und gezwungen werden können, vor dem größeren Zweck zurückzutreten, zu welchem der Bund abgeschlossen war. Ein Großmachtsystem, wie es 1818 auf dem Congreß zu Aachen sich constituirte, setzt abgeschlossene, fertige Zustände und in Folge dessen die sittliche Basis bestimmter conservativer Grundsätze voraus. In den augenblicklichen Zuständen Europa's befinden sich aber nur zu viele offene Fragen, die zur Lösung drängen. Soll die neue Coalition wirklich einen monarchischen, christlichen und erhaltenden Charakter haben, so ist die sympathische Stellungnahme der römischen Curie zu derselben das erste Erforderniß. Um diese möglich zu machen, sind Concessionen von Seiten Italiens

unerläßlich. Das wird die Ursache des ewigen Mißtrauens bleiben, welches ein Volk, dessen Hände noch blutig von dem Werke der Revolution sind, gegen das Bündniß wahrhaft conservativer Monarchien haben muß. Wenn auch in dem neu erstandenen Ministerium die Herren Depretis und Mancini die festen Bande der Tripleallianz wiederum gefeiert haben, so bleibt doch der bestehende Widerspruch ungelöst und bleiben die Italiener — um ein vor zwei Jahren gesprochenes Wort des Fürsten Bismarck zu wiederholen — unsichere Kantonisten.

Eine andere Frage spitzt sich bereits wieder am Balkan zu. Am 19. März wurde in Sophia der neue Vertreter Rußlands, Kojander, vom Fürsten Alexander empfangen. Seit der Zeit sind in Bulgarien wie auch in Ostrumelien eine Reihe von Volksversammlungen veranstaltet worden, in welchen für die Vereinigung beider Länder Propaganda gemacht ward. Es wird als natürliche Veranlassung das Ablaufen der fünfjährigen Amtsdauer des rumelischen Generalgouverneurs, Aleko Pascha, hingestellt. Indessen scheint die Bewegung doch nach einer vorgezeichneten Methode inaugurirt zu seyn, die auch mit der etwaigen Neubesetzung dieses Postens seitens der Pforte noch nicht abgeschlossen seyn dürfte. Sehr merkwürdig bleibt der Umstand, daß der bulgarische Fürst neuerdings dieser Vereinigung sympathisch gegenübertritt. Noch im vorigen Jahre hatte Graf Kalnoky in Wien bei der Eröffnung der Delegationen verkündet, wenn Rußland die bestehenden Verträge am Balkan verletze, werde man Repressalien ergreifen, zu welchen man der Beihülfe Deutschlands sicher sei. Noch deutlicher sprach sich Bratiano am 10. November v. J. in der rumänischen Kammer aus, indem er sagte, wer den Frieden stört, auf den schlagen wir los — mit Bismarck. Was hat sich an der Situation seit jener Zeit geändert, daß die Agitation zur Schaffung eines Großbulgariens heute nicht mehr als friedensbedrohend angesehen wird? Die österreichisch-ungarischen Lebensinteressen sind auf die Weltstraße nach Saloniki angewiesen. Wird nicht

sehr bald ein berechtigtes Mißtrauen gegen den Verbündeten in Berlin entstehen, wenn dieser ein paralleles Vorgehen des russischen Einflusses in der Richtung auf Constantinopel gestattet?

Frankeich und England sind zur Zeit in fremden Welttheilen vollauf in Anspruch genommen. Aber es ist mehr als fraglich, ob die außereuropäische Politik der Westmächte auf die Dauer vom europäischen Areopag unberührt bleiben kann. Der Uebergang zur Weltpolitik wird ihm eigenthümliche neue Verwicklungen herbeiführen, wenn anders der Versuch einer monarchischen Coalition nicht ohnehin schon wieder fehlgeschlagen seyn sollte.

Aber als ein Zugeständniß an den Drang der Völker hätte der Versuch auch dann noch seinen Werth, und dieser Drang nach einer internationalen Friedenspolitik muß in dem Maße heißer werden, als in dem gegenwärtigen Zeitalter überall neue Ideen zur Umgestaltung der Gesellschaft und zur wirthschaftlichen Reform sich zu regen beginnen. Die Zeitgenossen einer solchen Entwicklungsperiode haben eine große Verantwortung zu tragen. Erkennen sie nicht die Forderungen, welche durch die neue Lage geschaffen sind, so sind sie die Veranlassung, daß das Andenken der Gegenwart mit einem Fluche belastet auf die Nachwelt übergeht. Durch ihren Widerstand rufen sie die Dämonen des Umsturzes herbei, welche die höchsten Ideale der Menschheit auf ihre Fahne schreiben, um sie zu fälschen und damit die Herrschaft der Materie noch fester zu begründen. Der Friede der Völker untereinander sollte dahin wirken, auch den Frieden unter den Klassen ein und desselben Volkes neu zu begründen; und wenn die Diplomaten ihr Friedenswerk vorläufig glücklich zu einem Abschluß gebracht haben sollten, so mögen sich die Socialpolitiker nicht beschämen lassen und das Ihrige thun, damit auch einmal ein Völkerfrühling einziehe, in welchem die Härte des Kampfes um's Daseyn durch die Erfüllung des Gebotes des Heilands gemildert wäre.

Ph. v. W.

LIII.

Volkslieder und Volksschauspiele.

(Schlossar. Pailler. Hartmann.)

Durchgeht man unsere Literaturgeschichten und namentlich die Geschichten der Poesie, so wird von so vielen bedeutenden Namen, von so vielen herrlichen poetischen Stoffen und deren Bearbeitungen von Seite manchfacher Dichter gehandelt, daß es schwer wird, sich in diesem großen Dichterwalde, sowohl in chronologischer als auch in ästhetischer Beziehung, zurecht zu finden. Hält man z. B. Umschau in der deutschen Literatur, so treten uns neben manchen unbedeutenden Dichtern so viele hoch begabte, geist- und gemüthvolle Poeten entgegen, mit denen sich die Literaturgeschichte und die Kritik so gewissenhaft befaßt hat, daß nur von wenigen Erzeugnissen der bedeutenderen Dichter die Entstehungszeit, die ersten Drucke der einzelnen Gedichte, verschiedene Recensionen derselben u. s. w. unbekannt sind. So berechtigt dieser Forschereifer ist und zu so vielen glücklichen Resultaten er geführt hat, so war doch bis in die neuere Zeit ein Mangel empfindlich, welcher weniger dem Literatur- als dem Culturhistoriker auffallen mußte. Während die Forscher der Kunstdichtung nachgingen, blieb die Volkspoesie vielfach unbeachtet; und doch liegt in dieser Gattung der Dichtkunst so viel Gefühl, es prägt sich in ihr so sehr der Geist des einzelnen Volksstammes aus, daß deren nähere Erforschung nicht nur für den Literarhistoriker, sondern auch für den Sprachforscher und Culturhistoriker sowie für Geschichtschreiber des Volkes von großem Werthe ist. Auch fehlt es für die ältere Literatur nicht an Material; in Handschriften finden sich an den verschiedensten Stellen recht originelle Lieder eingetragen, unsere ersten Druckerzeugnisse enthalten theilweise recht interessante Lieder und für die Neuzeit ist der Mund des Volkes selbst eine

beredte Quelle und treffliche Fundgrube. Diese war aber lange versiegt; es fanden sich lange nicht die Forscher, welche aus diesem frischen Born schöpfen wollten oder zu schöpfen verstanden. Da war es denn ein literarisches Ereigniß, als im Jahre 1853 Karl Weinhold's „Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien mit Einleitungen und Erläuterungen und einer Musikbeilage" erschienen. Das Buch zeigte, welch' reicher Schatz von Poesie aus dem Volke noch zu heben sei, und das damals unter Hoffmann's v. Fallersleben und Osk. Schade's Redaktion erschienene „Weimarer Jahrbuch für deutsche Sprache" brachte anknüpfend an Weinholds Weihnachtsspiele „Volkslieder aus Thüringen in und um Weimar gesammelt von Schade" (III, 126—132. 241—328), „Weidsprüche und Jägerschreie von Reinhold Köhler" (III, 477—482), „Ein Weihnachtsspiel aus Ungarn, von K. J. Schröer" (III, 391—419), „Ueber das Volkslied von Betler" (III 465—69) und im sechsten Bande desselben Jahrbuches (S. 85—215) veröffentlichte Hoffmann v. Fallersleben († 19. Januar 1874) zum ersten Male seine treffliche Sammlung „Unsere volksthümlichen Lieder", welche 1859 in zweiter und zehn Jahre später in dritter Auflage erschienen. Der Weinhold'schen Sammlung folgten die Arbeiten von P. A. Rosegger und Rich. Heuberger, Karl Schellnegger, Jak. Ed. Schmölzer, F. Tschischka und J. M. Schottky, Anton Ritter von Spaun, M. V. Süß, Pagatschnigg und Em. Hermann, Simrock u. m. a. Vorzüglich ist es das bayerisch-österreichische Sprachgebiet, auf welchem in allerneuester Zeit die Forscher mit günstigstem Erfolge gearbeitet haben und unter diesen Männern verdienen Dr. Ant. Schlossar in Graz, Chorherr Wilhelm Pailler in St. Florian und Dr. August Hartmann in München besondere Beachtung. Die Arbeiten dieser drei Männer laufen gleichzeitig neben einander her, beziehen sich theilweise auf einander, und doch bildet jedes der einzelnen Werke ein für sich abgeschlossenes Ganzes.

Dr. Anton Schlossar, seit 1875 an der Grazer Universitäts-Bibliothek angestellt, ist Culturhistoriker; die früheren Werke legen von seiner Kunst, das Leben des Volkes zu studiren und darzustellen, vielfache Beweise ab. Er schrieb: „Innerösterreichisches Stadtleben vor 100 Jahren. Eine Schilderung der

Verhältnisse in der Hauptstadt Steiermarks im 18. Jahrhundert, zugleich Beiträge zur Literatur und Culturgeschichte der Aufklärungsperiode" (Wien, 1877); „Speise und Trank vergangener Tage in Deutschland" (Wien, 1877); „Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark" (Wien, 1878); „Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark" (Wien, 1879), und „Steiermark im deutschen Liede. Eine poetische Anthologie mit biographisch-literarhistorischem Anhang" (2 Bde. Graz 1880). Das jüngste Produkt seines Sammelfleißes sind Volkslieder aus Steiermark[1]).

Der Verfasser lehnt seine große Sammlung an die vorhandenen Aufzeichnungen von Texten und Melodien an, welche theils von der Hand Erzherzog Johann's geschrieben ihm im Archive des Herrn Grafen Franz von Meran zur Einsicht gewährt wurden, und setzte durch diese werthvollen Materialien angeeifert, die eigenen Forschungen fort. Das Ergebniß seiner Bemühungen war ein sehr lohnendes. Die eben angeführte Sammlung bringt 354 meistens aus dem Volksmunde gesammelte Lieder, welche der Verfasser unter acht Abschnitte vertheilt: 1. Geistliche Lieder überhaupt, 2. Dreikönigs- und Weihnachtslieder, 3. Almlieder, 4. Wildschützen- und Jägerlieder, 5. Bauern- und andere Stände-Lieder, 6. Historische und patriotische, Soldatenlieder, 7. Balladenartige Lieder, 8. Vermischte und scherzhafte Lieder.

Am reichsten mit 96 Nummern sind die Dreikönigs- und Weihnachtslieder vertreten, während der erste Abschnitt, die geistlichen Lieder überhaupt, nur 16 Nummern zählt. Beim Texte selbst hat der Verfasser keine Anmerkungen gegeben, sondern hat diese auf S. 395—438 zusammengefaßt. Hier werden nun die Fundorte, die Quellen, die Erklärung örtlicher Ausdrücke gege-

1) „Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Zugleich Beiträge zur Kenntniß der Mundart und der Volkspoesie auf bayerisch-österreichischem Sprachgebiete mit Einleitung, Anmerkungen und ausgewählten Melodien herausgegeben von Dr. Anton Schlossar, Besitzer der k. k. österr. goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst." Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1881. (XXXII und 482 S.)

ben und es wird vielfach auf Werke verwiesen, in welchen dieselben oder ähnliche Lieder schon abgedruckt sind. Die 46 Melodien, welche zu einem Theile der Lieder im Anhange beigefügt sind, bilden eine sehr erwünschte Zugabe. Sie sind, wie der Verfasser berichtet, alle an Ort und Stelle, wo das Lied zu Hause ist, von musikkundigen Leuten aufgezeichnet und von Hrn. Kapellmeister Franz Rumpel, welcher ein genauer Kenner des steierischen Volkslebens ist und selbst als Tourist schon manche interessante Monographie geliefert hat, einheitlich bearbeitet worden. Am Schlusse der Vorrede verspricht der Verfasser der vorliegenden Arbeit eine Sammlung von Volksschauspielen au Steiermark folgen zu lassen, welche sicherlich von den Freunden der Volkspoesie mit Freuden begrüßt werden dürfte.

Wilhelm Pailler, geb. 23. März 1838 zu Linz, seit 1862 Chorherr im Stifte St. Florian und von 1868 an Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts, wurde durch das Brixlegger Passionsspiel auf die Wichtigkeit der Schauspiele für die Jugend und das Volk gelenkt. Im Jahre 1868 erschien seine Schrift über dieses weithin bekannte Spiel; ihr folgten „Schauspiele für Jungfrauenvereine und weibliche Bildungsanstalten“ (3 Bde. 1870—71); „Heitere Dramen für kleine Damen“ (1872, 2. Aufl. 1874); „Salve Domina. Deutscher Dichtergruß an kathol. Frauen und Jungfrauen“ (1874, 2. Aufl. 1878); „Volksthümliche Krippenspiele“ (1875, 2. Aufl. 1881); „Religiöse Schauspiele für Mädchen“ (1876, 2. Aufl. 1879); „Neue heit're Dramen für junge Herren und Damen“ (1878), „Festspiel für Oesterreichs Jugend zur Feier der silbernen Hochzeit Ihrer k. und k. Majestäten Franz Joseph I. und Elisabeth am 24. April 1879“, und „Fromm und froh. 6 Theaterstücke mit männlichen Rollen“ (1881). In der Schrift „Jodocus Stülz, Prälat von St. Florian. Ein Lebensbild“ (Linz, 1876)[1]) setzte Pailler diesem gelehrten Prälaten (geb. 25. Februar 1799 zu Bezau, gest. 28. Juni 1872 zu Gutenbrunn) ein würdiges Denkmal, welches auch der Nachwelt das Bild dieses Forschers in treuem Andenken erhalten wird. Paillers neuestes und ganz besonders verdienstliches Werk ist die Sammlung von Weihnachtsliedern und-Spielen.[2])

Weinhold's Arbeit gab auch zu dieser Sammlung der Weihnachtslieder die Veranlassung, seine Worte in der Vorrede

1) Vgl. hierüber: Histor.-polit. Blätter Bd. 78. 1876. S. 653—64.

2) Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol.
1. Band. Weihnachtslieder aus Oberösterreich. Mit 38 Singweisen (XL. 424 S.)
2. Band. Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Mit 31 Singweisen. (XVI. 486 S.) Innsbruck, Wagner 1881—84.

zu den Weihnachtsspielen und Liedern: „Mögen sich andere Männer in den übrigen deutschen Landen veranlaßt sehen, mir nachzufolgen; nur in Westfalen schienen bis jetzt Augen für diese Poesie zu wachen" — regten den Chorherrn Pailler an, er begann zu sammeln, eiferte den Westfalen nach und die beiden jetzt vorliegenden Bände der „Weihnachtslieder und Krippenspiele" beweisen, daß sein Eifer von günstigem Erfolge gelohnt wurde. Es ist aber auch in einer Zeit, in welcher Alles mit Dampf betrieben wird, in welcher der rasche Flug der Locomotive alles hinweg fegt, in der Sitten und Gebräuche, Trachten und Lieder unserer auch noch so entfernt liegenden Gebirgsthäler durch den massenhaften Zug der Touristen in riesiger Eile verschwinden, die allerhöchste Zeit derlei Stimmen und Weisen des Volkes nicht nur zu sammeln, sondern auch durch die Presse der Nachwelt zu überliefern. Unser Verfasser sagt hierüber ganz richtig: „Auch in Oberösterreich sind es, wie anderwärts, vorzugsweise die verborgenen Thäler und die treuen Berge, welche Lied und Spiel noch einigermaßen festhalten, auf dem flachen fruchtbaren Boden sind dieselben nie recht gediehen oder längst schon wegkultivirt. Ja auch im Gebirge schwinden sie rasch dahin, das neue Geschlecht hat die Naivetät und auch die Zeit nicht mehr für solch kindliches Treiben; und was Weinhold von Steiermark und Kärnthen berichtet, daß diese Spiele mit raschen Schritten ihrem Untergang entgegengehen, und worüber ein gewiegter Forscher in der Bavaria klagt, daß die uralten schönen Hirtenlieder voll rührender Einfalt meist vergessen seien, das haben wir oft genug während unserer Sammelarbeit zu großem Leidwesen bestätigt gefunden. Es handelte sich vielfach geradezu um eine Rettung und dünkt uns dazu höchste Zeit". Und in der That hat H. Chorherr Pailler viele kostbare Lieder und Spiele in Oberösterreich und Tyrol gerettet.

Der 1. Band bringt 354 Lieder, der 2. enthält 136 Spiele. In der Einleitung zum 1. Bande finden wir eine ganz treffliche Beschreibung des „Kripperl", wie der Verfasser dasselbe in seiner Jugendzeit zu österen Malen gesehen und auf welches sich der lernbegierige Knabe von Jahr zu Jahr von neuem freute. Ihr folgt die Aufzählung der verschiedenen Volksbräuche um diese Zeit, des Gebäckes, welches man den Kindern reichte, kurz alles dessen, was Alt und Jung um Weihnachten auf dem Lande treibt. Die Lieder selbst bringt das Werk in correkter, mundartlich genauer Weise, nach dem Texte folgt in kleinerem Drucke die Fundstelle, ob dasselbe nur handschriftlich vorhanden, ob und wo es gedruckt ist, und bei der Anführung der bereits früher gedruckten Lieder geht der Verfasser in sehr gründlicher und gewissenhafter Weise zu Werke. Schon am Schlusse der Einleitung werden sowohl die fliegenden Blätter als auch die

benützten Werke aufgeführt, und dieses reiche Verzeichniß beweist, daß es der Verfasser an der fleißigen Benützung der einschlägigen Literatur nicht fehlen ließ. In den Noten erscheinen nur die rein sprachlichen Erklärungen. Der 2. Band, welcher die Spiele enthält, ist mit gleicher Sorgfalt, Liebe und Fleiß behandelt, wie der erste. Auch diesem schickt der Verfasser eine Einleitung voraus, welche im Anschlusse an die Einleitung zum 1. Bande über die Anlage, Auf- und Durchführung der Spiele belehrt; auch diesem sind wie dem ersten Nachweise über die Literatur, über die Herkunft der Spiele und deren Oertlichkeit beigegeben. Eine ganz werthvolle Beigabe sind die 69 Singweisen, welche die Schulleiter Bernhard Deubler in Altmünster und Karl Moshammer in Gmunden mit aufopferndster Mühe aus unmittelbarer Quelle gesammelt und in Noten gebracht haben. So sehr es am Platze wäre einzelne Lieder und Spiele, welche sich durch ihre Innigkeit, ihre Schönheit und Zartheit auszeichnen, hier namentlich aufzuführen, so müssen wir doch dieß mit Rücksicht auf den Raum unterlassen. Der Freund der Volkspoesie wird in dieser reichen und gediegenen Sammlung eben so vielen Stoff finden, als sich dem Culturhistoriker Material zur Charakteristik des oberösterreichischen und Tiroler Volkes bietet.

Der dritte oben angeführte Forscher auf dem Gebiete der Volkspoesie ist Dr. August Hartmann, Sekretär an der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Während Schlossar die Volkslieder vom culturhistorischen, Pailler vom pädagogischen Standpunkte aus betrachtet, tritt bei Hartmann's Arbeiten der philologische Gesichtspunkt in den Vordergrund. Seine erste Arbeit auf diesem Gebiete war das „Weihnachtslied und Spiel in Oberbayern“ im 34. Bande des Oberbayr. Archives (1875). In der Einleitung dieser Schrift gibt der Verfasser eine Uebersicht der bisher erschienenen Literatur, bespricht hierauf die Geschichte und Quellen der volksthümlichen Weihnachtspoesie in Deutschland und läßt dann 144 Lieder und 11 Spiele folgen. Die Arbeit wurde sehr günstig aufgenommen, Schröer besprach sie ausführlich im Literar. Centralblatte (1875. Sp. 522—23, 976—77) und in der Germania (XXI. S. 110—116), K. A. Mayer in den Preußischen Jahrbüchern (XXXVIII, S. 90—106).

Dieser Erfolg bewog den Verfasser im Jahre 1880 seine „Volksschauspiele in Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt“ erscheinen zu lassen. Der stattliche Band bringt 50 Spiele, die mitten aus dem Leben des Volkes herausgegriffen, und aus des Volkes Mund und seinen Aufzeichnungen getreulich gesammelt und mit philologischer Genauigkeit wiedergegeben sind. Da aber H. Hartmann nicht selbst musikverständig ist, so hatte er sich schon damals mit dem gründlichen Musiker H. Schulinspektor

und Oberlehrer H. Abele verbunden, welcher die dem Volksmunde aufs gewissenhafteste abgelauschten Melodien an Ort und Stelle aufzeichnete. Sind es auch nur 50 Nummern, welche das Inhaltsverzeichniß aufweist, so ist doch der Inhalt der 608 Seiten ein so reicher, daß manche einzelne Nummer, in welcher ein Spiel abgedruckt ist, eine ganze cultur- und literarhistorische Abhandlung über das Entstehen, die verschiedenen Aufführungen und alle die Bräuche enthält, welche entweder mit diesem Spiele zusammenhängen oder aus der betreffenden Gegend stammen. So bringt z. B. Nr. 23 unter der Ueberschrift „Drischellegspiele“ eine Beschreibung aller Bräuche nach Beendigung der Drescharbeit, worauf eine ganz interessante Biographie eines originellen Dichters dieser Bühnenstücke folgt. Der Mann wurde Scholi oder Schori genannt. Er war ein „ausgejagter Student von Salzburg“, dichtete den Text und componirte die Melodien zu seinen Liedern, welche er selbst mitsang; er verfaßte Sprüche zur Verzierung der Häuser und malte diese selbst an, setzte den Leuten Briefe auf, half als Gemeindeschreiber aus und brachte sich durch diese und andere Dienstleistungen fort, bis er am 20. Oktober 1823 auf dem Wege bei Elsenloh starb. Kurz jede Seite dieser „Volksschauspiele“ zeugt von dem Sammeleifer, der kritischen Sichtung und dem poetischen Geschmacke des Verfassers. Gleichzeitig hiemit erschien „das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt zum ersten Male herausgegeben“. Das freundliche Büchlein, welches damals gerade recht zur Aufführung des Oberammergauer Passionsspiels kam, enthält „das Augsburger Passionsspiel aus St. Ulrich und Afra“ aus dem 15. Jahrhundert, „Sebastian Wild's Passionsspiel“ vom Jahre 1566, „den Oberammergauer Passionstext vom Jahre 1662“ und das früher mit Unrecht für den ältesten Oberammergauer Text gehaltene „Passionsspiel Johann Aelbl's“ vom Jahre 1615.

Hartmann's neuestes hieher gehöriges Werk führt den Titel: „Volkslieder. In Bayern, Tirol und Land Salzburg gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien nach dem Volksmunde aufgezeichnet von Hyacinth Abele. 1. Band: Volksthümliche Weihnachtslieder. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1884“. (XVIII u. 256 S.). Druck, Format und überhaupt äußere Ausstattung lassen dieses Buch als eine Fortsetzung der „Volksschauspiele“ erscheinen, mit denen es das stattliche Aeußere, das treffliche Papier, den eleganten Text- und Notendruck gemein hat.

Der Verfasser bezeichnet diese hier vorliegenden 152 Lieder als eine Auswahl von Weihnachtsliedern. Es ergibt sich daraus, daß hier nur ein Theil der Sammlung geboten wird, welche in des Sammlers reicher Vorrathskammer zur Hand sind. Und

doch sind diese nur im Munde des Volkes lebenden Lieder oft sehr schwer zugänglich. Die Vorrede äußert sich über diese Schwierigkeit also: „Die Texte entnahm ich theils mündlicher Mittheilung von Leuten, die sie mir vorsangen oder vorsagten, theils Handschriften. Personen, welche alte Weihnachtslieder noch in einiger Vollständigkeit angeben können, sind heute schon sehr selten geworden. Die Handschriften, durch Landleute geschrieben und meist auf den abgelegeneren Siedelungen zerstreut, lassen sich ebenfalls nur mit großer Mühe noch ausfindig machen. Bisweilen werden sie von den Besitzern, die sie für besonders werthvoll halten, vor dem nachforschenden Sammler verleugnet. Weit häufiger aber gehen sie in Folge von Mißachtung zu Grunde. In einem Bauernhause der Feldwies am Chiemsee fand ich einmal das prachtvolle Weihnachtsliederbuch eines alten Singers. Meine Zeit reichte damals nur hin, die ersten Lieder abzuschreiben. Als ich nach einem Jahre wiederkehrte und das Uebrige durchnehmen wollte, hatte die Tochter des Verstorbenen das Büchlein im Herdfeuer verbrannt! — Ein anderes Mal hörte ich von einem besonders alten Weihnachtslieder-Manuscript im Besitze eines Bauern zu Ellbach bei Tölz. Ich reise hin und finde das Liederbuch in den Händen der lieben Kleinen, denen man es zum Spiele gegeben. Sie hatten alle Blätter außer dem Inhaltsverzeichniß zerrissen und die Stückchen in den Wind gestreut. — Sehr anhänglich an die alten Lieder, die er nicht mehr singen durfte, und betrübt über ihre Mißachtung war ein ehemaliger Kirchensinger, der Fotzer zu Auffach in der Wildschönau (Tirol). Als er um das Jahr 1860 starb, verordnete er, daß man die Liederbücher im Sarge als Kissen unter sein Haupt legen und mit ihm begraben solle. Und so geschah es."

Trotz aller dieser mißlichen Verhältnisse ist es H. Hartmann doch geglückt eine reiche Auswahl aus seinem gesammelten Schatze zu bieten. Nicht minder groß, als der Fleiß und das Glück des Textsammlers, ist H. Abele's Verdienst um die Melodien. Schon die numerische Vergleichung von 152 Liedern und 169 Melodien zeigt, daß dasselbe Lied in verschiedenen Gegenden in anderen Melodien gesungen wird. So treffen wir auf viele Lieder mit 2 Singweisen, mehrere mit 3, ja bei manchen Texten haben unsere Forscher 4 verschiedene Melodien an den verschiedenen Orten gefunden. Wenige Beispiele mögen genügen: das schöne Lied Nr. 49 „Gegrüßt seist, Maria, Jungfräuliche Zier!" wird in Holzkirchen, bei Wessen, in Thiersee und zu Ofen in Ungarn in verschiedener Weise gesungen, bei dem Liede Nr. 130 „Geh, mein Bruder, geh mit mir! Unser Bleiben ist nicht allhier" sind die Melodien aus Rosenheim, aus Holzkirchen 2 verschiedene und aus Giesing angeführt und die Anmerkung sagt, daß dasselbe Lied in Franken und Steiermark in wieder anderen Weisen auf-

tritt. Das Lied Nr. 132 „Holla Lippai! was ist das? Moa schier, i hör allwei was", welches sogar früher an verschiedenen Orten in den Kirchen gesungen wurde, ist in 4 verschiedenen Melodien aus Giesing, Holzkirchen, Wald a. d. Alz und nach dem Chieminger Hirtenspiel gebracht. In Nr. 91 aus dem Salzburger Lande waren unsere Forscher so glücklich, sogar das vollständige Quartett dem Volke abzulauschen.

Werfen wir einen Rückblick auf die Gesammtleistung in Erforschung des Volksliedes und der Volksspiele, so ist diese gewiß eine höchst ersprießliche zu nennen. Bei dem rastlosen Eifer der eben besprochenen Forscher Schlossar, Pailler und Hartmann wird es wohl manchmal vorkommen, daß ein und dasselbe Lied oder Spiel, welches bereits von einem oder dem anderen an's Tageslicht gezogen wurde, auch wieder von anderer Seite gebracht wird, aber gerade das Auftreten desselben Spieles an verschiedenen Orten wird nicht nur dem Culturhistoriker, sondern auch dem Sprachforscher vielfachen Anlaß zur Vergleichung bieten. Ein Beispiel sei hier aufgeführt: Unter Nr. 49 der Volksschauspiele (1880) bringt Hartmann ein „Weihnachtspiel aus dem Bayerischen Walde" von 969 Versen nach einer Hohenauer Abschrift vom Jahre 1837, wovon ihm noch 3 weitere Handschriften zu Gebote standen. Das Spiel ist in der dortigen Bevölkerung kurzweg „Christkindel-Kumedi" bekannt, hat, schon nach den 4 umlaufenden Handschriften zu urtheilen, eine weite Verbreitung und erfreut sich einer allgemeinen Beliebtheit. Viele Melodien begleiten die einzelnen Lieder dieses Spiels. Pailler bringt im 2. Bande seiner Weihnachtlieder (1884) unter Nr. 482 dasselbe Spiel mit Einleitung unter der Ueberschrift „St. Oswalder Weihnachtsspiel", ohne jedoch Hartmanns Abdruck zu kennen; doch zeigt schon eine flüchtige Vergleichung, daß die Sprache, Zusätze und Auslassungen beiden Spielen einen anderen Charakter geben, und es zeigt sich schon ohne genauere Untersuchung, wie ein und derselbe ursprüngliche Text im Laufe der Zeit und an verschiedenen Orten große Veränderungen erlitten hat. Während es Hartmann und Abele geglückt ist zu nicht weniger als 19 Liedern dieses Spiels Melodien aufzufinden, konnte Pailler keinen erhalten. Wenn wir schließlich den drei Volksliedforschern der neuesten Zeit über ihre glücklichen Funde und deren Veröffentlichung unsere volle Freude ausdrücken, so können wir nicht umhin auch ihren musikalischen Mitarbeitern das wohl verdiente Lob zuzuerkennen.

A. G.

LIV.

Königin Maria Karolina von Neapel.

Ein Lebensbild.

V. (Schluß.)

Napoleons Macht war durch die sich rasch folgenden Siege bei Jena, bei Friedland, durch den Frieden von Tilsit so vollständig befestigt, daß die Hoffnungen auf Wiedergewinn des gewaltsam entrissenen Festlandes kaum mehr in einem anderen Herzen, als in dem nicht zu entmuthigenden der Königin lebten; aber die starkmüthige Frau hielt sie fest und unterließ nichts, sich wenigstens in ihrem Kreise die Macht zu erhalten, die sie sich mühevoll genug errungen hatte und vermittelst deren sie früher oder später zu siegen glaubte. Sie hatte wieder ihren Gemahl und dessen Partei bezwungen, und es gelang von da an so lange sie noch lebte und wirkte Keinem wieder, ihr den Einfluß auf den vergnügungssüchtigen König streitig zu machen. In ihrem Kabinete liefen jetzt wieder die Fäden aller Geschäftszweige zusammen; sie allein gab die Parole aus, von ihr wurde Alles geleitet.

Das Privatleben der Königin in Palermo blieb aber fortwährend ein vereinsamtes und trauriges. Ihr Gemahl lebte seinem Vergnügen, dem er neben dem Fischfang und der Jagd den Handel mit den Erzeugnissen seiner Meierei, namentlich mit Butter, beifügte; hierin machte ihm sein Sohn der Erbprinz Concurrenz, der gleichfalls ein kleines Landgut

in der Nähe der Residenz bewohnte und bebaute. Ueber Letzteren schrieb sie ihrer kaiserlichen Tochter nach Wien: „Franz ist ein durch und durch tugendhafter Mensch, der mit Resignation trägt, was uns auferlegt ist, ein guter Gatte, Vater, Sohn, ein ehrenhafter Mann“; und nachdem sie seiner Gemahlin Isabella, der Frau mit dem eiskalten Naturell, einige treffende, aber nichts weniger als sympathische Worte gewidmet: „Franz allein sieht nach den Kindern, denn seine Frau liebt sie nicht und sagt ganz offen, sie hasse Kinder“. Der Erbprinz, der künftige Regent, war, wie man sieht, im Gatten und Vater aufgegangen. „Nur ich, die ich nichts habe und mir nichts kaufen oder miethen kann, bin in der Stadt, wo es sehr heiß ist. Deine guten Schwestern sind meine einzige Gesellschaft; sie warten mich, sie stehen mir zur Seite, sie suchen mich von dem tiefen Leid abzuziehen, das an mir nagt. Gott wird sie segnen und es ihnen lohnen!“ Bei der Enttäuschung, welche ihr das Verhalten ihres ältesten Sohnes bereitet, klammert sich ihre Hoffnung um so fester an den jüngsten Sohn. „Leopold“, schreibt sie, „ist schon so groß wie ich, und hat eine glückliche Naturanlage; er ist sehr gut und anhänglich; er studirt fleißig und entwickelt sich nach Wunsch; er ist schon bald ein Mann; er ist gescheidt, lebhaft, aber ohne gewaltthätigen Ungestüm, von einem vortrefflichen Herzen. So leben wir unter uns, gehen oder fahren gegen Abend gemeinschaftlich aus und lesen, schreiben, arbeiten dann um einen gemeinsamen Tisch herum. Wir haben ein einziges Theater, aber weder den Geschmack daran, noch die Lust dazu, es zu besuchen; in drei Monaten war ich nur zweimal darin. Die Umgebungen der Stadt sind hübsch; eines Tages machten wir einen Spaziergang, der sehr an den Weg nach Maria-Zell erinnert, so daß ich dachte, er könnte Dir gefallen.“ Nur dann und wann unterbrach der Besuch des Königs die Eintönigkeit dieses Familienlebens. Wenn den armen Vertriebenen aber auch zu Zeiten irgendeine durch sicilianische Große bereitete

Festlichkeit Zerstreuung brachte, deren sich Karolina namentlich ihrer Kinder wegen freute, so wich der Druck der Sorge doch nicht von ihrem Herzen. „Wir leben in einer beständigen Angst", schreibt sie am 14. August 1806, „in der Furcht vor den Ereignissen, die jeden Tag eintreten können und von denen unser Schicksal abhängen wird."

Daß der „nicht junge und nicht hübsche, aber ernste und tugendhafte" Herzog von Genua endlich nach jahrelangem Werben die Hand der trefflichen Prinzessin Christine erhielt, war unter diesen Umständen ein Glück zu nennen, wenn sie auch das Scheiden von dem geliebten, so sanften und guten Kinde, das alle ihre Leiden und Sorgen so treulich getheilt, bitter genug empfand. Aber ein ganz anderer Schmerz sollte ihr das Leid über diese Trennung vergessen machen. Der Tod entriß ihr acht Tage nach den Vermählungsfeierlichkeiten ihre „première tendresse", die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, die am 14. April in Folge ihrer letzten Entbindung starb. Nicht nur als Mutter traf sie dieser Verlust schwer, auch als Fürstin sah sie mit Schrecken das Band gelockert, wo nicht zerrissen, das sie, so lange ihre Tochter, ihr „Ruhm" und ihr „Trost" auf dem Throne saß, mit der angesehensten der europäischen Großmächte verknüpfte.

Der Friedensschluß zwischen Frankreich und Rußland würde übrigens, wenn auch Maria Theresia am Leben geblieben wäre, den Kaiser Franz doch gezwungen haben, seine bisherige Stellung zu Neapel und Sicilien zu ändern. Als Maria Karolina von dem bei Tilsit getroffenen Uebereinkommen hörte, ahnte ihr scharfblickender Geist sofort die für sie daraus entspringenden Folgen. „Nun ist unser Verderben vollständig", schrieb sie, „und ich fühle mich unglücklicher, als da ich Neapel verlassen mußte". Die erste alsbaldige Folge war die Abberufung des seitherigen österreichischen Gesandten Grafen Kaunitz, in welchem die Königin abermals einen treu ergebenen Freund verlor.

Nach dem Frieden von Tilsit gab es keine europäische

Macht mehr, die sich getraute, dem Königspaare von Sicilien bei formeller Ansprache den altangestammten Titel zu geben, den einen Papst ausgenommen, welcher, bei Ernennung sicilianischer Bischöfe zum Beispiel, Ferdinand noch immer „König beider Sicilien" nannte. Oesterreich sogar hatte gelegentlich der Notifikationsschreiben bei Wiedervermählung des Kaisers Franz die beiden Majestäten „von Sicilien" statt „von beiden Sicilien" bezeichnet; die beiden Schreiben wurden schon am andern Tag dem kaiserlichen Geschäftsträger Cresceri mit dem Bemerken zurückgestellt, daß der König und die Königin in dieser Form die Annahme verweigerten. Nach manchem Kopfzerbrechen wurde endlich mit Vermeidung jeder officiellen Courtoisie die Anzeige in vertraulicher Weise gemacht.

Die übrigen Ereignisse der großen Weltpolitik, deren Fäden Napoleon in seiner Hand vereinigte, hinderten ihn, seinen Lieblingswunsch, die beiden Sicilien unter seine Krone zu bringen, auszuführen, wiewohl er den Gedanken einstweilen nur ruhen, nie aber ganz fallen ließ. Joseph selbst fühlte sich auf seinem Throne nicht sicher, so lange Maria Karolina ihren Sitz in Palermo hatte. Sehr bezeichnend schreibt er am 23. Juli 1806: „Sicilien in den Händen Ferdinands dulden, hieß für Neapel eine Furie dort lassen; sie wäre nahe genug, um im Königreich den Bürgerkrieg zu entzünden und jede Festsetzung der Ordnung zu verhindern. Sie predigt die Hinschlachtung der Besitzenden, die Theilung ihrer Güter . . . In den Städten kennt man sie besser; man verabscheut sie, aber man fürchtet sie, wie eine Betschwester den Teufel fürchtet."

Durch einen Beschluß Napoleons war sein Bruder Joseph vom König von Neapel zum König von Spanien avancirt, und sein Schwager Joachim Murat auf den von ihm geräumten Thron von Neapel berufen worden. Den Anfang seiner Regierung begrüßte ein neues kriegerisches Unternehmen einer anglo-sicilischen Flotte, das gegen das Festland von Neapel, zunächst aber auf die Eroberung der Inseln Ischia

und Procida gerichtet war. Die Leitung des ganzen Unternehmens hatte General-Lieutenant Stuart; unter ihm sollte Prinz Leopold seine ersten Sporen verdienen. Die Eroberung gelang zum nicht geringen Schrecken Murats; Leopold wurde kraft einer von seinem königlichen Vater ausgestellten Vollmacht zum Vice-König alles eroberten Gebietes ernannt. Aber die Sache nahm einen kläglichen Ausgang; wieder verbündeten sich die Elemente mit den Feinden, ein Seesturm warf das britische Geschwader auseinander, unter den Pferden wütheten Krankheiten und um sich vor den französischen Kriegsschiffen zu retten, mußten die Siculo-Briten gerade vier Wochen nach Besitzergreifung der Inseln den Platz wieder räumen.

In Palermo war man hierauf am allerwenigsten gefaßt. Daß der erste Waffengang ihres Leopold, auf den sie, seit sich Franz allzusehr in seine Häuslichkeit vergraben hatte, die größten Hoffnungen gesetzt, einen so schlechten Erfolg errungen hatte, schnitt ihr am empfindlichsten ins Herz. Es wird erzählt: als die Fregatte mit Leopold in den Hafen von Palermo einlief, habe sie ein einfaches Boot bestiegen und sich an das Kriegsschiff hinanrudern lassen, dann aber, als ihr Sohn ihrer ansichtig wurde und auf sie zueilte, habe sie ihn mit einer heftigen Geberde von sich gewiesen. Es war die Sehnsucht der Mutter, welche sie dem zurückkehrenden Sohne entgegendrängte, es war der Stolz der Fürstin, der ihr den Anblick des ruhmlos Heimkehrenden verleidete.

Ganz unbehelligt ließen jedoch die Siculo-Briten die neapolitanische Küste auch in der Folge nicht; durch stets erneuerte Angriffe bald an dieser, bald an jener Stelle gelang es ihnen oft, den französischen Garnisonen Schrecken einzujagen. Wenn auch alle diese kleinen Erfolge nichts zu einer Aenderung der allgemeinen Verhältnisse beitrugen, so dienten sie doch dazu, den Siculo-Briten auf dem Festlande Bundesgenossen zu gewinnen, welche ihrem gekrönten Gegner noch viel Verdruß und schwere Sorgen machen sollten. Aus

dieser Zeit, wenn nicht schon aus dem Jahre 1799, leitet sich der Ursprung des Carbonarismus her, aus dessen Schooß sich die verderblichsten Feinde der Franzosenherrschaft entwickeln sollten. — Napoleon dachte übrigens damals an keine Unternehmung gegen Sicilien; was er früher sowohl Joseph als Murat gegenüber als eine Bagatelle behandelt hatte, nannte er jetzt „ein großes Wagniß.“

Einen Lichtpunkt bildete inmitten des schwer umzogenen Horizontes für Karolina die Vermählung ihrer letzten Tochter Amalie mit dem Herzog Louis Philipp von Orleans; es war von beiden Seiten eine Neigungsheirath und wenn auch Karolina Anfangs dem Sohne dessen, der als Philipp Egalité für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, keine liebevolle Stimmung entgegenbrachte, so gab sie doch den Bitten Amaliens endlich um so lieber Gehör, als Louis Philipp von Allen als ein kluger und vorsichtiger Mann beurtheilt wurde, der in der Folge der sicilianischen Sache sehr förderlich werden könnte.

Uebrigens waren die Zustände am Hofe von Sicilien immer die unerquicklichsten, die man sich denken kann; namentlich ließen die Finanzen viel zu wünschen übrig. Das Einkommen des Königs hatte sich zwar in den letzten Jahren durch massenhafte Confiskationen und durch freigebige Bestimmungen des Parlaments stark gehoben, und man begegnet erstaunlichen Zahlen, womit das Jahreseinkommen des Königshauses bezeichnet wird; es war aber hievon nicht bloß der Hofstaat, sondern auch die Unterhaltung der Armee und der Kriegsflotte zu bestreiten, wozu noch die vielen an Anhänger und Angehörige des Hofes zu vertheilenden Summen zu rechnen waren. Deßhalb gerieth der Hof von einer Geldverlegenheit in die andere. Wenn den Bourbons zu keiner Zeit das Lob gespendet werden konnte, gute Haushälter gewesen zu seyn, so war auch auf Karolina nichts von der weisen Sparsamkeit ihres Vaters übergegangen, sie glich vielmehr auch in dieser Hinsicht ihrer kaiserlichen Mutter, bei

welcher Freigebigkeit unter die königlichen Vorrechte, aber zugleich unter die königlichen Pflichten gehörte. Trotz ihrer beschränkten und abhängigen Lage ließ es sich Karolina nicht nehmen, stets offene Hand zu haben, Gnaden und Geschenke auszutheilen, so lang sie selbst etwas hatte.

Niemand war der fortwährenden Geldverlegenheiten des Königspaares froher, als das britische Kabinet, weil es durch Subsidien den Hof in eine gewisse Abhängigkeit zu bringen hoffte. Hierin täuschte man sich allerdings; der Hof nahm zwar das Geld, führte aber dabei seine eigene Politik weiter; zugleich herrschte gegenseitig das stärkste Mißtrauen: England hegte gegen Karolina den Verdacht, sich in heimliche Unterhandlungen mit Frankreich eingelassen zu haben; hatte man auf Grund der gegen die Königin systematisch ausgebreiteten Verleumdungen über ihre Rachgier und Grausamkeit von vornherein ein Vorurtheil gegen sie gehegt, so war man bald geneigt, wieder die alten Schreckgespenster: Brunnenvergiftung, Massenmord, sicilianische Vesper auf sich wirken zu lassen. Karolina war aber nicht gewillt, sich britischer Seits ein Protektorat, ja eine Art Mitregierung gefallen zu lassen, wie es die Geldhergeber ohne Hehl ausüben wollten. Unter solchen Umständen waren gegenseitige Anschuldigungen unvermeidlich, die sich nicht selten zu den heftigsten Anklagen steigerten. Die aus dieser Periode vorliegenden Briefe der Königin an einen ihrer vertrautesten Diener und Anhänger, den Fürsten Butera, zeigen die stets wachsende Verstimmung über das Verhalten Englands, wie sich aus ihnen auch der stets lebendige Antheil ergibt, den sie an allen politischen Ereignissen nahm. Jene Verstimmung erreichte den höchsten Grad, als im Jahre 1811 als Gesandter und Höchstcommandirender Lord William Bentinck in Palermo eintraf und sich bald mehr als Diktator denn als Gesandter aufspielte. Er forderte als unerläßliche Bedingung einer durchgreifenden Besserung der herrschenden Uebelstände, die in der That nach allen Richtungen hin groß waren, eine gänzliche Umgestalt=

ung der Verfassung Siciliens, die ein Erbstück aus dem Mittelalter sei, worauf die Königin entgegnete: das sei gleichbedeutend mit allgemeiner Umwälzung. Das Schlimmste war, daß sich von jetzt an am Hofe und unter der Bevölkerung Parteien bildeten. Da sich zu der auf England gestützten Opposition der Kronprinz mit dem Herzog von Orleans hinneigte, bemächtigte sich der Königin eine um so größere Entmuthigung, als ihre Kraft und Gesundheit längst nicht mehr die alte war. Die andauernden Kämpfe, die stets wechselnden Besorgnisse und getäuschten Hoffnungen, das Hinsterben geliebter Töchter, welche ihre Stütze im Alter seyn sollten, dieß Alles hatte am Marke ihres Lebens gezehrt. Sie fühlte sich ermattet, unfähig zu längerem energischem Widerstande. Mehr als je dachte sie daran, sich allen Bedrängnissen ihrer Lage zu entziehen und irgend einen stillen Winkel der Erde aufzusuchen, wo sie in ungestörter Ruhe ihre Tage beschließen könnte. Der von dem herrischen Briten auf sie ausgeübte Druck muß ihr unerträglich gewesen seyn. „Ich bin fast vergessen von meinen Feinden", schrieb sie am 30. August 1811 nach Wien, „aber unterdrückt, mit Füßen getreten, fast ausgeplündert und entthront von Denen, die sich unsere Verbündeten und Freunde nennen und denen wir so viel geopfert haben".

Um jene Zeit hatte sie einen plötzlichen Anfall: sie stürzte besinnungslos zu Boden und blieb eine Zeitlang in einer Art Erstarrung, so daß die Aerzte das Aeußerste besorgten. Alle Theater und Lustbarkeiten wurden eingestellt, öffentliche Andachten angeordnet, der Kranken die Sterbsakramente gereicht; doch schon nach drei Tagen befand sie sich außer Gefahr. Aber wie müde sie dieses Lebens war, wie sie sich aus diesen Verhältnissen fortsehnte, verrathen ihre Briefe aus jener Zeit. So heißt es in einem Schreiben an Kaiser Franz vom 2. Oktober, worin sie ihre frühere Bitte um gastfreundliche Aufnahme in ihrem Geburtslande erneuert: „Ich bin von Allem zurückgekommen, was diese Welt bieten

kann; ich verlange nur, unangefochten zu seyn und meine Tage in Ruhe beschließen zu können. Der König gibt seine volle Zustimmung zu meinem Begehren; er sieht ein, daß es nothwendig sei, um meine Tage zu verlängern und mich zu retten vor den Verfolgungen unserer sogenannten Freunde und Verbündeten, die es an Perfidie und unwürdiger Behandlung weit ärger treiben, als dieß unsere ärgsten Feinde je thun konnten."

Der sie fortdrängende Druck sollte noch stärker werden. Bentinck trat mit Ansprüchen hervor und führte eine Sprache, die nur zu deutlich zeigte, daß England es darauf absehe, alle Autorität in seiner Hand zu vereinigen. Die Subsidien waren arglistiger Weise schon seit drei Monaten nicht mehr ausgezahlt worden. „Glaubt mir", klagte die Königin dem Fürsten von Butera, „die Engländer haben sich verschworen, uns zu Grunde zu richten, wenn sie uns nicht in aller Stille zur Stellung von Nabobs herabdrücken können". Und ferner: „Wir sind am Ende des schmerzlichen Drama's. Seit sechs Jahren sehe ich den Moment herankommen, habe aber immer mich zu täuschen gehofft. Ich fand, daß Alle anderer Meinung waren als ich, und so schmeichelte ich mir, wir würden durch Nachgiebigkeit und Opfer doch noch erlangen, was Redlichkeit und Pflichtgefühl den Engländern zur heiligen Pflicht machen mußten. Sie sind es, die, von uns nach Neapel gerufen (?), von wo sie nach vierzig Tagen und bevor ein Feind sich zeigte, die Flucht ergriffen, uns um das schönste unserer Reiche gebracht haben. Hieher gekommen, hat dann der König den Engländern seine besten Plätze abgetreten. Es wäre eine zu lange und zu peinliche Liste, die der Leiden aller Art, welche diese sechs Jahre uns gebracht haben: Ehrenkränkungen durch Verleumdungen, Infamien, gedruckte Publikationen, finanzielle Verluste durch Zollfreiheiten, Ausfuhr von Lebensmitteln u. A., Anfeindungen durch die in den Provinzen verbreiteten Dinge, Beeinträchtigung der Kassen durch eine Gesellschaft, welche an die Behandlung

des unglücklichen Tippu Sahib gewohnt ist, dessen Geschick sie an uns, aber mit geringerer Tapferkeit, zu erneuern suchen."

Um diese Zeit soll die räthselhafte Verschwörung gegen England stattgefunden haben, von welcher englische Berichterstatter viel zu erzählen wissen, ohne das darüber schwebende Dunkel zu lichten und ohne etwas Positives gegen die Königin vorzubringen, die man natürlich wieder als die Urheberin bezeichnete und von deren Vertrauenspersonen verschiedene verhaftet wurden. Man sprach von einem beabsichtigten Massenaufstand gegen die Engländer und von Verbindungen mit den Franzosen in Neapel — das eine so unwahrscheinlich wie das andere, beides möglicher Weise erfunden oder aus einer Maus zum Elephanten aufgebläht, um dem lang entworfenen Plan Lord Bentincks Vorschub zu leisten. Am 13. Januar 1812 begann dieser die Campagne, welche binnen wenigen Tagen König und Königin beseitigte und die Autorität in seine Hand legte, während der Kronprinz, zum Alter-Ego ernannt, als Strohmann fungirte. Ihr ging eine dreistündige Unterredung zwischen der Königin Karolina und Lord Bentinck voraus, über deren eigentlichen Verlauf der Biograph der Königin nur nach englischen, folglich in dieser Sache nicht authentischen Berichten erzählen konnte; jetzt liegt durch die bereits mehr erwähnten, seitdem veröffentlichten Briefe Karolina's eigene Mittheilung darüber vor. Heben wir zur Charakteristik des Mannes, mit dem die unglückliche Königin zu rechten hatte, nur folgende Stelle aus: „Eine gestern gepflogene dritthalbstündige Unterredung mit Bentinck hat mich überzeugt, daß nichts, nichts und wieder nichts von diesem Manne zu erwarten steht, der uns sicherlich die Revolution ins Land bringen wird. Er hat mir gesagt und wiederholt die Versicherung gegeben: er habe durchaus weder einen Auftrag, noch eine Instruktion in Bezug auf die Absetzung oder Thronentsagung des Königs, noch auf meine Entfernung aus dem Lande und von den Geschäften, wohl

aber ausdrücklichen Befehl, mit Ermächtigung auch zu Gewaltmitteln zu schreiten, das Glück des nationalen Sicilien zu begründen u. s. w. Wie ein wildes Thier hat er sich benommen; weder Gefühl, noch Vernunft, noch Ehre haben auf diesen harten Mann Eindruck gemacht, der nun auch den häuslichen Frieden zerstört hat, welcher mein letzter Trost war. Die Intriguen und Nichtswürdigkeiten, sowie die von den Verschwörern und schlechten Leuten gemachten Anstrengungen spotten der Beschreibung und man muß sich fügen. Ich für meine Person füge mich in Alles."

Nachdem es Lord Bentinck durchgesetzt hatte, Sicilien eine „freisinnige Verfassung" zu geben, die sich später als ein „unpraktisches Phantasiestück", schärfer ausgedrückt als eine „burschenhafte Schwindelei" herausstellte, bei welcher vielhundertjährige, mit dem Leben der Nation verwachsene Grundsätze und Einrichtungen abgeschafft, dafür jene eines durchaus fremden Landes gewaltsam aufgepfropft wurden, hatten Ferdinand und Karolina Palermo und seine nächste Umgebung verlassen und sich auf einsam gelegene Besitzungen zurückgezogen. Nur Prinz Leopold theilte mit seinen Eltern die Verbannung — denn anders war ihr nunmehriges Fernhalten von der Residenz kaum zu nennen.

Aus den um diese Zeit in die Heimath geschriebenen Briefen klingt eine Verbitterung, ja eine Verzweiflung, aber auch ein Trotz, eine Unbeugsamkeit heraus, wie nie zuvor. Ihre Lage sei schrecklich, klagte sie dem Kaiser Franz, die Behandlung, die sie erfahren, unerhört und unwürdig, aber auch im höchsten Grade unehrenhaft. „Der König, ich und Leopold, wir haben uns ganz zurückgezogen und leben ohne alle Berührung mit der Welt. Aber dennoch komme ich nicht dazu, in meinem Gemüthe beruhigt zu werden. Alles, was nicht schnell genug nach seinem Willen und nach seiner Laune geht, schiebt Lord Bentinck uns zur Last, beschuldigt mich, seine Entwürfe zu durchkreuzen und läßt dann wieder eine seiner Mahnungen gegen mich los: ich möchte mich so rasch

als möglich aus Sicilien fortbegeben; ich habe ihrer wenigstens ein Dutzend." Die des öfteren an ihren kaiserlichen Neffen gerichtete flehentliche Bitte, ihr in seinen Staaten ein Asyl einzuräumen, fand jetzt, von ihr dringend erneuert, endlich zu ihrer größten Freude Gehör; aber der von Kaiser Franz an sie ergangenen Einladung sofort Folge zu leisten, verhinderte sie jetzt sowohl ihr oft schwer leidender Zustand, als auch die Rücksicht auf die sich weiter entwickelnden politischen Verhältnisse Siciliens.

Nie vielleicht hat ein Volk Fremdherrschaft schwerer ertragen, als das sicilische; es brauchte von Seiten der Königin und der Hofpartei nicht geschürt zu werden, um die Insulaner gegen das britische Regiment aufzureizen; sie hatten dasselbe gründlich satt und immer wieder tauchten Einzelne auf, welche mehr oder minder glücklich den Versuch machten, das Land von dem verhaßten Joche zu befreien. Ob die Königin nicht auf einen endlichen Erfolg rechnete und ihn abzuwarten wünschte?

Aber ihre Hoffnung verwirklichte sich nicht; Bentinck blieb Alleinherrscher, und Maria Karolina entschloß sich im Frühjahr 1813, von ihrem Sohne Leopold begleitet, die Fahrt in ihr geliebtes Heimathland anzutreten. Am 2. April machte sie selbst Bentinck die Anzeige von diesem Entschluß, stellte aber ächt königliche Bedingungen, die erfüllt werden mußten, bevor sie die Insel verlasse: die Befriedigung ihrer Gläubiger, die Herausgabe ihrer in der Bank von Palermo hinterlegten Diamanten, die Festsetzung ausreichender Leibrenten für sich und den Prinzen Leopold, sowie für alle Personen ihres Geleites u. s. w. Bentinck gewährte Alles mit Ausnahme der letzten Forderung, daß sie den Commandanten der sie führenden Fregatte selbst wählen dürfe; selbst die Scheidende begleitete sein Argwohn und deßhalb lag ihm daran, sie von Personen seines Vertrauens umgeben zu wissen.

Gebrochen an Seele und Leib, wie es ihre Briefe zeigen, verließ sie Sicilien. „Inmitten namenlosen Herzeleids",

schrieb sie unmittelbar vor ihrer Abfahrt, „entschließe ich mich, eine ungewohnte Reise, deren bloße Vorstellung mich zittern macht, zu unternehmen". Und am 2. Juni richtet sie an den Fürsten von Trebia, dessen Bruder den Prinzen Leopold begleiten sollte, die Worte: „Ich will nicht scheiden, ohne Euch ein Lebewohl auf ewig zuzurufen .... Ich wiederhole Euch, daß ich stets das wahre Wohl Siciliens angestrebt habe, daß ich verkannt worden bin, aber immer, wenngleich geopfert, loyal und aufrichtig bleiben werde. Ich verlasse Sicilien mit wahrem und tiefem Schmerz, ohne zu wissen, weßhalb ich von einem im Grunde guten, treuen, anhänglichen Lande scheiden muß, um in der Ferne umherzuziehen, ohne mir bekannte Wege und Ziele ... Die Zeit wird kommen, wo man klar erkennen wird, wie ungerecht man gegen Diejenige gehandelt hat, welche im Busen andere Gesinnungen und Empfindungen barg, als die, welche man ihr zugeschrieben hat."

Die Reise selbst hat ein geistreicher Essayist eine Odysseische Fahrt genannt; sie war auch in der That abenteuerlich und beschwerlich genug. Aus Furcht vor der französischen Flagge drangen die Engländer darauf, daß sie nicht über Triest, sondern über Constantinopel genommen wurde; ihr Aufenthalt auf Zante dehnte sich vom 19. Juni bis zum 3. August aus; wenngleich ihre Aufpasser es darauf absahen, sie durch Beaufsichtigung und Einschränkung jeder Art auch hier eine Art Martyrium bestehen zu lassen, so knüpfen sich für Karolina doch freundliche Erinnerungen an diesen Aufenthalt. Interessant sind die Züge, welche der damalige französische Consul Hugues Pouqueville, mit dem sie trotz der Wachsamkeit ihrer sogenannten Beschützer verkehrte, von der ausgestoßenen Königin erzählt: „Man sah in ihrer Hand häufig einen Fächer mit ihren Hauptstädten Neapel und Palermo in kleiner Abbildung, auf die sie voll Traurigkeit immer wieder ihre Blicke richtete. In ihrem Zimmer hatte sie eine Art Heiligthum, einen Schrank mit Familienporträts

und Andenken, den sie manchmal vor Anderen öffnete. ‚Sehen Sie meine Schwester Marie Antoinette‘, sagte sie eines Tages zum Grafen ***, der ihr Vertrauen gewonnen hatte, und schwere Thränen quollen aus ihren Augen, ‚und hier ihren Gemahl Ludwig XVI.‘; und dabei erhob sie sich und machte vor den Bildnissen eine andachtsvolle Verbeugung. — Ein andermal kam sie auf Politik zu sprechen und sagte: Ich habe lange Zeit geglaubt, das Regieren zu verstehen und habe meinen Irrthum erst einsehen gelernt, als es zu spät war, ihn zu berichtigen. Um die Menschen gut zu regieren, muß man sie studirt haben, womit ich mich nie abgeben wollte. Wenn es mir von Gott beschieden ist, auf den Thron zurückzukehren, den zu verlassen man mich gezwungen hat, will ich ein neues Leben anfangen."

Als man am 13. August Zante verließ, erschwerten die strengen Vorschriften der Pforte die Fahrt durch die Dardanellen; erst nach vielfachen Bemühungen der französischen und kaiserlichen Gesandten erlangte man, unter lästigen Bedingungen, die Erlaubniß zur Weiterfahrt und langte am 13. September im Canal von Constantinopel an; dort mußte wieder wochenlanger Aufenthalt genommen werden, was der ausgebrochenen Pest wegen doppelt unangenehm war. Aber reichlich trösteten und entschädigten sie für diese Widerwärtigkeit die Nachrichten, welche sie dort von den Ereignissen erhielt, die sich unterdessen auf dem Continente zugetragen hatten: der Beitritt des Kaisers Franz zu dem großen Bündnisse gegen Napoleon; die Kriegserklärung Oesterreichs, die ersten Erfolge der Alliirten im Felde bei Kulm, an der Katzbach, bei Großbeeren. Ihr Herz wallte über vor Freude. „Gott möge fortfahren, sie zu beschützen, diese braven Truppen", schrieb sie nach Wien, „und Euer Majestät zu dem machen, was Sie zu seyn verdienen: zum Retter Europa's!" „Jede neue Siegesnachricht", hieß es ein andermal, „ruft hier eine Freude, einen allgemeinen Wonnerausch hervor, was ich bin dessen gewiß, das Herz Ew. Maj. tief rühren wird."

Der Plan, noch vor Spätherbst den Hafen von Varna oder Odessa zu erreichen und auch mit der Landreise durch Podolien und Galizien nicht allzutief in den Winter hineinzukommen, mußte aufgegeben werden, da die sicilische Fregatte den Bosporus nicht passiren durfte; man mußte nun wieder von Woche zu Woche auf Gelegenheit zur Weiterfahrt warten. Endlich am 18. Oktober fand sich ein Polake zur Fahrt nach Odessa bereit; und als man endlich, nach einem dreitägigen Seesturm auf dem so gefährlichen Schwarzen Meere, Odessa erreichte, erwartete die aus den pestbefallenen Gegenden Kommenden die Qual einer vierzigtägigen Quarantäne. Gerade während dieser Zeit trafen die Siegesnachrichten vom 16., 18. und 19. Oktober in Odessa ein und erfüllten die kleine sicilische Colonie mit namenloser Freude. Verhießen diese Siege nicht auch der vertriebenen Königin das Ende der unerträglichen Schutzhoheit und den Wiedergewinn ihres festländischen Besitzthums?

„Wir können nichts thun, als Gott danken", schrieb sie, „und Ihn beschwören, daß Er fortfahren wolle, Seine himmlischen Segnungen der gerechtesten der Sachen und den hochherzigsten Vertheidigern der Völker angedeihen zu lassen! Wir stimmen in unserem Verließe täglich, obwohl noch nicht auf dem glücklichen Boden Ihrer Besitzungen angelangt, jene Weise an, die durch die Begeisterung, welche man hineinlegt, so sehr das Herz rührt, jenes ‚Gott erhalte Franz den Kaiser', das ich bei Stürmer — dem trefflichen kaiserlichen Internuntius — zuerst kennen lernte und mir von einem seinem Gebieter und dessen Dienste ergebenen jungen Mann abschreiben ließ."

Endlich am 14. Dezember konnte Maria Karolina ihrem Schwiegersohne anzeigen, daß sie Odessa verlassen und auf dem Landwege das österreichische Gebiet zu erlangen suchen werde. Ihre weitere Reise nahm den angenehmsten Verlauf, indem ihr überall die vollen Ehrenbezeugungen, welche der Kaisertochter gebührten, entgegengebracht und sie enthusiastisch

empfangen wurde. Am 2. Februar 1814 traf sie nach einer fast dreivierteljährigen wechselvollen Fahrt glücklich in Wien ein.

Die in den Geschicken Europa's mittlerweile eingetretenen Umwälzungen waren wohl geeignet, Karolina's Seele mit stolzer Genugthuung zu erfüllen und hochfliegende Erwartungen in ihr hervorzurufen; leider sollten sie bald genug wieder herabgestimmt und die Erfüllung ihrer Hoffnungen in unabsehbare Ferne gerückt werden. Denn Murat, der sich längst von seinem Schwager Napoleon los gesagt und auf eigene Hand den König gespielt hatte, war klug genug gewesen, mit den Alliirten seine Rechnung zu machen, und Karolina gewann bald die Ueberzeugung, daß die Verbündeten es nicht für unmöglich halten könnten, einen revolutionären König nicht nur zu dulden, sondern ihn zu bestätigen und auf dem angemaßten Throne zu befestigen. Dieß veranlaßte sie, an Kaiser Franz eine Denkschrift zu richten, deren Beredsamkeit und Schärfe Zeugniß dafür ablegte, daß die seltene Geisteskraft dieser bis zum Ende kampfbereiten Frau noch nicht gelähmt war; sie kam ähnlichen Schriftstücken aus ihrer besten Zeit gleich. Aber Erfolg hatte sie keinen; denn trotz der großen Uebermacht der verbündeten Heere durfte man nicht wagen, „den König von Neapel" sich zum Feinde zu machen, da der Eine noch drohend genug ihnen gegenüberstand.

Uebergehen wir die Allen bekannten weiteren Ereignisse, welche mit dem Einmarsche der Alliirten in Paris und der Entthronung Napoleons und seines ganzen Hauses ihren glänzenden Abschluß fanden, sowie die noch nicht gelöste Frage: ob Karolina zu den während ihres Wiener Aufenthaltes in Italien eingetretenen Veränderungen in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung stand, und kehren wir in dem Augenblick zu der hohen Frau zurück, da sie still und ziemlich unbeachtet in Wien lebte, das sie im Sommer gegen Hetzendorf vertauschte. Dort trat sie in ein eigenthümlich

nahes Verhältniß zu ihrem ältesten Enkelkinde, der von Napoleon getrennten Marie Louise von Frankreich, welche fast gleichzeitig mit ihrem dreijährigen Sohne in dem nahen Schönbrunn eingezogen war. Diese erstgeborne Tochter ihrer unvergeßlichen Theresia, welche verstimmt und tiefbetrübt gegen ihre Mutter und ihre Schwestern eine fast abwehrende Haltung einnahm, legte der willensstarken, schicksalsgeprüften Greisin gegenüber ein gewisses Zutrauen und eine Neigung an den Tag, welche vielleicht ein Reflex aus dem Herzen der Großmutter war. Auch auf die Personen des Hofstaates Marie Louisens übte die Königin einen gewissen Zauber aus und namentlich diesen dankt man mehrfache Schilderungen ihres Wesens aus ihrer letzten Lebenszeit. Jahrzehnte lange Kümmernisse und Beängstigungen, Krankheiten und Leidenschaften hatten ihre Gesundheit untergraben, ihr Antlitz gefurcht. Ihre Gestalt, berichtet einer der Cavaliere, war über mittelgroß, Haltung und Gang ohne königliche Würde, ihr Organ hart, ihre Haut fahl; „das einzige, was an ihr auffallen konnte, war die Schönheit und außerordentliche Weiße ihrer Arme"; ein geistvoller Gesichtsausdruck, ein anmuthiges Lächeln nahmen für sie ein, Inhalt und Ton ihrer lebhaften Conversation fesselten den Hörer. Sie sprach der französischen Umgebung ihrer Enkelin gegenüber häufig von Napoleon; sie hieß ihn ihren erbittertsten Feind, aber sie verkannte nicht die großen Eigenschaften, die ihn auszeichneten. „Ich habe mich aus früheren Zeiten über den Kaiser zu beklagen," sagte sie einmal; „er hat mich verfolgt und in meinen heiligsten Gefühlen verletzt; ich war damals um zehn Jahre jünger; aber jetzt, da er im Unglück ist, soll dieß Alles vergessen seyn." Die Trennung Maria Louisens von Napoleon betrachtete die Frau, welche sich rühmen konnte, ihrem Gatten in allen Lagen des Lebens treu und hülfreich zur Seite gestanden zu seyn, als ein Unrecht, das man nicht dulden dürfe.

„Wenn man fortfährt", äußerte sie zu einem vertrauten Herrn aus der Umgebung Maria Louisens, „auseinander-

zuhalten, was Gott zusammengefügt, bleibt meiner Enkelin nichts übrig, als ihre Bettvorhänge zu einem Seile zusammenzuwinden, sich verkleidet daran herabzulassen und zu ihrem Manne zu laufen. So mindestens würde ich es machen, wenn ich in ihrer Lage wäre; denn wenn man verheirathet ist, so ist man's für's Leben."

Wer wird es der vertriebenen Monarchin verübeln, wenn sie keine Gelegenheit vorübergehen ließ, für ihre eigenen Angelegenheiten, für die ihres Hauses, ihres Landes und ihrer Krone zu wirken? Die Feinde, gegen welche sie sich wehrte, machten ihr freilich aus jedem solchem Schritt ein Verbrechen und erneuerten die alten Anklagen von Ränkesucht und Hinterlist, standen aber nicht an, auf gut Glück ihr Dinge in die Schuhe zu schieben, mit denen sie absolut nichts zu thun hatte.

Da, inmitten freudiger Pläne eines frohen Wiedersehens ihrer geliebten Tochter Amélie, inmitten der sie lebhaft beschäftigenden Vorbereitungen zu dem großen Congreß, der die Monarchen und Gesandten von ganz Europa in den Mauern Wiens versammeln und gewiß auch über die Geschicke Neapels zu Gunsten der legitimen Herrscherfamilie entscheiden sollte, also zu einer Zeit, wo sie mit einer gewissen frohen Zuversicht der Entwickelung der Ereignisse entgegensah — fand man sie am Morgen des 8. September, ohne daß eine Krankheit vorausgegangen wäre, auf den Boden ihres Schlafgemaches dahingestreckt, den Arm in der Richtung des Glockenzuges, den sie nicht mehr hatte erreichen, die Lippen halb geöffnet wie zu einem Hülferuf, den sie nicht mehr hatte ausstoßen können. Ein Schlagfluß hatte ihrem vielbewegten Leben ein Ende gemacht.

Wir scheiden von der hochbedeutenden Frau mit einem eigenthümlich gemischten Gefühl. Nur Wenige waren und sind durch ihre Geburt und Lebensstellung, durch Charakter, Neigung und Anlage berufen, eine so außerordentliche Rolle zu spielen, so großen und direkten Einfluß auf die Geschicke

eines ganzen Volkes, wie auf die ihrer eigenen Familie auszuüben, wie dieß bei der Königin Maria Karolina von Neapel und Sicilien der Fall gewesen. Ihr leicht erregbares, ja heftiges, der Mäßigung kaum zugängliches Naturell erschwerte ihr die ihr von der Vorsehung gewordene Aufgabe gewiß in hohem Grade, und wir wollen die Fehler, zu denen sie sich oft gerade in entscheidenden Momenten hinreißen ließ, nicht rechtfertigen; sie hat bitter und schwer dafür gebüßt. Aber wie hat die Bosheit und Verleumdungssucht einer ganzen haßerfüllten politischen Partei das Wahre übertrieben oder verschwiegen, je wie es ihren Zwecken taugte, den geringsten Schein zur Wahrscheinlichkeit, alsdann zur Gewißheit aufgebauscht; und was die Verdächtigung noch nicht zu Stande brachte, wie hat die offene Lüge und Verleumdung das abscheuliche Bild vollendet, das man nun eben einmal von dieser vielgehaßten Gegnerin der Revolution entwerfen wollte! Freiherr von Helfert[1]) hat den treffenden Vergleich gezogen zwischen den beiden Schwester-Königinen Marie Antoinette von Frankreich und Maria Karolina von Neapel; es sind dieselben Vorwürfe und Verleumdungen, welche gegen Beide vorgebracht wurden und einer und derselben Quelle entsprangen. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hat die Märtyrer-Königin Marie Antoinette langsam und ernst dem Tode ins Auge geschaut und gramgebeugt, aber unerschüttert ihr noch jugendliches und doch schon ergrautes Haupt unter das Fallbeil gelegt — ihr erhabener Tod war ihre glänzendste Rechtfertigung! Anderes hatte Gott für ihre gleichfalls schwergeprüfte Schwester bestimmt: es war ihr selbst im Tode nicht beschieden, königlich groß und erhaben zu erscheinen.

---

1) Von demselben Autor ist jüngst eine neue Schrift zur Ehrenrettung der königlichen Frau erschienen unter dem Titel: „Maria Karolina von Oesterreich, Königin von Neapel und Sicilien. Anklagen und Vertheidigung. Mit Benützung von Schriftstücken des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs von Frhr. v. Helfert.“ Wien, Verlag von G. P. Faesy. 1884. (290 S.)

Unwillkürlich kommen uns bei diesem Gedanken die Verse in den Sinn:

„Doch wie selten ist's gestattet,
Schön zu leiden, schön zu enden,
Aufzufahren in den Himmel,
Siegespalmen in den Händen!
Wie zermalmend, all sein armes,
Dunkeles, verlornes Seyn
Hinzuopfern einer langen,
Würdelosen Lebenspein!"

Maria Karolina's Seyn war kein dunkles, kein verlornes; aber die hochgemuthe, reichbegabte, willensstarke Kaisertochter mußte sich doch einer „langen, würdelosen Lebenspein" opfern. Gäbe es eine ernstere Predigt, als die uns das Leben dieser Königin bietet?

Aus Demüthigung und Noth, aus Kummer und Herzeleid sind die Farben gemischt, mit denen das Geschick während eines Vierteljahrhunderts ihr Bild in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen hat; es strahlt nicht im Purpurglanze des Märtyrertodes, aber die heißen Thränen, die ihr Auge geweint, rufen uns zu: wir sind die Edelsteine, welche die Engel Gottes zur Rechtfertigung und zum Ruhme der stolzen, aber schwergeprüften Kaisertochter aus der Zeit in die Ewigkeit gerettet haben, und in ihrem lichten Scheine verschwinden die Flecken, welche nicht nur in der Schwachheit der menschlichen Natur, auch in dem Zusammenwirken der außerordentlichsten Verhältnisse und Geschicke ihre Entschuldigung finden.

LV.

Der confessionelle Geschichtsunterricht an den bayerischen Gymnasien.

In den letzten Wochen ist in der bayerischen Abgeordneten- und Reichsraths-Kammer eine Frage zur Besprechung gekommen, welche ein Interesse für die weitesten Kreise hat, die Frage von dem confessionellen Geschichtsunterricht an den bayerischen Gymnasien. Dieselbe ist nicht neu. Schon im Jahre 1865 ging die Nachricht durch die öffentlichen Blätter, das Cultusministerium sei nicht abgeneigt, einem Antrag des Professors Giesebrecht Raum zu geben, ihm die oberste Leitung des Geschichtsunterrichtes an den Studienanstalten in ganz Bayern zu übertragen. Zu diesem Zwecke solle Giesebrecht eine Rundreise durch Bayern machen, um sich persönlich über die Lehrbefähigung, vielleicht mehr noch über die „Richtung" der einzelnen Geschichtslehrer zu informiren. Die nicht entsprechenden sollten dann durch Zöglinge des unter Giesebrechts Leitung stehenden historischen Seminars ersetzt werden.[1])

Die Sache war zu ungeheuerlich, als daß sie Glauben verdient hätte. Ein Preuße und Protestant sollte an den bayerischen Gymnasien, welche damals noch streng confessionellen Charakter hatten, das Monopol des Geschichtsunterrichts

---

1) Vgl. die Broschüre: „Giesebrechts Geschichtsmonopol im paritätischen Bayern". Mainz, Kirchheim 1865.



haben! Dementirt wurde die Nachricht übrigens nicht. Vielleicht war es die herbe Kritik, welche in der Publicistik an diesem Plane geübt wurde, vielleicht waren es die Wirren und Sorgen des Jahres 1866, welche den Plan inopportun erscheinen ließen; zur Ausführung kam er nicht.

Aber im Jahre 1871 wurde der confessionelle Geschichtsunterricht, welcher an neun Gymnasien bestand und von den Religionslehrern gegeben wurde, aufgehoben und in die Hände der Philologen gelegt. Da indeß mit dem alten Claßlehrersystem bereits fast vollständig gebrochen und das Fachlehrersystem, wenigstens facultativ, zur Herrschaft gekommen war, so blieb der Geschichtsunterricht in mehreren oder allen Classen in der Hand eines Philologen, und zwar waren das in der Regel jüngere Kräfte, da die alten Herren aus leicht erklärlichen Gründen nicht geneigt waren, einen ihnen etwas fremd gewordenen Gegenstand zu lehren.

Vor zwei Jahren wurde in der Kammer der Wunsch nach Wiedereinführung des confessionellen Geschichtsunterrichtes ausgesprochen, vom Cultusminister aber erfolgte eine ablehnende Antwort. Nun kam die Frage in der öffentlichen Sitzung der Abgeordneten-Kammer vom 5. Februar d. Js. abermals zur Sprache, und wurde vom Referenten über den Cultusetat der Antrag wiederholt und von der Majorität angenommen, daß der Geschichtsunterricht, „wo nur immer möglich", nach Confessionen getrennt ertheilt werde. In der Kammer der Reichsräthe kam der Antrag in der Sitzung vom 20. März zur Verhandlung und erlitt dort das merkwürdige Schicksal, daß er mit allen gegen vier Stimmen abgelehnt wurde. Dafür hatten gesprochen die beiden anwesenden Bischöfe von Steichele und von Ehrler, mit ihnen stimmten Prinz Alfons und Freiherr von Aretin, dagegen sprachen der Referent Ritter von Poschinger, Minister Dr. von Lutz, Oberconsistorialpräsident Dr. von Stählin und Dr. von Döllinger. Die Sache ist so wichtig, die Frage für das ganze deutsche Erziehungswesen so bedeutungsvoll, und die

darüber gepflogene Debatte so interessant, daß sie eine eingehendere Besprechung verdient.

Es wird wohl von keiner Seite bezweifelt und in Abrede gestellt, daß in unserer Zeit ein solides historisches Wissen eine unerläßliche Grundlage sei für jede Art höherer Bildung, und die Ansicht, „daß man die Weltgeschichte im Eisenbahnwaggon studiren könne", wird wohl ganz vereinzelt dastehen. Man wird die Verhältnisse der Gegenwart nicht verstehen und die Forderungen der Zukunft nicht richtig würdigen, wenn man nicht die Vergangenheit kennt, auf deren Schultern die Gegenwart steht. Für jeden denkenden Zeitungsleser ist ein gutes Maß historischer Kenntnisse unerläßlich, doppelt wichtig für denjenigen, welcher als Mitglied einer politischen Körperschaft berufen ist, über Wohl und Wehe eines Landes und Volkes ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Wir wollen nicht davon reden, daß es ein leises Lächeln hervorruft, wenn man liest, daß ein Vertreter der Nation der Denker das Mittelalter in die Zeit nach der Reformation setzt. Bedenklicher ist, wenn ein Mitglied der Körperschaft, welche durch ihre protestantische und culturkämpferische Majorität über die vitalsten Einrichtungen der katholischen Kirche einschneidende Beschlüsse gefaßt hat, hartnäckig und zäh an dem Märchen von dem für General Daun geweihten Degen festhält. Und wer weiß, wie viele ähnliche kecken Fälschungen bona fide geglaubt werden, und die Wurzel sind, aus welchen die folgenschwersten Abstimmungen hervorsprossen. Sicher würden auch manche der grundstürzenden Gesetze der mit fieberhafter Eile arbeitenden modernen Gesetzesfabriken unterblieben seyn, wenn man mit mehr historischem Sinn an die Arbeit gegangen wäre, wenn man sich gefragt hätte, ob die beabsichtigten Schöpfungen eine naturgemäße Fortentwicklung früherer Zustände und Verhältnisse seien oder ob sie in der Luft schweben, wie nach dem Glauben der Moslim der schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka.

Ebenso nothwendig ist ein gründlicher Geschichtsunter-

richt als Basis für das Fachstudium. Eine wichtige Disciplin im Organismus der juristischen Studien ist die Rechtsgeschichte; gedeihliche Studien derselben setzen aber eine gründliche Kenntniß der Universalgeschichte voraus. Ein Jurist, welchem die Kenntniß der Volksrechte und die Vorgeschichte des von ihm selbst jeden Tag in Anwendung zu bringenden Rechtes fehlt, sinkt zu einem bloßen Routinier herab, der mechanisch den Buchstaben des Gesetzes auf den concreten Fall anwendet; der Geist des Gesetzes bleibt ihm fremd.

Daß der Theologe Kenntniß der Universalgeschichte nicht entbehren kann, ist einleuchtend. Sie ist der große Hintergrund, aus welchem die kirchengeschichtlichen Thatsachen hervortreten. Kirche und Staat sind mit tausend Fäden verknüpft und können nicht isolirt betrachtet werden. Bischöfe und Päpste waren oft große Staatsmänner, deren Wirken sich in allen Sphären des Staatslebens geltend machte. Selbst die reine Dogmengeschichte (Arianismus, Ikonoklasmus) ruht vielfach auf politischem Hintergrund.

Auch die Medicin hat ihre Geschichte. Die großen Vertreter früherer Systeme repräsentiren die naturwissenschaftlichen Kenntnisse ihrer Zeit, und diese sind eben eine Blüthe des Culturlebens der einzelnen Periode. Wie nothwendig auch hier allgemeine historische Kenntnisse sind, mag durch die Thatsache illustrirt werden, daß vor nicht ganz zwei Jahrzehnten ein Professor einer bayerischen Universität beim Vortrage der Geschichte der Medicin die Kenntnisse des heiligen Thomas von Aquin auf dem Gebiete der Naturwissenschaften rühmend hervorhob und erläuternd bemerkte, derselbe sei der Verfasser des Büchleins „von der Nachfolge Christi“, welches in katholischen Kreisen weit verbreitet sei. Der Herr war wohl, wie ich glaube, Protestant, aber er hätte doch wissen können und sollen, daß der hl. Thomas ein Scholastiker, der Verfasser des genannten Buches aber ein Mystiker war, und daß volle zwei Jahrhunderte zwischen ihnen liegen.

Also ich wiederhole, eine umfassende Kenntniß der Uni-

versalgeschichte ist unentbehrlich. Nun erhebt sich aber die Frage, wer hat diesen Unterricht am Gymnasium zu ertheilen? Als vor etwa 14 Jahren das Material für eine Reform der Gymnasialstudien gesammelt wurde, da erhoben die Philologen nahezu einstimmig den Ruf: „Der Geschichtsunterricht gehört dem Claßlehrer!“ Dem Ruf wurde Folge gegeben. Da aber die Confessionalität der Gymnasien nicht mehr festgehalten wurde, so kamen auch protestantische Lehrer an bisher katholische Gymnasien, und da die Austheilung der Fächer zur Competenz der Rektoren gehörte, so konnte es vorkommen und kam vor, daß protestantische Lehrer vor einer zu Neunzehntel katholischen Classe Geschichte vortrugen.

Nun könnte man die Ansicht aufstellen, daß für den Vortrag der alten und mittleren Geschichte die Confession des Lehrers irrelevant sei. Für die vorchristliche Geschichte können wir das allenfalls zugeben, insoferne der Lehrer nur ein Mann ist, der den Glauben an eine göttliche Leitung der Geschichte hat, der es versteht, die erziehende und strafende Hand Gottes im Leben der Völker, die providentielle Stellung einzelner Persönlichkeiten zu erkennen und zu zeigen. Denn auch hier kann ein ungläubiger Lehrer unendlich viel verderben. Vor langen Jahren bemerkte einmal dem Schreiber dieses der Rektor eines außerbayerischen Gymnasiums, wie zweckmäßig die Einrichtung sei, daß an mehreren bayerischen Gymnasien der Religionslehrer zugleich Geschichte lehre; er habe in seinem Collegium einen Lehrer gehabt, welcher allen Ernstes seinen Schülern vortrug, die christliche Religion sei nichts anderes als eine Modification des altindischen Brahmaismus.

Wesentlich anders wird aber die Sache in der christlichen Zeit, sobald das Papstthum in den äußeren Gang der Geschichte eingreift. Mag ein Protestant auch unbefangen genug seyn, die großartige Persönlichkeit einzelner Päpste vollkommen zu würdigen, mag er sogar das Papstthum selbst als eine so oft zum geistigen und politischen Nutzen der Völker eintretende Weltmacht anerkennen, die Existenz und Mis-

sion des Papstthums selbst wird er nicht richtig würdigen können. Ihm ist es nicht eine göttliche Institution, sondern ein historisches Machtgebilde, nach seiner Anschauung sogar im Widerspruch mit seinem Begriff der Kirche entstanden. Thiersch[1]) bemerkt gerade über diesen Punkt: „Obwohl in den neuesten Zeiten protestantische Schriftsteller den wohlthätigen Einfluß der Hierarchie auf die Entwilderung der Völker und selbst auf die Begründung einer gesetzmäßigen Freiheit bereitwillig anerkannt haben, so weichen doch die Ansichten über Ursprung und Natur, Umfang und Befugniß der kirchlichen Macht zu sehr von einander ab, als daß ein sie berücksichtigender Vortrag der Geschichte an Schulen gemischter Confession anders als nachtheilig für die eine erscheinen könnte."

Daher die Klagen über römische Herrschsucht, die man selbst bei protestantischen Autoren findet, welche sich sonst einer anerkennenswerthen Objektivität befleißen, und die natürlich auch im Unterricht ihr Echo finden werden. Daß auch ein Fürst an das christliche Sittengesetz gebunden ist, und für ärgernißgebende öffentliche und hartnäckige Verletzung desselben der Strafgewalt der Kirche verfällt, wie Wenige wissen das zu würdigen? Wie vieles wird einfach der Herrschsucht der Priester zur Last gelegt, was in ganz anderen Ursachen seinen Grund hat? Innocenz IV. hat Friedrich II. auf dem Concil von Lyon nicht aus päpstlicher Machtvollkommenheit des sicilischen Thrones entsetzt, sondern als Oberlehensherr hat er nach dem bestehenden Lehensrecht seinen der Felonie angeklagten und überwiesenen Vasallen seines Lehens entsetzt, wie das Friedrich I. mit Heinrich dem Löwen gethan. Und des deutschen Thrones wurde er entsetzt in Consequenz der

---

1) Vergl. Ph. Hergenröther, Aphorismen über den Geschichtsunterricht an den Studienanstalten, Würzburg 1871 p. 17, und Thiersch, Ueber gelehrte Schulen, Stuttgart u. Tübingen 1829, I. 426.

Bestimmung des Schwaben- und Sachsenspiegels, welche einen Fürsten, der Jahr und Tag im Kirchenbann war und nicht Lösung von demselben zu erhalten strebte, ipso facto des Thrones verlustig erklärte. Diese Bestimmung aber hatten nicht die Päpste gesetzt, sondern das deutsche Rechtsbewußtseyn des Mittelalters, welches verlangte, daß der erste Sohn der Kirche auch ein treuer Sohn derselben sei. Huß ist den Protestanten nicht ein gefährlicher Empörer gegen staatliche und kirchliche Ordnung, ein unversöhnlicher Feind des deutschen Wesens, sondern ein Martyrer der freien Forschung 2c.[1])

Der Cultusminister Freiherr Dr. von Lutz sprach zwar die Ansicht aus, daß glücklicher Weise nur wenige Capitel verschiedene Anschauungen zulassen. Wir sind anderer Ansicht. Vom Jahre 1517 an begegnen uns confessionelle Gegensätze fast auf jedem Blatt der Geschichte.[2]) Die Urtheile über Gustav Adolf, Friedrich II., Joseph II. und zahllos viele andere Persönlichkeiten werden toto coelo verschieden seyn, je nach dem confessionellen Standpunkt des Darstellers. Wir meinen überhaupt, daß ein Protestant die katholische Kirche nie ganz und voll versteht. Wenn ihm aber durch Gottes Gnade zum Lohn für sein redliches Forschen die Binde der Befangenheit und des Vorurtheils von den Augen fällt, dann hört er eben auf Protestant zu seyn. Und wenn er sich durch sein Forschen von den Vorurtheilen gegen die katholische Kirche losgerungen hat, so löst er sich auch von dem äußerlichen Verband des Protestantismus und wird Katholik; so Schlegel, Stolberg, Hurter, Gfrörer, Klopp, die eben durch

1) Merkwürdige Proben solcher Geschichtschreibung mag man sich z. B. in dem „Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte für höhere Unterrichtsanstalten von Dr. Jos. Beck“ (12. Aufl. Hannover 1882) ansehen, welches Lehrbuch dem Vernehmen nach am katholischen (!) Schullehrerseminar in Eichstätt eingeführt ist.

2) Vergl. Ph. Hergenröther, l. c. p. 18, wo diese und einschlägige Fragen eingehend behandelt sind.

das Studium der Geschichte zur Kirche geführt worden sind. Diese Männer waren vor ihrer Conversion dieselben ehrenwerthen Charaktere, dieselben redlichen, gewissenhaften Forscher, wie nach derselben. Woher kam es, daß sie als Katholiken dasselbe Faktum ganz anders beurtheilten, als am Anfang ihres Forschens? Ihre religiöse Ueberzeugung, ihr Begriff von der Kirche war eben ein anderer geworden, und damit auch ihr Urtheil über ein Faktum, welches sich in Consequenz der kirchlichen Principien oder in Widerspruch mit denselben entwickelt hatte.

Anders gestaltet sich freilich die Geschichte für den Materialisten, der nicht bloß mit der Confession, sondern sogar mit dem Begriff der übernatürlichen Religion gebrochen hat. Buckle, der geistreichste Vertreter dieser materialistischen Geschichtsauffassung meint,[1]) daß die Statistik schon mehr Licht über das Studium der menschlichen Natur verbreitet habe, als alle Wissenschaften zusammen. Er will nachweisen, daß die Handlungen der Menschen unter ganz gleichen Umständen immer ein ganz gleiches Resultat haben mußten, selbst in Bezug auf die Heirathen und die Selbstmorde. Ihm scheint nur auf materialistischer Grundlage eine wissenschaftliche Geschichte möglich. Dem gegenüber bezeichnet es Hofmann auf der ersten Philologen-Versammlung[2]) bezüglich der Lehrbücher der Geschichte als eine natürliche, aber selten gestellte Forderung, daß man bedenke, man habe es mit Gottes Gedanken und Thaten, mit der Geschichte des zur Seligkeit bestimmten Menschengeschlechtes zu thun und nicht mit den Bewegungen eines Marionettentheaters.

Sobald man aber die gewiß berechtigte Forderung stellt, daß das Lehrbuch der Geschichte einen christlichen Charakter habe (also daß auch der Lehrer den christlichen Standpunkt

1) Geschichte der Civilisation in England. I. 1. Abth. Leipzig und Heidelberg. 1860. S. 30, vergl. S. 17.

2) Verhandlungen 2c. Nürnberg 1838. S. 48.

einnehme), wird man auch das Confessionelle (am Lehrbuch und Lehrer) zugeben müssen.[1]) Denn die Frage, ob ein allen Confessionen gemeinsamer Religionsunterricht möglich sei, kann doch im Ernste nicht mehr gestellt werden. Nicht viel weniger absurd ist die Frage über einen alle Confessionen gleichmäßig befriedigenden Geschichtsunterricht.

Mit dem Abgeordneten Pastor Lampert, welcher meint, durch confessionellen Geschichtsunterricht würden die Herzen der Jugend mit confessionellen Gegensätzen „inficirt" [2]), wollen wir nicht rechten. Der Protestantenverein, welchem er laut Zeitungsberichten angehört, ist unseres Erachtens keine Confession, sondern die Negation eines bestimmten klaren Bekenntnisses. In der Theorie mag ihm als Ideal eines Geschichtsbuches eine historische Tabelle vorschweben. Aber ich möchte hören, mit welcher Animosität in praxi ein protestantenvereinlicher Docent alle Einrichtungen der katholischen Kirche in den Staub ziehen würde. Dagegen gläubige Protestanten verlangen confessionellen Geschichtsunterricht wie ihn die Katholiken verlangen, und zwar aus denselben Gründen.

Mit Recht verlangt man, daß die Geschichte nicht confessionell gefärbt werde. Aber das ist in dem einen Mund eine ganz berechtigte Forderung, in dem anderen eines der modernen Schlagwörter, hinter dem sich ein sehr vager Gedanke versteckt. Richtig gefaßt heißt es, daß kein Faktum unterschlagen, daß die Thatsachen nicht entstellt und „zugeschnitten" werden dürfen, daß jedes Ereigniß mit gewissenhafter Objektivität dargestellt werde. Papst Leo XIII. formulirt diese Forderung in seinem denkwürdigen Schreiben über die Geschichtsforschung und -Schreibung vom 18. August 1883 an die Cardinäle de Luca, Pitra und Hergenröther in ganz präciser Weise: „Als leitender Grundsatz soll ganz besonders dem Geist des Ge-

1) Dr. Schiller in der Zeitschrift für Gymnasialwesen. 1849. Juniheft.

2) Im stenographischen Protokoll corrigirte er: „Confessionelle Gegensätze in die Herzen der Jugend einströmen lassen."

schichtsschreibers immer vorschweben, daß es das oberste Gesetz der Geschichte ist, daß sie nichts Falsches zu berichten wagt, dann daß sie alles Wahre zu sagen wagt, daß der Geschichtsschreiber frei sei von jedem Verdacht der Zuneigung, von jedem Verdacht der Abneigung."

Aber die **Beurtheilung**, die Frage über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer Maßregel, über Berechtigung oder Nichtberechtigung einer Handlung muß doch stets von einem bestimmten Standpunkt ausgehen! Und so verschieden dieser ist, so verschieden oft auch das Urtheil. Ein und dasselbe Diktum oder Faktum wird oft grundverschieden aufgefaßt vom Richter und vom Angeklagten, von einem rohen, ungebildeten Menschen und von einem hochgebildeten, feinfühlenden Mann. Ebenso wird das Urtheil über ein und dasselbe Faktum, je nachdem es von katholischem oder von protestantischem Standpunkt aus gefällt wird, in vielen Fällen ein sehr verschiedenes seyn. Dem Katholiken wird das Auftreten Luthers immer als unberechtigt erscheinen, weil es sich nicht bloß gegen wirkliche oder auch nur vorgebliche Mißbräuche und Unordnungen, sondern gegen Dogma und Verfassung der Kirche richtete, also gegen göttliche Institutionen, welche eine Reform nie bedürfen. Dem Protestanten dagegen ist Luther ein Rüstzeug Gottes, berufen, gegen die „angemaßte" Macht der Päpste zu kämpfen. Der katholische und der protestantische Begriff der Kirche ist eben ein grundverschiedener, und darum werden von diesem aus die Urtheile über ein und dasselbe Faktum, insoweit es die Kirche selbst berührt, so oft verschieden seyn müssen. Man kann dem Cultusminister Dr. von Lutz vollkommen zugeben, daß „Streitfragen nicht vor die unreife Jugend der Mittelschulen gehören." Polemik wünschen auch wir am Gymnasium nicht. Aber hier handelt es sich um Fundamentalfragen, um Beurtheilung einer historischen Thatsache von einem bestimmten Standpunkt aus. Diese Fragen werden nicht durch weitere und tiefere Forschungen gelöst. So lange nicht das Ut omnes

unum erreicht, so lange nicht ein Schafstall und eine Heerde ist, so lange es also Katholiken und Protestanten gibt, wird deren Urtheil über gewisse historische Ereignisse immer grundverschieden seyn. Dazu kommt dann noch, daß die Quellen, aus welchen ein genuines Urtheil über katholische Verhältnisse geschöpft werden könnte, für nicht wenige protestantischen Historiker eine terra incognita sind. Wie Historiker ersten Ranges über diesen principiellen Standpunkt denken, das findet sich als Thesis ausgesprochen in dem Programm für die Gründung des von der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Historischen Jahrbuches, „welches das literarische Vereinigungsmittel für jene Historiker bilden soll, denen Christus der Mittelpunkt der Geschichte und die katholische Kirche die gottgewollte Erziehungsanstalt des Menschengeschlechtes ist.“

(Schluß im nächsten Heft.)

LVI.

Das Gift in der französischen Heeresreform.

Die Waffenmacht ist heutzutage mehr als jemals die eigentliche Lebensfrage der Regierungen. Ohne ein starkes zuverlässiges Heer würde keine einzige der jetzigen, sonst auf ihre Stärke und Festigkeit pochenden Regierungen des morgigen Tages sicher seyn. Das Heer aber ist dasjenige Staatserforderniß, welches am empfindlichsten in die persönlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse aller Schichten des Volkes eingreift. Diese Verhältnisse sind ihrerseits wiederum entscheidend für den Rückhalt, welche eine Regierung bei dem

Volke findet. Eine Regierung, welche keine ererbten Wurzeln im Volke hat, sondern eher auf dessen augenblickliche Gunst und guten Willen angewiesen ist, muß um so mehr durch ein verläßliches Heer und wirthschaftliche Fürsorge sich Stützen zu verschaffen suchen. Dieß hatte besonders Thiers sehr wohl begriffen und entsprechende Einrichtungen zu treffen gewußt.

Thiers spielte gar zu gern den militärischen Fachmann, wodurch er oft etwas lächerlich wurde. Aber er hatte Verstand und Einsicht genug, um zu wissen, was Noth that. Trotz alles Widerstandes setzte er es daher mit Hülfe tüchtiger Generäle durch, daß ein den Verhältnissen einigermaßen entsprechendes Heer gebildet wurde. Die fünfjährige Dienstzeit blieb bestehen. Thiers hätte am liebsten die Stellvertretung ebenfalls beibehalten, da dieselbe den französischen Verhältnissen am besten entsprach. Aber er mußte dem demokratischen Geiste und noch mehr dem Umstande Rechnung tragen, daß man die preußischen Heereseinrichtungen als die Hauptursache der deutschen Siege ansah.

Es wurde also den unterrichteten und wohlhabenden Classen die Vergünstigung gewährt, unter Ablegung einer Prüfung nur Ein Jahr dienen zu müssen. Diese Einjährig-Freiwilligen müssen im voraus eine Summe (ich glaube 1500 Fr.) einzahlen, in den Kasernen wohnen und mit den andern Soldaten essen. Die Wehrpflicht wurde bis auf das 40. Lebensjahr ausgedehnt, wobei die Leute bis zum vollendeten 29. Jahre dem stehenden Heere, die übrige Zeit der Landwehr angehören. Die Reservisten werden alljährlich zu 28tägigen, die Landwehrleute zu 13tägigen Uebungen eingezogen. Da unmöglich alle Wehrfähigen auf fünf Jahre in das Heer eingestellt werden konnten, so wurde der Ueberschuß, ungefähr zwei Fünftel, zu sechsmonatlicher Einübung herangezogen. Dieser zweite Theil der ausgehobenen Mannschaften hat dieselben jährlichen Uebungen mitzumachen und soll hauptsächlich dazu dienen, im Kriege die Besatzungen zu bil-

den und die im Feldheere entstehenden Lücken auszufüllen. Auf diese Weise werden alle Franzosen vom 20. bis 40. Lebensjahre zum Wehrdienst herangezogen, und auf nicht weniger als 2,600,000 Mann wurden die Kriegsschaaren berechnet, welche Frankreich aufstellen könne. Deutschland ist dadurch noch überboten. Trotz der sachlichen Darlegungen Thiers' hatten sich die Franzosen einmal in den Kopf gesetzt, die Deutschen hätten nur durch ihre Ueberzahl gesiegt und hätten zwei Millionen Soldaten und Landwehr nach Frankreich geschickt.

Es ist außer Frage, daß eine derartige Gestaltung der Heereseinrichtungen vom demokratischen Standpunkte gar viel zu wünschen übrig läßt. Besonders gilt dieß bei einem Volke, welches viel eher für Gleichheit als für Freiheit eingenommen ist; trotzdem in der Wirklichkeit die Gleichheit nur darin zu bestehen pflegt, daß Jeder in deren Namen sich an die erste Stelle berufen fühlt und folgerichtig sich auch dorthin drängt. Gerade bei der Wehrpflicht wird die Ungleichheit am empfindlichsten bemerkt. Das Loos entscheidet, ob Jemand fünf Jahre oder nur ein halbes unter der Fahne stehen muß. Die Einjährig-Freiwilligen genießen in den Augen des Volkes, Dank ihrem Gelde, eine mit der allgemeinen Gleichheit unverträgliche Bevorzugung. Deßhalb hatten die fortgeschritteneren Republikaner, Radikalen und Intransigenten, von vornherein leichtes Spiel bei ihrem Ansturm auf die Wehrverfassung behufs Durchführung der gleichmäßigen dreijährigen Dienstzeit. Schon 1879 fand es Gambetta gerathen, ihnen durch Entgegenkommen den Boden streitig zu machen. Er ließ durch den damaligen, ganz von ihm abhängigen Kriegsminister Farre eine vierzigmonatliche Dienstzeit einführen, natürlich nur „probeweise".

Während so die Verhältnisse der Mannschaften tiefgreifende Aenderungen erlitten, blieb es bei Ernennung und Beförderung der Offiziere im Großen und Ganzen, wie es unter dem Kaiserreich gewesen. Neben der Beförderung nach

dem Alter soll die Beförderung nach Verdienst in Geltung bleiben. Obwohl sich unter dem Offiziercorps selbst eine starke Strömung und Unwillen gegen die dabei vorkommenden Mißbräuche geltend machen, so ist die Beförderung nach Verdienst mehr als je eine Sache der Gunst und unstatthafter persönlichen Einflüsse. Unter dem Kaiserreich gingen die Gunstbezeugungen doch im Grunde nur vom Hofe aus, während jetzt die 300 Senatoren und die 557 Abgeordneten Inhaber der höchsten Gewalt sind. Jeder von ihnen will möglichst seinen Antheil an derselben zur Anerkennung bringen, sei es auch nur durch Begünstigung und Versorgung seiner Schützlinge im Staatsdienste. Deßhalb macht sich der Einfluß der Senatoren und Abgeordneten auf die Beförderung der Offiziere vielfach geltend, natürlich in nichts weniger als zuträglicher Weise. Es konnte nichts helfen, daß einmal ein Kriegsminister befahl, alle derlei Gesuche kurzweg in den Papierkorb zu werfen, sofern dieselben nicht im ordnungsmäßigen Instanzenweg an das Kriegsministerium gelangten und mit Empfehlungen Unberufener versehen seien. Die Gunstbeförderung blüht unter der Republik noch üppiger als unter dem Kaiserreich.

Außerdem wirkt noch ein besonderer Umstand auf die mißlichen Verhältnisse im Offiziercorps. Die Ergänzung desselben geschieht in dreifacher Weise. Die Fachoffiziere, für Artillerie, Ingenieurwesen und Seemacht, gehen aus der polytechnischen Schule hervor. Die übrigen Offiziere kommen aus den Militärschulen, oder aber sie gehen aus dem Unteroffizierstande hervor. Der Bildungsgang der Offiziere ist daher ein durchaus verschiedener und diese Ungleichheit wird noch dadurch verschärft, daß derselbe auch durchgehends auf einer großen Verschiedenheit der Herkunft und der gesellschaftlichen Stellung beruht. Die dem Unteroffizierstande entstammenden Offiziere gehören meist den untersten Volksschichten an, haben von Hause nur geringe Bildung mitgebracht und in längerem Kasernenleben diesen Mangel eher

verschlimmert als ausgeglichen. Die Fachoffiziere haben eine durchaus wissenschaftliche Erziehung hinter sich, sind in der polytechnischen Schule mit Anwärtern anderer Staatsämter unterrichtet und gebildet worden. Sie sind daher ohne Zusammenhang mit den aus den Militärschulen hervorgegangenen Offizieren. Diese drei verschiedenen Classen von Offizieren verschmelzen sich deßhalb in- und außerhalb dem Dienste nie miteinander, stoßen sich eher gegenseitig ab. Es gehört schon viel Vaterlandsliebe, Gehorsam und Gemeingefühl dazu, daß sie überhaupt zusammen leben und wirken können. Aber gerade der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber tritt die Ungleichartigkeit oft um so greller hervor. Die der polytechnischen und der Militärschule entstammenden Offiziere gehören den besseren Ständen an, verkehren daher in der Gesellschaft, während die meisten andern davon ausgeschlossen sind. Die Kameradschaftlichkeit und das Standesbewußtseyn leiden sehr darunter. Deßhalb besitzt der französische Offizierstand als solcher auch nicht die gesellschaftliche Stellung, auf welche die gebildeten unter seinen Mitgliedern berechtigten Anspruch haben. Daß es dabei auch nicht an Unzuträglichkeiten im Dienste fehlt, ist selbstverständlich.

Seit mehreren Jahren ist daher das Bedürfniß eines Gesetzes über die Beförderung der Offiziere erkannt und ausgesprochen worden. Aber die fortdauernden Parteifehden und Ministerwechsel haben die Umgestaltung der Heereseinrichtungen immer wieder ins Stocken gebracht. Erst im März dieses Jahres konnte ein Gesetz auf die Tagesordnung kommen, welches das Beförderungswesen neu regeln soll. Die Kammer hat sich insoweit mit demselben einverstanden erklärt, als sie nach einer allgemeinen Berathung beschlossen hat, auf die Besprechung der einzelnen Artikel einzugehen. Fragliches Gesetz beruht auf dem Grundsatze, daß der Offizier bei jeder Beförderung seine wissenschaftliche Befähigung durch eine eigene Prüfung nachweise. Es würden drei Prüfungen zu bestehen seyn, um die höchsten Stellen erreichen zu können.

Selbst die im Felde geschehenen Beförderungen sollten nur als vorläufig gelten und erst nach dem Frieden durch die entsprechende Prüfung unwiderruflich werden. Dagegen aber werden bedeutende Bedenken geltend gemacht. Einmal würde durch die Prüfung der gesellschaftliche Abstand der Offiziere unter einander schwerlich beseitigt, während die Prüfung selbst, ohne den vorhergehenden regelmäßigen Bildungsgang, noch keine Bürgschaft für wissenschaftliche Befähigung bietet. Dann aber erscheint es auch zu weitgehend, Offiziere nach fünfzehn- bis zwanzigjähriger und selbst längerer Dienstzeit noch einer Prüfung zu unterziehen. Es sind daher Vorschläge gemacht, welche für alle Offiziere einen gemeinschaftlichen Bildungsgang vorschreiben. Die jungen Leute sollen sämmtlich aus den Militärschulen hervorgehen, dabei aber vor ihrer Beförderung zu Offizieren einige Zeit unter der Fahne dienen. Für die zur Reiterei bestimmten Offiziere soll noch eine besondere Ausbildung statthaben. In derselben Weise würde auf die Ausbildung der Fachoffiziere Rücksicht genommen werden. Sie hätten etwas länger in der Schule zu verbleiben, selbstverständlich in besondern Abtheilungen. Mit den von der Pike auf dienenden Offizieren wäre es hienach zu Ende, ihr letztes Stündchen hat geschlagen. Sie sind als ungenügend erkannt worden. Die lächerliche Redensart: „Jeder französische Soldat hat den Marschallstab im Tornister", ist abgethan. Es ist gewiß als eine Merkwürdigkeit hervorzuheben, daß zu einer Zeit der Gleichmacherei, im Augenblicke, wo das Heer entschieden republikanisirt und demokratisirt werden soll, das Offiziercorps als abgesonderter höherer Stand herauswachsen soll. Wenigstens ist die Nothwendigkeit erkannt und der entsprechende Grundsatz aufgestellt worden.

Die Einführung der gleichmäßigen und allgemeinen dreijährigen Dienstzeit hat nämlich den offen eingestandenen Zweck, das Heer republikanisch zu machen. Die Regierung hat, wenige Tage vor den am 8. April begonnenen Kammerferien,

den Gesetzentwurf, wonach diese Dienstzeit eingeführt würde, zur Berathung bringen lassen. Es ist freilich ein den Wählern hingeworfener Köder, denn während der Ferien, am 4. Mai, finden die Wahlen zu den Gemeinderäthen statt. Aber die Regierung wird nach diesem zweiten Schritt — der erste war die probeweise Einführung der vierzigmonatlichen Dienstzeit — den stets weiter drängenden Extremen noch weitere Zugeständnisse machen müssen. Man mag die Beschlußfassung über das Gesetz verschieben, so lange es angeht, einmal wird die jetzt zugesagte dreijährige Dienstzeit eine Wahrheit werden müssen.

Was die Extremen, die „wahren Republikaner" hiebei bezwecken, hat der Abgeordnete Lockroy in der Sitzung vom 6. April sehr offenherzig in einer längeren Rede dargelegt. „Den aus einzelnen Volksschichten hervorgehenden Heeren muß man mißtrauen", sagte er, „denn sie werden gar zu leicht zu Prätorianerheeren, welche der Freiheit gefährlich sind, da bei solchen Heeren längere Dienstzeit unvermeidlich ist. Die Wehrlast fällt dadurch ganz auf die Aermern, während das Heer, von der bürgerlichen Gesellschaft losgelöst, zu einer Kaste, einer militärischen Aristokratie sich herausbildet. Der Grundsatz des unbedingten Gehorsams ermöglicht es, daß eines Tages das Heer auf die Stimme eines Gewaltmenschen hört, um sich gegen die Gesetze seines Landes zu kehren. Die Frage ist daher: umgrenztes oder nationales Heer. Es muß unbedingt Jedermann unter der Fahne dienen, damit das Heer wirklich demokratisch wird und nichts mehr an die Mißbräuche der früheren Staatsformen erinnert, damit das Heer sich in vollem Einklange mit der bürgerlichen Gesellschaft befindet. Das aristokratische und oligarchische Heer der Könige war der Ausdruck der damaligen Gesellschaft. Ebenso trug das cäsaristische Heer Napoleons I. den Charakter seiner Zeit. Auch das Bürgerkönigthum hatte dem auf Grund des Gesetzes von 1832 gebildeten Heere sein Gepräge aufgedrückt. Das heutige, leiden-

schaftlich für die Gleichheit eingenommene Frankreich kann keine Armee mit Vorrechten dulden, welche in der bürgerlichen Gesellschaft nicht mehr bestehen."

Diese Sprache läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Lockroy und mit ihm alle radikalen und intransigenten Republikaner wollen ein Heer, welches nicht gegen das „Volk", gegen Aufstände und Umwälzungen gebraucht werden könne, sondern sozusagen ganz in der bürgerlichen Gesellschaft aufgeht, sich Eins mit derselben fühlt, ihre politischen Leidenschaften theilt und die entsprechenden Wandlungen mitmacht. Deßhalb soll auch der militärische Gehorsam eingeschränkt werden. Dieß ist leider schon geschehen, indem bekanntlich Gambetta und die Opportunisten den Major Labordère auf den Schild gehoben haben, weil er unter Mac Mahon einem in Aussicht gestellten Befehl zum Ausrücken erst gehorchen wollte, wenn er über den Zweck desselben die nöthigen Aufschlüsse erhalten haben würde. Freilich haben die Gambettisten, sobald sie einmal die Gewalt in die Hände bekamen, die Grundsätze Labordère's über den bedingten Gehorsam des Soldaten wegzuerklären versucht. Aber die Radikalen haben sich um so eifriger derselben angenommen und den Major zum Senator erwählt.

Lockroy sieht im Heer ein Werkzeug der Demokratie und der republikanischen Politik. Den Einwand, daß die dreijährige Dienstzeit die geistige Bildung beeinträchtigen werde, welche den Ruhm Frankreichs ausmache, läßt er nicht gelten. „Besser ist es", sagt er, „Frankreich verzichtet auf Kunst und Wissenschaft, als daß das Daseyn der Nation in Frage gestellt wird. Frankreich ist das einzige große demokratische Staatswesen Europas; deßhalb muß es unangreifbar gemacht werden. So lange die feindseligen monarchischen Parteien es vor Europa anklagen, muß Frankreich eine Kaserne seyn. Gegen die Zettelungen der Monarchisten wird man einschreiten können. Aber die Gefahr ist weniger in den Personen als in den Gesetzen, in welcher noch der ganze monarchische Geist fortlebt."

Gewiß ist die französische Republik weniger als jemals von den großen monarchischen Staaten bedroht, da diese ja selbst ohne Ausnahme im liberalen und revolutionären Fahrwasser segeln, so daß nicht einmal mehr der herrschgewaltige Reichskanzler seine Furcht vor dem in Deutschland umgehenden republikanischen Gespenst verbergen kann. So weit es auf das Ausland ankommt, ist daher die Republik nach menschlicher Voraussicht für absehbare Zeiten gesichert. In der That haben die Worte Lockroy's den Sinn, daß er Frankreich und dem französischen Heere auch eine republikanische Mission nach außen zuspricht. Doch darf man diese Seite der Frage vorläufig auf sich beruhen lassen.

Bei der dreijährigen Dienstzeit handelt es sich für jetzt um den Fortbestand der bestehenden öffentlichen Ordnung in Frankreich, um das letzte Bollwerk gegen gänzlichen Umsturz alles Bestehenden. Die Verwaltung ist in allen Zweigen republikanisirt, selbst die Fachbeamten, welche von allen früheren Regierungen unberührt blieben, sind in den politischen Strudel einbezogen worden. Der Richterstand ist durch das bekannte Gesetz zu einem Werkzeug der republikanischen Gewalthaber umgeschaffen worden. Der Kirche wird durch die neuheidnische Staatszwangschule langsam aber sicher der Boden im Volke entzogen und dieses dem rohesten Unglauben, der grundsätzlichen Verläugnung Gottes zugeführt. Oeffentliche Sittlichkeit, Rechtsgrundsätze und Ueberlieferungen werden tagtäglich durch Gesetze, Zeitungen, Kunst, Bücher, Wissenschaft und Beispiel der herrschenden Sippe untergraben. Deßhalb ist jetzt schon das Heer der einzige Wall gegen einen allgemeinen Umsturz. Seine Festigkeit und Zusammenhalt verdankt jedoch das Heer hauptsächlich der längeren Dienstzeit. Alle einsichtigen Politiker und sämmtliche nicht vom Parteigeiste beherrschten Offiziere sind der Ueberzeugung, daß bei dreijähriger Dienstzeit die Soldaten unzuverlässig seyn werden; die Erfahrung fast seit einem Jahrhundert steht ihnen zur Seite. Die Auflösung der gesellschaftlichen Bande, die durch öftern

Wechsel der Regierungsgewalt ungemein geschwächte Autorität der Vorgesetzten, die Gleichmacherei und das tiefeingefressene Parteigetriebe haben es verschuldet, daß die Franzosen nicht mehr an Gehorsam und Unterwerfung gewohnt sind. Wo soll der Geist der Unterordnung herkommen, wenn der Soldat sieht, wie jeden Tag Leute ohne Gewissen und Verdienst, wie Gambetta und Andere, sich an die Spitze schwingen und dann alle Hülfsquellen des Landes nach Gutdünken ausbeuten können? Wo soll ein Pflichtbewußtseyn entstehen, wenn die Großen des Tages selbst das Beispiel geben, wie man sich den Pflichten gegen die Gemeinschaft entzieht? Der Gehorsam wird zu einer Schwäche, zu einem Widerspruch, wenn die Herrschenden sich an der Staatskrippe ablösen, an der sie, uneingedenk der gemachten Versprechungen, sich füttern, so lange es geht und dabei dem Volke täglich die republikanische Gleichheit anpreisen.

Bei kurzer Dienstzeit ist das französische Heer nicht mehr zuverlässig genug, um zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern verwandt werden zu können. Es wird sich mehr durch republikanische Gesinnung und die davon unzertrennliche Unbotmäßigkeit als durch Fahnentreue auszeichnen. Ebenso mittelmäßig wird es gegenüber dem äußern Feinde seyn. Schon im letzten Kriege zeichneten sich die Reservisten im schlechten Sinne aus, sie gaben stets am ersten Ferstengeld. Dabei betrug damals die Dienstzeit fünf, die Reservezeit nur zwei Jahre. Wie wird es da gehen, wenn die Dienstzeit drei, die Reservezeit aber sechs Jahre betragen, das in's Felde ziehende Heer also zu zwei Dritteln aus Reservisten bestehen wird? Gegenwärtig wird schon sehr geklagt, daß die jährlich zu den Uebungen eingezogenen Reservisten durch ihre Unbotmäßigkeit einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf die Soldaten üben. Dabei stehen die Reservisten vielfach, als Bürger, inmitten des politischen Parteigetriebes. Die meisten Socialisten und Anarchisten befinden sich in dem betreffenden Lebensalter. Das politische Parteiwesen wird dadurch auch unter die

Soldaten getragen, während die Regierenden längst dafür gesorgt haben, daß es in das Offiziercorps eindringt.

Hiezu kommen die Wirkungen der neuheidnischen Schule, welche sich schon genugsam ankündigen. Solange der Religionsunterricht in allen Schulen bestand, blieb die gemeinsame Grundlage der öffentlichen Sittenlehre gewahrt. Mochte die Schule auch sonst wenig taugen, den Zöglingen blieb doch der christliche Sittlichkeit-Begriff erhalten, selbst wenn sie sich sonst wenig um Christenthum kümmerten. Die öffentliche Sittlichkeit, die Begriffe von gut und böse, recht und unrecht, blieben im großen Ganzen als gemeinsame Grundlage, als ein Boden der Verständigung. Gläubige, Gleichgiltige und Ungläubige verstanden sich, bedienten sich derselben Sprache, wenn sie über sittliche Fragen redeten. Trotz aller noch so tiefgehenden politischen Meinungsverschiedenheiten und Spaltungen ward daher durch den Religionsunterricht gewissermaßen eine nationale Einheit, der gemeinsame Boden gewahrt. Die Soldaten hatten dieselben Begriffe von Pflicht, Gehorsam und Tugend, vermochten daher sich als einheitlichen Körper zu fühlen.

Damit ist es nun vorbei. Die Schule ist zur Zwangsanstalt geworden und an Stelle des Christenthums ist die Bürger- und Staatsmoral getreten. Ein bedeutender Theil der Kinder bleibt in den vorläufig noch geduldeten freien kirchlichen Schulen, wird also christlich erzogen. Von den Zöglingen der öffentlichen Schulen werden dagegen sehr viele aufwachsen, ohne einen Begriff vom Christenthum zu erlangen. Ein anderer Theil derselben wird zwar, Dank der Anstrengungen von Geistlichen und Laien, im Christenthum unterrichtet und zum heiligen Abendmahle geführt werden. Aber bei den meisten wird die Vorbereitung sehr nothdürftig seyn, wie sich dieß aus den bisherigen Erfahrungen ergibt. Dabei wird bei Allen die in der öffentlichen Schule eingepflanzte widerchristliche Sittenlehre genugsam nachwirken, um im Strudel des sich jetzt ohnedieß mehr als je unchristlich gestaltenden öffentlichen Lebens die Oberhand zu erlangen.

Von den Folgen im bürgerlichen Leben und für die allgemeine Sittlichkeit kann hier abgesehen werden. Aber hinsichtlich der militärischen Verhältnisse fällt ein Punkt schwer in's Gewicht. In den Handbüchern der Bürgermoral, welche von den Behörden den Schülern in die Hand gegeben werden, heißt es ausdrücklich bezüglich des militärischen Gehorsams: „Der Soldat ist zum Gehorsam verpflichtet in allen Dingen, welche nicht gegen das Gesetz gehen." Dieser Satz findet sich fast wörtlich in den Handbüchern von Paul Bert, Compayré, Laloi. Kurz, allen Zöglingen der staatlichen Schule wird eingeprägt, daß der Soldat nur einen bedingten Gehorsam zu leisten habe. Er wird ausdrücklich aufgefordert, sich zum Richter über seine Befehlshaber aufzuwerfen, und betreffenden Falles den Gehorsam zu verweigern. Welche Wirkungen wird dieß haben, wenn ernstliche Anforderungen an die Soldaten gestellt werden, welche ohnedieß mit Widerwillen unter der Fahne stehen? Die dreijährige Dienstzeit und die heidnische Erziehung werden das französische Heer auflösen, zu einem zügellosen Haufen unbotmäßiger, sich gegenseitig selbst aufreibender Kräfte umgestalten. Eine Stütze der öffentlichen Ordnung wird es ebensowenig seyn, als ein brauchbares Werkzeug zur Abhaltung des äußern Feindes. Man stelle sich einmal ein solches, innerlich aufgelöstes Heer vor, gegenüber dem Aufruhr feiernder Arbeitermassen, von einer Revolution in Paris ganz zu geschweigen.

Uebrigens wird noch besonders dafür gesorgt, die in der Bürgermoral erzogene Jugend eigens zu drillen und zusammenzuhalten. Der Revanche-Eifer hat die Regierenden dazu verleitet, Schülerbataillone errichten zu lassen, wobei besonders die „wahren Republikaner" ungewöhnlichen Eifer entwickeln. Diese Corps sind ganz militärisch eingerichtet, werden von Offizieren befehligt, die der Kriegsminister ernennt, haben Uniform und Gewehre und üben sich sogar im Schießen. Dabei bestehen die Schülerbataillone aus Knaben von 10 bis 16 Jahren. In Paris und den meisten Städten trägt die

Gemeindekassa die Kosten der Ausrüstung. Die Zöglinge der freien Schulen sind entweder grundsätzlich von derlei Leistungen des Gemeindesäckels ausgeschlossen, oder aber sie zeigen kein Verlangen in die Schülerbataillone zu treten. Diese werden zu einem Tummelplatz der gottlos erzogenen Jugend, die sich hiebei vor der Zeit die Unarten des Soldatenlebens aneignet. Daß die Disciplin nur in sehr bedingter Weise unter den Bürschchen besteht, kann man sich denken. Sie sind vor Allem republikanische Raufbolde, Freischärler. Selbst in Paris schütteln auch viele Republikaner die Köpfe. Jedermann sagt sich, daß in den Schülerbataillonen das Heer der künftigen Commune herangezogen wird. Außerdem gründen und leiten die Republikaner auch noch zahlreiche Turn- und ähnliche Vereine, welche sich ebenfalls militärisch üben und noch mehr in Politik machen als ihre deutschen Vorbilder. So erhält das Heer eine immer größere Zahl von jungen Leuten, welche durch und durch von revolutionärem Geiste beseelt sind und vollständig in der Ueberzeugung leben, daß es ihre Pflicht sei, den Gehorsam zu verweigern, wenn die Obern etwas befehlen, was sie als ungesetzlich betrachten zu dürfen glauben. Was da schließlich aus dem französischen Heere werden wird, wenn die Republik noch acht oder zehn Jahre dauert, daran läßt sich nur mit Besorgniß denken. Das Heer ist aber in Frankreich so sehr als in irgend einem der jetzigen Staaten die hauptsächlichste Stütze der Regierung und der öffentlichen Ordnung.

Man sollte glauben, daß die Regierenden, welche doch nicht zu den Anarchisten gehören wollen, diese Gefahr einsehen. Das mag seyn, aber sie leben ja nur von Tag zu Tag. Sie denken: uns wird es noch aushalten. Um sich überhaupt am Ruder zu halten, müssen sie sich der Intransigenten erwehren und dieß können sie nicht anders, als indem sie ihnen Zugeständnisse machen. Erst haben sie denselben die Kirche, dann die Schule und den Richterstand in den Rachen geworfen. Jetzt opfern sie ihnen das Heer. Es gibt keinen Halt auf der schiefen Bahn.

Auch tiefgreifende wirthschaftliche Folgen sind bei dieser sogenannten Reform unvermeidlich. Die gleichmäßige dreijährige Dienstzeit aller Wehrfähigen, wie sie die Republikaner durchführen wollen, wird den Friedensstand des Heeres von 470,000 auf nahezu 600,000 Mann steigern, also wohl 100,000 Mann mehr der schaffenden Arbeit entziehen. Die Ausgaben für das Heer, jetzt 850 Millionen (worunter 105 Mill. Pensionen), werden sich um 100 bis 120 Millionen steigern, während die Staatseinnahmen im Rückgange begriffen sind und für die nächsten Jahre keine Besserung zu erwarten steht. Die Lyoner Handelskammer hat daher schon einen eingehend begründeten Protest gegen die dreijährige Dienstzeit an die Kammer gerichtet. Sie weist nach, daß durch eine dreijährige Unterbrechung die jungen Leute, welche sich der Industrie und dem Handel widmen, eine ganz unersetzliche Beeinträchtigung erleiden. Es wird vollständig unmöglich, solche Leute längere Zeit nach dem Auslande und in entfernte überseeische Länder zu schicken, um Sprache und Verhältnisse kennen zu lernen, Handelsverbindungen anzuknüpfen und zu befestigen. Für die bessern Arbeiter, die Kunsthandwerker und Ingenieure, welche eine so große Fertigkeit und Uebung erwerben müssen, um die Betriebe auf der Höhe der Zeit zu halten, sind drei Jahre Kaserne ein unersetzlicher Verlust. Und nun erst die Künstler und Gelehrten, von denen die Handelskammer nichts sagt!

Uebrigens ist es eine unleugbare, wenn auch aus Nationaleitelkeit bisher noch nicht eingestandene Thatsache, daß jetzt schon der Wehrdienst bedeutende wirthschaftliche Nachtheile hervorruft und zum Theil Schuld an der jetzigen Nothlage ist. Unter dem Kaiserreich befanden sich schwerlich viel über 300,000 Mann unter der Fahne, jetzt um die Hälfte mehr. Ueberdieß werden alljährlich mehrere hunderttausend Reservisten und Landwehrleute zu 28= oder 13 tägigen Uebungen eingezogen, was ihren Familien jedenfalls Opfer auferlegt. Das flache Land empfindet die stärkere Aushebung sehr schwer, da

es dort ohnedieß an Arbeitern fehlt. Die Steuern sind, namentlich durch die den Gemeinden auferlegten Schulbauten, sehr gewachsen, dabei schlechte Ernten und geringe Preise für die Bodenerzeugnisse. Das Landvolk muß sich daher in seinen Ausgaben einschränken, kauft weniger gewerbliche Waaren als früher. Deßhalb geht die Gewerbthätigkeit zurück, deren auswärtiger Absatz ebenfalls stockt. Während des ersten Vierteljahres 1884 sank die Ausfuhr verarbeiteter Waaren um 75 Millionen, von 450 auf 375 Millionen. Der Mitbewerb des Auslandes ist im Steigen, so daß vorderhand gar keine Aussicht auf Besserung sich bietet. England, Deutschland, Oesterreich, Belgien und Italien verlegen sich mit Erfolg auf das Kunstgewerbe, auf jene feinern Erzeugnisse, bei denen Geschmack und Kunstfertigkeit entscheidend sind, und die bisher größtentheils aus Frankreich bezogen wurden. Selbst Lyoner Geschäftshäuser mußten öffentlich zugeben, daß die Seidenfabriken in Crefeld und Elberfeld selbständig nach eigenen, natürlich der allgemeinen Mode sich anschließenden Mustern arbeiten, in mechanischer Hinsicht für die Herstellung gewisser Stoffe sogar den Lyoner Fabriken überlegen sind. Schon vor Jahren wies der jetzige Finanzminister Tirard (früher Schmuckwaarenhändler in Paris) in der Kammer nach, daß die deutschen Edelschmiede und Schmuckarbeiter nach selbständigen Mustern arbeiten und selbst in Frankreich namhaften Absatz finden. Auch die deutschen Lederwaaren sind in demselben Falle. In fertigen Kleidern und Wäsche ist Berlin der bedeutendste Nebenbuhler von Paris. München hat in einigen Gattungen künstlicher Blumen sich einen Markt erobert. Kurz, es wachsen allmälig den Franzosen überall Nebenbuhler.

Von sonstigen Erzeugnissen sind es besonders Zucker und Alkohol, welche in Frankreich einen schweren Stand haben. Innerhalb der letzten zehn Jahre ist die Zuckerausfuhr Frankreichs von 327,000 auf 184,000 Tonnen gesunken; in Deutschland stieg dieselbe dagegen von 120,000 auf 600,000

Tonnen. Auf dem englischen Markt ist der französische Zucker fast ganz von dem deutschen verdrängt worden. 1880 führte Deutschland 54 Millionen Kilogramm Alkohol aus, 1882 91 Millionen, davon 9½ Millionen nach Frankreich gegen 3 Millionen. In Spanien hat der deutsche Alkohol, mit 18¾ Millionen Kilo 1882, den französischen zum großen Theil verdrängt. In Deutschland hat man es dazu gebracht, Rüben mit einem durchschnittlichen Zuckergehalt von 10 Prozent zu erzielen, die französischen Rüben erreichen dagegen kaum 6 Prozent. Den deutschen Brennern ist es ihrerseits gelungen, aus Kartoffeln, Rüben u. s. w. einen ganz fuselfreien, reinen Alkohol herzustellen, der in Frankreich und Spanien vorzugsweise zur „Kräftigung" des Weines verwandt wird.

Bekanntlich hatten Gewerbfleiß und Handel in den ersten Jahren nach dem Kriege einen ganz ungeahnten Aufschwung erlebt. Dadurch erklärt sich der jetzige Rückgang um so leichter. Die damalige günstige Geschäftslage wiegte die Franzosen in eine falsche Sicherheit ein, wozu die Republikaner mit ihren großsprecherischen Versicherungen nicht am wenigsten beitrugen. Die französischen Gewerbtreibenden versäumten, sich auf der Höhe der Zeit zu halten, sich die neuesten Verbesserungen anzueignen und auf die ihnen erwachsenden Nebenbuhler zu achten. Die Errichtung der Republik war der Sieg der Großfinanz und der Bourgeoisie, die nun ein großes Selbstvertrauen zeigten und nichts versäumten, um ihren Erfolg auszubeuten. Hierin liegt die Grundursache der wirthschaftlichen Nothlage Frankreichs. Die Gewerbthätigkeit vermag die Last nicht mehr zu tragen, welche ihr von der alleinherrschenden Geldmacht auferlegt wird. Das Großcapital zieht allen Nutzen der schaffenden Arbeit an sich, saugt Handwerker und Arbeiter, Gewerbtreibende und nicht am wenigsten die Landbevölkerung aus. Die Masse des Volkes muß sich einschränken, kauft weniger und deßhalb verringert sich der Absatz der Fabriken. Die herrschende

Geldmacht ist gewohnt, sich für ihre eigenen Fehler an dem Staate schadlos zu halten. Unter der Republik vermag sie dieß am ungehindertsten, weil ihr kein Gegengewicht geboten werden kann. So mußten unter der Republik die wirthschaftlichen Zustände sich nothwendig immer mehr und mehr verschlimmern.

Als ein geradezu mustergiltiges Beispiel muß die Kohlenbergwerk-Gesellschaft Anzin angeführt werden, deren 10,000 Arbeiter am 18. April nach 56tägiger Arbeitseinstellung sich, an Händen und Füßen gebunden, ergeben und die ihnen von der Verwaltung auferlegte Lohnverkürzung hinnehmen mußten. Die Gesellschaft wurde 1716 durch Ausgabe von 288 Antheilen gebildet, auf welche 1,365,603 Fr. eingezahlt wurden, während die Regierung 47,500 Fr. unentgeltlich zuschoß. Der Antheil (denier) betrug also ungefähr 4000 Fr., steht aber heute auf 800,000 Fr., ohne daß weiter eingezahlt worden wäre. Von 1764 bis 1883 hat die Gesellschaft zusammen 260 Millionen an Dividenden ausbezahlt, von 1872 bis 76 durchschnittlich 10 bis 12 Millionen jahrlich. 1883 konnten trotz der schlechten Zeiten immer noch über 1¼ Mill. vertheilt werden. Und eine solche Gesellschaft verkürzt die ohnedieß mäßigen Löhne ihrer Arbeiter, um den Mitbewerb bestehen zu können! Dabei werden, hauptsächlich dieser Gesellschaft zuliebe, von jeher hohe Zölle auf Kohlen erhoben, dieselben sind sogar mehrfach auf ihr Betreiben erhöht worden. Auf den Bahnen sind der Gesellschaft Frachtermäßigungen bewilligt. Der Untergrund in einem 282,000 Hektaren großen Bezirk, ein kleines Fürstenthum, ist ihr als ausschließliches Eigenthum überantwortet. Jedesmal, wenn ihrem Betrieb ein Nachtheil drohte, erfolgte eine neue Vergünstigung seitens der Regierung. Ein die Gesellschaft vertheidigendes Manchesterblatt, der „Temps", muß doch zugestehen, daß dieselbe in der guten Zeit es versäumt habe, sich vorzusehen. Sie hätte damals jährlich einige Millionen auf bessere Betriebseinrichtungen, Anlage neuer Schächte, Vertiefung der Strecken

verwenden müssen. Aber anstatt die tiefer liegenden Schichten abzubauen, läßt sie sich weitere Lager vom Staate unentgeltlich gewähren; anstatt neue Schächte einzutreiben, läßt man die Arbeiter meilenweit die geförderten Kohlen unter der Erde schleppen, wodurch natürlich ihr Verdienst sich verringert. Die Geldmacht hat allein allen Nutzen aus dem Kohlenlager, welches doch ursprünglich Nationalgut war, darf man sich da wundern, wenn die Arbeiter verlangen, daß der Gesellschaft die Concession entzogen und das Bergwerk zum Nutzen der in ihm beschäftigten Bergleute ausgebeutet werde, anstatt daß jetzt die Gesellschaft mittelst des Bergwerkes den Staat ausbeutet?

Aehnlich steht es mit allen bedeutenden Aktiengesellschaften. Daß die Eisenbahngesellschaften Werkzeuge sind, mittelst deren die Geldmacht Staat und Volk ausbeutet, bedarf keines Beweises mehr. Schließlich aber vermag das arbeitende Volk die Last nicht mehr zu tragen, welche Geldmacht und Staat ihm um die Wette und in rührender Eintracht auferlegen. Die durch die Republik aufs Höchste gesteigerte Geldherrschaft ist es, welche den Rückgang der französischen Gewerbthätigkeit, den Nothstand hauptsächlich verursacht; alle andern Ursachen lassen sich auf diese Eine zurückführen. Die Geldherrschaft hat die Staatsausgaben ins Ungeheuerliche gesteigert; Ackerbau und Gewerbthätigkeit vermögen jetzt nicht mehr die auf ihnen lastenden Abgaben und Wucherzinsen zu tragen. Diese Lasten vertheuern ihre Erzeugnisse so sehr, daß der Mitbewerb mit dem Auslande immer schwieriger wird.

Die Steigerung der Militärlast erscheint abermals als ein bedenkliches Wagniß. Die Geldmacht muß aber den Radikalen dieses Zugeständniß machen, um ihre Herrschaft noch einige Zeit zu fristen. Für die eigenen Angehörigen wird sie natürlich das Hinterthürchen offen halten, durch welches sie sich dem Wehrdienst entzieht. Die Commission hat den Antrag angenommen, daß jährlich bis 12 Procent der Ausgehobenen zurückgestellt werden dürfen. Dadurch wird deren Dienstzeit

um die Hälfte und mehr herabgesetzt. Außerdem ist Frankreich nicht umsonst das Land der Günstlingswirthschaft.

Wirft man einen Blick auf das Gesammtbild, welches Frankreich jetzt bietet, so müßte man alle Hoffnung aufgeben und die schlimmsten Dinge befürchten, wenn man nicht an die Vorsehung glaubte, welche so oft und so unerwartet das Unheil in Heil umgewandelt hat. Ein Land, welches im Begriffe steht, die letzten Stützen der Ordnung zu untergraben, in dem sich die rücksichtsloseste Geldherrschaft breit macht und das Volk dem Abgrunde zutreibt, um unbehinderter dessen Aussaugung fortsetzen zu können, ist wahrlich kein hoffnungsreicher Anblick. Dabei scheinen die Conservativen, oder was dasselbe ist, die Monarchisten, die Tragweite der Pläne und Ereignisse gar nicht zu beachten noch zu begreifen. Sehr wahrscheinlich dürften sie dießmal ebenso wie 1881 sich bei den Wahlen überrumpeln lassen. Sie versäumen es allzusehr, wachsam zu seyn, sich zu organisiren, um einträchtiglich vorzugehen. Gott hat einmal eine Johanna geschickt, um Frankreich zu befreien, als Alles verloren schien. Aber auf Wunder darf man in der Politik nicht zählen. Dieß hat zuletzt noch der Graf von Chambord erfahren, welcher stets auf ganz außerordentliche Ereignisse zählte, um auf den Thron zu gelangen, die Gelegenheit aber nicht zu ergreifen verstand, als sie sich ihm bot. Wir dürfen nur auf Gott vertrauen, wenn wir auch selbst unsere Schuldigkeit thun.

LVII.

Die Lebensfähigkeit des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn.

Erster Artikel.

Siebenzehn Jahre dürften wohl im Staatsleben genügend erscheinen, um die Bildung eines Endurtheiles über die Güte oder Zweckwidrigkeit eines staatsrechtlichen Verhältnisses zu ermöglichen. Siebenzehn Jahre lang durchziehen wir frucht- und aussichtslos die Wüstenei, welche der Staatsvertrag zwischen Beust und Deak im Jahre 1867 geschaffen. Was wir aufgegeben und geopfert haben, ist uns bekannt, unbekannt dagegen der Nutzen, welchen der Gesammtstaat durch diese heroischen Opfer hätte erringen sollen. Es lohnt sich wohl unter den obwaltenden Umständen, einen prüfenden Blick auf Vergangenheit und Zukunft zu werfen und zu erforschen, wie so das Alles gekommen und wohin das Gekommene uns führen wird.

Wir sind weit davon entfernt, Ungarn das hohe Ausmaß von Autonomie, dessen es sich seit Jahrhunderten zu erfreuen hatte, zu mißgönnen oder wohl gar einer Unterordnung der transleithanischen Reichshälfte unter die cisleithanische das Wort zu reden. Aber wir können auch nicht wollen, daß ein staatliches Mißverhältniß so lange aufrecht erhalten bleibe, bis ihm ein Alles rein fegender Sturm zum Ruin der Gesammtmonarchie ein jähes Ende bereite. Wie

die Dinge heute gelagert sind, können und werden sie nicht fortbestehen, weil sie kein Produkt historischer Entwicklung, sondern Erzeugniß einer vermeintlichen Zwangslage sind. Mangel an politischer Einsicht auf der einen und nationaler Ehrgeiz auf der andern Seite haben ein unleidliches, auf die Dauer unhaltbares Verhältniß geschaffen, das sowohl mit der Geschichte, als mit den praktischen Forderungen der Gegenwart in grellem Widerspruche steht. Es ist der Zweck der folgenden Zeilen dafür den Nachweis zu liefern und den Weg zu zeigen, auf dem allein die von Natur und Vorsehung der Habsburgischen Monarchie gestellte Aufgabe gelöst werden mag.

Ungarn hatte das seltene Glück, seine alte, freilich reformbedürftige Verfassung aus den Stürmen der Zeit in das neunzehnte Jahrhundert herüber zu retten, während in den übrigen Theilen der österreichischen Monarchie längst völlige Erstarrung der alten Formen und Organisationen eingetreten war. Diesseits der Leitha herrschte der Absolutismus, jenseits ein durch die ungarische Landesvertretung beschränktes monarchisches System. Trotz dieser Verschiedenheit konnte von einer Zerreißung Oesterreichs in zwei ungleiche Stücke, von einer Trennung in der Weise, daß die beiden Theile nur mittelst des dünnen Fadens der Dynastie und des noch loseren einiger gemeinschaftlicher Ressorts zusammenhingen, nicht wohl die Rede seyn. Der Monarch war eben auch in Ungarn kein constitutioneller König, dem die Verfassung jede Bewegung und jedes Wort genau vorzeichnete, kein bloßer Maschinenbestandtheil, dessen Funktion fest geregelt war und der nur immer in der nämlichen Richtung und nach dem jeweiligen Impuls des verantwortlichen Ministers zu wirken vermochte.

Ungarn war stolz und eifersüchtig auf seine alte Verfassung. Jener Stolz und diese Eifersucht hinderten aber den magyarischen Volksstamm nicht, sich mit dem diesseitigen Theile der Monarchie Eins zu fühlen, und die Geschichte hat

uns zahlreiche Beispiele des Gemeinsinnes und hochherziger im Interesse des Gesammtstaates vollbrachter Großthaten aufbewahrt. Es wird Ungarn ewig unvergessen bleiben, wie es sein edelstes Blut für die große Kaiserin und zur Erhaltung der Integrität der Habsburgischen Monarchie in Strömen verspritzte, wie die Magyaren in den schweren Kämpfen mit Napoleon I. Schulter an Schulter mit Deutschösterreichern und Slaven Wunden empfingen und Wunden gaben.

Dieser Patriotismus ist nur aus dem Gemeingefühl und Gemeininteresse der beiden Reichshälften erklärlich. Man hatte zwar eine Zollschranke zwischen beiden Ländern errichtet; aber diese Schranke trennte nur Producenten und Händler, nicht die Herzen, nicht den gleichen Pulsschlag der Völker. Der Ungar war damals von Nationalstolz beseelt und erfüllt wie heute, aber dieser Stolz bezog sich auf würdige und allgemein für gerechtfertigt anerkannte Dinge: auf die Fruchtbarkeit der heimathlichen Erde, auf den Reichthum des Bodens an edlen Metallen, auf die übliche Gastfreundschaft, auf die Ritterlichkeit des Volksstammes, auf die altehrwürdige Verfassung, auf die Großthaten der Vorfahren. Von Gegensätzlichkeit, Streben nach Präponderanz oder gar ausgesprochener Feindseligkeit wider die westliche Reichshälfte, von geheimen Gedanken an staatliche Unabhängigkeit, Geheimbündelei mit dem Auslande, findet sich, von einzelnen Unzufriedenen abgesehen, im ungarischen Volksleben nicht die geringste Spur.

Hundert Jahre hindurch, seit der Thronbesteigung Maria Theresia's (1740) bis zum Tode Franz I. (1835), nur die letzten Regierungsjahre Josephs II. in Abrechnung gebracht, verliefen in ungestörter Einigkeit der Länder und der maßgebenden Faktoren. Unter der zarten Hand der großen Frau auf dem Throne erwies sich die ritterliche Nation wie weiches Wachs, bildsam, wie nie zuvor und niemals später; und es bedurfte des rauhen Griffes Joseph II., um das Bewußtseyn der Sonderstellung von Neuem in dem Herzen

Ungarns zu erwecken. Hätte die kaiserliche Regierung, statt sich lediglich auf Abwehr zu beschränken, rechtzeitig die Initiative zum Ausbau und zur Vervollkommnung der ungarischen Verfassung ergriffen und dieselbe in Einklang mit den Interessen des Gesammtstaates und mit dem geänderten Inhalt der neueren Zeit gebracht, es wäre vielleicht der Sturm verhütet worden, der im Jahre 1848, wenn auch nicht unvorhergesehen, wie Metternichs Zeugniß beweist, losbrach und die Frucht aller Bestrebungen, welche die älteren Habsburger zu einer organischen Verbindung der Länder des heiligen Stephan mit ihren Stammländern gemacht hatten, mit einem Schlage vernichtete.

Wenn wir die ungarische Verfassungsgeschichte einer Prüfung unterziehen, so treffen wir, analog der Entwicklung des ständischen Instituts in andern Ländern, auf ein beständiges Ringen der Adelshäupter mit dem Königthum um Einfluß, Macht und Unabhängigkeit. Dieser Kampf fällt aber, ungleich mit dem Ausgange des Processes in andern Staaten, zum Vortheile der Stände und zum Schaden der Krone aus. Der Wechsel der Dynastien begünstigt den Feudaladel, und Ungarn geht beschleunigten Schrittes Zuständen entgegen, welche das benachbarte Polen dritthalb Jahrhunderte darauf der Vernichtung überantworteten. Wie Polen, abermals viel später, ein gefährlicher Gegner in Rußland erwuchs, so erhob sich für Ungarn in dem Osmanenthum ein gefährlicher Feind, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Ungarn, ohne österreichische Intervention, das Loos aller andern von der Pforte unterjochten christlichen Völker und Länder hätte theilen müssen, so daß sich der türkische Besitz bis an die Leitha, in das Weichbild von Wiener-Neustadt und bis an das Defilé von Teben nächst Bruck erstreckt haben würde. Aber selbst jener staatliche Faktor, welchen die Vorsehung mit der Abwehr der osmanischen Waffen betraut hatte, vermochte die Festsetzung des Halbmondes in Mittel- und Unter-Ungarn nicht zu verhindern, und es dauerte volle hundert-

fünfzig Jahre österreichischer Herrschaft, bis es gelang, das Land vom türkischen Joche zu befreien.

Man vergegenwärtige sich die ungarischen Zustände im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, unmittelbar vor dem Tode des unreifen Ludwig. Eine aus Adelshäuptern und Theilen des Klerus bestehende Oligarchie beherrschte das Land. Der König hatte wenig zu sagen und dieses Wenige nur, insoferne er sich auf eine ständische Fraktion zu stützen im Stande war. Mit dem Monarchen hielt es in der Regel der höhere Klerus und jene Magnaten, deren Vaterlandsliebe größer war als ihr persönlicher Ehrgeiz. Die weltlichen Würdenträger stehen zumeist auf derjenigen Seite, welche ihnen größere Vortheile bot. Nicht das Heil des Volkes und der Nutzen des Landes schien für die Reichsbarone maßgebend, sondern einzig das Privatinteresse, und nur so konnte es kommen, daß die Türkengefahr König und Adel uneinig und in auflodernder Zwietracht traf. Die misera contribuens plebs war längst entwöhnt, dem unmittelbaren Gebot seiner apostolischen Fürsten Folge zu leisten, nachdem sich die mächtigen Vasallen seit unvordenklicher Zeit zwischen König und Volk eingeschoben hatten. Die Peitsche in Magnatenhand erwies sich kräftiger als das königliche Scepter. Kein Wunder, daß sich die Parteihäupter Angesichts des Feindes befehdeten und daß es Einer der mächtigsten unter ihnen über das Herz brachte seine Waffenbrüder bei Mohacz dem Türkensäbel preiszugeben, während er, Johann Zapolya, an der Spitze eines stattlichen Heeres ihrer Abschlachtung lächelnd zusah. Kein Wunder, daß auch noch nach Mohacz dem ersten Magnaten persönlicher Ehrgeiz höher steht, als das Heil des Landes, das nur im engsten Anschluß an die Habsburger gefunden werden mag. Kein Wunder endlich, daß Zapolya lieber König von des Sultans Gnaden seyn, als Land und Volk von Oesterreich gerettet wissen will.

Wo war aber das ungarische Volk in jenen kritischen Tagen? Es gab nichts dergleichen. Die armseligen, schwer

beladenen Menschen, welche zu Hunderttausenden die Erde zum Frommen ihrer Zwingherrn aufwühlten und bebauten, sie waren nichts und hatten nichts zu bedeuten. „Misera, contribuens“ lautet der officielle Titel einer sehr späten Staatssprache für die nahebei rechtlose Menge ungarischer Unterthanen, während das „Volk“ nach magyarischem Rechtsbegriff, — ungefähr mit dem „civis romanus“ gleichbedeutend — nur aus den Landtagsbefähigten besteht. Ungarn kennt nur einen „populus in diaeta“: Adel, Geistlichkeit und Repräsentanten der königlichen Freistädte. Das vorhabsburgische Ungarn war ein Adelsparadies und eine Hölle der Armen. Erst den Königen aus dem Habsburgischen Stamme verdankt das Land menschenwürdige gesellschaftliche Einrichtungen.

Der unglückliche Jagellone Ludwig II. versank im dunklen Moore der Tschernawoda. Der Stern des Hauses Habsburg geht über Ungarn auf. Er ist trotz anfänglicher Trübung ein glücklicher Stern. Während seines Laufes sieht sich das Land von der Türkennoth erlöst. Nun wird auch die Verfassung von Flecken und Auswüchsen gereinigt. Leopold verwandelt das Wahl- in ein Erbreich und bringt eine große Stabilität in das staatsrechtliche Verhältniß beider Ländergruppen. Die ungarische Verfassung gewährt dem König so viel Macht und Einfluß auf die Staatsgeschäfte, daß dadurch der Mangel an organischer Verbindung beider Theile der Monarchie einiger Maßen ausgeglichen wird. Der König vermag, um uns eines philosophischen Ausdruckes zu bedienen, durch seine jeweilige Assistenz den Gang der beiden Staatsmaschinen dieß- und jenseits der Leitha in die nöthige Uebereinstimmung zu bringen. Oesterreich und Ungarn nehmen noch nicht die Stellung von Monaden ein, die nur mittelst Delegirter mit einander zu verkehren vermögen. Der Monarch ist bei Besetzung der Aemter und selbst der Ministerien noch nicht im entferntesten an ein parlamentarisches Moment gebunden. Die Praxis kennt keine besondere Behandlung

ungarischer Angelegenheiten, abgesehen von der Landesautonomie und dem ungarischen Landtag, dessen Zustimmung zu jedem neuen Gesetzentwurf erforderlich ist. Ungarn und Oesterreich stehen sich nicht fremd und als Ausland gegenüber und ersteres wird, trotz des in Pest=Ofen residirenden Palatinats, so gut wie die westliche Reichshälfte von Wien aus regiert.

Diese ungarische Verfassung ist eine langlebige und lebenskräftige Institution, welche die ständischen Körperschaften in den alten Erbländern lang überdauerte. Sie entwickelte sich in der Zeit, büßte an ursprünglicher Ungebundenheit ein und gewann an Consistenz, blieb verbesserungsbedürftig aber auch=fähig und mochte den Anforderungen der neueren Verhältnisse gemäß umgestaltet werden, ohne daß ihre Wesenheit aufgegeben zu werden brauchte. Daß die jüngste Geschichte einen andern Verlauf nahm, halten wir für ein Unglück in Ansehung der Habsburgischen Monarchie und höchst bedauerlich für Ungarn selbst.

Die alte Verfassung Ungarns muß als eine ständische bezeichnet werden. Sie trägt kein Kennzeichen des modernen Repräsentativsystems an sich. Im Abgeordneten= oder Unterhause nahmen die Edelleute und Deputirten der königlichen Freistädte ihre Sitze. Vertreten finden wir in dieser Versammlung nur die Interessen des niedern Adels und der Städte, das heißt wohl den mittlern Grundbesitz, adelige und städtische Privilegien. Im Hause der Magnaten sitzt der Hochadel, der Episcopat und überhaupt der höhere Klerus. Dort findet der Großgrundbesitz, das kirchliche Interesse und der aristokratische Gedanke seine ausgesprochene Vertretung. Durch die Obergespäne, welche ebenfalls berechtigte Stimme an der Magnatentafel besitzen, tritt noch ein Element der Selbstverwaltung der berathenden Körperschaft bei.

Man ersieht aus dieser losen Skizze, wie wenig Aehnlichkeit die historische Verfassung Ungarns mit constitutionellen Einrichtungen und wie gar nichts Gemeinschaftliches sie mit dem Repräsentativsystem als solchem hatte. Daß diese Ver=

fassung, sollte sie dem Lande zum Heile gereichen, wesentlich emendirt und umgestaltet werden mußte, unterliegt keinem Zweifel; daß es aber darum nicht nothwendig war die historisch entwickelte, ständische Vertretung gegen den modernen Schablonen-Constitutionalismus zu vertauschen und auf ein Naturprodukt zu verzichten, um es durch ein Kunsterzeugniß zu ersetzen, dünkt uns mindestens eben so gewiß und ausgemacht.

Die Geschichte lehrt uns, daß die königliche Gewalt trotz der Beschränkung durch die ungarischen Landstände stark genug war, die Gegensätze zwischen beiden Reichshälften auszugleichen und mit der vereinten Kraft Oesterreichs und Ungarns im europäischen Concert aufzutreten. Die zahlreichen Kriege, welche die Habsburgischen Fürsten seit Leopold I. zu führen hatten, wurden so geführt, als ob die beiden Reichshälften ein untrennbares Ganzes bildeten und Ein Staatsgedanke die Völker des Ostens und Westens durchdränge, Ein Geist die Staatsmänner der Monarchie beseelte. Mochte die diplomatische Sprache Maria Theresia immerhin und mit Auszeichnung als „Königin von Ungarn" bezeichnen; mochte es für den österreichisch-ungarischen Staat an einer passenden Benennung fehlen: der Begriff, ohne einen zutreffenden Ausdruck zu finden, war dennoch vorhanden. Man sprach lange vor der feierlichen Proclamation des österreichischen Kaiserstaates von „kaiserlichen" Truppen und Heerführern, wenn diese auch in Wirklichkeit nur Oesterreicher waren; man bezeichnete Alles, was mit der Habsburgischen Monarchie zusammenhing, nicht als „österreichisch-ungarisch", sondern als „österreichisch" schlechtweg. Man redete nur von Oesterreich, wenn man auch darunter beide Reichshälften verstand. Es fiel Niemanden ein, den staatsrechtlichen Begriff des Gesammtstaates Ungarn zu Liebe zu zerschlagen, und eine logische Trennung vorzunehmen, wo in den höheren Partien des Staatslebens keine bestand und vollkommene Einheit herrschte. Wie hätte auch Maria Theresia, nur auf sich gestellt, den

Kampf mit einer Welt von Waffen aufnehmen und siegreich beendigen können, wenn Ungarn, statt ein integrirender Bestandtheil der Gesammtmonarchie, nur ein wenig verläßlicher Bundesgenosse gewesen wäre? Wie hätte Kaiser Franz I. vermocht, die den stärksten Staatsorganismus erschöpfenden Kriege mit Frankreich und dem ersten Napoleon zu führen, wenn sich der österreichische Staat aus zwei grund- und wesentlich verschiedenen Organismen zusammengesetzt hätte, von welchen es fraglich werden konnte, ob sie eines gleich starken Sonnenlichtes oder intensiven Schattens zu ihrem Gedeihen bedürften?

Wir wollen nicht läugnen, daß schon der Dualismus, wie er vor 1848 gehandhabt wurde, die selbstständige Bewegung Oesterreichs einigermaßen erschwerte, und daß dieses Verhältniß keinen Vorzug der Habsburgischen Monarchie bildete. Wie sich kein menschliches Individuum die ihm am meisten zusagende Körperform und überhaupt die Bedingungen seines leiblichen Gedeihens an der Wiege wählen kann, so vermag sich auch kein historisch gewordener Staat denjenigen geographischen und ethnographischen Charakter auszuerlesen, welchem er unter allen vorhandenen den Vorzug zuerkennt. Was aber unter jeder Bedingung abgelehnt werden sollte, das ist eine Verschlimmerung der Conditionen, unter denen der Staat existirt. So wird das Bestreben erleuchteter Staatsmänner dahin gehen, schlecht arrondirte Staaten besser abzurunden, an die Stelle einer mangelhaften Successionsordnung ein präcises Erbfolgegesetz zu erlassen, die Theilbarkeit des Reiches durch den Fundamentalsatz der Untheilbarkeit zu ersetzen. In Oesterreich ist das Alles im Laufe der neueren Geschichte durchgeführt und viel mehr noch versucht worden. Dahin zählt das Tauschprojekt mit Bayern, das sich solange auf der Tagesordnung erhielt. Wenn ein Minister dagegen die Lebensbedingungen des Staates, zu dessen Leitung er berufen ist, so vollkommen verkennt, daß er in ihre Deteriorirung willigt oder vielmehr diese Deteriorirung selbst besorgt,

dann dürften diejenigen wohl nicht so unrecht haben, welche ihm das Epitheton eines „Todtengräbers" des betreffenden Reiches zuerkennen.

Welche Schwankungen zwischen den äußersten Gegensätzen! Vorerst söhnte man sich mit der Revolution förmlich aus, indem man vermeinte, daß sie Oesterreich als reife Frucht in den Schooß werfe, worum sich die größten Regenten und Staatsmänner Oesterreichs vergeblich bemüht hatten: die Beseitigung des Dualismus und innige Vereinigung der Länder der Stephanskrone mit den alten Erbländern des Habsburgischen Hauses. Dann ließ man es nicht einmal bei der Herstellung des status quo ante bewenden und ging bis zur Schaffung eines mit dem Reste der Monarchie nur lose verbundenen Königreiches Ungarn. Heute bietet nun die österreichische Gesammtmonarchie ein ganz eigenthümliches Bild, wie es weder in Europa, noch in der ganzen Welt ein zweites Mal vorkommt; denn das abgelegene skandinavische Königreich wird man wohl in seiner politischen Bedeutungslosigkeit nicht als Seitenstück heranziehen wollen.

Die österreichischen Fürsten im siebenzehnten Jahrhundert befanden sich zweifellos auf richtiger Fährte, wenn sie die ungarische Verfassung kraft des Eroberungsrechtes im Sinne des Gesammtstaates abzuändern bestrebt waren. Es ließ sich ja auch nicht leugnen, daß die Befreiung Ungarns vom türkischen Joche den kaiserlichen Waffen verdankt war. Leider scheiterte das Projekt an einem Umstand, der unseres Wissens noch niemals stark genug betont wurde: an der Ungleichheit der in der Ost- und Westhälfte zu Recht bestehenden Regierungsformen. In Deutschösterreich vegetirten die Landtage leid- und freudlos kraft der vis inertiae fort, während die Monarchie selbst seit geraumer Zeit schon absolutistisch regiert wurde. Die Beseitigung des Dualismus hätte über Ungarn eine Herrschaft gebracht, wie sie seit den Tagen der arpadischen Könige unerhört war. Es hätte sich für Ungarn nicht um eine Modifikation der überkommenen Verfassung,

sondern um den totalen Umsturz gehandelt. Daß sich die Magyaren eines solchen ihnen aufgedrungenen Tausches entschieden weigerten, darf nicht befremden. Die Wahl zwischen einer Freiheit von zweifelhaftem Werth und gewisser Knechtschaft konnte den Magyaren nicht schwer fallen. Freilich war das eigentliche Volk in Ungarn um nichts freier, vielmehr gedrückter als die Unterthanen diesseits der Leitha. Von ihm hing aber die Entscheidung, ob man sich den Wünschen Leopold's I. und seiner Minister fügen sollte, in keiner Weise ab, darüber hatte der populus in diaeta letztgiltig zu bestimmen und dieser lehnte entweder die Hand auf dem Gesetze oder am Schwertgriff rundweg ab.

Als die Frage zum zweiten Male nach Niederwerfung der ungarischen Revolution erwogen oder statt der Erwägung dem magyarischen Volke die Rechtsverwirkung entgegengehalten wurde, herrschte diesseits der Leitha die Reaktion. Die österreichische Zumuthung lief damals darauf hinaus, daß sich Ungarn der diskretionären Gewalt einer Regierung ausliefern solle, die augenscheinlich selbst nicht wußte, wohin sie steuerte und an welchem Punkte ihre Irrfahrt ein Ende nehmen sollte. Abermals kein Wunder, daß Ungarn dem Incorporationsprojekt passiven Widerstand entgegenstellte und weder durch Zureden noch Drohungen zur Aenderung seines Entschlusses vermocht werden konnte.

Man hatte einfach die rechte Zeit, Ungarn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, unverantwortlich versäumt und mit unfruchtbaren Reflexionen über die Folgen des theoretisch aufgestellten Grundsatzes der Rechtsverwirkung vergeudet. Schmerlings geflügeltes Wort: „Wir können warten" ist wohl noch in der Zeitgenossen Gedächtniß. Nie noch wurde ein politischer Grundsatz mit größerem Leichtsinn und mehr Frivolität ausgesprochen. „Wir können warten." Dieser pluralis majestatis mochte Herrn von Schmerling ausgezeichnet kleiden, die österreichische Staatsweisheit kleidete er herzlich schlecht; denn, ob auch der Minister warten konnte,

die cisleithanische wie die transleithanische Reichshälfte konnten es nicht.

War einmal der richtige Zeitpunkt, Ungarn vielleicht doch in das österreichische Lager herüber zu ziehen und durch ein voll gerütteltes Maß von Autonomie für den Rechtsanspruch auf eine eigene Verfassung, die ja faktisch aufgehoben war und nur in der Erinnerung bestand, zu entschädigen, versäumt, so durfte man eben nicht warten, sondern mußte das Eisen schmieden, so lange es warm blieb: das heißt mit den Ungarn zum Ziel kommen, so lange die Monarchie sich guter Beziehungen zum Auslande erfreute und von einer störenden Einwirkung der auswärtigen Politik auf die inneren Angelegenheiten des österreichischen Staates keine Rede war. Konnte die Frage der Rechtsverwirkung unseres Ermessens niemals praktische Form und Gestalt annehmen, so hatte das mit Gewalt unterworfene Ungarn andererseits auch kein Recht, auf das Substrat seiner Erhebung zurückzugreifen und von Oesterreich als Besiegter den Siegespreis zu fordern. Im Grunde hätte ja der Kampf wider die Revolution keinen rechten und vernünftigen Sinn gehabt, wenn man nach Beendigung des inneren Krieges zuzugestehen entschlossen war, was man sich mit Gewalt der Waffen nicht entreißen ließ.

An die Möglichkeit der Selbstständigkeit Ungarns konnte kein vernünftiger ungarischer Politiker denken, wohl aber an ein Uebermaß von Unabhängigkeit von der westlichen Reichshälfte, allenfalls an ein Verhältniß, das sich als reine Personalunion oder mindestens nur zwirnfadendünne Verbindung denken ließ. Wollte man österreichischer Seits auf diese Wünsche eingehen, man hätte es wohlfeiler haben und damit den feurigen Dank der ungarischen Nation erwerben können. Man konnte und durfte aber mit Ungarn keinen Frieden auf derlei Bedingungen schließen. Das unterworfene Land hatte kein anderes Recht als die Wiederherstellung des status quo ante, das heißt die restitutio in integrum zu begehren. Ungarn besaß seine historische Verfassung, man hatte die

Nation wieder in den Genuß derselben einzusetzen. In der Folge mochte diese Verfassung im Einvernehmen mit dem König und Kaiser und seinen Räthen, insoferne sie sich als reformbedürftig herausstellte, abgeändert werden, ohne daß das Wesen derselben darunter litt. Die Vertauschung der nationalen Institution gegen die ausländische Schablone aber lief sowohl gegen Recht und Gesetz, als auch wider das Interesse der Nation und schien mit der prätendirten vaterländischen Pietät des magyarischen Stammcharakters vollends unverträglich.

Entschuldbar scheinen nur jene Staaten, wenn sie zum modernen Constitutionalismus mit dem Zugehör des Repräsentativsystems ihre Zuflucht nehmen, welche außer dem Absolutismus des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts keine Verfassungsform kennen; welchen der Faden, der aus dem Mittelalter als Ständewesen in die Neuzeit herüberleitete, abhanden gekommen war, und deren alte Rechtsinstitution so tief verschüttet wurde, daß ihre Ausgrabung unmöglich scheinen mußte. Wo sich aber eine historisch entwickelte, lebenskräftige Verfassung bis in die Mitte des laufenden Jahrhunderts intakt und rechtsbeständig erhalten hat, da ist es mehr als Thorheit, da ist es ein Verbrechen an der Nation, sie dem fremden Götzen zu opfern. Ungarn hat seine altehrwürdige Verfassung dem liberalen Wahn geschlachtet und Herr von Beust dazu seinen unheiligen Segen ertheilt.

Hatte die magyarische Nation alle Ursache, ihre alte Verfassung in Ehren zu halten, eine Verfassung, auf die sie sich stets berief, sobald ihre Freiheit und Unabhängigkeit bedroht schien, eine Verfassung, unter deren Schutz sie allen Stürmen widerstand und sich in die Gegenwart rettete: so hatte die österreichische Regierung noch ohne Vergleich wichtigere Gründe, Ungarn an jenem Tausch zu verhindern und keine andere als die altnationale Verfassung als rechtsgiltig anzuerkennen. Die Geschichte aber, wie Ungarn zu einer Stellung und Verfassung gelangte, welche im Widerspruch

mit den Grundbedingungen der Existenz der Monarchie und der großmächtlichen Prätension Oesterreichs steht, ist leicht erzählt.

Das Warten wurde den österreichischen Staatsmännern zu lange, sie sahen die Nothwendigkeit einer definitiven Ordnung der ungarischen Angelegenheiten ein und da war es bereits das Ministerium Belcredi, unter dem Anknüpfungen und Vorbesprechungen stattfanden. Die Theorie der Rechtsverwirkung wurde endgiltig aufgegeben und es handelte sich nur mehr um den richtigen Modus, Ungarn zu befriedigen, ohne die Machtstellung Oesterreichs einer Erschütterung auszusetzen. Der Krieg von 1866 schnitt jede Discussion der brennenden Frage vorläufig ab. Während des Krieges beobachtete die ungarische Nation eine nichts weniger als beruhigende Haltung, und man mußte in Wien alsbald die Ueberzeugung gewinnen, daß preußische Agenten in Ungarn mit Erfolg thätig waren und eine neue Erhebung der Magyaren nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit stand. Es wurde in Ungarn ganz öffentlich auf preußische Rechnung geworben und Anstalt getroffen, ungarische Truppen gegen Oesterreich ins Feld zu führen. Die Vorsicht gebot ferner, das Land jenseits der Leitha so überwachen zu lassen, als ob dort ein äußerer Feind gegen Oesterreich rüstete. Es wurde auf solche Weise eine starke Waffenmacht gebunden, welche in dem Doppelkrieg, den Oesterreich zu führen hatte, eine bessere Verwendung hätte finden sollen. Selbst der übereilte Friedensschluß von Nikolsburg-Prag wird zum Theile auf Rechnung der Besorgnisse gesetzt, die man vor einer neuen Erhebung Ungarns unter preußischer Aegide empfand.

Die Unverläßlichkeit Ungarns hatte der kaiserlichen Regierung einen Schreck eingeflößt, der ihr auch nach Nikolsburg und Prag in den Gliedern stecken blieb. Diese Disposition fand Graf Beust, als er an die Spitze der Geschäfte trat, in Wien vor. Es stand bei ihm der Entschluß fest, mit Ungarn, koste es was es wolle, ins Reine zu kommen.

Bedurfte er doch der ungarischen Unterstützung seiner antipreußischen Pläne, und konnte er doch nicht hoffen, dieselben im Widerspruch mit den Magyaren durchzuführen. Graf Beust zeichnete sich überdieß durch einen hohen Grad von Leichtlebigkeit, um das mildeste Wort für seine Gemüthsverfassung zu wählen, aus. Zu dieser Temperamentseigenschaft gesellte sich eine nahebei abenteuerliche Unkenntniß österreichischer Verhältnisse und Zustände, ein Nichtwissen der bedeutendsten und unbedeutendsten Dinge. Natürlich führte dieser Mangel zu einer fehlerhaften Methode und verkehrten Behandlung der wichtigsten Angelegenheiten.

Das Ziel des sächsischen Diplomaten lag außerhalb Oesterreichs, und er betrachtete dieses Land und diesen Staat nur als den archimedischen Punkt, von dem aus er den preußischen Koloß umwälzen zu können gedachte. Selbst die verderblichsten Maßregeln schienen ihm willkommen, wenn sie nur seine Absichten zu unterstützen und ihre Ausführung zu beschleunigen versprachen. Die Förderung und Bevorzugung des deutschen Elementes auf Kosten und mit Hintansetzung der gleichberechtigten anderen Nationalitäten Oesterreichs, die Einsetzung des hyperliberalen Bürgerministeriums und die Erkaufung der Magyaren um einen Preis, dessen Höhe sich seiner Kenntniß völlig entzog, waren die ersten Wirkungen der unheilvollen Politik dieses Staatsmannes, der im Grunde nur als leidenschaftlicher Parteigänger eine Rolle zu spielen bestimmt schien.

In Ungarn kannte man die Verlegenheit des neuen Staatskanzlers und seine Sehnsucht nach Herstellung des Friedens mit der östlichen Reichshälfte. Man wußte ferner ganz gut, daß Herr von Beust von und über Oesterreich nichts wußte, als was er durch Hören und Sehen zufällig erfahren hatte. Man war auch recht wohl von der Stimmung in den deutschliberalen Kreisen Cisleithaniens unterrichtet und vermochte sich an den Fingern abzuzählen, daß der Löwenvertrag, den die Deakisten abzuschließen im

Begriffe standen, in Wien auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten stoßen würde. Man stellte also die übertriebensten Forderungen und ließ nur herabhandeln, was man ohnedieß unter keinen Umständen zu erringen hoffen durfte.

Das Gesammtreich wurde in ein Zweireich umgestaltet, nicht ein Staat im Staate, wohl aber ein Staat neben dem Staate zugelassen. Es war nicht die reine Personal-Union, welche Ungarn erlangte, aber eine schwankende, staatliche Ordnung, die dem Lande jenseits der Leitha nicht nur Parität, sondern selbst die Präponderanz von der Westhälfte der Monarchie sicherte. Es war nicht die reine Personal-Union, die aus dem geschlossenen Vergleiche hervorging, sondern etwas für Ungarn Besseres und Zweckmäßigeres: ein Abhängigkeitsverhältniß des cisleithanischen Staates von der Osthälfte. Wenn auch drei Ministerien gemeinschaftlich blieben, so würde man sich doch sehr irren, falls man ihnen überwiegenden Einfluß auf die Ordnung der Dinge in Ungarn zuschriebe. Diese drei Ministerien (Krieg, Finanzen und Auswärtiges) sind in erster Linie auf den guten Willen der ungarischen Regierung angewiesen. Der ungarische Minister-präsident ist stets in der Lage, den gemeinschaftlichen Ministern, deren Einer und der andere in der Regel Nativ-Ungar ist, die peinlichste Stellung zu bereiten. Er kann die gemeinschaftlichen Minister, bei kluger Ausnützung der Umstände, von ihren Posten entfernen, stürzen, ohne von ihnen je, ohne Zustimmung der ungarischen Nation, gestürzt zu werden.

Graf Beust hatte unstreitig die Absicht, das trennende Moment zwischen beiden Reichshälften zu überbrücken, dem allgemeinen Schwächezustand Schranken zu setzen und Oesterreich wieder die verlorene Kraft politischer Initiative, wie er derselben zur Verwirklichung seiner antipreußischen Entwürfe bedurfte, zurückzuerstatten. Er mußte sich aber doch vor Abschluß eines bindenden Vertrages von solcher Tragweite Rechenschaft ablegen, ob die Neugestaltung des Verhältnisses beider Reichstheile auch wirklich dasjenige zu leisten geeignet wäre, was er von ihr erwartete, und weßhalb sie ins Leben

gerufen werden sollte. Hätte er sich diese Frage ernstlich gestellt und den Sachverhalt gewissenhaft geprüft, er würde sonder Zweifel zu einem ganz entgegengesetzten Resultate gelangt seyn. Auf die Beust'schen Bedingungen, zu einem Abschluß zu gelangen, dazu hätte es der sächsischen Staatsweisheit des Grafen Beust nicht bedurft; das hätten die einheimischen Staatsmänner vom Schlage der Belcredi und selbst Schmerlings auch verstanden. Diese Staatsmänner trugen aber gerechtes Bedenken, um jeden Preis mit den Ungarn abzuschließen. Dadurch, daß man die Trennung gesetzlich sanktionirt und den Schwächezustand eines Reiches verewigt, ist noch kein Staat und kein Land stärker und mächtiger geworden. Die neuere Geschichte klärt uns über die Neigungen und Bedürfnisse der modernen Staatsbildungen hinlänglich auf, so daß darüber ein Irrthum kaum möglich erscheint. Die kleineren Staatengebilde verschwinden aus der Geschichte, die Transformation in wenige Großstaaten tritt an ihre Stelle. Wo ein anderer Gang und Weg eingeschlagen wird, entstehen Conföderationen, überall offenbart sich das Bedürfniß eines näheren Aneinanderschlusses, die schwächeren Organismen scheinen, woferne sie nicht mit ihres Gleichen zu einer stärkeren Organisation verwachsen können, mit Siechthum und schließlich Vernichtung bedroht. Dieser Zug nach Einigung — wir sagen nicht Einheit — ist unverkennbar. Ohne denselben wäre weder die italienische noch die deutsche Staatenreform möglich gewesen. Beide Reformen hätten auf einem andern Wege und, wir bekennen es offen, in einer mildern Form und auf gerechtere Weise zu Stande kommen mögen, aber die Einigung selbst war unvermeidlich.

Das reine Widerspiel wurde von Beust in Oesterreich eingeleitet. Hier sollte gedeihlich und heilsam heißen, was überall anderswo als überwundener Standpunkt galt und von Volk und Regierung perhorrescirt wurde. Während in aller Welt der Grundsatz gilt, daß Vereinigung stark macht, glaubte man Oesterreich mittelst Trennung zu kräftigen. In Deutschland stehen der preußischen Vor- und Centralmacht

durchgehends kleinere Staaten gegenüber, in Oesterreich theilen sich zwei ebenbürtige und gleichwerthige Staatsganze in die Herrschaft.

Fragt man sich aber, wie so denn diese Zertrümmerung Oesterreichs das Placet der cisleithanischen Volksrepräsentation erlangen konnte, wenn die Nachtheile so klar am Tage lagen: so wird die Antwort dahin lauten müssen, daß der Vortheil das Handwerk treibe, das heißt, daß jenes Rumpfparlament, welches zur Zeit der Erhebung Beust's in Wien tagte, seinen augenblicklichen Vortheil in einem Abkommen fand, welches den liberalen Deutschösterreichern Macht und Einfluß diesseits der Leitha sicherte, während die magyarische Race jenseits der Leitha vollkommen freie Hand behielt. Die Politiker des Rumpfparlaments waren augenscheinlich um ihr eigenes Wohl und Weh weit mehr bekümmert, als um die Zukunft der Monarchie, weit mehr interessirt bei der Erhaltung ihres Einflusses und ihrer persönlichen Machtstellung, als an dem Bestande des Gesammtreiches. Sie suchten sich damals bereits den Rücken mit dem Vorgeben, daß sie sich in einer Zwangslage befänden, zu decken. Wir wollen gar nicht leugnen, daß sie vor einem zwingenden Momente standen, nemlich vor einer Frage, die sie alternativ in diesem oder jenem Sinne beantworten mußten. Wie man aber sagen kann, daß sie „gezwungen" waren in den unseligen siebenundsechsziger Ausgleich zu willigen, bleibt denn doch unbegreiflich. Sie thaten dem liberalen Staatskanzler, der verheißen hatte Oesterreich zum freisinnigst regierten Staate Europa's zu machen, den Gefallen und willigten in den unglücklichen Pakt, der zugleich ihre eigene Erhöhung über alle Völkerschaften Cisleithaniens bedeutete. Die verhängnißvolle That war geschehen.

Weil nun eine Reihe von Jahren hindurch weder ungarische Honved in Oesterreich, noch österreichische Truppen in Ungarn einrückten; weil man nicht hörte, daß sich die diesseitigen Minister mit den leitenden Staatsmännern Ungarns geprügelt hätten; weil sich die Delegirten beider Länder einer

anständigen Haltung befleißigten, welche ungarischer Seits um so leichter zu beobachten war, als man österreichischer Seits stets und bei jeder Gelegenheit tapfer vor den magyarischen Propositionen zurückwich: ließ man in den officiösen Blättern regelmäßig unter Posaunenschall die Güte und Vorzüglichkeit des siebenundsechsziger Ausgleiches rühmen. Nach den officiösen Bekenntnissen wäre Oesterreich nie mächtiger gewesen, als da ihm Hände und Füße unterbunden wurden. „Je mehr man mir nimmt, desto mehr besitze ich": schien Hr. v. Beust mit dem spanischen Minister Olivarez zu denken. Daß es der neuen Lehre von der Zunahme mittelst Wegnahme nicht an Gläubigen fehlte, dafür sorgte der Dispositionsfond und das persönliche Interesse der deutsch-österreichischen Deputirten. In der That verhielten sich die Dinge ganz anders.

Der Staatskanzler kehrte rebus bene gestis von Pesth-Ofen, wo der Vertrag mit Ungarn trotz des Widerspruches der Resolutionisten, welche auf dem Boden der Revolution unentwegt stehen geblieben waren, perfekt geworden, im Triumph nach Wien zurück. Sollten über die eigentlichen Zwecke, welche der Kanzler bei Abschluß des Vergleiches verfolgte, noch Zweifel herrschen, eine in Süddeutschland im Jahre 1867 auf unmittelbare Veranlassung Beust's gedruckte und vom auswärtigen Amte inspirirte Broschüre weist die Gesichtspunkte genau nach, von welchen Beust bei der Versöhnung mit Ungarn ausging. Da wird zu zeigen versucht, daß das epochale Ereigniß der Zufriedenstellung im wohlverstandenen Interesse der Monarchie lag, daß Oesterreich dadurch in Stand gesetzt werde, allen auswärtigen Gegnern dreist die Stirn zu bieten, und daß nun erst nach drei Jahrhunderten die Pandorabüchse der Zwietracht und des beständigen Haders zwischen Oesterreich und den Ländern der Stephanskrone für immer geschlossen sei. Schließlich wird die Nutzanwendung auf die damaligen Zustände gemacht. Mit einem grimmen Seitenblick auf die preußische Politik, gibt der Urheber der Broschüre zu verstehen, man werde die Folgen der Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland mit

Schrecken anläßlich des nächsten Krieges mit Frankreich — die Luxemburg'sche Frage stand gerade auf der Tagesordnung — inne werden und sich auf die eigenen Kräfte beschränkt, da man von Oesterreich keine Hilfe zu erwarten habe, Frankreich gegenübersehen.

Daß die anderen treu gebliebenen und loyalen Völkerschaften Oesterreichs, wenn man mit der Revolution paktirte und die Empörung nach dem bedungenen Preis bezahlte, mindestens das billige Verlangen nach einem gewissen Maße von Autonomie kundgeben würden, daß es schlechterdings nicht möglich wäre, Czechen und Polen das kleinste Zugeständniß zu verweigern, während man den Magyaren mit vollen Händen und ohne Berücksichtigung des Stammvermögens gab und austheilte, schien weder Herrn von Beust noch seinen liberalen Freunden in den Sinn zu kommen. Vielmehr versuchte es der neue Kanzler Allen Alles zu seyn. Er versuchte sich, trotz seiner erstaunlichen Unwissenheit in allen specifisch österreichischen Angelegenheiten, auch als Minister des Innern, ohne indessen wirklich dieses Amt zu bekleiden, und inaugurirte in dieser Rolle das System des „An die Wand Drückens" der verschiedenen nichtdeutschen Nationalitäten der Monarchie, als wollte er, nachdem Ungarn seine Großmuth ausgenützt hatte, an den anderen Volkselementen zum hartherzigen Sparer werden.

(Schluß-Artikel im nächsten Heft.)

LVIII.

Zeitläufe.

Socialpolitische Rundschau im eigenen Lager.

Den 12. Mai 1884.

Die Fluth der Thatsachen aus der gesellschaftlichen Erschütterung steigt täglich höher. Alle civilisirten Länder dießseits und jenseits des Oceans sind von der Bewegung ergriffen, allerdings nicht jedes Land in derselben Art und Weise wie das andere. Der Unterschied liegt in der gesellschaftlichen Eigenthümlichkeit, wie sie von der Geschichte den einzelnen Ländern aufgeprägt ist. Man wird nichteinmal England und Frankreich über Einen socialen Kamm scheeren können. Ebenso wenig Italien einerseits, Deutschland und Oesterreich andererseits. Aber Eines ist überall gemeinsam: zu viel Produktion und zu wenig Consumtion, folglich ein rapides Hinabsinken der Massen unter den Strich des Proletariats.

Man hat diesen Gattungsbegriff, der vor dreißig und mehr Jahren als das „rothe Gespenst“ die politische Welt erschreckte, in neuester Zeit nahebei vergessen. Man hat hin und her erwogen, wie der Noth des Handwerks, dem raschen Niedergang des bäuerlichen Standes, den Ansprüchen der Arbeitermassen der Großindustrie zu helfen wäre; man plagt sich namentlich im Deutschen Reich seit vier Jahren mit einer allgemeinen Versicherung aller Arbeiter von Gesetzes wegen: aber man hat dabei den gerade in diesen „Blättern“ oft wiederholten Einwand übersehen, was denn für die Schichten geschehen könne und solle, welche mehr und mehr der unverschuldeten Arbeitslosigkeit anheimfallen?

Das ist die bedenklichste Erscheinung eines Proletariats, denn ihm erreicht die sociale Rathlosigkeit den Höhepunkt. Und gerade dieses Proletariat scheint allen Anzeichen nach in unaufhaltsamem Wachsthum begriffen zu seyn. Wenn die Ueberproduktion einmal an einem gewissen Punkte angekommen ist, dann ist sie keine vorübergehende Erscheinung mehr. Die moderne Großindustrie, die fabelhaften Schöpfungen der neueren Verkehrsmittel müssen über kurz oder lang am Ende ihrer Herstellung und Einrichtung angekommen seyn; was soll dann erst aus allen den Arbeitskräften werden, die zur Schaffung der neuen Weltwunder herbeigezogen waren, wenn deren Erzeugnisse jetzt schon zu viel sind? Der unermüdliche Socialreformer, Freiherr von Fechenbach, hat jüngst eine größere Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Der fünfte Stand".[1]) Das trifft den Nagel auf den Kopf. Während die Socialreformer wegen der vom Verderben des „dritten" und der Unruhe des „vierten" Standes drohenden Gefahren sich kümmerten, ist ein „fünfter Stand", der unglückseligste von allen, herangewachsen und droht mit einer socialen Ueberfluthung.

Wir möchten für die Bevölkerung dieses fünften Standes nicht gerne den Namen „Vagabunden" gebrauchen, denn der Begriff schließt den Vorwurf moralischer Schuld und Versunkenheit ein, der Viele mit Recht treffen mag, aber gewiß nicht die meisten. Die „Vagabundennoth" erscheint jetzt schon als ein Naturprodukt der modernen Welt und als die untrennbare Schattenseite des neuen Verkehrs- und Erwerbslebens. Allerdings haben die Gläubigen der „unveränderlichen Naturgesetze" in allem Ernste gerade das Gegentheil, nämlich die höchste Perfektionirung der Menschheit, von dem Zeitalter der großen Erfindungen erwartet, und man muß die liberalen Oekonomisten, welche heute noch an diesem Türkenglauben festhalten, fast als ehrwürdige Ruinen betrachten.

1) „Der fünfte Stand und die Regierungen." Von Freiherrn von Fechenbach-Laudenbach. Berlin 1884.

Freiherr von Fechenbach citirt in seiner Schrift einen Gewährsmann, der in wahrhaft glühenden Farben die grausame Enttäuschung malt, welche die Väter des liberalen Oekonomismus heute vor Augen sehen würden, wenn sie nicht im Grabe ruhten. Es ist der Amerikaner Henry George, dem die Schilderung entnommen ist. Er ist jüngst in England als Agitator für die „Verstaatlichung des Grundeigenthums" aufgetreten. Mit den Augen eines gläubigen Christen hat er die beiden Länder gesehen, in welchen sich die Wunder der Neuzeit am großartigsten entwickelt haben, und mit dem Schwung eines Dichters schildert er, was diese versprochen und was sie gehalten haben. Leider können wir hier seinen Befund nur in abgebrochenen Sätzen wiedergeben.[1])

„Zu Anfang dieser wunderbaren Zeit war die Erwartung nur natürlich und wurde auch allgemein gehegt, daß Arbeit ersparende Erfindungen dazu beitragen würden, die Mühsal des Arbeiters zu erleichtern und die Lage desselben zu verbessern, daß die enorme Vermehrung an Güter hervorbringender Kraft wirkliche Armuth zu einem Dinge der Vergangenheit machen würde. Hätte einer der Männer des letzten Jahrhunderts in einem Zukunftstraume sehen können, wie das Dampfboot an Stelle des Segelschiffs, der Eisenbahnzug an die der Post- und Frachtwagen, der Dampfmäher an die der Sense, der Dampfdrescher an die des Dreschflegels trat; hätte er das Stöhnen der Maschinen hören können, die, dem menschlichen Willen und der Befriedigung menschlicher Wünsche dienstbar, mehr vermögen als alle Menschen und alle Lastthiere der Erde zusammen genommen: was würde er daraus in Betreff der socialen Lage der Menschheit geschlossen haben? — Seine Phantasie würde ihm vergegenwärtigt haben, wie diese neuen Kräfte die Gesellschaft gerade in ihren Fundamenten erhöhten, selbst den Aermsten über die Möglichkeit des Mangels hinweggehoben, den Niedrigsten von der Angst und Sorge um das tägliche Brod befreiten. Und aus diesen glücklichen materiellen

1) Seine Schrift: „Fortschritt und Armuth" ist 1881 in Berlin in deutscher Uebersetzung erschienen.

Verhältnissen würde er, als nothwendige Folge, moralische Zustände haben entstehen sehen, die das goldene Zeitalter, von dem die Menschheit immer geträumt hat, verwirklichten. — Mehr oder weniger verschwommen oder klar sind dieß die Hoffnungen, dieß die Träume gewesen, die durch die Fortschritte, welche diesem wundervollen Jahrhundert seinen Vorrang geben, hervorgerufen wurden. Sie sind so tief in den Geist des Volkes eingedrungen, daß sie den Ideengang vollständig geändert, den Glauben verwandelt und die fundamentalsten Anschauungen verrückt haben."

„Es ist wahr, daß Enttäuschung auf Enttäuschung gefolgt ist, und daß Entdeckung auf Entdeckung, Erfindung auf Erfindung weder die Mühsal derer, welche am meisten der Erholung bedürfen, vermindert, noch den Armen Fülle gebracht hat. Aber so vielen Ursachen schien dieser Mißerfolg beigemessen werden zu können, daß bis auf unsere Zeit der neue Glaube kaum geschwächt worden ist. — Jetzt jedoch gerathen wir mit Thatsachen in Collision, über die kein Zweifel möglich ist. Von allen Seiten der civilisirten Welt kommen Klagen über industriellen Druck, über unfreiwillige Einstellung der Arbeit, über Anhäufung müßigen Capitals, über Geldmangel unter den Geschäftsleuten, über Entbehrung, Sorgen und Leiden unter den arbeitenden Classen. Augenscheinlich müssen wir hinter all Diesem auf eine gemeinsame Ursache schließen. — Wo die Bedingungen, auf welche der materielle Fortschritt allenthalben loszielt, am vollständigsten verwirklicht sind, d. h. wo die Bevölkerung am dichtesten, der Reichthum am größten und die Werkzeuge der Produktion und des Austausches am höchsten entwickelt sind, finden wir auch die tiefste Armuth, den schärfsten Kampf um's Daseyn, die meiste aufgedrungene Arbeitslosigkeit. Der Verdienst Einzelner ist unendlich größer und leichter, während Andere ihre liebe Noth haben, nur das tägliche Brod zu verdienen. Mit der Lokomotive kommt auch der Vagabund, und Armenhäuser und Gefängnisse sind eben so sichere Kennzeichen materiellen Fortschritts als kostbare Wohnhäuser, reiche Läden und prächtige Kirchen. In mit Gas beleuchteten und durch eine uniformirte Polizei bewachten Strassen warten Bettler auf den Vorübergehenden, und im Schatten von Hochschulen, Bibliotheken und Museen versammeln sich jene abschreckenderen

Hunnen und wilderen Vandalen, die Macaulay prophezeite. — Diese Gemeinschaftlichkeit von Armuth und Fortschritt ist das große Räthsel unserer Zeit. Solange die ganze Zunahme der Güter, welche der moderne Fortschritt mit sich bringt, nur dazu dient, große Vermögen aufzubauen, den Luxus zu vermehren und den Contrast zwischen dem Hause des Ueberflusses und der Hütte des Mangels zu verschärfen, so lange ist der Fortschritt kein wirklicher und kann nicht dauernd seyn. Die Reaktion muß kommen. Der Thurm neigt sich auf die Seite, und jedes neue Stockwerk beschleunigt nur die endliche Katastrophe. Menschen, die zur Armuth verdammt sind, zu unterrichten, heißt nur sie widerspenstig machen; auf einen Zustand offenkundigster socialer Ungleichheit politische Einrichtungen gründen wollen, unter denen die Menschen theoretisch gleich sind, heißt eine Pyramide auf die Spitze stellen."

Vor kaum zwanzig Jahren wurde es noch wie ein Verbrechen an der Menschheit angesehen, wenn gegen den Türkenglauben der liberalen Oekonomisten Vorhersagungen eingewendet wurden, die sich jetzt bereits in dem Maße erfüllt haben, wie es der christlich-sociale Anglo-Amerikaner aus dem Leben heraus schildert. Jetzt freilich kann man in den liberalsten Organen die „Manchesterleute" mit Spott und Hohn überschütten sehen.[1]) Selbst ein Mann wie der Londoner Banquier und Exminister Göschen gestand kürzlich einem stockliberalen Publikum gegenüber: das Vertrauen in die Theorie des liberalen Oekonomismus sei erschüttert, und

---

1) Wer hätte z. B. jemals glauben können, in einem Organ wie die Münchener „Allg. Zeitung" Leitartikel zu finden, in welchen „die kolossale Ungleichheit des Vermögens und Einkommens, eine Ungleichheit, wie sie zu keiner Zeit größer und erschreckender war als heutzutage, als neue Fesselung drückendster Art" angeklagt wird, und geradezu die Aufforderung ergeht: „Man war im Jahre 1848 auch bei uns nicht ängstlich, in das Vermögen der Grundherrn einzugreifen, so sei man auch nun nicht zu blöde gegenüber dem Wucher, der Spekulation und dem Geldcapital überhaupt." S. die Nummern vom 2. Oktober und 25. Decbr. 1883.

zwar dadurch, daß „man bei der Anwendung seiner Principien wohl eine Vermehrung der Reichthümer und des Capitals wahrnahm, mit der jedoch eine äußerst ungleichmäßige Vertheilung des Besitzes Hand in Hand ging, welche die Kluft zwischen Arm und Reich immer tiefer und unüberbrückbarer gestaltete; der Schrei der capitalistisch ausgebeuteten Menge nach der Hülfe des Staats werde darum immer lauter."[1])

Aus der von den liberalen Oekonomisten prophezeiten „Harmonie der Interessen" entwickelt sich vor unsern Augen die schreiendste Disharmonie nach eben demselben Naturgesetze, auf das die ökonomistischen Hoffnungen einer Wiedergeburt der Menschheit gestützt waren, nach oben und unten. Wie aus dem vierten Stande sich der Bodensatz des fünften niedergeschlagen hat, so hat sich hinwieder aus der Socialdemokratie eine unterirdische Bande über alle civilisirten Länder verbreitet, die nichteinmal mehr den Staat anruft, weil sie ihn ebenso haßt wie Gott und die ganze Gesellschaft. Ihr eigenes Leben ist diesen Verzweifelten nur werth zur Rache an Allem, was nicht sie selber sind; Raub und Mord ist ihnen kein Verbrechen, sondern heilige Pflicht gegen die Gesellschaft zur Vernichtung ihrer Ausbeuter. Man heißt diese Leute „Anarchisten" ; aber als solche sind auch sie ein Naturprodukt aus dem religiösen, politischen und socialen „Fortschritt" der modernen Welt, allerdings dasjenige Produkt, mit welchem die Zeugungskraft dieses Fortschritts erschöpft ist. Und wie folgerichtig! Die letzte der glorreichen Erfindungen unserer Zeit, die der neuen Explosivstoffe, das Dynamit, ist die Specialwaffe der Armee geworden, welche sich das Amt des Racheengels anmaßt, um die ganze Welt jenes Fortschritts in die Luft zu sprengen.

Andererseits aber hat sich nicht nur über den dritten Stand, insoferne man die einst herrschgewaltige Bourgeoisie noch so nennen darf, sondern auch über den ersten und zweiten Stand älterer Ordnung eine gesellschaftliche Schichte hoch er=

---

1) Göschen's Rede vom 2. Novbr. 1883.



hoben, die selbst keinen Stand bildet, sondern nur die sociale Saugpumpe darstellt, welche die Kraft hat, allmählig das gesammte Soll und Haben aller anderen Stände an sich zu ziehen. Auch diese Schichte ist ein regelrechtes Naturprodukt des modernen Fortschritts und ihre Ansaugung beruht gleichfalls auf einem naturgesetzlichen Proceß. Selbstverständlich können es nur Wenige seyn, die im Besitz der Mittel sind, aus welchen die neuzeitlichen Riesencapitalien ganz von selbst und ohne weiteres Zuthun heranwachsen. Wenn z. B. das Haus Rothschild im Jahre 1875 ein Vermögen von 5000 Millionen Francs besaß, so würde es von da an in neunzig Jahren über 320,000 Millionen gebieten, also über ein Einkommen, wovon die ganze Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaats leben müßte. Besondere Glücksfälle, wie bei der jüngsten Conversion der ungarischen Goldrente,[1]) bleiben dabei sogar ganz außer Rechnung; nur dürfte natürlich — nichts dazwischen kommen.

Aber was könnte dazwischen kommen und die naturgesetzliche Entwicklung des Weltschmarotzer-Gewächses unterbrechen? An diese Frage haben sich seit Constantin Franz die conservativen Socialreformer nie mehr recht herangewagt. Die Regierungen noch weniger. In Preußen ist amtlich erklärt, daß Maßregeln wie die von Dr. Franz vorgeschlagenen ein „Rückschritt in die Barbarei" wären; und in der That steht die Progression der neuen Steuervorlage schon bei einem Einkommen von 10,000 Mark aufwärts still. Freiherr von Fechenbach meint: es wäre interessant zu wissen, welche Erfahrungen der eiserne Kanzler in Hinsicht auf die Großmacht der Geldsäcke gemacht habe, um ihr solche Concessionen zu gewähren. Dieser kühne Socialpolitiker hofft freilich auf die Zukunft: „in dem Augenblicke, als man die ganze sociale und politische Bedeutung der Riesencapitalien zu begreifen an-

---

1) Bei diesem Geschäft hat das Haus Rothschild 345 Millionen dargeliehen, wofür ihm effektiv 8 Procent Zinsen bezahlt werden, und das Capital mit 415 Millionen zurückvergütet werden muß.

fängt, werde man auch darüber klar werden, daß abnorme Verhältnisse nicht nach normalen Maßen zu betrachten und zu behandeln sind."[1]) Aber der Staat ist sicherlich noch nicht geboren, der sich der großcapitalistischen Fesseln aus freien Stücken zu entwinden vermöchte. Als ein Warnungszeichen vor solcher Vermessenheit steht im Kleinen soeben der österreichisch-ungarische „Ochsenkrieg" da.

Indeß kann man den Staat ganz aus dem Spiele lassen; es kann und muß endlich doch etwas dazwischen kommen. Jede Unnatur trägt den Keim der Selbstvernichtung in sich. So ist wohl das Marx'sche Wort gemeint: „das Capitalmonopol selbst werde endlich zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht sei; alsdann habe die Stunde des capitalistischen Privateigenthums geschlagen." Haus Rothschild mag dann seine Werthpapiere auf den Straßen umherstreuen, Niemand wird sich darnach bücken.

Die goldene Internationale also ist kein Stand und gehört keinem Stande an; sie kann naturgemäß nur einige Wenige umfassen, und die Wenigen müssen immer noch weniger werden. Die „oberen Zehntausend" werden sich untereinander decimiren, und es ist fast denkbar, daß schließlich ein Einziger alle anderen vielfachen Millionäre expropriirt hätte, ehe er selbst expropriirt wird. Im Gegensatze zu dieser Erscheinung, der eigentlichen Signatur der modernen Welt, wird es mit dem Heranwachsen eines fünften Standes täglich mehr bitterer Ernst; seine Reihen schwellen ebenso naturgemäß unaufhaltsam an, und die nächste beste Krisis kann ihnen über Nacht eine Steigerung um Hunderttausende zuführen. Hat doch schon der „Krach" von 1873 bewirkt, daß innerhalb weniger Jahre über 100,000 Arbeiter der deutschen Industrie entlassen und jährlich mehr als 100 Millionen Mark Löhne weniger bezahlt wurden als 1872. Eine derartig mit Naturgewalt um sich greifende Verarmung ist aber gemeingefährlich, und sie fordert das Einschreiten des Staates als Pflicht der Selbsterhaltung

---

1) Freiherr von Fechenbach a. a. O. S. 126 u. 132.

gebieterisch heraus. „Proletarier," sagt Freiherr von Vogelsang, „das ist Menschen ohne gesicherte, wenn auch noch so bescheidene Existenzverhältnisse, darf es massenweise in einer sittlich geordneten Gesellschaft und in einem vernünftig regierten Staat überhaupt nicht geben."[1])

Aber wie Dem vorgebaut werden soll? das ist die Frage. Bis jetzt hat sich kein Staat der civilisirten Welt darüber schlüssig gemacht. Ja, der deutsche Reichskanzler hat in verschiedenen Redewendungen ausgesprochen, daß ein solches Vorbauen überhaupt nicht möglich sei. Er stellt sich einfach auf den Standpunkt einer erweiterten Staats-Armenpflege, welcher der gesammte fünfte Stand, dessen Existenz und Anwachsen er als gegeben ansieht, anheimfallen müßte. Das wäre das „Patrimonium der Enterbten". Mit dieser Politik müssen sich folgerichtig alle diejenigen im Widerspruch befinden, welche die Hauptaufgabe der Socialreform darin erblicken, zu verhindern, daß der Mittelstand der Bauerschaft und des Handwerks sich mehr und mehr nach abwärts ergieße, vielmehr zu sorgen, daß auch die Massen der industriellen Arbeiter zum Mittelstand emporgehoben werden. Mit Recht macht eine der uns vorliegenden Schriften katholischer Socialreformer darauf aufmerksam, daß, ganz abgesehen von dem bäuerlichen Element des Mittelstandes, dem Knochenmark des Staats, nach der neuesten Statistik für das deutsche Reich nicht weniger als 5'750,000 Köpfe im Handwerk beschäftigt sind, „während der in der eigentlichen Großindustrie, dem Leib-Versuchsobjekte der reichskanzlerischen Socialpolitik, beschäftigte Arbeiterstand nur 4'529,000 Köpfe zählt".[2])

Indem die katholischen Socialreformer für die Wiedergeburt des Mittelstandes eintreten, kämpfen sie für das frei-

---

1) Wiener „Monatschrift für christliche Socialreform." März 1884. S. 168.

2) Die Haider und Salzburger Thesen über die Handwerkerfrage, Arbeiterfrage und Agrarfrage. Ein nachträglicher Commentar von einem deutschen Mitgliede des Comité's katholischer Socialpolitiker." Frankfurt a. M. Foesser. 1884.

heitliche Verhältniß zwischen dem Staat und der Gesellschaft. Vier Parteien streiten sich jetzt über diese principielle Frage. Der liberale Oekonomismus will die Trennung des Staats von der Gesellschaft; der Staat soll dem darwinistischen Kampf um das Daseyn auf socialem Gebiet nur als „Auge des Gesetzes" zusehen. Diese Anschauung ist im Niedergang begriffen, aber sie heimelt doch noch immer alle antichristlichen Vertreter der Bourgeoisie an. Ihr gegenüber haben der äußerste Auswuchs der Socialdemokratie und der preußische Staatssocialismus die principielle Anschauung gemein, daß beide Richtungen Staat und Gesellschaft amalgamiren. Der Anarchismus, mit seinem obersten Grundsatz „Abschaffung des Staats" und aller Autorität, will den Staat in die Gesellschaft aufgehen lassen, die Partei des „socialen Königthums" dagegen läßt die Gesellschaft in den Staat aufgehen und auf allen Gebieten von seiner Autorität abhängig seyn.

Es ist nicht zufällig, daß diese Anschauung gerade in Preußen den specifischen Conservatismus beherrscht; sie hat eben dort ihre historischen Wurzeln. „Nach der im Heidenthum ausgebildeten und durch Hegel speciell für die preußischen Verhältnisse adaptirten Theorie vom Staate ist der Staat eine Person, die höchste irdische Persönlichkeit, die Wirklichkeit der sittlichen Idee,[1]) vor welcher der einzelne Staatsbürger nur als ein Glied in Betracht kommen kann, so daß er für sich persönlich nur so viel Rechte in Anspruch nehmen kann, als der Staat ihm übrig läßt. Der Staat hat zuerst das Recht zu bestimmen, was ihm gebührt, was er für seine Bedürfnisse als nothwendig erachtet; in den Rest mögen sich die Unterthanen theilen." Von dieser Auffassung sagt Herr

---

1) Auch der englische Staatsmann Göschen hat die Frage aufgeworfen: was ist der Staat? Er hat geantwortet: der Staat ist die jeweilige Staatsgewalt oder, nach englischer Auffassung, „es ist das Parlament, der Ausdruck des Volkswillens zu einer bestimmten Zeit, und sein Geschöpf, die Regierung des Tages." Daß wegen des Unterschiedes der parlamentarischen Regierung England kein Staat sei, wird Niemand sagen wollen.



Albertus, dem wir die Stelle entnehmen, und zwar im Anschluß an die gleiche Erklärung des bekannten Social-Reformers Hitze: es verstehe sich von selbst, daß es keinen Katholiken gibt, der das Princip dieses modernen Staats-socialismus anerkennt. Aus der gleichen Anschauung ist auch der Wahnsinn des preußischen Culturkampfes hervorgewachsen, denn daß der „Staatsgott“ keine eigenberechtigte, als sichtbare Heilsanstalt gestiftete, Kirche neben sich dulden will, versteht sich ebenso von selbst.[1])

Innerhalb der festen Grenze gegenüber den drei abirrenden Richtungen bewegt sich nun die katholische Socialpolitik. Daß es aber, sobald die Discussion den praktischen Boden betritt, an verschiedenen Meinungen nicht fehlt und eine jede wieder auf Widerspruch stößt, liegt in der unendlich verwickelten Sache und in den verfahrenen Zuständen, die bei Manchen sogar schwere Zweifel erwecken, ob auf dem Wege der gesetzlichen Reform überhaupt noch zu helfen sei. Aus Anlaß der bekannten Haider Thesen ist vor Kurzem der mehrfältige Zwiespalt nicht ohne Geräusch zum Ausdruck gekommen. Hr. Hitze äußert sich darüber:[2]) „Diese Polemik hat uns überzeugt, daß wir, das katholische Deutschland, noch nicht zu der Klarheit und Gemeinsamkeit der Anschauungen durchgedrungen sind, wie man glauben konnte. Mit dieser Thatsache muß gerechnet werden, und wir gestehen offen, daß, wenn wir die vorliegende Broschüre nach der Diskussion über die Haider Beschlüsse geschrieben hätten, wir hie und da eine weniger kategorische Form der Darstellung gewählt haben würden“. Gewiß verdient diese Loyalität des Herrn Hitze von vornherein allgemeine Nachfolge.

Den genauen Inhalt seiner Schrift in Kürze anschaulich

---

1) J. Albertus, „Ueber die Nothlage des Handwerks und die Mittel seiner Hebung.“ Paderborn 1884.

2) „Schutz dem Handwerk“ von Franz Hitze, Landtagsabgeordneter. Paderborn 1884.

zu machen, ist nicht möglich. Sie zeichnet sich durch die unerschrockenste Folgerichtigkeit aus, und wer in allem Einzelnen wissen will, was der Staat zu thun hätte, um das Handwerk über dem Wasser zu halten, der müßte diese Schrift studiren. Der Hr. Verfasser geht vor Allem dem Zwischenhandel, als dem sichern Verderber des Handwerkes, ernstlich zu Leibe. Alle Fabriksbetriebe und Verkaufsmagazine, die sich mehr und mehr der Betriebe des Handwerks bemächtigt haben, sollen entweder sofort, mittelst staatlicher Vorschüsse, abgelöst oder, wenn sie länger als zehn Jahre bestanden haben, consignirt, auf zünftige Arbeiter beschränkt und nach dem Tode der bisherigen Besitzer eingezogen werden. Die Zulassung neuer Fabriken der Art soll nur bei Befähigungsnachweis statt haben dürfen, die capitalistische Produktion außerhalb der Innung gänzlich ausgeschlossen seyn. Die Innung soll ferner durch die sogenannte „Bannmeile" geschützt seyn wie im Mittelalter; die Bewohner einer Stadt sollen mit ihrer Kundschaft an die Handwerker dieser Stadt gebunden, die Innung überhaupt auf lokaler oder communaler Grundlage aufgebaut seyn.

Hr. Hitze weiß, was ihm sofort entgegengehalten werden wird. Aber er stellt sich gegen derlei Einwendungen als juristischen Zwirnsfäden von vornherein sicher. „Wenn", sagt er (S. 39), „einmal wieder Ordnung und socialer Friede in's Land einzieht, wenn wieder das Recht der Arbeit zur Geltung kommt, dann müssen die Eroberungen des Kriegs wieder herausgegeben werden, die alten legitimen Besitzer, hier die Handwerker, in ihr altes, von den Vätern ererbtes Besitzthum (Arbeitsrecht) wieder eingesetzt werden. Was die Fabrikanten und Magazinisten in der Zeit der Gewerbe-Anarchie an Capital erworben haben, soll ihnen gesichert bleiben, die gemachten Auslagen: Maschinen, Vorräthe rc. sollen ihnen vollständig vergütet werden; aber damit ist ihrem historischen Recht auch vollständig Genüge geschehen. Das einmal auf Grund der bestehenden Gesetze erworbene Eigenthum ist heilig

und unverletzlich, aber die künftige Eigenthumsbildung, die zukünftig zu Recht bestehenden Erwerbstitel hat die Gesetzgebung, natürlich innerhalb des Rahmens des Naturrechts, zu bestimmen, und die Gesetzgebung hat um so mehr freie Hand, als es sich um Wiedergutmachung geschehenen Unrechts handelt."

Aber nun kommen die praktischen Einwendungen. Hr. Albertus ist sogar der Meinung, daß Hitze dem Staat zu viel zugebe und mit dem Aermel bereits das Gebiet der modernen Hegel'schen Staatsauffassung streife. Im Uebrigen betont er, und zwar im Laufe einer eingehenden Kritik der österreichischen Gewerbeordnung vom März 1883, den Satz, daß Arbeitsordnung und Innung nicht identisch seien, und daß jene der obligatorischen Innung vorangehen müsse, wenn man die Arbeiter nicht zwingen wolle, „in einen dunkeln Sack zu springen." Wenn die neue Arbeitsordnung nicht vorher festgestellt wäre, so würde in der obligatorischen Innung vielmehr eine Fesselung des Handwerks liegen, „welche dasselbe des einzigen Mittels, nämlich der Association, förmlich berauben würde, um die Concurrenz gegen das Capital zu bestehen." [1]) Dagegen ist hinwieder Hr. Droste gerade mit der Hitze'schen Vermengung der Innung mit dem Wesen einer Produktivgenossenschaft nicht einverstanden. „Rein privatwirthschaftliche Aufgaben", meint er, „sollten den Innungen nicht gestellt werden, weil wir damit wieder mit vollen Segeln in die Calamitäten des alten Zunftwesens oder aber in den Staatssocialismus hineinführen." [2])

Selbst in der Zeitschrift des Baron Vogelsang bleibt das Hitze'sche Buch, obwohl es theilweise in eben diesem Journal zuerst veröffentlicht wurde, nicht ohne Anfechtung. Prof. Kleinwächter äußert dort seine Bedenken über die Durchführbarkeit der Reformvorschläge des Herrn Hitze, und be-

---

1) Albertus a. a. O. S. 36 f.

2) Franz Droste: „Die Handwerkerfrage". Bonn, 1884. S. 136.

züglich der leidigen Magazine insbesondere meint er: „Ob er in dieser letzteren Beziehung nicht etwa zu weit geht, ob nicht vielleicht die dem Magazinssystem unzweifelhaft anklebenden Uebelstände durch andere Maßregeln beseitigt werden könnten, ohne daß es darum nothwendig wäre, den Handel mit fremden Handwerksprodukten wieder zu verbieten, das ist allerdings eine Frage, die nur auf Grund der Erfahrung oder wenigstens einer vielseitigen theoretischen Diskussion mit einiger Zuversicht beantwortet werden kann."[1]) Kürzer ist der obengenannte Commentator der Haider Thesen angebunden. Gegenüber den lokalen, durch die Bannmeile abgegrenzten Zünften des Herrn Hitze, entscheidet er sich, Angesichts der Entwicklung der modernen Verkehrsverhältnisse, zu Gunsten der Einen großen Zunft mit regionalen und lokalen Unterorganisationen. Von der Bannmeile aber sagt er: „sie ist unter den heutigen Verhältnissen ein Unding; wollte man sie einführen, so ruinirte man das Handwerk."[2])

Viel mehr Staub als über die Handwerker-Frage haben die Haider Thesen über die Arbeiter- und insbesondere über die Lohn-Frage aufgeworfen. Der anonyme Verfasser, den wir soeben citirt haben — wir dürfen ihn wohl nennen: es ist Herr Dr. von Steinle in Frankfurt a. M. — läßt in seiner Schrift über diese Thesen nur Eines vermissen: nämlich daß dieselbe nicht der Haider Conferenz auf dem Fuße gefolgt ist. Hr. von Steinle war selbst Mitglied der Conferenz, und er führt die ärgerlichen Mißverständnisse ihrer Beschlüsse einfach darauf zurück, daß deren Veröffentlichung von einem Herrn, der weder bei ihrer Redaktion noch bei den Referaten betheiligt war, mit einem voreiligen Commentar begleitet worden und daß fast gleichzeitig, „zum größten Leidwesen der überwiegenden Majorität des Comité's", die bekannte Broschüre des Herrn P. Weiß erschienen sei. Hier-

1) Wiener „Monatsschrift." März 1884. S. 164 f.

2) „Die Haider und Salzburger Thesen" rc. S. 23.

aus mußte man allerdings schließen, die Conferenz in Haid habe sich den Ansichten der beiden Herrn durchweg angeschlossen und sei insbesondere dem Satze beigetreten: daß sich der rechtliche Antheil des Arbeiters am Geschäftsgewinn aus dem Wesen des Arbeitsvertrags ergebe.

Gesetzliche Regelung des Antheils der Arbeiter am Reingewinn verlangt Freiherr von Fechenbach[1]) als das praktische Mittel, die Arbeiterwelt an den Mittelstand anzugliedern; die genannten Herren dagegen wollen den Rechtsanspruch aus der Analogie des Gesellschafts- oder des Miethvertrags ableiten. Hier setzt nun Dr. von Steinle den Hebel ein. Nicht ohne reichliche Zugabe attischen Salzes weist er nach, um wie ganz verschiedene Dinge es sich in diesem Punkt handle. Wenn auch die Haider Thesen von einer gesetzlichen Regelung des Arbeitsvertrags, gegenüber der Willkür der Contrahenten, sprechen, so ist damit, nach dem Herrn Verfasser, bezüglich der Lohnfrage nur gemeint: daß für die Bemessung des Lohnes nach den Principien der Gerechtigkeit die Standesgemäßheit das einzig Richtige sei. — Unsererseits möchten wir freilich glauben, daß die Durchführung der in Haid aufgestellten Grundsätze nur unter Einer Bedingung möglich wäre. Es müßte nämlich, nach der Analogie der Forderungen, die Herr Hitze für das Handwerk stellt, gesetzlich festgesetzt werden, daß nur solche Fabriken fortbestehen oder errichtet werden dürfen, welche für die Erfüllung der Bestimmungen des neuen Arbeiterrechtes Sicherheit stellen und so die Concession erwerben.

Schließlich spricht sich der Verfasser über die im Reich betriebene Socialreform aus. Er stellt die von den Haider Thesen erstrebten Corporationen dem neuesten Unfallversicherungs-Gesetzentwurf entgegen, „durch welchen Corporationen aus den Fabrikanten gebildet werden, die auf Gegenseitigkeit ihre Arbeiter als ‚Objekte' versichern." Dazu bemerkt Hr. von

1) A. a. O. S. 81 bis S. 85. S. 100.

Steinle: „In der gesammten Centrumspresse ist außer von uns [1]) noch nirgends, soweit wir dieß übersehen konnten, auf dieses Horrendum hingewiesen worden, welches die Arbeiter den Häusern, Möbeln und Getreideschobern gleichstellt.“ Er mahnt, wenn man die Arbeiterfrage lösen will, dringend „vor der Täuschung, daß man glaubt, wenn man dem Arbeiter Erleichterungen, Sicherheit, Vortheile bietet, so löse man die Arbeiterfrage. Sie kann nur gelöst werden, wenn man den Arbeitern Rechte gibt, die sie als Subjekte dieser Rechte geltend machen können, deren Träger sie sind.“ „Der Staat kann gar nicht helfen, da er die Gesellschaft nicht organisiren kann; es ist daher total verkehrt, von ihm hier Hülfe zu erwarten. Die Organisation muß wachsen, aus dem Stande selbst herauswachsen. Dann erst kann der Staat kommen und sagen: Jetzt kommt meine Aufgabe, ich habe die erwachsene Organisation zu schützen“. [2])

Das ist also ganz dasselbe, was wir in diesen Blättern die „sich selbst verwaltende Corporation“ zu nennen pflegten. Dieselbe kann aber nicht nach dem Sinne der Leute seyn, die den Culturkampf in's Leben gerufen haben. Für sie kann es nur „verstaatlichte“ Genossenschaften geben, wie sie ja sogar auch die Kirche verstaatlichen möchten.

---

1) Nämlich im „Frankfurter Tagblatt“ von 1884. — Uebrigens haben gerade diese „Blätter“ schon gegenüber dem ersten Entwurfe für die Unfallversicherung von 1881 das „Horrendum“ des Herrn Verfassers scharf betont.

2) A. a. O. S. 52 bis 54.

LIX.

Ulrich von Richental.[1])

Die in mancherlei Beziehung wichtige und interessante Chronik, Tagebuch eines Augenzeugen des Constanzer Concils, hat schon vielfach gelehrte Kreise beschäftigt. Von dem Original-Tagebuch, das zweifellos in lateinischer Sprache verfaßt und umfangreicher war, als seine späteren deutschen Bearbeitungen, gibt es vier beziehungsweise fünf verschiedene Codices: der Constanzer, der Wiener, der zu Wolfenbüttel, der Winterthurer und der Aulendorfer.[2]) Während die übrigen an den genannten Orten aufbewahrt werden, wird der Winterthurer als vorhanden gewesen in der Literatur erwähnt, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, ihn aufzufinden. Ferner gibt es neben diesen Handschriften auch drei deutsche Druckausgaben, zwei Augsburger von 1483 und 1538 und eine Frankfurter von 1575. Alle drei haben bedeutende Mängel und können für die erwähnten Handschriften keinen Ersatz bieten. Sie weichen nicht nur inhaltlich des Textes und der Illustrationen von jenen ab, sondern haben auch die Sprache geändert, indem die Augsburger (die Frankfurter kommt überhaupt kaum in Betracht) an Stelle der Originalsprache den Augsburger Dialekt zu setzen für gut befand, „die da unter andern deutschen Zungen für die verständlichst gehalten wird."

Von dem Constanzer Codex hat Dr. Marmor in seiner Schrift „Das Concil zu Constanz" 1858 (2. Aufl. 1864) einen Auszug mit wörtlichen Aushebungen gegeben, ferner neben einer kritischen Einleitung eine kurze Probe der Sprache und Darstellungsweise veröffentlicht.[3]) Der Constanzer Codex wurde 1869 auf photographischem Wege vervielfältigt,[4]) ohne daß jedoch hiedurch die Handschrift einem größeren Publikum zugänglich geworden wäre; kostet doch das Exemplar der photographischen Ausgabe nicht weniger als 600 fl. Dieses Werk, das auch sämmtliche Illustrationen des Originals enthält, gibt die Originalschrift in etwas verkleinertem Maßstab wieder, ist

---

1) Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils 1414—1418. Herausgegeben von M. R. Buck. Bibliothek des Literarischen Vereins, Stuttgart. (1883.)

2) Dr. Marmor, † Archivar zu Constanz, spricht (Freiburger Diözesan Archiv VII. 139) auch noch von einem Prager Codex.

3) Freiburger Diöz. Arch. VII.

4) Von Hofphotograph G. Wolf, Constanz.

aber für Kundige sehr leicht zu lesen. Außer dem Landesherrn, dem Großherzog von Baden, erwarb es damals noch der König von Preußen und die Fürsten von Hohenzollern und von Fürstenberg. Das Exemplar der f. hohenzollernschen Bibliothek hatten wir Gelegenheit einzusehen. Auch der Aulendorfer Codex ist 1881 durch Lichtdruck in einer geringen Anzahl von Exemplaren vervielfältigt worden.

Schon vielfach war trotz dieser Kunstausgaben und der Auszüge der Wunsch rege geworden, einer dieser Codices möchte durch Druck einem größeren Publikum zugänglich werden. Der Literarische Verein in Stuttgart, der uns in seiner Bibliothek schon manchen werthvollen literarischen Schatz bot, beschloß diesem Wunsche nachzukommen und beauftragte Dr. M. R. Buck, der sich schon seit Jahren mit dem Constanzer und Aulendorfer Codex befaßt hatte, den Aulendorfer Codex, Eigenthum des Grafen Gustav zu Königseck-Aulendorf, zu bearbeiten. Buck, einer unserer tüchtigsten und bewährtesten süddeutschen Sprachforscher, wählte den Aulendorfer Codex, da dieser die älteste und dem lateinischen Original am nächsten kommende Bearbeitung der Richental'schen Chronik ist. Der wissenschaftliche Werth dieses hochinteressanten Tagebuches ist ein vielseitiger. Hefele benutzte den Aulendorfer Codex schon für seine Conciliengeschichte. Werthvolle Beiträge liefert die Chronik ferner zur Personalkunde, sowie in culturhistorischer Beziehung. Ohne sich auf kritische Erörterungen einzulassen, schildert der Verfasser den Verlauf des Concils von Anfang bis zu Ende, läßt alle weltlichen und geistlichen Theilnehmer von Namen und Rang an uns vorbeiziehen, führt uns zu den kirchlichen Festen und den weltlichen Ergötzungen der Großen, charakterisirt uns die höheren Klassen, das gewöhnliche Volk in seinem Leben und Treiben, Denken und Handeln, in seinen schlechten und guten Eigenschaften, ergeht sich über Preise der Lebensmittel und Wohnungen, lehrt uns Sitten und Gebräuche, Lebensweise und Lebensart damaliger Zeit kennen, kurz er entwirft ein ebenso lebendiges als interessantes Sittengemälde vom Beginn des 15. Jahrhunderts. Da Richental nicht nur als Zeitgenosse, als Augenzeuge erzählt, sondern, wie aus allem hervorgeht, vermöge des Ansehens, das er genoß, mehr wie viele Andere fast überall Zutritt hatte und mit den „Spitzen" verkehrte — hatte er doch zum St. Johannisfeste König Sigmund selbst auf seinem Landgut auf dem Hard zu Gaste — so gewinnt seine Darstellung, die überhaupt das Gepräge des Zuverlässigen und Objektiven deutlich an sich trägt, an historischem Werth. Auch gab er sich viele Mühe Alles gründlich zu erfahren; denn er sagt selbst: „Das alles ich Uolrich Richental zusammenbracht hab und es aigentlich von hus ze hus erfahren hab, wann ich burger und seßhaft ze Costenz

was zuo dem guldin bracken, und erkannt was, das mir gaistlich und och weltlich herren saiten, wes ich sy dann ye frauget und och der herren waupen, die sie an die hüser daselbs ze Costenz anschluogent und ich erfragen kond." Neben diesem interessanten Texte besitzt der Aulendorfer (dsgl. der Constanzer) Codex eine Reihe von Bildern (119) und Wappen (804), die der Trachten- und Wappenkunde eine reichfließende Quelle eröffnen. In die Buck'sche Bearbeitung konnten diese Darstellungen keine Aufnahme finden, da sie die Herausgabe allzusehr vertheuert hätten.

Die Richentaler Concilsgeschichte ist vielfältig falsch interpretirt worden und einzelne Stellen, aus dem Zusammenhang herausgerissen, haben zu allerlei spöttischen Bemerkungen Anlaß gegeben, die nicht immer frei von Böswilligkeit waren. Richental selbst soll husitische Neigungen gehabt haben. Die Herausgabe des Codex hat daher auch nach dieser Richtung Werth, indem der volle ganze Text nunmehr vorliegt.

Während der Chronist bis dahin für einen Geistlichen, einen Canonikus gehalten wurde, kommt Buck durch verschiedene gewichtige Argumente zu dem Schluß, daß Richental nicht Kleriker war, und dürfte mit dieser Schlußfolgerung durchaus Recht haben. Welche Stelle er bekleidete, läßt sich bis heute nicht bestimmt angeben. Nicht unmöglich wäre es, daß er ein vielgereister, vielerfahrener Kaufmann war, der nun als reicher Privatmann, zwar unabhängig, sich jedoch im Dienste seiner Vaterstadt verwenden ließ. Möglich auch, daß er ehedem als Schreiber — wobei man im Auge halten muß, daß derartige Personen oft sehr kenntnißreiche, wissenschaftlich gebildete, mit juristischer Qualifikation begabte Leute waren — im Dienste irgend eines weltlichen oder geistlichen Großen gestanden, wofür verschiedene Punkte, besonders seine Personalkenntniß spräche.

Die Sprache, in welcher die Chronik geschrieben wurde, ist alamannisch-oberrheinische, wie sie zu Constanz gesprochen wurde. Dem Laien wird sie hier und da einige Schwierigkeiten bieten, jedoch nicht soviel, als etwa die Lektüre Fritz Reuters einem Süddeutschen bereitet. Für die Gediegenheit der Bearbeitung bürgt schon der Name des Herausgebers. Von besonderem Interesse sind die (Fuß-) Noten, in denen Buck stets das Verhältniß des Textes des Aulendorfer Codex zu dem Constanzer klarstellt, so daß wir auf diese Weise beide Handschriften kennen lernen. Der eigentliche Text umfaßt 204 Seiten. Ein gründliches Register von 38 Seiten über Wörter, Namen und Sachen mit Erklärungen erhöht den Werth des interessanten Werkes, mit dem Buck seinen vielfachen literarischen Verdiensten ein neues beigefügt hat.

LX.

Die Lebensfähigkeit des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn.

Zweiter Artikel.

Wenden wir unsern Blick nun nach Ungarn. Dieses zum Ausland gewordene Land kannte so wenig die Pflicht der Dankbarkeit, als sie je in der auswärtigen Politik gekannt und geübt wurde, und Herr von Beust erlebte noch während seiner Amtsführung, daß sich das Pesther Ministerium gegen ihn selbst kehrte.

Um die transleithanischen Verhältnisse richtig verstehen zu können, muß man sich gegenwärtig halten, daß der siebenundsechziger Ausgleich über das alte historische Ungarn zur Tagsordnung übergegangen war. Es gab zur Zeit des Ausgleiches in Ungarn keine conservative Partei; an ihre Stelle war die Ausgleichspartei oder der Anhang Deak's getreten. Die Resolutionisten dienten derselben nur als Folie und willkommenes Erpressungswerkzeug. Die Krone hatte keine Wahl. Widersetzte sie sich den Deakisten, so mußte sie sich auf die Unabhängigen stützen, deren geringstes Petitum die Personal-Union bildete. Da man den Ausgleich mit Ungarn in Wien für unentbehrlich und die Erhaltung des guten Einvernehmens mit Deak und seiner Partei für die Grundbedingung des Fortbestandes und Gedeihens der Monarchie hielt, so war nichts natürlicher, als daß man die ungarischen Staatsmänner gewähren ließ und sich ängstlich hütete, ihre Kreise zu stören.

Die liberalen Führer der Bewegung machten nun aus Ungarn, was sie wollten, und gestalteten das Verhältniß dieses Landes zur westlichen Reichshälfte nach Gutdünken und Belieben. Die transleithanische Reichshälfte constituirte sich als ein durch die moderne Volksrepräsentation beschränktes Königthum. In der That schien aber eine Adelsoligarchie zur Regierung berufen, eine Oligarchie, die sich nicht schlechthin aus dem Hochadel rekrutirte, sondern vielmehr aus den Geschlechtern, die sich mehr oder weniger an der Revolutionirung des Landes betheiligt hatten und außer Verdacht besonderer dynastischer Anhänglichkeit und Königstreue standen. Die Umstände begünstigten die Landesregierung, so daß Ungarn mehr einer Republik mit königlicher Spitze als einer Monarchie glich. Die Minister übten eine Vollgewalt aus, wie sie selbst von den hervorragendsten Staatsmännern Großbritanniens kaum jemals ausgeübt wurde. Diese Stellungnahme war nur dadurch ermöglicht, daß sich die jeweiligen Regierungen auf den ungarischen Chauvinismus, das will sagen auf die Unabhängigkeitsgelüste der Nation stützten. Sie schmeichelten den nationalen Leidenschaften, dem Ehrgeiz und Stolz der Magyaren, sie hielten ihnen beständig den Spiegel der vormaligen Präponderanz Oesterreichs und jener Dienstbarkeit vor, welche die deutsche Nation angeblich zu Zwecken benützte und ausbeutete, die dem Landesinteresse fremd waren.

Das Hauptkunststück, das die ungarischen Minister Sr. Majestät des Kaisers und Königs fertig brachten, bestand aber in der Schöpfung eines künstlichen Gegensatzes zwischen Ost und West, Ungarn und Oesterreich. Was zur Uebervortheilung Cisleithaniens dienen konnte, schien erlaubt und willkommen; was nur immer als Consequenz des siebenundsechziger Ausgleiches erscheinen mochte, wurde in Anspruch genommen; wo nur eine Deutung des Ausgleichprincipes im Sonderinteresse Ungarns möglich war, wurde sie versucht; was die losen Bande zwischen beiden Gebieten noch weiter

zu lockern im Stande war, wurde angewandt und so ein stiller Krieg gegen die cisleithanische Reichshälfte geführt, von dem auch heute noch nicht abzusehen ist, wie er enden soll.

Jeder von den vielen Conflikten, die zwischen Ungarn und Oesterreich seither entstanden, wurde zum Nachtheil der cisleithanischen Staatshälfte gelöst. Jedesmal und bei jedweder Gelegenheit behielt Ungarn Recht. Die Auslegung des Ausgleiches blieb der jenseitigen Hälfte des Reiches gestattet, als ob sie ein exclusives Privilegium interpretandi besässe, oder 1867 eingeantwortet erhalten hätte. Die dießseitigen Ministerien, von ihren Collegen auf den gemeinschaftlichen Ministerstühlen gedrängt, von ihren Pesther Amtsgenossen bedroht und ohne verläßlichen Rückhalt im Reichsrath, wichen beständig zurück und willigten in die ungarischen Forderungen. Die Krone, welche dem Frieden so schwere Opfer gebracht, mochte denselben nicht wohl aufs Spiel gesetzt wissen und die liberale Hegemonie im cisleithanischen Reichsrath setzte nun die Ausgleichspolitik consequent fort, indem sie, was ihr nicht gehörte, verschenkte und vergab, um sich im Fortbesitze der Macht zu erhalten.

Dabei blieben aber die ungarischen Minister nicht stehen, sie nöthigten vielmehr Cisleithanien zur politischen Heeresfolge. Oesterreich war als Avulsum Ungarns betrachtet und gewissermaßen von Pesth-Ofen aus regiert. Die cisleithanischen Minister spielten die Rolle von Prätoren, während die Consules in der ungarischen Hauptstadt ihren Sitz hatten. Selbst die auswärtige Politik wurde von Pesth-Ofen aus beeinflußt oder wohl gar geleitet. Als Graf Andrassy das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, das er dem alten Ränkeschmied Beust entwunden, übernommen hatte, war es die Politik der gebundenen Marschroute, welche der ungarische Graf feierlich proklamirte, weil dieser Bußgang, wie die Dinge lagen, zur ungarischen Auffassung stimmte und den Magyaren Ungestörtheit bei dem Aufbau ihres aparten Globus sicherte. Daß Herr von Tisza, als es zur Besetzung

türkischer Gebietstheile kam, seine eigenen Landsleute täuschte und in dem Augenblicke, da Alles zur Occupation von Bosnien und der Herzegowina vorbereitet wurde, das Princip der Nichtintervention auf sein Programm setzte, mochte er mit der gebundenen Marschroute Andrassy's entschuldigen, wenn er überhaupt einer Entschuldigung bedurfte. Der Erfolg bewies aber, daß die ungarische Nation auch gegen die Diktatur, wenn sie klug geübt wird, nichts einzuwenden hat.

Wenn nun das neu inaugurirte Regierungssystem mindestens zum Vortheile Ungarns ausgeschlagen hätte, man könnte die Thätigkeit der transleithanischen Staatsmänner begreifen und unter dem specifisch magyarischen Gesichtspunkte selbst gutheißen. Die magyarischen Staatsmänner stellten aber nicht nur das österreichische Gesammtinteresse den ungarischen Sonderinteressen nach, sondern opferten selbst den Vortheil des eigenen Vaterlandes ihrem subjektiven Ermessen, ihrer Parteianschauung, ihren falschen Ueberzeugungen, ihrem Wunsche, sich im Besitze der Macht zu behaupten, unbedenklich auf, so daß sich ohne Verletzung der Wahrheit sagen läßt, daß die Führer der Nation das Volk irreleiteten und daß sich die Minister nicht nur an der Gesammtmonarchie, sondern auch an ihrem engeren Vaterlande viel und schwer versündigten.

Nicht Fleiß, Verständiß und Redlichkeit entschied bei der Wahl der Organe, die zur Ausführung der Regierungsmaßregeln berufen schienen, sondern persönliche Gunst und Nepotismus. So geschah es, daß der ungarische Beamtenkörper in buntester Weise zusammengesetzt wurde. Ruinirte Gutsbesitzer, Verschwender des avitischen Erbes wurden, wenn auch ohne jedes einem Staatsbeamteten nöthiges Wissen, sobald sie mit den großen Familien des Landes in Beziehung standen, oder das Augenmerk der Machthaber durch zufällige Umstände — einen reichen Oheim oder eine schöne Schwester — auf sich zu lenken wußten, willig in den Staatsdienst übernommen. Daß diese durch blinden Zufall zusammengewürfelte Menge in erster Linie für das eigene Heil und erst in zweiter

für das Staatswohl sorgte, ist erklärlich und konnte auch nichts anderes erwartet werden. Solche Menschen waren willkommene Werkzeuge; ihnen mochten die sonderbarsten und bisweilen auch nicht ehrenvollsten Dienste zugemuthet und darauf gerechnet werden, daß sie sich niemals weigern würden.

Wir haben es hier augenscheinlich mit der bekannten anatolischen Methode zu thun, nach welcher heute ein Holzfäller, morgen ein Pfeifenstopfer und übermorgen ein verschnittener Haremswächter zum Großvezierate berufen oder mit der Würde eines Kapudan-Pascha bekleidet wurde. Alle Untugenden und Fehler, durch welche sich eine derlei Bureaukratie auszeichnet, waren demnach in Hülle und Fülle in der ungarischen Beamtenschaft der neuen Aera vertreten. Gewaltthätigkeit und Feigheit, Bestechlichkeit und Unkenntniß bildeten das vierblätterige Kleeblatt, das jeder ungarische Tablabiro im Knopfloche seines Dolman's trug. Daher die schweren Anklagen, von denen die Zeitungen wimmelten, daher die zahlreichen Duelle und Selbstmorde. Daß es bei einem derart zusammengesetzten Beamtenmateriale keine Schwierigkeit hatte, das Land im Interesse einiger Familien auszubeuten, oder einer religiösen Sekte zur Herrschaft zu verhelfen — seit sieben Jahren wird Ungarn von Calvinern regiert — wird man begreiflich finden.

Das Eisenbahnnetz, von welchem das Land durchzogen und umwoben werden sollte, hatte denn auch den besonderen Zweck Familieninteressen zu fördern, und so wurden Unsummen zur Bereicherung Einzelner verwendet oder zur Steigerung der liegenden Werthe gewisser Familien verausgabt, welche ihre Erzeugnisse ohne Schienenweg nicht verfrachten und absetzen konnten. Wir werden nicht irren, wenn wir die Blüthezeit jener merkwürdigen Industrie und Pflege des Privatinteresses in die Regierungsperiode des Ministeriums Lonyay zurückverlegen. Seit 1867 herrschte in den maßgebenden Kreisen der ungarischen Gesellschaft der Gedanke vor, daß Ungarn nur mittelst einer gewaltsamen Anstrengung, die

außer Verhältniß der inneren Kraft steht, zur Großmacht hinaufgeschraubt werden könne. Da die natürlichen Hülfsquellen zur Realisirung jenes Gedankens nicht genügten, so zehrte die Regierung vom Capital und griff den Stock des Nationalvermögens an, statt von den Zinsen zu leben. Die Honvedarmee — ein Nationalheer neben der ordentlichen Militärmacht — verschlang Millionen Gulden, während die verschiedenartigsten Experimente, die insgesammt bestimmt schienen, der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln, ähnliche Summen in Anspruch nahmen. Die Finanzen der transleithanischen Reichshälfte mußten unter dieser Kurzsichtigkeit, die mit dem unbegrenztesten Ehrgeiz innig verbunden war, schwer leiden. Sie geriethen in Unordnung und ein progressiv anwachsendes Deficit blieb die schwer zu beseitigende Folge der Großmannssucht, die sich der ungarischen Staatsmänner bemächtigt hatte.

Ungarn hatte viel nachzuholen. Es mußte unter der Herrschaft des Liberalismus, die mit dem Siege und im Gefolge des Triumphators Deak im Lande einzog, gewissenhaft alle jene Irr- und Abwege beschreiten und bis an's Ende verfolgen, welche der junge Liberalismus der westeuropäischen Staaten je betreten, und ebenso oft straucheln, fallen, sich wieder erheben, um abermals zu stürzen, wie jene liberal regierten Völker ausgeglitten und zu Falle gekommen waren. Nur sprach der mildernde Umstand, der dem Anfänger und Nichtkenner zur Enschuldigung dient, für die nachahmende und schlechtcopirende Nation n i c h t und ebensowenig das Mißverhältniß der Kräfte Ungarns zu der vorgesetzten Aufgabe, um jeden Preis Großmacht zu spielen.

Der ungarische Liberalismus bediente sich im ganzen Umfang des Landes des bekannten Zauber-Apparates. Was noch aus der alten in die neue Zeit hineinragte, wurde ohne Auswahl und Prüfung, nur weil es zur modernen Einrichtung nicht paßte, verworfen. Man arbeitete mit religiösem Indifferentismus, der sprichwörtlichen Intelligenz, Gewerbe-

freiheit, Freiheit auf allen Gebieten, Unterrichtsfreiheit, Theilbarkeit des Bodens, Vertausch der Naturalwirthschaft gegen Capitalwirthschaft, mit journalistischen Kunstgriffen und der Steuerschraube ohne Ende. Als der Calviner Tisza an's Staatsruder getreten war, nahm die Regeneration Ungarns noch ohne Vergleich kräftigere Formen und Farben an. Die letzten Rücksichten fielen, der Ministerpräsident stellte sich rückhaltlos auf Seite der Neuerer. Er erklärte sich solidarisch mit dem jüdischen Capital und stieß schlecht verhüllte Drohungen gegen die katholische Kirche aus, falls sich dieselbe seinen Plänen zur Beglückung Ungarns widersetzen sollte.

Mit dem liberalen System Hand in Hand schritt der rücksichtsloseste Centralismus. Das wirkliche ethnographische Verhältniß wurde einfach ignorirt. Die Magyarisirung aller Ungarn mitbewohnenden Völker und Volksstämme war beschlossene Sache. Keine Gewaltthat dünkte den ungarischen Staatsmännern in Absicht auf den guten Zweck zu unerhört, kein Mittel zu ungerecht oder zu plump. Die Regierung schritt mit eisernem Tritt über Deutsche, Slaven und Rumänen hinweg und versuchte es zuletzt, als sie nirgends auf namhaften Widerstand stieß — aus den Siebenbürger-Sachsen machte sie sich nicht viel — selbst mit den Croaten anzubinden.

Erklärlich ist dieses Bestreben der aufeinander folgenden liberalen Regierungen Ungarns, aber nicht zu rechtfertigen. Was würde aus dem ungarischen Globus, wenn derselbe die Farbe der Nationalitäten zeigte, welche die verschiedenen Stellen desselben bewohnen? Und was würde aus der magyarischen Großmacht, wenn man den ungarischen Kern aus den verschiedenen Elementen herausschälte? Das Bewußtseyn der eigenen Beschränktheit und Unzulänglichkeit mußte naturgemäß zur Unterdrückung der übrigen das Land bewohnenden Nationalitäten führen. Will das Magyarenthum eine europäische Rolle spielen oder auch nur in den österreichischen Geschicken als entscheidender Faktor auftreten, so ist die Ma-

gyarisirung der nichtungarischen Landesgenossen und Mitbewohner unabweisbar. Mit anderen Worten, Ungarn muß unterdrücken und Fremdartiges ausrotten, wenn es die Frucht genießen will, die ihm der politische Irrthum eines österreichischen Ministers in den Schooß geworfen.

Die Bewohner der deutschen Nationalität leisteten, abgesehen von den Siebenbürger-Sachsen, dem Magyarisirungsversuch nur geringen Widerstand. Die Besitzer des Königsbodens wehrten sich dagegen mannhaft. Die ungarische Regierung fand aber Verräther der nationalen Sache und schämte sich nicht, sich der verworfenen Hände zu bedienen. Sie ließ sich die National-Universität ausliefern und vernichtete mit einem Federstriche, was die Municicenz einsichtsvoller Fürsten und dankbarer Bürger dem wackern und ehrsamen Volksstamme verliehen und geschenkt hatte. — Die Gewalt war auf Seite der Bedränger, das Recht auf der der Bedrängten. Die liberale cisleithanische Regierung — wir nennen ausdrücklich das Ministerium Auersperg-Lasser — gab sich dazu her die Mißhandluug der Siebenbürger-Sachsen von seinen Zeitungsschreibern bescheinigen und entschuldigen zu lassen. Was sagen denn die deutschliberalen Enthusiasten zu dieser Handlungsweise ihres so gepriesenen Leibministeriums?

Die Sachsen mußten sich auf passiven Widerstand beschränken. Anders die Slaven, unter ihnen in erster Reihe die Croaten. Ungarn hatte, nothgedrungen, mit dem dreieinigen Königreich ein Compromiß geschlossen, an dem die magyarische Regierung so lange fest zu halten gedachte, als es eben absolut nothwendig war. Die Hoffnung, Croatien mittelst ungarisch gesinnter Beamteten und mit Hülfe einer magyarisch gesinnten Landespartei um das Resultat des getroffenen Ausgleiches betrügen zu können oder, wenn man mit der Täuschung nicht auslangte, Gewalt an die Stelle des Rechtes zu bringen, wurde in Pesth-Ofen nie aufgegeben. Das seltene Glück und der wunderbare Erfolg, von dem Tisza Alles, was er unternahm, begleitet sah, die Ergebenheit der

in Croatien zur Herrschaft gelangten ungarisch gesinnten Nationalpartei, der geringe Widerstand, auf welchen der Ministerpräsident bei dem croatischen Landesminister und dem Banus selbst stieß, verleiteten den ungarischen Staatsmann und noch mehr vielleicht seinen Collegen im Finanzministerium zu dem Glauben, daß der günstige Moment für die Niederdrückung Croatiens bereits gekommen sei. Der Zöllner David erhielt sofort den Auftrag, die zweisprachigen Tafeln an den Mauern und Eingängen croatischer Dikasterien befestigen zu lassen. Und das war gut, denn dieser Gewaltakt weckte das croatische Volk aus der süßen Betäubung, die es mit dem Ausgleich eingeschlürft hatte. Es sah, wie von einem grellen Blitze beleuchtet, das Gefährliche der Lage, in welche das Land durch die Friedensleidenschaft und den Unterwerfungseifer seiner Vertreter gestürzt worden war.

Wieder richteten die Croaten ihren Blick auf Wien und abermals gewannen die dynastischen Gefühle dieses königstreuen Volksstammes die Oberhand über erkünsteltete Verträge und diplomatische Escamotage. Aus den ehrwürdigsten öffentlichen Urkunden Croatiens geht zur Evidenz hervor, daß das Verhältniß zum König alle anderen Verhältnisse beherrschte und überwog, daß nicht der Connex mit Ungarn, sondern das dynastische Band das Hauptmoment im staatlichen Leben des dreieinigen Königreiches bildete. Nicht weil Ferdinand I. König von Ungarn war, wurde er von den Croaten zum König angenommen, sondern er ging aus der freien Wahl des Volkes hervor. „Omnes et singuli unanimitate una voce et proclamatione nobis in generali nostro conventu existentibus, praenominatum serenissimum Dominum Regem Ferdinandum, in verum legitimum indubitatum et naturalem nostrum et totius hujus incliti Regni Croatiae Regem et Dominum . . . recognoscimus, assumpsimus.“ Noch deutlicher erhellt die Unabhängigkeit dieser Wahl aus einer Stelle des Bittgesuches an Ferdinand I. um Vertheidigungsvorkehrungen wider die Türkenmacht. Da

heißt es: „Post discessum Regis ultimi Zwonymir dicti, felicis recordationis, libero arbitrio se (nos?) conjunximus circa sacram coronam Hungariae.

In der Urkunde, mittelst welcher die pragmatische Sanktion von croatischer Seite acceptirt wurde, kommt folgende höchst bemerkenswerthe Stelle vor: „Nulla vis, nulla captivitas nos Hungaris addixit, sed spontanea nostra ultroneaque voluntate non quidem regno, verum eorundem Regi nosmet subjecimus .... Liberi sumus, non mancipia, et prospectis rebus nostris atque dimisso cum Tyrannis periculo, cumque Scyticis Regibus, dum aliunde antemurale simus Austriacorum principum, hereditatis eos in toto gloriosissimo semine suo sine discrimine sexus, iterata voluntate et spontanea veluti fidelis populus, Regnumque fidele, sequamur subjectione.“ Der Banus Johann Erdödy faßte aber das Verhältniß Croatiens zu Ungarn kurz in dem Satze zusammen: „Regnum Regno non praescribet leges.“

Die zu leidenschaftlich betriebene Nationalpolitik Tisza's hat den Stein des nationalen Anstoßes ins Rollen gebracht. Die innere Politik mit ihrer übelverhüllten Anfeindung der katholischen Kirche, Bevorzugung von Calvinern und Juden, mit der schonungslosen Behandlung des kleinen Grundbesitzes, der rücksichtslosen Begünstigung des Capitals, der steigenden Unordnung in Amt und Verwaltung, endlich der abenteuerliche Versuch, die Christen-Judenehen in Ungarn gesetzlich einzuführen, haben die conservativen Ideen wieder aus dem Schutte ausgegraben. Von der Gewaltthat des ungarischen Zöllners her nahm die allmähliche Emancipation der geknechteten Volksstämme den Anfang.

Hören wir einen klassischen Zeugen für die Mißregierung Ungarns an. Der für Ungarns Ehre und Ansehen begeisterte Patriot Somssich ruft mit Entrüstung aus: „Was habt ihr aus den berechtigten Hoffnungen der Nation gemacht? Sie sind todt, begraben. Die nationale Selbst-

ständigkeit, sie ist bedroht, wir sind von Gefahren umgeben und sehen keinen Ausweg, denselben zu entrinnen." Ueber die volkswirtschaftliche Impotenz der Regierung bricht Somssich den Stab, die Occupationspolitik seines Landsmannes Andrassy verwirft er geradezu. Am härtesten äußert sich der ungarische Patriot über die capitalistische Oligarchie, welche Ungarn an den Rand des Abgrundes gebracht hat, und strenger noch über die Regierenden, welche das Wohl des Landes und das Glück der Nation preisgeben, um sich an der Spitze der Geschäfte zu behaupten.

Somssich ist aber ein mit allen Vorurtheilen seiner Nation verwachsener Ungar, der an Eifersucht gegen Oesterreich und Vorliebe für den magyarischen Globus keinem seiner Landsleute nachsteht. Umsomehr und gewisser findet das „Ex ore tuo te judico“ auf Somssich's Worte Anwendung. Paul von Somssich scheint entschlossen, der Theilnahme an dem öffentlichen Leben zu entsagen, er hat in einem Schreiben an seine Wähler mit dem Verdammungsurtheil über die gegenwärtigen Zustände in Ungarn Abschied genommen. Er klagt, daß dem alten Ungarn mit seiner historischen Entwicklung, seinem ehrwürdigen Recht, seinem Fleiß, seiner Vorliebe für die heimathliche Erde ein neues Ungarn entgegengestellt werde, welches die geistreichen Usurpatoren der gelehrten Cirkel als ihr unantastbares Eigenthum betrachten, und will von diesem intelligenten Flibustierthum nichts wissen.

Wären wir schadenfroh, wir könnten uns des Ganges der Dinge freuen, denn er nähert sich sichtbar dem Anfang vom Ende. Dennoch wissen wir, daß wenn letzteres ein Ende mit Schrecken werden sollte, wir berufen wären diese Schrecken zu theilen, und das allein reichte hin, uns die Lust an dem Schaden Anderer zu verderben. Wenn man uns nun aber einwendet, daß die liberalen Ministerien Ungarns nur den Forderungen des modernen Staates gehorcht hätten, so müssen wir wohl diesen Einwurf, so unhöflich es auch klingen mag, in das Gebiet jener sinnlosen Redensarten und

der bekannten liberalen Phraseologie verweisen, mit welchen es der Fortschrittspartei gefällt, ihren luftigen Bau zu ornamentiren, obgleich sie sehr gut weiß, daß ein bloßer Zierrath keinen Pfeiler und keine Stützmauer abgebe.

Der moderne Staat wird wohl der Staat seyn, wie er eben jetzt ist, und was heute modern scheint, morgen für veraltet und unmodisch gelten. Das Wort „modern" dünkt uns übel gewählt, um einen richtigen Begriff des Staates, wie er dem politischen Ideale entspricht, zu construiren. Das Moderne ist kein Wechselbegriff, der zugleich das Gute, Rechte oder wohl auch nur Zweckmäßige in sich faßt. Neuheit und Jugend ist kein Verdienst und an und für sich keine rühmliche Eigenschaft, denn das Neue kann schlecht, das Jugendliche verdorben seyn. Oder hält man dafür, daß die Nichteinbringlichkeit von Darlehen, die im Nachbarlande contrahirt wurden, die eigenmächtige Loszählung von eingegangenen Verpflichtungen (große Firmen Oesterreichs wurden dadurch zu Falle gebracht), die Nichtbefolgung von Justizbeschlüssen (Leute wurden halbe Jahre lang im Kerker zurückbehalten, nachdem ihre Entlassung angeordnet war) zu den Vorzügen des modernen ungarischen Staates gerechnet werden sollten? Meint man, daß die offene Beförderung des Unglaubens und der Sittenlosigkeit, Duellwuth und Durchbrechung aller Schranken des Anstandes und der guten Sitte (wir könnten hundert Beispiele für derlei Begünstigung des modernen Staates statt Eines geben) dem magyarischen Volksstamm und der modernen Verfassung Ungarns zu besonderem Ruhm und vaterländischer Ehre gereichten?

Gehen wir aber auf die Wechselwirkung der beiden Reichshälften, wie sie durch das aktuelle Verhältniß Ungarns zu Oesterreich gestaltet wurde, über. Croatien, Slavonien und Siebenbürgen, welche der Wiener Centralregierung zu starkem Rückhalt dienen würden, sind in das Loos Ungarns gefallen. Von Pretocki äußerte sich in seiner Abhandlung über das Selbstbestimmungsrecht Croatiens schon vor zwanzig Jahren

folgendermaßen: „Die Gemeinsamkeit der inneren Legislation mit Ungarn würde selbstverständlich auch eine Gemeinsamkeit dieser Ländergruppe in der Reichsgesetzgebung unabweislich bedingen, weil die Theilnahme an dieser letztern von der Gleichheit jener Interessen wesentlich abhängig ist, die in den Wirkungskreis der Landesgesetzgebung gehören. Auf diese Weise würde der Einfluß meines Vaterlandes auf die Reichsangelegenheiten total paralysirt werden, denn in allen mit Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten würde das dreieinige Königreich sein Vertretungsrecht nicht unmittelbar, sondern mittelbar, nämlich im Wege des ungarischen Landtages, ausüben können."

Was der croatische Patriot voraussah, ist eingetroffen. Croatien ist an die ungarische Galeere geschmiedet und verurtheilt dem Curs zu folgen, welchen das magyarische Fahrzeug nimmt, und auch da wider das Reichsinteresse zu handeln, wo dieses mit dem croatisch-slavonischen Landesinteresse zusammenfällt. Nicht anders verhält es sich aber mit den Siebenbürger-Sachsen und Rumänen. Die westliche Reichshälfte mußte sich wiederholt den von Ungarn ausgeübten Druck gefallen lassen. Die Orientpolitik der letzten Siebenziger Jahre war vielleicht keine national-ungarische, wurde dem Kaiserstaate aber von einem ungarischen Staatsmanne, ohne staatsmännische Befähigung, aufgezwungen. Nachdem Tisza als getreuer Bundesgenosse Andrassy's den Widerstand des eigenen Volkes gegen die jämmerliche Politik seines Freundes mit List und Gewalt erstickt hatte, ließ sich das Ministerium Auersperg-Lasser herbei, ihm in Wien die Schleppe zu tragen. Wir müssen hier nothwendig oft Gesagtes wiederholen. Nicht die Occupation Bosniens und der Herzegowina, als letztes und einziges Auskunftsmittel, um der selbst herauf beschworenen Gefahr zu entrinnen, verdiente den herben Tadel, der darüber ausgesprochen wurde, sondern der unverantwortliche Leichtsinn, mit welchem Graf Andrassy die Russen gewähren ließ, jene unbegreifliche Politik, welche noch die

Belastung mit der Occupation als Wohlthat und Rettungsmittel erscheinen läßt.

Während die officiöse Schönfärberei das Verhältniß der beiden Reichshälften als ein durchaus glückliches, ungestörtes und in seinen Folgen für das Reich unendlich ersprießliches darstellte, zeigt die Wirklichkeit das gerade Gegentheil. Ungarn betrachtet sich als Ausland, das auf die Wohlfahrt Oesterreichs keinerlei Rücksicht zu nehmen braucht. Es wird als solches anerkannt und unterscheidet sich in seiner Stellung nur dadurch von dem wirklichen Auslande, daß man letzterem keinerlei Zugeständniß zu machen genöthigt ist, während kein Jahr vergeht, das sich nicht durch Ungarn dargebrachte schwere Opfer auszeichnete. In der Regel wird bei den Opferakten Cisleithaniens jedes unnöthige Aufsehen sorgfältig vermieden. Das war aber anläßlich der zuletzt dargebrachten Hekatomben nicht wohl möglich. Sie erregten Aufsehen und selbst schwere Bedenken, ob denn ein ferneres Zusammenleben beider Theile auf dem alten Fuße rathsam und thunlich seyn werde.

Die cisleithanische Regierung sah sich genöthigt gegen die Anarchisten mit außerordentlichen Maßregeln vorzugehen. Die ungarische Regierung verhielt sich zur Durchführung dieser Maßregeln als fremde Macht. Was sich auf ungarischen Boden flüchten mochte, fand dort wohlwollende Aufnahme und das anarchistische Organ „die Zukunft" konnte in Buda-Pesth ungestört zu erscheinen fortfahren. Erst als das Verhalten der Anarchisten auch dort Anlaß zu Klagen bot und über Ansuchen der österreichischen Regierung, wie ein solches an jede andere befreundete oder nicht geradezu feindliche Macht gestellt werden könnte, wurde auch in Ungarn die Procedur wider die Anarchisten eingeleitet.

Die Wiener Regierung versuchte es im Interesse des Volkes und namentlich der Hauptstadt Wien den eisernen Ring der Fleischwucherer zu durchbrechen. Der Wucher flüchtete auf ungarisches Gebiet und fand da Aufnahme, Schutz

und Förderung. Als die cisleithanische Behörde Maßregeln traf, die Wirkung des Preßburger Viehmarktes zu paralysiren, waren die ungarischen Staatsmänner sogleich Feuer und Flammen. Es fehlte nicht viel zu einer offenen und feierlichen Kriegserklärung und Graf Taaffe mußte, um das Schicksal des Grafen Hohenwart zu vermeiden, schleunig den Rückzug antreten.

Das sind Kleinigkeiten, solange sich keine Objekte von großer Tragweite einstellen. Diese Kleinigkeiten beweisen aber, daß die bestehenden Verhältnisse nicht aufrecht zu erhalten sind. Oder sollen wir warten, bis das ungarische Ministerium in einem über Seyn oder Nichtseyn der österreichischen Monarchie entscheidenden Augenblicke achselzuckend beschließt, daß sich jeder Staat selbst der Nächste sei und Ungarn jede Cooperation mit Oesterreich ablehnen und seine eigenen Wege wandeln müsse? Sollen wir warten, bis die cisleithanische Reichshälfte, von Ungarn geführt, dort anlangt, wo Ludwig II. Krone und Leben verlor, und in dem magyarischen Moor versinkt, wie der unglückliche König, von Zapolya im Stich gelassen, in den Sümpfen bei Mohacz?

Und wenn noch Ungarn selbst bei derlei Wandlung etwas zu gewinnen hätte! Aber der progressiv beschleunigte Verfall seiner Angelegenheiten, die steigende Entwerthung von Grund und Boden, die sich mehrende Zerrüttung der ungarischen Finanzen, das sittliche Verkommen des Volkes: sie müßten jedem patriotisch gesinnten Mann die Augen öffnen, sie müßten ihm zeigen, daß 1884 nicht denkbar ist, was Babylon, Assyrien oder Rom vor tausend und mehr Jahren möglich war: die Verpflanzung ganzer Völkerschaften, ihre Gräcisirung oder Romanisirung.

Der ungarische Globus wird und muß die Ausgeburt einer zu lebhaften nationalen Phantasie, ein Trugbild ohne reelles Substrat bleiben, dem Unabhängigkeitstraum des magyarischen Volksstammes winkt keine Möglichkeit der Verwirklichung und das thatsächliche Verhältniß der Präpon=

beranz Oesterreich gegenüber aufrecht zu erhalten scheint undenkbar. Es wird und muß der Tag kommen, da sich die Völker Oesterreichs die ungarischen Zumuthungen nicht mehr länger gefallen lassen; daß es heute noch geschieht, daran trägt nur die politische Zerfahrenheit Cisleithaniens Schuld. Wenn sich morgen der Abgrund der inneren Wirren schließt, dann wird keine Macht der Erde die Absage des westlichen Theiles der Monarchie zurückhalten.

Wohl den Magyaren, wenn sie die Augen der Nothwendigkeit, ihre Ausländerei Oesterreich gegenüber aufzugeben, nicht verschließen und den engeren Anschluß an den Westen aufrichtig und freiwillig suchen. Denn keine Nation ist so unbedingt auf die innige Vereinigung mit den anderen unter dem Scepter des Hauses Habsburg lebenden Völkern angewiesen als die ungarische, die ohne Hinterland, ohne Blutsverwandtschaft eines europäischen Volksstammes, selbst gering an Zahl, im eigenen Lande nur in wenigen Gegenden allein und unvermischt wohnt, überall von Mitgliedern der großen Slavenfamilie durchsetzt und durchkreuzt wird und nichteinmal die große Majorität bildet. Kein noch so mächtiges Nationalbewußtseyn kann über den historischen Humbug der nationalen Tyrannis gegenüber den andern Racen hinwegtäuschen, keine geschichtliche Erinnerung an dem ziffernmäßigen Resultate der Volkszählung das Geringste ändern. Wir haben es erlebt, daß die Magyaren sich einen besonderen Gott des ungarischen Volkes vindicirten, daß sie ihr eigenes Papiergeld creirten, daß sie ungarische Armeen aus dem Boden stampften. An ihrer Thatkraft ist daher kein Zweifel gestattet. Die magyarische Gottheit hat aber den Ruin des Landes nicht verhütet, der aus Kossuthnoten bestehende Nationalschatz ist wie Nebel und Rauch zerflattert, das Heer wurde geschlagen und gefangen.

Sehen wir von dem Gehalt des österreichisch-ungarischen Ausgleiches ab, welch' sinnverwirrender Formalismus schließt sich nicht seinen Bestimmungen an! So viele Landtage als Länder, so viele Reichstage als Reiche und über den Reichen

die Delegationen. Wahlen, direkt und indirekt in buntester Abwechslung, zum Landtage, in den Reichsrath, in die Delegation. Zwei oberste Versammlungen, die gewissermaßen das Empyreum in den verschiedenen Abstufungen der Repräsentation bilden, räumlich von einander getrennt tagen und, wenn je zur Vereinigung an Ort und Stelle gezwungen, Karthäuserschweigen beobachten und nur zur Stimmenabgabe berechtigt sind. Minister hüben, Minister drüben, Minister zu Häupten der Minister, gleichsam Geister einer höheren Ordnung. Minister mit und ohne Portefeuille, Landsmannschafts-Sprechminister, cisleithanische, transleithanische, gemeinschaftliche Minister! Conflikte hier, Conflikte dort! Zwischen Land- und Reichstagen, Landtagen und Regierung, Reichstagen und Ministern, zwischen österreichischer und ungarischer Volksvertretung, zwischen beiderlei Ministerien, zwischen den Ministern Ein und desselben Kabinetes, zwischen Ministern und Krone und denkbar, wenn auch nicht wahrscheinlich, zwischen den Kronen selbst. Daher beständige Aufregung, fortdauernde Unruhe, Friedlosigkeit, Freudlosigkeit und bei der Zahl und Stärke der Reibungspunkte keine Hoffnung auf wahren Fortschritt, Stärkung des Reiches und überhaupt auf ersprießliche Wirksamkeit. Das Gewicht des constitutionellen Apparates ist in Oesterreich so groß, daß der Effekt ein unendlich kleiner werden muß, die Staatsmaschine so complicirt, daß sie nur schwer arbeiten und nur Weniges erzielen kann. An dieser geringen Wirksamkeit ist die Zusammensetzung der Monarchie aus zwei Hälften schuld.

Wenn aber der Apparat unter sonst günstigen Umständen mangelhaft arbeitet; wenn es vorkommen kann, daß die Funktion des Einen Rades oder der Einen Schraube durch ein anderes Rädchen oder Schräubchen illusorisch gemacht wird; wenn Ungarn z. B. Fiume gegen Triest ausspielt und bei den Anschlüssen an die Orientbahnen das magyarische Sonderinteresse gegen den Vortheil des Gesammtstaates: was wird dann aus dem „Zwei-Seelen-Regierungssystem“ während eines jener

Orkane werden, die bisweilen den Welttheil durchbrausen? Darf die österreichische Monarchie erwarten, daß sie dann intakt erhalten und vor einem Leck bewahrt bleibe?

Mit dem gegenwärtigen Ausgleich und Verhältniß vermag sich Oesterreich mühsam und vorsichtig durch das ölglatte Fahrwasser zu schleppen, ohne daß es Wasser faßt oder Mast und Raen einbüßt. Der erste Sturmvogel wird dagegen die Bemannung in wohl berechtigte Angst versetzen, und braust der Orkan daher, dann wohl dem Schiffe, wenn es noch rechtzeitig den sichern Hafen gewinnt. Ein derlei Fahrzeug wird aber als seeuntüchtig bezeichnet und läuft stets Todesgefahr. Soll Oesterreich wieder werden, was es vor seinem Reconstruktionsproceß unter Beust gewesen, dann fort mit der unzweckmäßigen Maschine, fort mit der mangelhaften Einrichtung. Platz für die alte ruhmreiche Flagge und glückliche Fahrt!

Wir begreifen, daß Cato der Censor mit der endlosen Wiederholung seines „ceterum censeo“ die Langweile und Ungeduld der Quiriten herausforderte, aber die Nebenbuhlerin Roms wurde denn doch gestürzt und der Erfolg hat dem römischen Staatsmanne Recht gegeben. Für uns handelt es sich nicht um den Sturz irgend einer Macht, wir wollen nur, daß der Sturz des österreichischen Kaiserreiches verhindert werde, und das dürfte nur durch Beseitigung jenes unglückseligen Verhältnisses möglich werden, womit fremde Weisheit den österreichischen Staat beglückt hat.

LXI.

Der confessionelle Geschichtsunterricht an den bayerischen Gymnasien.

(Schluß.)

Nun hat freilich der Abgeordnete Schels gemeint, der Geschichtsunterricht solle sich begnügen mit der Fixirung der Thatsachen; er will am Gymnasium gar kein Raisonnement, weder ein katholisches, noch ein protestantisches, noch ein anderes. Aber wie das möglich sei, ist mir nicht erfindlich. Schon aus Gründen der Selbstachtung wird der Lehrer dieser Forderung nicht entsprechen können; er würde zur bloßen Ueberhörmaschine herabsinken. Und selbst ohne alles Raisonnement wird der Standpunkt des Lehrers sich oft ganz unwillkürlich beim Vortrag zum Ausdruck bringen. Ein einziges Epitheton stellt eine historische Persönlichkeit in helles Licht oder in tiefen Schatten.[1])

Die obigen Fragen über Berechtigung oder Nichtberech-

---

1) Als Beispiel mag folgende Stelle aus dem oben genannten Lehrbuche von Beck p. 269 dienen: „Eine ansteckende Krankheit, die in seinem (Friedrichs II.) Heere ausbrach und auch ihn ergriff, nöthigte Friedrich nach wenigen Tagen zur Rückkehr. Jetzt sprach der leidenschaftliche alte Papst (Gregor IX.), das Benehmen des Kaisers für Verstellung haltend, den Bann über Friedrich aus. Er hielt den Bann, durch das Interdikt verschärft, noch aufrecht, als Friedrich im folgenden Jahre die Kreuzfahrt nach Palästina vollbracht hatte."

tigung ꝛc. können aber am Gymnasium gar nicht umgangen werden. Wo sollen sie gelöst werden? Während des philosophischen Jahres auf der Universität nicht, da man dort gewiß nie das ganze große Gebiet der Geschichte im Zusammenhang zu hören bekommt, sondern stets nur einzelne Partien. Für diese also würde der Zuhörer Licht erhalten, für die übrigen, und vielleicht gerade die wichtigsten, im Dunkel bleiben. Und wie viele von den jetzigen Professoren an den Universitäten tragen die Geschichte im katholischen Geiste vor? Auf das Selbststudium darf man den Schüler auch nicht hinweisen. Auf der Hochschule soll er (aber er muß nicht einmal) ein oder das andere Collegium über Geschichte hören, um einen Einblick in die leitenden, oft so dünnen und tiefliegenden Fäden zu thun, die oft erst in weiter Entfernung ihre Wirkung äußern, auch um einen Begriff von historischer Kritik zu bekommen.

Aber der encyclopädische Ueberblick über die ganze Geschichte, welcher dem jungen Manne am Gymnasium geboten werden soll, muß doch etwas mehr seyn, als die Data und Fakta, welche etwa durch synchronistische oder ethnographische Tabellen geboten werden.

Denn es ist sicher ein Irrthum, daß man die Gymnasialbildung sich stets nur als die Voraussetzung für die folgenden Universitätsstudien denkt. Sie muß vielmehr eine in sich abgeschlossene allgemeine Bildung geben. In Norddeutschland kommt es allerdings häufiger als in Süddeutschland vor, daß junge Leute nach dem Maturitätsexamen zu einem Geschäfte als Kaufmann ꝛc. übergehen. Aber auch in Süddeutschland geht man vom Gymnasium weg zum Militär, zum Finanzwesen, Forstwesen, zur Post. Die allerwenigsten von diesen werden nach dem Abgang vom Gymnasium noch gründliche und eingehende Studien über allgemeine Geschichte machen. Das bildende Element der Geschichte liegt aber doch wahrhaftig nicht darin, daß man eine Anzahl Data und Fakta im Kopf hat, sondern darin, daß man den Pragmatismus der

Geschichte erfaßt, die leitende Hand Gottes und die freie Selbstbestimmung der Menschen, aus welchen beiden Faktoren sich alle Geschichte gestaltet, erkennt. Und diese Kenntniß gewinnt man nicht aus den gewöhnlichen Schulbüchern, sondern am besten aus dem lebendigen Unterricht, also aus dem „Raisonnement“, welches der Abgeordnete Schels verpönt.

Aber selbst solche Tabellen, welche nur das „Objektive“ bieten, sind, wenn von Protestanten verfaßt, nicht leicht unbeeinflußt von deren Vorurtheilen über die Kirche. Vor mir liegen die „Synchronistischen Tabellen zum Gebrauche für Gymnasien und Realschulen“ von Karl Winderlich, II. Auflage, Breslau 1866, welche laut Vorrede in vielen Schulen Eingang gefunden haben. Da heißt's u. A. in der Rubrik „Culturgeschichte“. Zum Jahre 600: Die Lehre vom Fegfeuer und von der Nützlichkeit des Meßopfers gewinnt dogmenartiges Ansehen. Zum Jahre 1050: Einsetzung des Cardinalcollegiums. 1074: Cölibat. 1215: Gesetzliche Sanktionirung der Ohrenbeichte. 1250: Der Gebrauch des Kelches wird selten. Bei den Folgen der Kreuzzüge ist u. A. genannt: Vergrößerung der Macht und des Reichthums der Kirche, besonders des Papstes, leider auch der finstersten Glaubenswuth (Fanatismus). Das Concil zu Costnitz stellt den Grundsatz auf, daß man den Ketzern keine Treue zu halten habe 2c. Jedes Wort eine Unwahrheit! Und in den vielen Schulen, wo das Buch eingeführt ist, sind sicher auch katholische Schüler. Diese werden durch ein solches Buch und einen darauf basirten Unterricht vielleicht irregeführt, jedenfalls verletzt und beleidigt, die protestantischen werden über katholische Einrichtungen schmählich belogen.

Nicht viel anders, vielleicht noch gefährlicher gestaltet sich das Verhältniß, wenn der Lehrer ein Katholik ist, der zur Zeit die Universität frequentirte, als die Wogen des deutschen „Culturkampfes“ am höchsten gingen, und der dort den „Culturkampfsfanatismus“ in sich eingesogen. Wir wollen keinen besonderen Werth auf die Darstellung legen, welche er

auf der Universität aus dem Munde seines Geschichtslehrers gehört hat. Da, wie bemerkt, kein Einziger das ganze große Gebiet der Weltgeschichte in den akademischen Vorlesungen gehört hat, so wird er verhältnißmäßig selten in der Lage seyn, dasjenige, was ihm als Resultat „vorurtheilsfreier Forschung" vom Universitätskatheder aus vorgetragen worden ist, wieder vom Katheder der Mittelschule aus zu reproduciren. Ueberhaupt sind wir weit entfernt, die Lehrer der Hochschule direkt und unmittelbar verantwortlich machen zu wollen für das burschikose Absprechen über kirchlich-religiöse Einrichtungen, womit einzelne jüngeren Herren da und dort ihre „Geistesfreiheit" zu zeigen bestrebt sind, und für die „Culturkampf-"Phrasen, welche sie bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit anzubringen bemüht sind. Aber wenn die jungen Leute keinen sehr gründlichen religiösen Fond mit auf die Hochschule bringen, wenn sie es nicht verstehen, bei der vielfachen, bewundernd angepriesenen Beschäftigung mit dem heidnischen Alterthum Form und Geist zu unterscheiden, die classische Form sich anzueignen, den heidnischen Geist aber sich ferne zu halten, so werden sie eben im Ganzen eine Richtung annehmen, welche der katholischen Kirche gewiß nicht günstig ist. Selbstständige Studien über geschichtliche Ereignisse zu machen, welche von verschiedenem Standpunkt verschieden aufgefaßt werden können, haben wohl die Wenigsten Zeit und Lust. Sie halten sich, um dem historischen Gerippe, welches in dem vorgeschriebenen Lehrbuch enthalten ist, beim Vortrag Muskeln und Fleisch anfügen zu können, an irgend ein größeres Lehrbuch, etwa an dasjenige, welches sie selbst zum Behuf ihres Examens studirten, und daß das meistens keines ist, welches der katholischen Kirche gerecht wird, bedarf wohl keines Beweises. Wir haben uns vor Jahren überzeugt, daß sehr gut gesinnte katholische Philologen nie ein Wort von der oben angeführten Darstellung über die Absetzung Heinrichs IV. und Friedrichs II. gehört. Ihnen war es eben eine Ueberschreitung der päpstlichen Machtsphäre.

Betreffs der Folgen eines tendenziösen Unterrichtes aber wollen wir wieder den heiligen Vater Leo XIII. sprechen lassen: „Man dürfte es kaum glaublich finden, was für ein gefährliches Uebel es ist, wenn die Geschichte in den Dienst der Parteien und der wandelbaren menschlichen Leidenschaften gestellt wird. Dann wird sie nicht mehr eine Lehrerin des Lebens, noch eine Leuchte der Wahrheit seyn, was sie nach einem Ausspruch der Alten mit Recht seyn soll, sondern eine Schmeichlerin der Laster und ein Werkzeug der Verführung, besonders für Jünglinge, deren Geist sie dann erfüllt mit thörichten Meinungen, und in deren Charakter sie wohlanständige Bescheidenheit nicht mehr duldet. Denn die Geschichte übt auf die lebhafte und heißblütige Jugend einen großen Reiz; gierig nimmt das zarte Alter die Bilder der Vergangenheit auf und die Gestalten jener Persönlichkeiten, welche die Geschichtserzählung gewissermaßen wieder zum Leben erweckt und ihm vorführt; und der Seele tief eingeprägt bewahrt es dieselben für immer. Hat man in solcher Weise in früher Jugend das Gift eingesogen, dann mag nur schwer, vielleicht niemals ein Heilmittel gefunden werden. Denn kaum läßt sich mit Grund hoffen, daß diese mit der Zeit bessere Anschauungen gewinnen und die Irrthümer ihrer Jugend ablegen werde, weil einem gründlichen und eingehenden Studium der Geschichte nur Wenige sich widmen; im reiferen Alter aber finden sie im täglichen Verkehr mehr Anlaß, in ihren Irrthümern sich zu bestärken, als dieselben zu verbessern."

Wenn aber der Lehrer ein gläubiger Katholik ist (und deren gibt's Gott sei Dank noch viele), welcher genau weiß, wie einseitig und tendenziös manche Perioden der Geschichte bisher dargestellt worden sind, dann wird seine Stellung, wenn er Schüler beider Confessionen zu unterrichten hat, erst recht schwierig. Protestanten sind nicht selten, abgestandene Katholiken fast immer intolerant. Der Protestantismus ist nicht mehr der Protest gegen die Beschlüsse des Speyrer-

Reichstages von 1529, sondern er ist Protest gegen die ganze katholische Kirche. Er erhält und ernährt sich vom Protestiren. Beweis dessen ist die Haltung der Protestanten im Reichstag bei den bescheidensten Forderungen des Centrums bezüglich der Freiheit der Kirche. Beweis dessen ist die Haltung so vieler protestantischen Gelehrten gegen Janssens Forschungen. Und betreffs des Lehrerpersonals könnten wir die Aeußerungen zweier einflußreichen philologischen Fachmänner anführen, welche thurmhoch über dem Vorwurf des „Ultramontanismus" stehen, die aber übereinstimmend sich dahin aussprachen, daß protestantische Lehrer durchgängig intoleranter seien, als katholische.[1]) Ein abgestandener Katholik aber wird fast nie bei seinen katholischen Schülern die religiöse Ueberzeugung achten, mit welcher er für seine Person in Theorie und Praxis, im Glauben und Leben längst gebrochen hat. Im Gegentheil, sein innerer Zerfall mit der Kirche, welcher er durch seine Erziehung angehörte, wird sich nur zu oft durch offene oder versteckte Angriffe äußern. Facta loquuntur. Leider kommen sie nicht immer zu den Ohren des Herrn Ministers, so daß er den Betreffenden „auf die Finger klopfen könnte", wie der Abgeordnete Schels es erwartet.

Anders ein gläubiger Katholik. Seine religiöse Ueber-

1) Eine schätzbare Bestätigung dessen ist eine Aeußerung des Oberconsistorialpräsidenten Reichsrathes Dr. v. Stählin, er habe an katholischen und protestantischen Gymnasien Erkundigungen eingezogen und gehört, der Geschichtsunterricht werde in einer Weise gegeben, daß die Minoritäten sich nicht verletzt und beeinträchtigt fühlen können. Da er aber diese Erkundigungen doch nur bei den protestantischen Religionslehrern und bezüglich des von katholischen Lehrern an protestantische Schüler ertheilten Unterrichtes eingezogen haben kann, so ist sein genereller Ausspruch sehr zu limitiren und bietet derselbe absolut keine Beruhigung bezüglich des von Protestanten an Katholiken ertheilten Unterrichtes.

zeugung ist ihm das Höchste und Heiligste, und diese wird er bei Andersgläubigen, selbst wenn sie ihm als eine irrige erscheinen muß, stets schonen. Wie wird er nun beispielsweise die Reformationszeit behandeln? Wird er, um die Gefühle seiner protestantischen Schüler nicht zu verletzen, sich darauf beschränken, die Data und Fakta eines indifferenten Lehrbuches memoriren zu lassen, so ist Gefahr, daß sich bei seinen katholischen Schülern die Ansicht bilde, katholische und protestantische Kirche seien nur zwei gleichberechtigte Formen der christlichen Kirche. Wird er seiner Ueberzeugung gemäß die Reformation bezeichnen als das, was sie ist, als Auflehnung gegen die von Gott geordnete Autorität der Kirche, als eine unglückliche Verwechselung der Zustände, an deren Reform die Kirche stets gearbeitet hat, der Sitten ihrer Glieder, mit demjenigen, was nie der Reform bedarf, weil es göttliche Institution ist, nämlich der Verfassung und dem Dogma, wird er zur psychologischen Erklärung jener Bewegung auch nur schonend von dem unglücklichen Charakter Luthers sprechen wollen, so würde er das Gemüth seiner protestantischen Schüler schmerzlich verletzen, und wer wollte das über sich gewinnen? Aber darf er die Wahrheit verschweigen? Und wenn er sie noch so schonend sagt, wird nicht von der andern Seite beantragt werden, „daß man ihn auf die Finger klopfe"? Hat man sich ja doch im Großherzogthum Hessen beschwert, daß in Deharbe's Katechismus steht, Luther sei ein Mann von heftiger Gemüthsart gewesen; in Bayern, weil es dort heißt: „Luther brach das Gelübde der Keuschheit, welches er als Mönch und Priester abgelegt hatte, und nahm eine Nonne zum Weib". Kann man sich wohl „objektiver" ausdrücken?

Ein sehr gutgesinnter Geschichtslehrer an einem bayerischen Gymnasium suchte aus diesem Dilemma dadurch herauszukommen, daß er bei Episoden, welche von verschiedenem Standpunkt aus eine verschiedene Beurtheilung erfahren, aus zwei größeren Lehrbüchern verschiedener Richtung die betref-

fende Darstellung vorlesen ließ. Aber was ist damit gewonnen? Heißt das: für euch Katholiken ist diese Darstellung maßgebend, für euch Protestanten jene, da doch nur jene maßgebend seyn kann, welche die richtige ist? Welche aber soll der Schüler für die richtige halten? Ein 16—17jähriger Jüngling hat noch nicht die Reife des Geistes, daß er mit voller Klarheit und Sicherheit sich ein Urtheil bilden kann, welche von beiden Darstellungen die richtige ist. Und wie steht es mit der Autorität des Lehrers? Er läßt geradezu den Schülern die Wahl zwischen Wahrheit und Irrthum. Und werden die Schüler diese Behandlung der Geschichte nicht auch auf das Gebiet des Glaubens übertragen und den Schluß machen: Wie es (nach dieser Unterrichtsmethode) keine objektive historische Wahrheit gibt, sondern nur eine subjektive Auffassung derselben, so gibt es auch keine objektiven Offenbarungswahrheiten, sondern nur ein subjektives Verhältniß zu Gott. Und das würde dem religiösen Indifferentismus Thür und Thor offnen. Oder der Schüler hat so viel richtiges Gefühl, daß er weiß, nur eine der beiden Darstellungen kann richtig seyn; der Herr Professor muß doch auch eine für richtig halten, die andere für unrichtig; warum sagt er aber seine Meinung nicht? Fehlt ihm der Muth?

Eine weitere Schwierigkeit bietet das Verhältniß des Geschichtslehrers zum Religionslehrer. Beim Unterricht in der Religionslehre müssen nothwendig mancherlei Thatsachen der Welt- und Kirchengeschichte erwähnt werden und zwar wird sie der Religionslehrer naturgemäß vom religiösen Standpunkt aus vortragen. Wie aber, wenn seine Auffassung und sein Vortrag mit dem des Geschichtslehrers in Widerspruch kommt? Und das kann vorkommen, auch wenn der Letztere ein ganz gut gesinnter Mann ist. Aber weit bedenklicher wird die Sache, wenn der Religionslehrer irgendwie in Erfahrung bringt, daß der Geschichtslehrer sich nicht bloß darin gefällt, da und dort eine frivole Bemerkung hinzuwerfen, sondern daß er grundsätzlich ganze Episoden in einem aggressiven

kirchenfeindlichen Sinn vorträgt. Daß das vorkommen kann, wird Niemand in Abrede stellen. Der Abgeordnete Haus führte aus, daß es auch einen Fanatismus des Unglaubens gibt. Wenn aber der Referent in der Reichsrathskammer meinte, daß aus neuerer Zeit kein Fall solchen verletzenden Unterrichts constatirt worden sei, so schließt er nach dem Satz: Quod non est in actis, non est in mundo. Solches ruhig hingehen zu lassen, wäre ein Verrath an Gott und der Wahrheit, und ein Verrath an den jugendlichen Seelen, die dem Religionslehrer anvertraut sind; denn er ist mehr als der Lehrer eines einzelnen Faches, er ist, wenn auch nicht nach dem Wortlaut des canonischen Rechtes, doch gewiß nach dessen Sinn Seelsorger seiner Schüler. Der Versuch einer freundlichen Auseinandersetzung mit dem Geschichtslehrer wird selten zum Ziele führen. Er ist ja nicht „Fachmann“ und „confessionell befangen.“ Klage bei dem Vorstand der Anstalt wird ebenfalls nicht selten aussichtslos seyn, jedenfalls immer zu Spannungen führen. Also bleibt ihm nichts übrig, als alle jene Episoden, von welchen er fürchten muß, daß sie in falschem Lichte dargestellt werden möchten, selbst in der Religionsstunde zu behandeln. Und wenn er noch so behutsam ist, daß dieser Vortrag nicht den Charakter einer Polemik gegen den Geschichtslehrer erhalte, die Jungen sind gar schlau und werden es doch so fassen. Und wird es ihm gelingen, allen tendenziösen Darstellungen die Spitze abzubrechen? Semper aliquid haeret.

Endlich die methodische Seite der Frage. Die Klaßlehrer reclamirten die Geschichte für sich, und wir würdigen vollkommen, daß sie diesen Lehrgegenstand nicht missen wollen, bei dessen Behandlung sie einen weit größeren, erziehenden Einfluß auf das jugendliche Gemüth üben werden, als bei Grammatik, Syntax und Kritik der Lesarten. Aber wenn diese Forderung strikt genommen wird, so wird der junge Mann, der den Geschichtsunterricht in der dritten Lateinklasse beginnt, im Laufe seiner Studien an der Mittelschule sieben

verschiedene Geschichtslehrer haben. Da jeder dieser Lehrer, wollen wir annehmen, mehrere Jahre lang in derselben Klasse lehrt, so wird er sich eben auch vorzugsweise in das Geschichtsthema seiner Klasse einlesen, und wird dasselbe vielleicht ganz interessant behandeln. Aber bei keinem Lehrgegenstand ist so nothwendig, wie bei der Geschichte, daß der Lehrer bald vor- bald zurückgreift, auf ähnliche Erscheinungen der alten oder neuen Geschichte hinweist, da eine Parallele zieht, dort eine Antithese aufstellt. Kurz, er muß das ganze Gebiet der Geschichte immer präsent haben. Wird jeder dieser sieben Lehrer dazu befähigt seyn? Wird nicht einer oder der andere darunter sich finden, welchem die Geschichte keine besondere Freude macht, der sie eben nur behandelt, weil sie im Lektionsplane steht? Und das macht man dann so, daß man die Lektion 2 bis 3mal abhört, eine neue aufgibt und dann den Rest der Stunde mit dem Classiker ausfüllt. Schreiber dieser Zeilen hat in seiner Jugend solchen Geschichtsunterricht gehabt, und er kann dem geehrten Leser ehrlich versichern, daß er nie ein Wort der Erläuterung und Erweiterung gehört, daß ihm aber auch keine Stunde so antipathisch war, als die für Geschichte bestimmte. Das ist aber, denke ich, ein viel traurigeres Zeugniß für den Lehrer als für den Schüler.

Um solche Erscheinungen zu verhüten, hilft man sich damit, daß man den Unterricht in der Geschichte in zwei oder mehreren Klassen in die Hand eines einzigen Lehrers legt, eines solchen der besondere Lust und Begabung für dieses Fach hat. Man trägt damit der Forderung Rechnung, daß der Unterricht in einheitlicher Methode gegeben werde, wie sie oben als nothwendig bezeichnet worden ist. Aber man gibt damit die Parole „der Geschichtsunterricht gehört dem Klaßlehrer“ auf und kommt der Forderung sehr nahe, daß für die Geschichte ebenso ein Fachlehrer aufgestellt werde, wie für die Mathematik. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese beiden Fächer am besten und fruchtbarsten gegeben werden,

wenn sie in der Hand je eines Lehrers liegen. Daß zu einem gedeihlichen Geschichtsunterricht, in welchem Conflikte vermieden werden sollen, derselbe nach Confessionen getrennt seyn muß, ergibt sich aus all dem Gesagten mit unabweisbarer Nothwendigkeit.

Der Cultusminister Freiherr Dr. von Lutz gesteht zwar dem Referenten zu, daß die Katholiken ein verfassungsmäßiges Recht auf einen Geschichtsunterricht haben, der ihre Gefühle nicht verletzt, gibt aber nicht zu, daß daraus ein Recht auf confessionell getrennten Unterricht gefolgert werden darf. Ich denke oben bewiesen zu haben, daß ein lebendiger, eingehender Geschichtsunterricht von einem interconfessionellen Standpunkt aus nicht denkbar ist. Wird er aber von einem confessionellen Standpunkt aus gegeben, so wird die andere Confession immer reklamiren.

Jene Forderung resultirt aber einfach aus dem Begriff des paritätischen Staates. Die Parität besteht nicht darin, daß das Confessionelle vermischt, abgeschwächt oder umgangen werde, sondern darin, daß jeder Confession ihr Recht gesichert sei. Die Parität fordert deßhalb geradezu confessionelle Gymnasien, wie sie früher es waren. Mit Berufung auf die Parität hat jüngst die Kammer es durchgesetzt, daß ein katholischer Professor der Geschichte an der Münchener Universität aufgestellt werde. Was für die Universität nothwendig erschien, ist ungleich nothwendiger für das Gymnasium, wo der Schüler einem seine religiöse Ueberzeugung verletzenden Unterricht nicht aus dem Wege gehen kann, wie auf der Universität.

Ein Geistlicher, welcher an einem norddeutschen Gymnasium studirte und der einzige Katholik in seiner Klasse war, bemerkte mir, er glaube bei dem Geschichtsunterricht keinen wesentlichen Nachtheil gehabt zu haben, weil er eben a priori gegen alles mißtrauisch gewesen sei, was der Professor über katholische Verhältnisse sprach. Er suchte dann durch Lektüre katholischer Geschichtswerke das Gehörte zu

rektificiren. Damit könnte sich nöthigenfalls auch bei uns unter ähnlichen Verhältnissen ein junger Mann vor geistigem Schaden bewahren. Aber wird er immer zu diesem Mittel greifen? Wird ihm die Widerlegung auch immer sofort zur Hand sein? Wird er immer die Nothwendigkeit einer Widerlegung fühlen, namentlich wenn die Invektive im Tone souveräner Sicherheit vorgetragen wird? Und welch' ungeheuerliche Zustände wären das, wenn der Schüler mit vollem, vielleicht auch noch so sehr begründetem Mißtrauen dem Unterricht beiwohnen würde! Darum abermals: Confessioneller Geschichtsunterricht! Und zwar durch einen Fachlehrer.

Und dieser Geschichtslehrer soll seyn der Religionslehrer der betreffenden Confession. Der Referent in der Kammer geht nicht so weit. Er wünscht nur bei gemischten Klassen für die Minorität den Unterricht in der Geschichte durch deren Religionslehrer Wir tragen kein Bedenken, dasjenige für alle Gymnasien zu fordern, was Jahre lang an neun Gymnasien unbeanstandet existirte. Wir fordern das jetzt schon, was der Abgeordnete Herz als die nächste Forderung nach dem auf Ertheilung des Geschichtsunterrichtes nach Confessionen hinzielenden Antrag fürchtete. Zu unserer lebhaften Freude hat sich seine Befürchtung auch bereits einigermaßen realisirt, indem der Reichsrath Bischof von Ehrler dasselbe als „die einfachste Lösung aller Schwierigkeiten" bezeichnete.

Zur Zeit, als diese Frage in Fachblättern lebhaft ventilirt wurde, im Jahre 1865, sprachen sich selbst Philologen in zustimmendem, wenigstens nicht abweisendem Ton darüber aus. Markhauser meint, es lasse sich dieser Forderung ein gewisser Grad der Berechtigung nicht abstreiten; Bauer will die Geschichte lieber in die Hände der Religionslehrer, als der „Fachmänner" gelegt wissen. Auch Thiersch sprach seiner Zeit die Ansicht aus, wenn ein ausführlicher Vortrag für die Schule als nothwendig erkannt werde, so sei der Geschichtsunterricht für die oberen Klassen von dem Religions-

lehrer zu geben.[1]) Herr Herz dagegen meint, „zum Lehrer der Geschichte eigne sich der Geistliche am allerwenigsten weil er (er setzt rücksichtsvoll bei: in der Regel) vermöge seines Berufes jene Objektivität des Urtheils und jenes Maß von Unbefangenheit nicht besitze, welches zum Geschichtsforscher und auch zum Lehrer der Geschichte erforderlich sei."

Warum? ist aus seiner Rede nicht zu ersehen. Den subjektiven Willen, die Wahrheit einfach und ungeschminkt vorzutragen, stellt er zum Glück den Geistlichen nicht in Abrede, sondern nur die objektive Befähigung. Welche Beleidigung er damit allen katholischen Gelehrten geistlichen Standes in's Angesicht schleudert und wie wenig diese Behauptung gegründet ist, hat er wohl kaum überlegt. Ich wenigstens kann mir nicht denken, warum die Stellung des Geistlichen zur objektiven Erforschung und Beurtheilung der Wahrheit eine andere seyn soll, als die eines Laien. Hat er, weil er Priester ist, weniger scharfen Verstand, weniger Befähigung zu logischem Denken, weniger Combinationsgabe? Das wird man doch nicht im Ernste behaupten wollen. Wir wollen dem Abg. Herz nicht imputiren, daß er meine, es fehle dem Geistlichen an der subjektiven Wahrhaftigkeit, was Oertzen in seiner Polemik gegen Janssen geschmackvoll dahin ausspricht, „daß die (katholische, nach ihm päpstliche) Schreibung der Geschichte nicht nach Billigkeit und Wahrheit strebt, sondern das römisch kirchliche Bedürfniß über Alles stellt."[2]) Er meint vielleicht nur, es werde dem Geistlichen der Muth fehlen, auch dunkle Punkte zu berichten, welche sich an katholischen Persönlichkeiten, namentlich an Bischöfen und Päpsten da und dort finden könnten. Auch darüber kann er beruhigt seyn und braucht keine Schönfärberei zu fürchten. Erst in den letzten Tagen des Februar sagte Papst Leo in einer Audienz der katholischen Geschichtsforscher, welche das

1) Ph. Hergenröther, l. c. 22.

2) Janssen, Ein zweites Wort an meine Kritiker. 106.

Hospiz im Campo Santo der Deutschen zu Rom als Vereinigungspunkt gewählt: „Wir haben keine Furcht vor Veröffentlichung der Dokumente; denn jeder Papst hat, der eine mehr, der andere weniger, und oft unter den schwierigsten Verhältnissen für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden gearbeitet, und diese Wirksamkeit erstreckt sich auf alle Völker." Und überdieß weiß jeder Katholik wohl zu unterscheiden zwischen göttlicher Institution und menschlicher Verirrung; seine Achtung vor der Kirche leidet nicht dadurch, daß einzelne oder viele ihrer Kinder dem von ihr gelehrten Ideale der Heiligkeit sehr ferne geblieben sind. Aber er wird die Kirche als göttliche Institution auch nicht verantwortlich machen für dasjenige, was in der mißbrauchten Freiheit ihrer Kinder seinen Grund hat. Und diese sehr nothwendige Distinktion machen bekanntlich viele Geschichtsschreiber und wohl auch manche Geschichtslehrer nicht.

Papst Leo XIII. hat eine andere Anschauung von der Befähigung der Katholiken zur historischen Forschung, zugleich eine Anschauung von der Aufgabe einer unbefangenen Geschichtsforschung, welche der Herr Abgeordnete hoffentlich vollinhaltlich unterschreiben wird. In dem oben citirten Schreiben an die Cardinäle sagt er: „Tüchtige Kräfte, in diesen Fächern wohl bewandert, müssen in der Weise und Absicht die Geschichtsschreibung unternehmen, daß die Wahrheit ungetrübt an den Tag kommt. Der einfachen (gefälschten) Erzählung stelle man eingehende und gründliche Untersuchungen gegenüber, keck hingeworfenen Behauptungen wohlerwogene Urtheile, oberflächlichen Ansichten gediegene Sachkenntniß. Man strebe besonders dahin, auf Grund der Quellen Erdichtungen und Fälschungen zu widerlegen." So schreibt der hl. Vater an die drei genannten Kirchenfürsten, welchen die literarischen Schätze des Vaticans anvertraut sind, und er hat dabei die Forschungen im Auge, welche zur Zeit dort von jungen Theologen gemacht werden.

Aber der Religionslehrer hat für den Geschichtsunterricht

keine specielle Vorbildung! Es gehörte nicht wenig Muth dazu, daß der Abgeordnete Dr. Orterer, selbst Philolog, seinen Collegen und deren Sichberufen auf Fachbildung gegenüber auszusprechen wagte: „Die Anforderungen für dieses Fach sind nicht so erschrecklich groß, als man zu glauben pflegt. Welches ist denn die Vorbildung, welche dem Durchschnitt der Gymnasiallehrer in dieser Richtung zu Gebote steht? Ich glaube, daß jeder richtige und tüchtige Theolog, der sein Fachstudium mit Eifer und Ernst betrieben hat, und der etwa auch noch darauf bedacht war, sich einst der Gymnasiallaufbahn zu widmen, genau dasselbe leistet und leisten kann." — Ich sage noch mehr: Er hat diese Vorbildung in höherem Grade, als die meisten Philologen! Das Gymnasium verläßt der künftige Theologe mit denselben Geschichtskenntnissen wie der künftige Philologe. Im philosophischen Jahr hört er in jedem Semester ein Collegium über Geschichte; im Fachstudium vier Semester Kirchengeschichte, und ich wiederhole, Welt- und Kirchengeschichte lassen sich nicht von einander trennen; wenn man die Weltgeschichte ohne die Kirchengeschichte behandeln wollte, so würde man einen der mächtigsten Faktoren ignoriren und damit zu einem ganz falschen Bilde kommen. Wie viele Philologen aber hören sechs Semester Geschichte? Dazu hat der Theologe eingehende Kenntniß des Kirchenrechtes, und der Mangel daran macht sich bei manchen Historikern recht empfindlich bemerkbar.

Mit Recht fordert man für den Geschichtsunterricht einen Pädagogen, da derselbe in weit höherem Grad der Erziehung dient, als die übrigen Fächer, die Religionslehre ausgenommen. Auch dieser Forderung entspricht der Religionslehrer in besonderer Weise. Er hat seine Collegien über Pädagogik gehört und seine Kenntnisse durch Examina erprobt, während unseres Wissens dieselbe nicht mehr im Verzeichniß der Fächer steht, aus welchen die Philologen geprüft werden. Und was ungleich wichtiger ist, wenn der Geistliche vor seiner Berufung zum Lehramt einige Zeit in

der Seelsorge war, was doch die Regel ist, dann hat er weit mehr Gelegenheit gehabt, sich Menschenkenntniß zu erwerben, als der Philologe, der gerade aus der Schule kommt und sofort wieder in die Schule tritt und dadurch leicht der Gefahr der Einseitigkeit und der Principienreiterei ausgesetzt ist. Ueberdieß haben die Bischöfe unter den zum Religionsunterricht Vorzuschlagenden die Auswahl und werden nur vollkommen Befähigte und Erprobte in Vorschlag bringen, während die Philologen alle angestellt werden müssen, wenn nur der Durchschnitt der Einzelnoten noch bis an die äußerste Grenze der zur „Befähigung" nöthigen Gesammtnote reicht. Mit gutem Grund hat man jüngst die Forderung eines Probejahres gestellt.

Der Nutzen der historischen Seminarien, welche die Philologen besuchen, ist bezüglich der formellen Bildung nicht zu unterschätzen. Aber für Erwerbung ausgebreiteter Geschichtskenntnisse dienen sie gewiß nicht, da eben dort nur sehr eng begrenzte Specialarbeiten gefertigt werden. Und Niemand wird von dem Geschichtslehrer an der Mittelschule verlangen, daß er die ganze Geschichte aus den Quellen kenne; überdieß ist ein tüchtiger Geschichtsforscher durchaus nicht eo ipso ein tüchtiger Geschichtslehrer.

Aber der Religionslehrer hat seine Kenntnisse in der Geschichte nicht durch ein Examen erprobt! Weit öfter und eingehender als ein Philologe. Dieser macht am Schluß seiner Universitätsstudien den Concurs und wird bei demselben ¼, wir wollen sagen ½ Stunde aus der Geschichte geprüft. Der künftige Theologe, der seine Studien an einem Lyceum macht, wird nach Vorschrift der Bischöfe in der Regel in jedem Semester das Examen aus allen Fächern, also auch aus der Weltgeschichte machen. Als Candidat der Theologie macht er vier Examina aus der Kichengeschichte und bei dem Pfarrconcurs noch eine schriftliche Arbeit aus derselben. Also in den vier Jahren seines academischen Studiums in der Regel sechs Prüfungen aus der Geschichte und nach weiteren vier

resp. fünf Jahren noch ein siebentes! Hat er dabei nicht ohne Vergleich mehr Gelegenheit, geschichtliche Kenntnisse zu erproben, als der Philolog bei einem Examen von ¼ oder ½ Stunde?

Aber wenn es gerade ein eigenes Examen für die venia docendi seyn muß, dann ordne man ein solches an, wie man es für andere, auch facultative Lehrgegenstände bis herab zur Stenographie gethan, und es werden sich genug junge Priester finden, die sich demselben unterziehen. Und dann gebe man dem Religions- und Geschichtslehrer nicht bloß Titel und Rang, sondern auch den Gehalt und die pragmatischen Rechte eines Gymnasialprofessors.

Wir sind überzeugt, daß bei confessionell getrenntem Geschichtsunterricht der Friede unter den Confessionen weit besser gewahrt werden wird. Denn wenn Professor Baumgarten[1]) meint: „Wenn unsere katholische Jugend überall im Geiste Janssens unterrichtet, die deutsche Entwicklung im Lichte der Janssen'schen Construction anzusehen gelehrt würde, und wenn einer solchen katholischen Tendenz eine ähnliche protestantische entgegenträte, so müßte der confessionelle Hader unter uns eine Gluth erreichen, welche bei unserer nationalen Existenz geradewegs verhängnißvoll werden würde. Man könnte dann wirklich fast wieder Religionskriege fürchten": so sind das Windmühlen, gegen die er kämpft. Was er katholische Tendenz heißt, ist eben nur ein Urtheil vom katholischen Standpunkt aus. Hofmann war anderer Ansicht; er meinte auf der oben genannten Versammlung deutscher Schulmänner zu Nürnberg: „Man braucht nicht gleich an Dragonaden und Religionskriege zu denken, wenn ein ernstes Wort von beiden Seiten (über confessionelle Fragen) geredet wird." Entschiedene, überzeugungstreue, opferwillige Charaktere bilden sich nur unter dem Einfluß einer Erziehung, die von religiösem Geiste getragen und durchdrungen ist. Wie sie ihre

1) Janssen, An meine Kritiker, S. 221.

eigene Ueberzeugung hochhalten, so werden sie auch eine fremde, ehrliche Ueberzeugung respektiren und gewiß nicht muthwillig verletzen. Mit einem confessionslosen Unterricht erzieht man charakterlose, schwächliche, schwankende Menschen, welche zu allem Möglichen taugen, nur nicht zu Stützen des Staates und der Kirche. „Nichts ist verderblicher, als Verschwommenheit und Unentschiedenheit; nur dann können die Confessionen sich gegenseitig achten, wenn jede ihr Recht wahrt. Wer aber Unvereinbares in Eins zusammenwerfen will, wird allem schaden. Durch Festhalten an der eigenen Ueberzeugung wird der Friede nicht bedroht, wohl aber dadurch, wenn man das Recht eines Theils beeinträchtigt.“ [1])

LXII.

Wie man in Frankreich Deutschland lobt. [2])

Der gelehrte und wegen seiner glänzenden Kanzelberedsamkeit hochgefeierte Dominikanermönch P. Didon in Paris hat vor zwei Jahren eine Reise nach Deutschland gemacht, um die deutsche Sprache und die deutsche Wissenschaft kennen zu lernen. Er besuchte zu diesem Zwecke die Universitäten Leipzig, Halle, Berlin, Göttingen, München, Tübingen. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich stellte er die Resultate seiner Beobachtungen zusammen und veröffentlichte dieselben anfangs

1) Hergenröther l. c. 21.

2) Les Allemands par le Père Didon des frères prêcheurs. 1 vol. in 8°. 423 p. Paris, Calmann Lévy 1884. (7 fr. 50 c.)

Februar dieses Jahres unter dem Titel: „Les Allemands." Noch in demselben Monat ging es wie ein Lauffeuer durch Deutschland, daß endlich das Unmögliche möglich geworden: daß ein Franzose Deutschlands Größe preise und Frankreichs Schwäche eingestehe. Die Blätter aller Farben sprachen daher mit Achtung von dem Buch und seinem Verfasser.

Wer nun das Buch bloß aus den Zeitungsberichten kannte, konnte kaum erwarten, daß es in Frankreich eine günstige Aufnahme finden werde. Wir waren darum sehr erstaunt, als uns anfangs März die siebente, und einige Wochen später die vierzehnte Auflage desselben in die Hände kam. Jetzt soll, wie wir aus sicherer Quelle erfahren haben, schon die achtzehnte Auflage ausgegeben seyn: gewiß ein Erfolg, der bei dem keineswegs geringen Preis des Buches enorm zu nennen ist, zumal wenn man bedenkt, daß gleichzeitig noch ein anderes französisches Werk über die Deutschen erschienen ist und ein drittes in Aussicht gestellt wurde. P. Didon's Werk hat also auf die Franzosen einen großen Reiz ausgeübt. Es klingt dieß allerdings sonderbar, daß ein und dasselbe Buch zwei einander feindlich gegenüberstehende Nationen soll anziehen können. Eine Besprechung desselben dürfte schon darum von einigem Interesse seyn.

P. Didon ist ein Lobredner Deutschlands. Die Deutschen gelten ihm als großes Volk, groß durch ihre militärische Macht, groß durch ihre Wissenschaft. Die gewaltigen, mit ungeheurem Luxus erbauten Kasernen, welche er in Preußen, in Bayern, in Württemberg, in Sachsen gesehen hat, anerkennt er als lebendige Zeugen eines mächtigen Militärstaates. Er wundert sich nur, wie ein Volk, von welchem er gehört hatte, daß es arm sei, solche Paläste für zwei Millionen Soldaten habe bauen können. Er staunt über die Begeisterung, mit welcher alle Herzen für das Militär schlagen, eine Begeisterung, deren praktische Probe er in der freundschaftlichen Bewirthung der Soldaten bei einem Herbstmanöver wahrgenommen. Er rühmt den Stolz, mit welchem Solda-

ten und Offiziere ihre Uniform tragen, das Vertrauen, mit welchem alle ausnahmslos zu dem großen Strategen Moltke und zu den durch ihn geschulten Heerführern emporschauen, die unbedingte Subordination, welcher sich jeder unterzieht, um die große Idee, Deutschland zur Beherrscherin der Völker zu machen, immer mehr zu realisiren. Er denkt es nicht bloß, sondern er spricht es an vielen Stellen offen aus, daß Deutschland die erste und bestorganisirte Militärmacht der Welt sei.

Noch höher als das deutsche Militär stellt P. Didon die deutsche Wissenschaft, welche nach seiner Ansicht zu solcher Blüthe und zu solch großartigem Einfluß auf das Leben nur kommen konnte durch die Universitäten. Das deutsche Reich habe 22 Universitäten und stehe dadurch einzig da in der Welt. Man finde, sagt er, anderswo Elementarschulen, Collegien, Lyceen, Fachschulen, Institute für hohe Politik, Facultäten, welche den Neid Deutschlands erregen dürften, aber nirgends finde man Universitäten, welche einen Vergleich mit den deutschen Universitäten aushalten könnten. Was er über die innere Einrichtung dieser unserer höchsten Bildungsanstalten, über ihre freie Verwaltung, über das Verhältniß der Professoren der verschiedenen Facultäten zu einander einerseits und zu den Studenten andererseits, über die Vortheile, welche der Wissenschaft aus dem lebendigen Verkehr der verschiedenen Fachgelehrten erwachsen, über die Lehr- und Lernfreiheit, über die Studentenverbindungen sagt (S. 24 ff., 98—133), gehört zu den wärmsten Anerkennungen, die je den deutschen Universitäten gespendet worden sind. P. Didon ist unerschöpflich in Bildern, welche die segensreiche Wirkung der Universitäten veranschaulichen sollen. Er nennt sie die Seele des Landes; er vergleicht sie im Organismus des deutschen Reiches mit dem Gehirn, von welchem die großen politischen und militärischen Ideen ausgehen, während das Militär selbst nur die eiserne Hand sei, welche diese Ideen in Thaten umsetzt. Er preist sie als die Feuerherde, an welchen glühen-

der Patriotismus in die jugendlichen Studentenherzen eingegossen werde und sich von da dem ganzen Volke mittheile. Er glaubt, daß die Universitäten dem an sich todten militärischen Körper Leben eingehaucht, seine Hände und Füße in Bewegung gesetzt, ihm das schneidigste Schwert in die Hand gegeben und das Geheimniß verrathen haben, wie man in der kürzesten Zeit am meisten Menschen niedermähen kann. Den Universitäten schreibt er darum an den Siegen über Frankreich den größten Antheil zu. Ohne die Universitäten, meint er, wäre es Deutschland nie eingefallen, eine Großmacht werden zu wollen. Die Universitäten bezeichnet er daher als den Eckstein des deutschen Reiches. (S. 254.)

Um die Vortheile der Universitäten in eine noch hellere Beleuchtung zu rücken, zeichnet er die Schatten des Facultätensystems in Frankreich. Er beklagt es bitter, daß in Frankreich die einzelnen Facultäten (die philosophische, medicinische, juristische, theologische) räumlich und auch geistig von einander getrennt seien. Dadurch sei die Wissenschaft in Ketten gelegt worden, es haben sich feste, stereotype Programme gebildet, welche für Schüler und Lehrer unerträglich seien; der Stoff der einzelnen Disciplinen habe sich krystallisirt, sei in starre Formen gegossen worden, sei still gestanden, während doch die Zeit rastlos vorwärts eile. Er beklagt insbesonders die Isolirung der theologischen Facultäten in Frankreich, bedauert, daß man es mit den Candidaten des geistlichen Standes gemacht habe wie Noe, der mit den Seinen in die Arche flüchtete und die Thüre hinter sich zuschloß. Er sagt, daß auf diese Weise die Theologie verknöchere, während sie durch Berührung mit anderen Wissenschaften die alten abgegriffenen Münzen immer wieder einschmelzen und neues, gangbares Geld daraus prägen müsse. Als Beispiel führt er die ungemeine Bereicherung und feine Durchbildung an, welche der Begriff „Sohn Gottes“ durch Berührung mit der heidnischen Metaphysik erhalten habe. Er betrachtet es darum als ein Zeichen deutscher Klugheit, daß die theologi-

schen Facultäten überall den Universitäten eingegliedert seien, und schreibt die Blüthe der theologischen Wissenschaft in Deutschland, insbesonders die unübertroffene Stärke in der Kritik gerade dieser Verbindung mit den Universitäten zu. Er rühmt die Erziehung der katholischen Theologen in Tübingen, welche nicht abgesperrt seien von der Welt, aber doch auch nicht zu sehr in sie verwickelt werden und denen es gestattet sei, die Vortheile der Universität zu genießen.

So anerkennend aber P. Didon über Deutschland spricht, Frankreich gilt in seinen Augen doch unendlich viel mehr. Frankreich ist äußerlich verstümmelt und auch innerlich furchtbar krank. Er weiß es und bekennt es, wenn er sagt: „Il semble à l'observateur que notre pays soit atteint d'une sorte d'épilepsie, ce mal mystérieux et terrible qui se traduit par d'affreuses convulsions.“ Aber deßwegen schenkt er sein Herz doch nicht der jugendfrischen Germania, er fällt nicht nieder, um sie anzubeten, wie es ehedem die Deutschen Frankreich gegenüber gethan haben: sein Herz gehört dem Vaterlande. „Ich liebe mein Vaterland mit leidenschaftlicher Liebe“, sagt er gleich in den ersten Zeilen seines Werkes. Trotz aller Gebrechen, an welchen Frankreich leidet, ist es für ihn ein politisches Dogma, daß nicht Deutschland, sondern Frankreich ein Recht auf die Herrschaft der Welt hat, weil nicht Deutschland, sondern Frankreich von der Vorsehung bestimmt ist, an der Spitze aller Völker zu marschiren, bestimmt dazu durch seine überaus günstigen geographischen und klimatischen Verhältnisse, bestimmt dazu durch seinen Reichthum und durch seine Sprache, welche Weltsprache ist, bestimmt durch seine genialen Geistesgaben, bestimmt endlich durch seinen angebornen Trieb, nicht egoistisch, sondern international thätig zu seyn, nicht nur für sich zu sorgen, sondern auch für andere etwas zu thun (S. 319). Frankreich darf sich daher nach seiner Meinung nur aufraffen, so wird es in jeder Beziehung den Deutschen überlegen seyn, es darf nur dieselben Mittel anwenden, welche Deutschland groß gemacht

haben, und sofort wird Frankreichs Stern hoch über dem Deutschlands stehen; es darf nur einig werden, wie Deutschland einig ist; es darf nur seine geistigen Kräfte geschickt verwerthen, wie sie in Deutschland verwerthet werden; es darf zu diesem Zwecke nur Universitäten errichten, wie sie in Deutschland existiren. Die Franzosen dazu zu entflammen: das ist die Grundtendenz des Buches, das ist der rothe Faden, der sich durch alle Schilderungen hindurchzieht. Also nicht um den Deutschen ein Ehrendenkmal zu errichten, auch nicht um den Franzosen eine bloße Unterhaltungslektüre zu liefern, schrieb Didon sein Werk, sondern zu dem bestimmten Zweck, die Franzosen aufzufordern, durch Adoptirung und Verbesserung derjenigen Institutionen, welche Deutschland groß gemacht haben, die Deutschen zu übertreffen. Deßwegen konnte sich Didon nicht damit begnügen, den Franzosen nur das Zifferblatt des deutschen Volkes zu zeigen, etwa die militärische Macht zu schildern: er mußte sie hineinblicken lassen in das Räderwerk, welches diese Zeiger treibt, er mußte ihnen die Kraft aufdecken, welche das ganze Triebwerk in Bewegung setzt. Da Didon diese Kraft in den Universitäten erblickt, mußte er sie als solche darstellen und verherrlichen. So ist das Buch allerdings eine Verherrlichung Deutschlands, aber nur indirekt. In direktester Weise zielt es auf die Verherrlichung der Franzosen ab: es will Frankreich in politischer, socialer, religiöser, moralischer, militärischer, wissenschaftlicher Beziehung zur ersten Macht der Welt machen. So begreift es sich, daß die Franzosen, obgleich ihnen Didon manche bittere Wahrheiten sagt, das Buch dennoch mit wahrhafter Gier gelesen haben.

Wenn wir unser Urtheil über das Buch abgeben sollen, so gereicht es uns zur Freude, viele Vorzüge desselben constatiren zu können. Wir anerkennen vor allem das umfassende Wissen des Verfassers, seine tiefe, edle Weltanschauung, seine durchaus praktische Philosophie, welche er in lichtvoller Klarheit entwickelt. Wir rechnen es ihm zum Verdienst an, daß

er die Fesseln sprengen will, in welche die Wissenschaft und Erziehung in Frankreich gelegt ist. Die Wissenschaft soll frei seyn und die Erziehung soll frei seyn, denn nur in der Freiheit entwickelt sich der Menschengeist in normaler Weise. Freilich darf die Pyramide auch nicht auf die Spitze gestellt werden. Wir bezeichnen es als einen Vorzug, daß Didon da, wo er von Religion spricht, vor allem deren sociale Bedeutung, deren unbedingte Nothwendigkeit für eine gedeihliche politische und sociale Entwicklung hervorhebt. So wird das Buch auch von denjenigen gerne gelesen werden, welche ein Predigtwerk nicht lesen würden, und es wird auch auf sie einen nachhaltigen Eindruck machen.

In formeller Hinsicht ist das Buch ein Meisterwerk und läßt in Didon sofort einen großen Schüler des großen Lacordaire erkennen. Er hat die beneidenswerthe Gabe, alles was er sagt, interessant zu sagen. Die Kühnheit seines Geistes läßt ihn immer neue Gesichtspunkte auffinden und die unbedingte Beherrschung der Sprache ermöglicht es ihm, denselben jedesmal den richtigen Ausdruck zu verleihen. Die Darstellung ist bald ruhig und einfach, dem Bach vergleichbar, der sich wie ein Silberfaden durch die Fluren zieht, bald lebendig und bewegt wie ein Strom, der tosend seine Wogen dahinwälzt. Da wo es gilt, die Franzosen für seine Reformpläne zu begeistern, weiß er eine gewaltige Glut in seine Worte zu legen. Daher finden sich in dem Buch nicht selten Partien von wahrhaft hinreißender Gewalt und Eindringlichkeit.

Nach diesen Bemerkungen müssen wir uns auch das Recht nehmen, einige Ausstellungen zu machen an dem literarischen Bau, den Didon in fast zu kurzer Zeit aufgeführt hat. Wir müssen gegen denselben vor allem den Vorwurf des Mangels an Einheit erheben. Es ist ein deutsch-französisches Bauwerk. Das Fundament und Parterre ist aus deutschen Quadern gebaut, das zierlichere Stockwerk dagegen aus französischem Material. Auch wurde bisweilen der Meißel zu stark angelegt, die natürliche Außenseite der Steine

nicht selten zu sehr geglättet, ja sogar übertüncht und polirt. Die Studentenverbindungen z. B. sind zu sehr idealisirt. Auch die Lehrfreiheit besteht bei uns nicht in solch' schrankenloser Ausdehnung, wie Didon meint. Es wäre auch kein Glück, weder für den Staat noch für die Kirche. Denn was würde herauskommen, wenn Heiden und Juden, Gläubige und Ungläubige, Rationalisten, Pantheisten, Atheisten ihre Lehrstühle auf den Universitäten errichten dürften? Die Stimme der Wahrheit würde nicht mehr durchdringen, jedenfalls bei der Beschaffenheit des menschlichen Herzens, das von Natur zum Bösen neigt, nicht mehr gehört werden wollen.

Im Innern des Baues tritt uns derselbe Mangel entgegen. Die 32 Abtheilungen (22 Capitel und 10 Appendices), deren äußere Abgrenzung und innere Einrichtung ziemlich willkürlich ist, gehören nicht den Deutschen allein. Den Deutschen sind zwar die Haupttheile eingeräumt, aber ein Drittel des ganzen Baues ist von den Franzosen bewohnt, die mit beredter Zunge aufgefordert werden, die Deutschen aus dem Bau zu verjagen. Wenn aber auch das ganze Gebäude aus deutschem Material, in deutschem Stil für die Deutschen allein aufgeführt wäre, so könnten wir ihm doch nicht unbedingte Anerkennung zollen. Wir müssen sagen: Didon hat zu klein gebaut. Deutsches Leben, deutsche Sitte, deutsche Kunst, deutsche Gesetze und Gerichte könnten in so engem Rahmen nicht untergebracht werden. Und doch dürften wir das erwarten von einem Buch, das sich schlechthin „die Deutschen" nennt. Wir sehen also, daß der allgemeine Titel „Les Allemands", der über dem Portal prangt, in mehrfacher Hinsicht nicht paßt.

Auch können wir es uns nicht versagen, auf den Mangel an Consequenz aufmerksam zu machen. Bald schildert Didon die Deutschen als wissenschaftliche Größen, bald sind es nur fleißige Forscher und Sammler, denen schöpferische Kraft und Originalität durchaus fehlt. In eigenthümlicher Liebenswürdigkeit vergleicht er sie mit Ochsen, welche langsamen

Schrittes dahertrabend den Boden durchfurchen. Aber säen kann der Ochs doch nicht, er kann nur ackern. So meint Didon, seien auch die Deutschen recht, um von alten vergilbten Documenten den Staub zu klopfen, alte Handschriften aufzustöbern, eine Lesart zu verbessern; aber daraus geniale, epochemachende Ideen für die Welt gewinnen — das können nur die feurigen Franzosen, zum Theil auch noch die Italiener und Engländer. In den gleichen Widerspruch mit sich selbst geräth Didon übrigens auch bei der Schilderung der wissenschaftlichen Zustände seines eigenen Landes. „Die Wissenschaft", sagt er, „ist in einer stolzen Entwicklung. Welche Fülle von Licht bricht sich Bahn durch unsere Welt, die jetzt frei ist von Unwissenheit und Finsterniß. Das Auge schaut nach allen Horizonten aus!" An einer anderen Stelle beklagt er die jämmerliche Zersplitterung der französischen Wissenschaft. In einem Abschnitt wird deutsche Einigkeit und deutscher Patriotismus den Franzosen als leuchtendes Beispiel vor Augen gestellt, es wird gesagt, daß auch in Deutschland Parteien sich finden, daß aber alle Streitigkeiten schweigen, wenn es sich um das Vaterland handle (S. 250); es wird das große Wort gesprochen, welches vielleicht das Rühmendste und nur dem zu vergleichen ist, was den Eberhard im Bart unsterblich macht: daß kein Deutscher im Verdacht stehe, Sonderinteressen auf Kosten des Vaterlands zu nähren (S. 284); in einem andern Abschnitt steht das gerade Gegentheil. Damit die Franzosen nicht verzweifeln an der Möglichkeit, den deutschen Ring zu sprengen und ein Stück aus der deutschen Einigkeit herauszureißen; um ihnen Appetit zu machen, Elsaß-Lothringen zu verspeisen, sagt er: daß die Völker des deutschen Reiches nicht organisch in einander verwachsen, sondern nur mechanisch mit eisernen Klammern an einander geheftet seien. Wenn man diese Klammern herausziehe, falle das deutsche Reich auseinander. „Es gewinnt den Anschein, als ob die Bundesvölker, dieser Bande überdrüssig, sehnsüchtig nach Befreiung in die Ferne schauen. Pour briser cette

unité," sagt er (S. 20) „il suffirait d'un coup d'épée de la France!" Bald sind die Deutschen aufrichtige, gutmüthige Leute mit blauen Augen, in welche auch ein Franzose gerne hineinschaut, bald sind dieselben Deutschen unaufrichtig, zugeknöpft und haben lauter Katzenaugen.

Die politischen Anschauungen Didon's wollen wir nicht kritisiren, da es sich von selbst versteht, daß sie den unsrigen entgegengesetzt sind. Jedoch mögen einzelne hier genannt seyn. In der innern Politik huldigt Didon, wenn wir uns nicht täuschen, der Republik. Er spricht sich zwar nirgends positiv aus, aber sein ganzes Buch ist von demokratischem Geiste durchweht. In der äußern Politik möchte er alle Völker wieder in den Dienst Frankreichs ziehen. Diese Hoffnung leuchtet überall durch. Den Deutschen stellt er keine gute Zukunft in Aussicht. Er sagt: „Deutschland, das geschaffen worden ist durch Gewalt, ist auch dazu verurtheilt, sich durch Gewalt zu erhalten. Gewalt aber hat noch nie etwas Dauerndes geschaffen. Was seine Existenz einer Eroberung oder Annexion verdankt (die Eroberung von Elsaß-Lothringen hält Didon für einen Raub, für ein schreiendes Unrecht, das Frankreich zugefügt wurde), ist wieder zu Grunde gegangen. Die Geschichte hat diese Wahrheit noch nie Lügen gestraft. Die prophetischen Worte, welche den Balthasar beim Festmahl erblassen ließen, wurden aufs neue von Jahrhundert zu Jahrhundert durch eine unsichtbare Hand geschrieben, wenn dieselbe Politik siegestrunken Orgien feiert, und fordern dieselbe Rache. So fern auch diese Perspektive seyn mag, der Besiegte kann mit fester, männlicher Hoffnung darauf bauen. Denn die Gerechtigkeit fordert früher oder später gerechte und heilige Rache. Darum werden die Franzosen in Elsaß und die Slaven des zerstückelten Polen eines Tages ihre Nationalität wieder finden" (S. 78). Ein Krieg Deutschlands mit Rußland scheint ihm unvermeidlich. Er könne durch die persönlichen Beziehungen der beiden Regenten hinausgezögert werden, aber er müsse einmal kommen. In jener für Deutschland höchst

kritischen Lage meint Didon, könne sich Frankreich revanchiren. Da werden alle sich um die Gunst Frankreichs bewerben wollen. Deutschland werde nach Frankreich eilen, aber nicht um es wieder zu besiegen, sondern um eine Allianz zu kaufen.

Tübingen Dr. Wahl.

LXIII.

Die Beschreibung des Bisthums Augsburg.

Seit wir in diesen Blättern den zweiten Band dieses in seiner Art einzigen Werkes besprochen (Bd. 57, 736—740), sind in gemessenen Zwischenräumen zwei weitere ganz stattliche Bände erschienen.[1] Das großartig angelegte Unternehmen schreitet langsam, aber dafür in einer geradezu musterhaften Gründlichkeit voran. Der dritte Band behandelt auf 1276 Seiten die drei Landkapitel Dillingen, Dinkelsbühl und Donauwörth; der vierte auf 996 Seiten die vier Landkapitel Friedberg, Füssen, Höchstätt, Hohenwart. Ein ungeheures Material ist wiederum in diesen Bänden bewältigt, in denen die Forscherkraft und Umsicht des gelehrten Herausgebers sich glänzend documentirt. Jede Seite zeugt von der umfassen-

1) Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben von Dr. Antonius von Steichele, Erzbischof von München und Freising. III. Bd. 1872. IV. Bd. 1883. Augsburg, B. Schmid'sche Verlagshandlung.

den Kenntniß der Quellen und der Hilfsmittel, dem eindringenden Studium, der besonnenen historischen Kritik, der Klarheit und bewährten Sicherheit in Anordnung und Behandlung.

Ueber Plan und Anlage haben wir früher das Nöthige gesagt; auch die Methode, welche der hochwürdigste Herr Verfasser bei der Darstellung der einzelnen (alphabetisch geordneten) Landkapitel befolgt, ist die gleiche geblieben und bis ins kleinste Detail mit eiserner Consequenz durchgeführt. Neben der allgemeinen politischen und kirchlichen Geschichte und der topographisch-statistischen Beschreibung der Gegend und der Pfarreien ist kein irgendwie erhebliches, auf Alterthum und kirchliche Kunst, auf Rechts- und Sittengeschichte, auf Sage und Legende, auf Sprache und Glockenkunde bezügliches Moment außer Acht gelassen. Vor allem ist wieder der Geschichte der Rittergeschlechter, sowie der klösterlichen und sonstigen frommen Stiftungen eine sorgfältige, auf den Urkunden aufgebaute Forschung gewidmet, welche jeder Geschichtsfreund mit aufrichtigem Dank begrüßen wird.

Unter den Adelsgeschlechtern steht hier an Bedeutung, die übrigen weit überragend, obenan das erlauchte und fromme Haus der Grafen von Dilingen, ein Geschlecht von Stiftern (III. 31—67), mit dem größten Bischof Augsburgs, dem hl. Ulrich, an der Spitze, der, „wie ein glänzender Stern über dem Hause steht". Durch Schenkungen und Stiftungen leuchtet am meisten der Name des großmüthigen Grafen Hartmann IV. (1214—1258). Graf Manegold von Dilingen, zu Sulmetingen sitzend, ward durch seine Tochter Bertha Urgroßvater des berühmten Chronisten Hermannus Contractus, während Heilwig, eine Tochter des Grafen Ulrich von Dilingen-Kiburg, die Mutter Rudolfs von Habsburg wurde. Durch Hartmann V. endlich, den letzten männlichen Sprossen, der 1286 als Bischof von Augsburg starb, kam der größere Theil seines Erbes an seine bischöfliche Kirche, und so ist Schloß und Stadt Dilingen mit dem altehrwürdigen Witislingen „ein theures Kleinod des fürstlichen Hochstifts" ge-

worden und geblieben, so lange dieses selbst bestand. — Im Landkapitel Donauwörth befindet sich Bollstatt, der Sitz des alten Ministerialengeschlechts der Ritter von Bollstatt, welchem Europa's größter Gelehrter im Mittelalter, Albertus Magnus, entsproßte (III. 604). — Auf der Veste des Dorfes Hürnheim im Ries saß ein altes Geschlecht edler und freier Männer, aus deren Reihe Friedrich von Hürnheim denkwürdig bleibt, als einer der ritterlichen Deutschen, welche dem jungen Staufer Konradin in Treue nach Italien folgten und der mit dem königlichen Jüngling am 29. Okt. 1268 zu Neapel enthauptet wurde (III. 1235).

Aus der Reihe der klösterlichen Gemeinschaften, welche hier in Betracht kommen, nennen wir zunächst das Kloster der Dominikanerinen zu Medingen (III. 159—190), gegründet um 1240 von dem Grafen Hartmann IV. von Dilingen nach dem dringenden Wunsche seiner Gemahlin Willibirgis. In diesem Convent fanden vorzugsweise Töchter aus Familien des Landadels und aus dem Patriciat der Städte Aufnahme. Die berühmteste Nonne unter ihnen ist Margaretha Ebner, in der geistigen und religiösen Bewegung ihrer Zeit eine ganz bemerkenswerthe Erscheinung, geb. 1291 zu Nürnberg, Klosterfrau seit 1306, gestorben am 20. Juni 1351. Körperleiden, der Tod einer geliebten Freundin und Mitschwester brachten die contemplative mystische Richtung ihres Wesens zur Entwicklung, der Verkehr mit erleuchteten Meistern der Gottesweisheit führte sie auf dem Wege zur Vollkommenheit des mystischen Lebens in Gott stufenweise und stetig weiter. Tauler, der selbst in Medingen zugesprochen, Suso im nahen Ulm, Abt Niblung, der die herrliche Kirche zu Kaisersheim baute, waren ihr befreundet und standen mit ihr in Briefwechsel. Der eigentliche Berather ihres Seelenlebens aber war Heinrich von Nördlingen. — Weiterhin erscheint die Benediktiner-Propstei Roth, nahe der württembergischen Grenze, auch Mönchsroth genannt, eine Tochter der Abtei Hirschau (III. 476 ff.). Im Ries die Benediktinerinen-Abtei

Deggingen bei Nördlingen, eine sehr alte Stiftung; Steichele nimmt an, daß sie um die Mitte, wenn nicht schon in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts entstanden sei (III. 628—49). — Ebenfalls im Ries befand sich die Cisterzienserinen-Abtei Zimmern, zum Unterschied von andern Orten dieses Namens, die durchgängig uralt sind, gewöhnlich Kloster-Zimmern, auch Frauen-Zimmern genannt: eine Stiftung des Grafen Friedrich von Truhendingen mit seiner Gemahlin Agnes im Jahre 1245, säcularisirt durch die Grafen von Oettingen 1559 (III. 667—690). Durch Benützung des ehemaligen Kloster-Archivs war es dem Verfasser möglich, einen geschichtlichen Abriß über dieses bedeutende Kloster zu geben, welchem fast durchwegs „nur Original-Urkunden und einheimische Akten als Quelle zu Grunde liegen". Alles, was Dr. v. Steichele aus Urkunden mittheilt, zeichnet sich, wie dem Fachmann bekannt ist, durch unbedingte Verlässigkeit der Abdrücke aus.

Die Landkapitel Dinkelsbühl und Donauwörth umschließen ein Gebiet, von welchem im 16. Jahrhundert der größere Theil der katholischen Kirche entfremdet wurde. Hier spielt deßhalb ein nicht unwichtiges Stück Welt- und Kirchengeschichte herein, und da hiebei die katholische Vorzeit von 47 jetzt protestantischen Pfarreien zur Sprache kommt, so ergeben sich für den Forscher manche schätzenswerthe Beiträge zur Specialgeschichte der Reformation, namentlich zur protestantisirenden Thätigkeit der Häuser Ansbach, Oettingen und Pfalz. Die bisher wenig bearbeitete Geschichte der kleinen Reichsstadt Dinkelsbühl, besonders in der Zeit der Religionsbewegung interessant, wird in gedrängter Uebersichtlichkeit behandelt (III. 249—70, mit Nachtrag 314—18). Aus Dinkelsbühl stammt Deutschlands erster und berühmtester, noch heute gern gelesener Jugendschriftsteller Christoph Schmid (1768—1854). Sein Denkmal steht jetzt auf dem freien Platze vor der katholischen Pfarrkirche. Diese letztere, ein herrliches gothisches Bauwerk vom Jahre 1444, von den Meistern Nikolaus

Esser, Vater und Sohn, gebaut, ist eine der großartigsten Hallenkirchen und „sicherlich die schönste Kirche im Bisthum Augsburg"; auch der Ciborienaltar, aus der Bauzeit der Kirche, ist der einzige dieser Art im Bisthum (S. 271 f. 277). Die Beschreibung beider wird man mit Interesse lesen.

Zum Landkapitel Dinkelsbühl gehört die Stadt Feuchtwangen, die bis zum J. 1376 Reichsstadt gewesen, dann aber durch Verpfändung eine mittelbare Stadt des burggräflich-Nürnbergischen und Brandenburg-Ansbachischen Landes wurde. Von geschichtlicher Bedeutung ist das uralte, noch aus der Karolingerzeit stammende Benediktiner-Kloster und spätere (schon im zwölften Jahrhundert dazu umgewandelte) Collegiatstift dieser Stadt, dem eine gründliche, durchaus urkundliche Abhandlung gewidmet ist (III. 333—41, 349—67). Man findet hier auch einen vermehrten Abdruck (S. 341—349) der dreizehn Briefe, welche der Dekan Wigo, ein Tegernseer Mönch, der zwischen 982—1004 in Feuchtwangen weilte, von hier aus in Angelegenheiten seines Klosters an gekrönte Häupter, an seinen Bischof Liutold in Augsburg, an seinen Abt zu Tegernsee und an andere Personen richtete, und die uns in der Briefsammlung des gelehrten Scholasticus Froumund von Tegernsee hinterlassen sind; bis auf einen hat sie B. Pez in seinem Thesaurus veröffentlicht; aber wegen ihrer Bedeutsamkeit für Feuchtwangen und die Augsburger Bisthumsgeschichte ist der Wiederabdruck nach dem in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Originalcodex gerechtfertigt. „Diese Briefe sind für uns kostbare Reliquien und die lauterste Geschichtsquelle, welche Feuchtwangens Zustände am Ende des 10. Jahrhunderts und Wigo's Leiden, Freuden und Sorgen in lebendigen Bildern uns vor Augen führt." Die Protestantisirung des Stiftes und der Stadt durch die Gewaltmaßregeln des schritt- und schleichweise vorgehenden Markgrafen Georg von Ansbach, denen die Stiftsherren einen langen, aber vergeblichen Widerstand entgegensetzten — wobei sich besonders der Stiftsdekan Joh. Dietrich

durch treue Beharrlichkeit auszeichnete — bildet eine beachtenswerthe Illustration des eigenthümlichen Religionseifers, der so manchen fürstlichen Reformator bei seinem Neuerungswerke beseelte. Im J. 1563 war endlich der Zweck erreicht: das Stift konnte ohne Gefahr säcularisirt, das Stiftsvermögen dem landesfürstlichen Fiscus überwiesen werden (S. 380—93). Heute ist in Feuchtwangen nur eine ganz bescheidene katholische Pfarr-Curatie, und auch diese besteht erst seit 1862.

Einen weiten Bezirk umfaßt das Landkapitel Donauwörth, in das auch die katholischen Reste des ehemaligen Kapitels Nördlingen einbezogen sind. Der Landstrich ist das Ries, bekannt durch seine Fruchtbarkeit, aber auch historisch merkwürdig durch die großen Ereignisse, die sich auf diesem Boden abspielten. „Wenige Gegenden unseres Vaterlandes mag es geben, deren Boden über sich so wichtige Ereignisse für die Geschichte Europa's, Deutschlands, Bayerns dahinschreiten sah, wie der Bezirk der Kapitel Donauwörth und Nördlingen. In der Ebene des Rieses, im Angesichte der Provinzen Schwaben, Bayern und Ost-Franken, theilten im J. 876 die drei Söhne Ludwigs des Deutschen das Reich ihres Vaters; in der St. Johannis-Kirche zu Hohen-Altheim tagte am 20. September 916 die Synode oder Reichsversammlung, mittels welcher König Kunrat I. den Widerstand seiner schwäbischen Gegner zu brechen wußte; die Burg von Donauwörth sah am 18. Januar 1256 die blutige That, welche Herzog Ludwig von Bayern in unseliger Verblendung an seiner Gemahlin und ihrer Gefährtin vollzog; dasselbe Donauwörth übte, in fanatischer Erregtheit des Neuglaubens, im J. 1606 einen Akt gegen die alte Kirche, der die verhängnißvolle ‚Donauwörther Katastrophe' herbeiführte, welche für Deutschlands dreißigjähriges Kriegsfeuer eine Brandfackel wurde; bei Nördlingen tobte am 7. September 1634 die furchtbare Schlacht, in welcher der Schwede und der Weimarer von der Waffengewalt der Kaiserlichen zermalmt wurden; bei

Allerheim kämpften am 24. Juli 1645 Schweden und Franzosen glücklich gegen die Kaiserlichen und Bayern, deren Führer Mercy dort den Tod fand; endlich sah Donauwörth am 2. Juli 1704 die Schellenberger Schlacht, in welcher Kaiserliche und Engländer die Krieger Frankreichs und Bayerns in mörderischem Kampfe niederwarfen." (III. 562).

Es ist daher leicht begreiflich, daß die Geschichte und Beschreibung der Stadt Donauwörth allein zwei volle Hefte einnimmt (III. 691—894), wobei insbesondere der Donauwörther Fahnenstreit und die bayerische Execution von 1606, in Folge dessen die Stadt die Reichsfreiheit verlor, in lichtvoller Weise auseinander gesetzt werden. Interessant ist auch die Darstellung der geschichtlichen und reichsrechtlichen Verhältnisse der „exempten freien Reichspflege" Wörth (S. 756 ff.). Unter den klösterlichen Stiftungen der Stadt war am einflußreichsten das Benediktiner-Kloster zum hl. Kreuz, das wiederum eine sorgfältige Behandlung erfährt (S. 827—87). Der Verfasser konnte das umfangreiche, seiner Zeit auch von Böhmer belobte Werk des letzten Abtes, Cölestin Königsdorfer, durch selbständige Forschungen im fürstlichen Archiv zu Wallerstein und anderwärts wesentlich ergänzen und begrenzen. Die Abtei hatte einen Bestand von siebenhundert Jahren (1100—1802); sie war namentlich eine Lieblingsstätte des Kaisers Maximilian I., der während seiner Regierungszeit oft in derselben zukehrte. Er „feierte in Wörth Freudenfeste; er ließ sich im Kloster auf seine Kosten und nach seinem Geschmacke eine besondere Wohnung herstellen; er schenkte in das Gotteshaus einen vollständigen goldreichen Ornat, und als er sich im J. 1494 mit der Herzogstochter Blanka Maria von Mailand vermählt hatte, kam Maria's Brautkleid, in Pluviale und Meßgewand umgewandelt, als Geschenk zum heiligen Kreuze nach Wörth; hier, beim heiligen Kreuze, vernahm Maximilian am 8. März 1500 die erste Freudennachricht von der Geburt seines Enkels, Karl's V.; und hier war er anwesend, als am 16. Sept. 1504

die Gebeine der Klosterstifter erhoben und neu bestattet wurden" (S. 858). Das werthvollste Denkmal seiner Anhänglichkeit hinterließ er in der kostbaren Monstranz, bestimmt zum Gebrauch für feierliche Aussetzung der Kreuzpartikel, einem großartigen Kunstwerk, dessen Beschreibung S. 858—861 füllt.

Ueberaus werthvoll ist die Geschichte von Nördlingen, die bislang eine genügende, der Bedeutung der alten Reichsstadt entsprechende Bearbeitung nicht gefunden hat. Dr. von Steichele konnte für seine klare und succincte Darstellung das Quellenmaterial in umfassendster Weise benützen, nämlich die Urkunden des Reichsarchivs zu München, sowie die Urkunden, Akten und Chroniken des Stadtarchivs in Nördlingen. Leider sind für die wichtigen Jahre 1521—1532 die Rathsprotokolle der Reichsstadt verloren gegangen; gleichwohl bietet Steichele's Arbeit gerade für diese verhängnißvolle Zeit der Protestantisirung eine lehrreiche Uebersicht. Obgleich Nördlingen schon seit dem J. 1522 in Billicanus (Theob. Gerlacher) einen Reformator beherbergte, und die Religionsbewegung in der Stadt namentlich durch Mönche des Karmeliterklosters, bei dem ein gänzlicher Verfall der Ordenszucht eingerissen, eine wesentliche Förderung erfahren hatte, dauerte es doch noch geraume Zeit, bis die Reichsstadt protestantisch geworden. Die religiösen Zustände boten durch Jahrzehnte hindurch das Bild der Halbheit und Unentschiedenheit: „im Rathe, in der Bürgerschaft und Geistlichkeit theilt sich die Hingabe an das neue Kirchenwesen mit der Aufrechthaltung katholischer Cultus-Formen und mit der Obedienz gegen den Bischof von Augsburg, dessen Gerichtsbarkeit in Ehestreitigkeiten für die Stadt der Rath noch im J. 1545 anerkannte" (S. 967). Dem schmalkaldischen Bündnisse trat die Reichsstadt ungeachtet dringender Aufforderungen nie bei. Aber die neutrale Stellung zwischen den Parteien, die sie auch hier einnahm, gereichte ihr keineswegs zum Vortheil; sie wurde von beiden Seiten bedrängt und gebrandschatzt. Dieselbe Halbheit und Zweideutigkeit beobachtete der Magistrat wiederum beim Interim.

Die Winkelzüge dauerten fort, bis der Passauer Vertrag dem neuen Wesen zum Durchbruch verhalf. Nun warf der Magistrat die Maske ab und durch den Religionsfrieden von 1555 gelangte die protestantische Kirchenordnung zur ausschließlichen Herrschaft. Von da an duldete die Stadt nur noch protestantische Bürger; aller öffentliche katholische Cultus war, die Wechselfälle des 30jährigen Krieges ausgenommen, aufgehoben und verboten. Die Angehörigen und Diener des deutschen Ordens, des Stiftes Ellwangen und des Klosters Kaisersheim waren auf stillen Gottesdienst in den Kapellen ihrer Häuser, unter strenger Ueberwachung, angewiesen (S. 977, 1051). — Eine neue katholische Pfarrei ist erst nach der Thronbesteigung König Ludwig's I. errichtet worden.

Der berühmten Schlacht von Nördlingen, die im dreißigjährigen Krieg einen wichtigen Wendepunkt bildete, widmet der Verfasser eine Schilderung, die auch der militärisch Gebildete mit Interesse lesen wird (III. 1041—51). In gleicher Weise findet man über die blutige Schlacht bei Alerheim (Allersheim) vom 3. August 1645, in welcher der bayerische Feldmarschall Franz von Mercy, wahrscheinlich durch den ungeschickten Schuß eines seiner eigenen Leute vom Kirchthurm herab tödtlich getroffen, fiel, das Resultat der neuesten Untersuchungen bündig zusammengestellt (III. 1167—71).

In den Bezirk des Landkapitels Friedberg (IV. 1—280) fällt Inchenhofen mit seiner Leonhardskapelle, berühmt als Mittelpunkt eines großen Wallfahrtsverkehrs schon seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (urkundlich erwähnt 1287). Unter der Thätigkeit der Fürstenfelder Mönche, welche die Kapelle im Geistlichen versahen, hob sich die Wallfahrt bald zu solcher Blüthe, daß Inchenhofen als Hauptstätte der Verehrung des großen Volksheiligen St. Leonhard in Bayern galt, und daß es beim Volk üblich wurde, den Ort nicht mehr Inchenhofen, sondern St. Leonhart zu nennen (S. 174). Erwähnt mag werden, daß Kurfürst Maximilian I. im Jahre 1631, als die kurfürstliche Schwaige

Schleißheim von einer Viehseuche betroffen wurde, persönlich nach St. Leonhart kam und dort sein eigenes schönes Pferd als Opfer zurückließ. Von dorther dürfte es sich schreiben, daß alle folgenden Kurfürsten bis auf die Zeit Karl Theodors jedes Jahr ein zweijähriges Pferd aus ihrem Marstalle als Opfer dahin sandten (IV. 182).

In der Stadtgeschichte Füssen's (IV. 317—38) kann vorzüglich die bewegte Epoche des 16. und 17. Jahrhunderts (Bauernkrieg, schmalkaldischer Einfall, 30jähriger Krieg), worüber gerade einheimische gleichzeitige Quellen reichlicher fließen, allgemeine Beachtung beanspruchen. Sehr verdienstlich ist aber auch die Erörterung über die Magnuslegende, über den Stand dieser so anreizenden als verworrenen Frage und das Resultat der literarischen Kritik, an der sich seit zwei Jahrhunderten Forscher ersten Ranges wie Mabillon, Basnage, Suysken versuchten, die dann durch Meichelbeck und Placidus Braun und andere jüngere Kräfte in frische Bewegung gebracht worden, welche „zu einem neuen und wahrscheinlich in der Hauptsache richtigen Ergebnisse führte" (S. 353). Der lange Streit ist in der That durch Dr. v. Steichele's scharfsinnige Untersuchung zum wohlverdienten Ende geführt, wie auch Dr. Baumann bestätigt, der in seiner Geschichte des Allgäu's (I. 93) dem Urtheil unsers Verfassers vollkommen beitritt. — Daran schließt sich dann eine Geschichte des Klosters St. Magnus, die in Verbindung mit der Pfarrgeschichte eine kleine Monographie aufwiegt (IV. 369—469). Eine anziehende Episode bildet die Geschichte des Calvarienberges bei Füssen, „eines der schönsten Punkte im Umfange des Sprengels von Augsburg", vielbelobt wegen seiner wundervollen Aussicht, denkwürdig durch die Art der Herstellung und Vollendung des Weges und der Stationen, wie durch die Mitwirkung von edlen Söhnen des Allgäu's, von Künstlern wie Konrad Eberhard, der mit seinem Schüler Fichtl ein großartiges Meisterwerk dahin fertigte und schenkte, von geistlichen Professoren wie Haneberg und Jocham, welche

die Einweihung durch Festpredigt und Hochamt verherrlichen halfen; Guido Görres endlich hat die der Patrona Bavariae geweihte Bergkapelle durch eines seiner lieblichen Marienlieder gefeiert (S. 452—59).

Im Landkapitel Höchstätt (IV. 583—770) liegt das Dorf Blindheim (von den Engländern Blenheim genannt), heute eine Station der Donauthalbahn, weltbekannt durch die große Entscheidungsschlacht vom 13. August 1704. Auch diese erfährt eine exakte Schilderung (S. 627—38).

Im altbayerischen Theile des Bisthums finden wir das von Paar und Ilm durchflossene Landkapitel Hohenwart (IV. 771—993) mit der Stadt Pfaffenhofen. Nach Abstammung und Sprache gehören die Bewohner dieses Bezirkes durchweg dem bajuwarischen Volksstamme an. Pfaffenhofen zumal, schon im 15. Jahrhundert eine gewerbthätige blühende Stadt, von den Landesfürsten hochgehalten, theilte als bayerische Landstadt „in guten wie in bösen Tagen die gemeinsamen Geschicke des bayerischen Vaterlandes.“ Hohenwart selbst, ein kleiner Markt, verdankt seine Bedeutung dem um 1074 gegründeten, 1803 aufgehobenen ansehnlichen Kloster: einer Benediktinerinen-Abtei, deren Anfänge im Dunkel liegen, von der aber doch eine Reihenfolge von 33 Aebtissinen sich nachweisen läßt. Für die Frühzeit des Klosters konnte der Verfasser drei sehr schöne und schätzbare Pergamenthandschriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert mit Einträgen geschichtlichen Inhalts, jetzt in der Manuscriptensammlung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, benützen und verwerthen. Literatur- und Kunstforscher werden auch für die genauere Beschreibung dieser lang verschollenen Codices dankbar seyn (IV. 855 ff.). In dem Klostergebäude ist heute eine vom Geistl. Rath Johann Wagner gegründete Erziehungs- und Versorgungsanstalt für taubstumme Mädchen untergebracht. — Ein Kleriker Hohenwarts, Bartholomäus Golsch, aus einer angesehenen Familie des Marktes, hat einen Namen unter den frühesten Buchdruckern. Er war in Rom thätig;

sein Name als Drucker erscheint in der ersten daselbst 1474 gedruckten Ausgabe des Ammianus Marcellinus in Gemeinschaft mit dem Kleriker Gg. Sachsel von Reichenhall (IV. 880). Ein anderer Hohenwarter, Dr. jur. Jos. Winkler, Chorherr zu St. Moritz in Augsburg († 1549), ist Stifter eines Spitals für arme alte Personen aus dem Markte.

Ueberhaupt ließe sich aus den beiden Bänden eine ganz artige Blumenlese von verdienten Persönlichkeiten zusammenstellen, die sich auf irgend einem Gebiete einen größeren Namen errungen oder wenigstens in ihrem Heimathsorte sich ein dauerndes Denkmal christlicher Humanität gestiftet haben. Der berühmte Sohn Dinkelsbühls, Christoph Schmid, wurde bereits genannt. Andere bekannte Freunde Sailers waren Michael Feneberg, Pfarrer in Seeg bei Füssen (IV. 535), und Patricius Zimmer, gestorben als Pfarrer in Steinheim bei Höchstätt, sowie dessen Landsmann und Nachfolger Dr. Friedrich Bauer, ein begabter Schriftsteller (IV. 740. 741). Einer großen Beliebtheit als theologischer Schriftsteller erfreute sich seiner Zeit auch Caspar Erhard (1670—1743), Pfarrer in Parr bei Friedberg (IV. 203). — Zu Rimberg bei Rohr, Landkapitel Hohenwart, verlebte der große Erforscher des bayerischen Sprachidioms, Andreas Schmeller, bei seinem Vater, einem Korbflechter, seine Jugendjahre, und der als scharfsinniger Geschichtsforscher ausgezeichnete Pfarrer Anton Nagel, correspondirendes Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften, war sein erster Lehrer (IV. 964). — Roßhaupten bei Füssen kann sich rühmen, die Wiege des Bildhauers Roman Boos zu seyn, der zu München 1810 als k. Hofbildhauer und Professor an der Akademie der bildenden Künste gestorben ist; von ihm sind bekanntlich die Herkulesgruppen in den Arkaden und die Colossalfiguren an der Façade der Theatinerkirche zu München (IV. 521). — Aus Sammeister, einer Filiale von Roßhaupten, stammt die Familie Herkommer, welche der Kunst mehrere tüchtige Talente geliefert hat. Der Maler, Architekt und Bildhauer Jakob

Herkommer, geb. 3. Juli 1648, war der Baumeister der Klosterkirche von St. Magnus in Füssen, woselbst er am 27. Oktober 1717 seine Tage beschloß (IV. 424, 524 ff.). Von seinen Verwandten lebten im vorigen Jahrhundert die meisten in ansehnlichen Stellungen zu Augsburg. Auch der nach England ausgewanderte zeitgenössische Aquarellist und Porträtmaler Hubert Herkommer, der auf der Münchener internationalen Kunstausstellung von 1883 durch mehrere treffliche Bilder vertreten war, stammt aus dem bayerischen Schwaben, geb. 1849 als der Sohn eines geschickten Bildschnitzers in Waal.

Im Jahre 1484 stiftete Johannes Schlosser, Pfarrer zu Memmingen, ein Beneficium für einen Prediger, welcher jeden Sonn- und Feiertag zur Mittagszeit in der Spitalkirche zu Füssen eine Stunde lang das Evangelium verkünden sollte. Bischof Johannes von Augsburg confirmirte 1484 diese Prädikatur. Ein wohlhabender Bürger, Balthasar Birk, machte dann ein weiteres Legat dazu, unter der Auflage, daß der Prediger auch noch im Advent nach der Vesper und in der Fasten an jedem Mittwoch und Freitag das Gotteswort verkünden soll (IV. 463). Weitere vorreformatorische Prädikaturstiftungen findet man hier angeführt bei Dillingen (III. 99) und Donauwörth (III. 786). — Die Priester-Bruderschaft des Landkapitels Füssen vom Jahre 1449, zu gegenseitiger Zuwendung des Gebetes und geistlicher Werke, gewann großes Ansehen; die Bischöfe von Augsburg, viele Adelige und hochgestellte Personen geistlichen und weltlichen Standes ließen sich derselben einverleiben. Sie bestand gegen 200 Jahre (IV. 295).

So wäre des Anziehenden noch gar manches zu verzeichnen, für den Kunst- und Culturhistoriker, für den Freund der Geschichte überhaupt bemerkenswerth; aber wir müssen uns Einhalt thun. Auch diese fragmentarischen, da und dort herausgegriffenen Züge dürften indeß hinreichen, dem Leser wenigstens eine Vorstellung davon zu geben, welche Fülle

von Wissen und Belehrung, neben dem eigentlich praktischen Werth, in den neuen Bänden dieses Werkes sich birgt, das als ein classisches Vorbild für jede Diöcesanbeschreibung jetzt schon anerkannt ist. Von Herzen drängt sich uns, und gewiß jedem Leser, der Wunsch auf, daß dem hochverdienten Autor noch auf lange Jahre Kraft und Gesundheit erhalten bleiben möge, um sein wissenschaftliches Lebenswerk mit jener „Meisterschaft" zu Ende zu führen, der es in allem bisher Geleisteten, wie das allerhöchste Anerkennungsschreiben Sr. Maj. des Königs von Bayern (d. d. Hohenschwangau den 27. Nov. 1883) sich ausdrückt, gelungen ist, „in vollendeter und fesselnder Darstellung die Ergebnisse ebenso reicher wie tiefgründender Forschung darzubieten."

LXIV.

Zeitläufe.

Die Mächte im Zuge nach dem Orient; England in der ägyptischen Falle.

Den 24. Mai 1884.

Von Tag zu Tag tritt für uns Alles, was sonst noch Politik heißt, tiefer in den Hintergrund vor den zwei großen Räthseln unserer Zeit: vor der Bewegung in und nach dem Orient und vor der Bewegung in der und gegen die bestehende Gesellschafts-Unordnung. Selbst der bayerische Landtag will, gegenüber diesem Zwillingspaar von Weltfragen, an Bedeutung

mehr und mehr verlieren und uns allmählig kalt lassen. Wenn man aber sagen wollte, daß doch wenigstens der „Culturkampf“ für die katholische Presse nach wie vor im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehe, so kann man andererseits der Meinung seyn, daß diese Erscheinung bei uns im Reich den Namen einer Politik gar nicht verdiene, und nichts Anderes sei als der Hereinfall einer im Glücksrausch übergeschnappten Continentalmacht, die sich in ihrer traditionellen Engherzigkeit ein höheres Ziel nicht sofort zu stecken vermochte.

Unsererseits haben wir uns zeitig auf die großartige Entwicklung vorbereitet, welche jene beiden Fragen nunmehr angenommen haben, um den Rest des laufenden Jahrhunderts vollständig zu beherrschen. Mancher scharfe Denker hat es uns verübelt, daß wir, schon vor zwanzig Jahren und mehr, aus den scheinbar unbedeutenden Anfängen der socialen Bewegung und aus Gladstone's „unaussprechlichem Türken“ ein so großes Wesen machten und die Leute unnützer Weise erschreckten. Aber wir glaubten den Finger Gottes zu erkennen, daß die in den liberalen Sumpf versinkende Christenwelt emporgehoben und vor Aufgaben gestellt werden solle, welchen nur das Kreuz gewachsen ist, nicht aber die Maurerkelle. Und so ist es gekommen. Vor dem innern Islam hat sich die Antikirche längst hinter die Bajonette verkrochen, und vor dem äußeren Islam würde sie sich hinter den Coupon verkriechen, wenn die Gewalt der Thatsachen es ihr erlaubte.

Die Aftercivilisation, welche seit einem Säkulum die Cultur der christlichen Jahrhunderte überwuchert hat, gedachte es sich wohl seyn zu lassen innerhalb ihres engern Bereichs, wie der Gockel auf dem Mist. Nun muß sie aus sich heraus, ob sie wolle oder nicht. Sie ist nicht nur herausgefordert von unerbittlichen Gegnern an den Grenzen ihres Bereichs, sondern in ihren eigenen Sitzen brennt der Boden unter ihren Fußsohlen. Also hinaus in die weite Welt! So ist der Orient ein wesentliches Moment der socialen Frage geworden, und der ägyptische Mahdi eines der Mitglieder ihrer großen

Commission. In diesem Sinne finden wir unsere Anschauung in den Worten wieder, mit welchen der apostolische Missionär Fr. X. Geyer in Assuan, also von der Grenze Oberägyptens, seinen Bericht, der vielleicht sein letzter seyn wird, geschlossen hat.[1])

„Mag man auch von Seite der Kabinette die Gemüther beschwichtigen, die Wahrheit ist: daß die Rebellion sich mit Sturm nach Norden wälzt, und es ist dringend nothwendig, Oberägypten in festen Vertheidigungszustand zu setzen. Es sind epochemachende Ereignisse, die sich hier abwickeln. Ein kleiner Geist möchte vielleicht erschrecken vor der Wucht der Thatsachen; doch für uns Christen ist vielmehr Grund zu guten Hoffnungen vorhanden. Diese großen Ereignisse sind gewiß in der Hand der göttlichen Vorsehung ein Mittel, um den Triumph der Religion Christi und der christlichen Civilisation über den Islam vorzubereiten. Es sind die Geburtswehen einer neuen Zeit."

Auch die katholischen Zeitungen haben zum Theil einen zu kurzen Maßstab an die Anfänge der ägyptischen Verwicklung angelegt, indem sie das jüdische Geldinteresse, den „Coupon", für Arabi in's Feld führten. Gewiß ist der arme Fellah mit den Blutegeln der europäischen Börsenspekulation übersäet. Aber die Bewegung Arabi's mußte unterdrückt werden, denn sein unmittelbarer Nachfolger wäre der Mahdi gewesen; der Größere hätte den Kleinern abgelöst. Daß dann früher oder später die Reihe an den Coupon kommen müsse, war unzweifelhaft; und daran ist es jetzt wirklich, schon aus dem einfachen Grunde, weil Aegypten vor dem Bankerott steht. Die finanzielle Lage ist schlimmer als unter Ismail Pascha; die Steuern wollen nicht mehr eingehen, die Ausgaben schwellen mit jedem Tage an, während noch nichteinmal die Schadengelder für das Bombardement von Alexandria bezahlt sind. Vom ägyptischen Schatz haben die europäischen Börsen nichts mehr zu hoffen; darum richten sie ihre Augen auf England.

---

1) Wiener „Vaterland" vom 13. Mai 1884. — Hochw. P. Geyer ist geborner Bayer.



Herr Gladstone hat selbst vor dem Parlament darauf hingewiesen, daß in dieser ägyptischen Angelegenheit „bei jeder Benützung des Telegraphendrahts ein großes Geldinteresse an der Schnur ziehe." So suchten diejenigen, meinte er, „welche Millionen Pfund Sterling in Aegypten angelegt haben, England blindlings in die Uebernahme einer ungeheuern Verantwortlichkeit in Aegypten hineinzuhetzen."

Das heißt mit anderen Worten: England soll für die Verpflichtungen des bankerotten Nillandes einstehen, sei es unter der Form eines Protektorats oder der Annexion glattweg. Vielleicht liegt in der Consequenz, daß dann England für die colossale Schuld Aegyptens eintreten müßte, einer der Hauptgründe des Schwankens und der Planlosigkeit in der ägyptischen Politik des Herrn Gladstone. Daß Aegypten unter dem maßgebenden Einfluß Englands verbleibe, ist gewiß ebenso sein Wille, wie es der Wille des gesammten englischen Volkes ist. Die Geschichte dieser Begehrlichkeit reicht weit über die Regierungszeit Lord Beaconsfields zurück. Aber sein Nachfolger glaubte zum Ziel zu gelangen, ohne Krieg zu führen im tropischen Sudan, weder mit englischen Truppen, die dem mörderischen Klima erliegen würden, noch mit indischen Regimentern, die der Verführung durch den Mahdi möglicherweise ebenso preisgegeben wären, wie die Soldateska des Chedive. Jedenfalls aber will er die Verwaltung im Nillande nicht ohne Benefiz des Inventars übernehmen, dessen wesentlichsten Bestand der Coupon ausmacht.

Der feste Wille Englands, aus Aegypten sich mit leeren Händen nicht fortschicken zu lassen, beweist sich in der schlimmen Lage, in welche das Ministerium Gladstone vor dem Parlament gerathen ist. Mit einer Mehrheit von 116 Stimmen ist dasselbe in's Amt getreten, und jüngst fand sich bloß mehr eine Majorität von 28 Stimmen vor, um ein wiederholtes Tadelsvotum von seinem Haupte abzuwehren. Nichteinmal der Köder einer liberalen Wahlrechts-Erweiterung will noch hinreichende Zugkraft bewähren; und wenn die Gegenpartei besser gerüstet

wäre zur Uebernahme der Regierung, als sie allem Anscheine nach ist, so dürfte man den Sturz des liberalen Kabinetts von einem Tag zum andern erwarten. Um die Erbschaft wären freilich die Nachfolger auch nicht zu beneiden. England hat durch die Schwäche und Rathlosigkeit seiner Politik, die von unbegreiflichen Rechnungsfehlern ihren Ausgang nahm, und durch die Taktlosigkeiten seiner Beamten im Nillande nicht nur im ganzen Orient seinen Ruf eingebüßt und sich den Verdacht der Feigheit zugezogen, man moquirt sich auch sonst in der Welt über das Geheimniß einer Politik, gegen dessen „vorzeitige Enthüllung“ sich der phrasenreiche Premier immer wieder verwahrt.

Als England vor zwei Jahren nach Aegypten ging, haben wir uns gefreut, weil erstens keine andere Macht vorhanden war, die mit dem sein fanatisches Haupt erhebenden Islam anzubinden die Fähigkeit und Lust gehabt hätte, und weil wir zweitens rechneten, daß ein etwaiger Versuch der Engländer, dieser bedenklichen Mission aus dem Wege zu gehen, in Aegypten aber dennoch zum Ziele zu kommen, nicht gelingen werde. Sind sie einmal in die allgemeine Bewegung der islamitischen Völker verwickelt, so meinten wir, dann werden sie so leichten Kaufs nicht wieder loskommen. Diese Voraussicht hat sich vollständig bewährt. Man hat in London den Mahdi und überhaupt die Bewegung im Islam offenbar unterschätzt. Als man aber den Irrthum bemerkte, als die Truppen des verbündeten Chedive eine blutige Niederlage nach der andern erlitten und endlich lieber gleich zu dem gottgesandten Propheten ihrer Religion überzulaufen beliebten: da suchte man dem Zusammenstoß mit der heranrollenden Lawine aus dem Wege zu gehen und ihren Ursächer selbst, den Mahdi, abzuschmieren. Dahin zielte die famose Sendung des Generals Gordon nach Chartum; darum wurde sofort der Satz aufgestellt, daß der Sudan preiszugeben und sich selbst zu überlassen sei; darum wurde dem Mahdi das Sultanat von Kordofan angeboten; darum hat Hr. Gladstone

jüngst noch im Parlament seine Bewunderung für die „Freiheitskämpfer in Sudan" ausgedrückt und versichert, daß dieselben bei ihrer Erhebung das Recht vollkommen auf ihrer Seite haben. Alles vorausgesetzt, daß sie die Engländer in dem reichen Unterägypten ungeschoren lassen würden.

Aber wer sich nicht beschmeicheln ließ, das war der Mahdi und sein vor ihm heranschwellender Anhang. Die Herablassung und die Bestechungsversuche der Engländer hatten nur die Folge, daß mehr und mehr selbst die loyalen Araber-Stämme irre wurden und sich den Rebellen anschloßen. Der Mahdi hatte den guten Einfall, den General Gordon schriftlich aufzufordern, er möge lieber selbst Muselmann werden. Je mehr es klar wurde, daß England seinen eigenen Gesandten in Chartum seinem Schicksale überlassen und keinen Finger rühren werde, um in den Provinzen am obern Nil die Garnisonen und die dort angesiedelten Fremden vor der Niedermetzelung zu retten, desto mehr blickte das ganze Volk mit Haß und Verachtung auf die Engländer. Dem Mahdi sind alle Wege moralisch bereitet, ob er nun nilabwärts gegen Kairo hin oder, wie Andere meinen, ostwärts längs dem rothen Meere gegen Arabien, dem Stammlande des Islam, hindrängen wird.

Jedermann sieht an Ort und Stelle eine furchtbare Katastrophe nahen. Aber Gordon in Chartum erhielt auf alle seine Vorschläge und Bitten aus London abschlägige Antwort, so daß er schließlich einen Aufruf zu milden Beiträgen erlassen wollte, um vom Sultan 3000 Mann türkische Truppen gegen den Mahdi zu miethen. Es wäre, schrieb er, der „Klimax der Gemeinheit", wenn er die Leute in und um Chartum, die ihm vertraut hätten, ohne weitern Versuch im Stiche ließe. Noch am 16. April spricht er in einem Telegramm an Baring, den englischen Agenten in Kairo, „von der unauslöschlichen Schande, die Garnisonen von Sennaar, Kassala, Berber und Dongola preiszugeben,[1]) obwohl

1) Ist inzwischen geschehen.

man wisse, daß man schließlich gezwungen seyn werde, wenn man den Frieden in Aegypten behalten wolle, den Mahdi unter großen Schwierigkeiten zu zerschmettern."

Wenn sich England in seinen eigenen Blaubüchern solche Dinge sagen lassen muß, dann ist es kein Wunder, daß die anderen Mächte, welchen England irgendwo im Wege gestanden, sich in keiner Weise mehr genirt fühlten. Während die englische Regierung alle Plagen Aegyptens auszustehen und überdieß den Ausbrüchen der Entrüstung im eigenen Lande die Stirne zu bieten hat, saßen gewisse anderen Mächte wie der Vogel im Hanfsamen. Ungehindert durch den Neid und die Eifersucht der englischen Handelspolitik, die alle überseeischen Länder, wenn nicht als reif zur eigenen Annexion, so doch als Domaine ihrer monopolistischen Ausbeutung betrachtet, benützten sie die gute Gelegenheit; und so sind wiederum starke Schritte in den Orient hinein geschehen. Das ist die zweite erfreuliche Wirkung aus der welthistorischen Verstrickung Englands in Aegypten.

Wer weiß, ob Frankreich so überraschend schnell zu einem glatten Frieden mit China gekommen wäre, wenn England noch freie Hand und sein früheres Prestige in Pecking gehabt hätte. Die sauersüßen Mienen, die über den Kanal herüber auf den Vertrag von Tientsin schauen, besagen deutlich genug, was Frankreich in Ostasien zu befahren gehabt hätte, wenn England nicht in Aegypten festgenagelt gewesen wäre. Wenn es den englischen Ränken auch nicht gelungen wäre, China zum Kriege zu ermuthigen, einem Vertrag, in dem das himmlische Reich Annam und Tongking an Frankreich überläßt und die drei angrenzenden Provinzen dem französischen Handel mit Vorzug öffnet, würde England sicher mit aller Macht entgegen gearbeitet haben. Inzwischen ist aber England in der Achtung des Orients noch tiefer gesunken, als Frankreich zu jener Zeit, wo es nicht den Muth fand, an der Seite Englands in Aegypten zu interveniren. Treffend deutet das Gam-

betta'sche Organ auf diese Parallele hin: „Im März 1883[1]) waren die Anmaßungen der Annamiten und der Chinesen ohne Grenzen; durch die klägliche Geschichte mit Aegypten, deren Details ihren Führern wohl bekannt waren, kühn gemacht, bildeten sie sich ein, daß Frankreich vor ihren Drohungen zurückweichen werde, wie Herr von Freycinet vor Arabi zurückgewichen war." Jetzt hat sich das Blatt gänzlich gewendet, und es ist zu erwarten, daß ein ähnlicher Rückschlag bald auch auf Madagaskar eintreten wird, wo England durch seine Missionäre den Franzosen in fast offener Feindseligkeit gegenüber steht und die Hovas zu starrem Widerstand bisher aufstachelt hat. Zum Ueberfluß schwebt über der Strasse von Gibraltar seit Kurzem auch noch das Wölkchen eines französisch-spanischen Conflikts mit Marocco, das die Engländer nicht viel weniger nahe angeht, als das Land am Suezkanal. Früher oder später wird auch dieser Theil Nordafrika's, so gut wie Tunis, der Berührung mit dem Abendlande erliegen.

Am gierigsten hat aber Rußland von der Lage profitirt und zugegriffen. Während England in Aegypten mit tausend Nöthen ringt, hat Rußland seiner Ausdehnung in Mittelasien den Schlußstein eingesetzt. Seit zwanzig Jahren, von der Besetzung Taschkents an, hat es jedesmal sein heiliges Wort an England verpfändet, sich zu weiteren Eroberungen nicht hinreißen lassen zu wollen. So geschah es vor ein paar Jahren auch noch in Beziehung auf Merw. Jetzt sind sämmtliche mittelasiatische Chanate verschwunden, auch Merw ist nun unterworfen, und die Schlüssel zu Afghanistan und Herat hat Rußland in der Hand. Damit noch nicht genug. Vor vier Monaten hat das auswärtige Amt in Petersburg die Versicherung in die Welt ausgehen lassen, es sei kein Grund zur Annahme vorhanden, daß Rußland jemals genöthigt seyn werde, Sarakhs zu besetzen. Neuestens ist auch diese wichtige

1) Damals hatte eben das jetzige Ministerium die Geschäfte übernommen.

Position auf dem Wege nach Herat von Persien an Rußland abgetreten worden. Die Londoner „Times" waren sogar der Meinung, daß die russische Ausbeutung der englischen Verlegenheiten in Aegypten auch damit nicht am Ende angelangt sei. „Die Besprechung der ägyptischen Frage wird mehr als Einer Macht Veranlassung bieten, an andere Sachen zu denken. Rußland hat bereits die Hand auf einen Preis gelegt, dessen Zuerkennung ihm als ein vernünftiges Aequivalent für das zu gelten scheint, wozu es, um England aus den Verlegenheiten zu helfen, in Aegypten seine Zustimmung ertheilen muß."

Scharfe Beobachter haben auch noch ein anderes Zusammentreffen bemerkt. „Ist es denn", schreibt einer derselben, „nicht auffällig genug, daß die Annäherung Rußlands an Deutschland und dessen Verbündete mit der Besetzung Merw's präcis zusammenfiel? nicht merklich genug, daß Rußland moralischen Schutz für seine unmoralische Wortbrüchigkeit sucht?" [1]) In der That hat Rußland noch weitere Vortheile in der neuen Allianz gesucht und bereits vollauf erhalten. Das Gelingen einer großen auswärtigen Anleihe unter dem Schutz der k. preußischen Seehandlung hat wohl nur symptomatische Bedeutung. Aber wie der russischen Annäherung an den Zweikaiser-Bund dessen Gefälligkeiten in Bulgarien vorausgegangen sind, so hat ihm die Gunst der Lage nun auch in Ostrumelien zu einem namhaften Erfolge verholfen. Die bulgarische Krisis hat durch die Gleichgültigkeit oder Connivenz der Mächte damit geendet, daß das Fürstenthum, entgegen dem Geist und Wortlaut des Berliner Vertrages, nach wie vor eigentlich von Petersburg aus regiert wird; und nun hat der Czar auch noch seinen Candidaten für den Gouverneursposten in Ostrumelien durchgesetzt. Folglich wird auch diese autonome türkische Provinz unter ausschließlich russischem Einfluß stehen, der Sultan wird das Nachsehen

---

1) Leitartikel der Münchener „Allg. Zeitung" vom 4. März d. J.

haben, und die Erstehung des Großbulgariens nach dem Vertrag von San Stefano ist von nun an nur mehr die Frage abgekürzter Zeit. Ob im Rathe der nordischen Götter beschlossen ist, daß dafür der Weg nach Salonichi für Oesterreich offen gehalten werden soll, steht dahin. Für Rußland hat sich jedenfalls die Reise des Herrn von Giers nach Berlin und Friedrichsruh bereits gut rentirt, besser als die des überall behinderten Herrn Gladstone nach Kopenhagen.

In England besorgt man augenscheinlich, daß die Russen, nachdem sie nun einmal im Rohr sitzen, mit dem Schneiden der Pfeifen auch hier nicht zu Ende sind. Es wird sogar gemunkelt, daß ein Antrag wegen Oeffnung der Meerengen am Bosporus in der Luft schwebe, womit die letzte vom Pariser Vertrag 1856 errichtete Schutzwehr für das Türkenreich demolirt würde. Allerdings existirt noch ein anderer Vertrag, welcher für Rußland sehr odiös ist. Es ist der sogenannte Cypern-Vertrag, durch welchen England unter gewissen Bedingungen dem Sultan die im Jahre 1878 festgesetzte Grenze in türkisch Asien, resp. Armenien, garantirt hat. Auch davon war schon die Rede, daß durch die nunmehrige Stellung Englands in Aegypten der Cypern-Vertrag für die Engländer im Werth tief gesunken sei. Uns könnte auch dieser Sieg Rußlands ganz recht seyn. Der Staatsmann aber, welcher die Erhaltung der Türkei unter seine besondere Protektion genommen hat, dürfte alle Ursache haben, seine Augen offen zu halten.

Eines ist gewiß: alle Schwierigkeiten, welche England wegen seiner Stellung in Aegypten von irgend einer Seite gemacht werden könnten, werden ausschließlich zum Vortheile Rußlands ausschlagen und den Erfolg haben, daß die orientalische Frage in einem Moment wieder aufgerollt wird, welcher für das übrige Europa nicht ungünstiger gedacht werden könnte. England hat nun selbst eine europäische Conferenz vorgeschlagen, welche aber in den ägyptischen Angelegenheiten nur in einem bestimmten Punkt entscheiden und keineswegs

eine Fortsetzung des berüchtigten Confusions-Clubs von Therapia seyn sollte. England ist damals ohne europäisches Mandat nach Aegypten gegangen, hat also auch insoferne vor keinem europäischen Forum Rede zu stehen. Aber der ägyptische Schatz ist leer, eine große Anleihe unumgänglich, und hiefür eine Sicherheit zu geben ist nicht möglich ohne Abänderung des Liquidationsgesetzes von 1879, welches internationalen Charakter hat und von den Souveränen aller ägyptischen Gläubiger unterzeichnet ist.

Die Beschränkung der Conferenz auf diese Finanzfrage will nun vor Allen den Franzosen nicht gefallen. Worauf sie eigentlich abzielen, ist noch nicht recht erkennbar; sicher aber ist, daß ihnen der Kamm zu schwellen beginnt, und daß sie die böse Scharte von 1882 wieder auswetzen möchten. Bis jetzt scheint sich keine andere Macht ihrem Verlangen angeschlossen zu haben, die Berathungen über Aegypten da wieder aufzunehmen, wo sie im Sommer 1882 zu Therapia fallen gelassen wurden. Eine Ausnahme macht nur die Türkei die aber keine Macht mehr ist, wenn sie auch, schon des Tributs wegen, beigezogen werden muß. Aber auch Frankreich will jedenfalls nicht die volle Oberherrlichkeit der Türkei im Nillande wieder herstellen. Ebensowenig scheint man in Berlin daran zu denken. Wenigstens äußert sich das conservative Hauptorgan über diese Unmöglichkeit sehr treffend: „Die Türkei ist kein Staatswesen, dem sich dauernd helfen läßt; man thut viel, wenn man sie so erhält, wie sie gegenwärtig ist. Ihr zu Erweiterungen ihrer Machtsphäre die Hand zu bieten, hieße im Grunde nur ihren Verfall beschleunigen, weil sie schlechterdings nicht die moralischen und materiellen Mittel besitzt, um das Errungene festzuhalten und in wirksamer Weise auszunützen." [1])

Wie verlautet, begehrt Frankreich auch nicht die Wieder-

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 29. April 1884.



herstellung des Statusquo in Aegypten, das heißt die Erneuerung der mit England gemeinschaftlichen Controlle oder des sogenannten Condominats. Eine solche Abstinenz wäre auch durchaus angezeigt; denn die englische Nation würde sicherlich jedes Ministerium wegblasen, das nicht lieber zu den Waffen greifen, als die Schmach eines derartigen Rückzuges auf sich laden wollte. Dagegen soll man in Paris gesonnen seyn, den Charakter Aegyptens als europäisirtes Land zu betonen, und statt des Condominats zu Zweien das Condominat aller Großmächte vorzuschlagen. Die Vorfrage wäre dann, ob auch wirklich Alle mitthun und folgerichtig die entsprechenden Opfer auf sich nehmen möchten. Von Frankreich selbst ist nichteinmal anzunehmen, daß es bloß um den Preis eines Sitzes im europäischen Condominat den Engländern militärische Hülfe zu Land und Meer, sowie die Vermittlung einer Allianz mit Abessinien gegen den Aufstand im Sudan angeboten haben sollte. Jedenfalls hat England seine Zusicherung, daß es die künftige Gestaltung in Aegypten, nach Wiederherstellung der Ordnung im Lande, vor das europäische Forum bringen wolle, nicht im Sinne einer europäischen Allregiererei im Nillande verstanden wissen wollen.

Mit oder ohne Conferenz wird England in Aegypten bleiben, sei es unter welcher Form immer, und zwar weil es muß. Auch das Kabinett Gladstone's, wenn es überhaupt der allgemeinen Entrüstung noch Herr werden sollte, wird sich dem moralischen Zwange beugen und endlich thun müssen, was es vor Monaten hätte thun sollen. Sollten aber dort die Gegner an's Ruder kommen, dann möge sich Frankreich vor jedem Ungestüm hüten, um nicht selber isolirt und abermals in den Schmollwinkel verwiesen zu werden. Würde man jedoch in Paris, wie in St. Petersburg geschehen, von Aegypten reden, aber „an andere Sachen denken", nun wie wäre es denn, wenn die Republik in dem von England preisgegebenen Sudan sich irgendein Sultanat zu ihren Kohlenstationen am rothen Meere hinzu erobern und im Rücken des

vordringenden Mahdi Aufstellung nehmen wollte? Rußland hat mit der Compensationspolitik gegenüber England den Anfang gemacht. Dieselbe scheint weitere Kreise beschreiben zu wollen, bis sie endlich von der Peripherie auf die Mitte zurückfällt, und dann auch für die Continentalmächte dieser oder jener Antheil abfällt. Bis dahin könnten die letzteren ruhig zusehen, wie die Weltmächte die Ränder benagen, zumal sie es diesen doch nicht verwehren könnten, wenn sie es auch für nothwendig hielten.

LXV.

Zur Geschichte des Kölnischen Kriegs.[1])

Tiefer als vielleicht jedes andere Ereigniß im Zeitalter der Reformation hat der Kölnische Krieg in die Gestaltung der religiösen Verhältnisse im westlichen Theil unseres Vaterlandes eingegriffen. Denn sein Ausgang entschied über das Schicksal der katholischen Kirche nicht allein in dem zuerst betheiligten Hochstift Köln, sondern auch auf weite Strecken in Deutschland und bis in die Niederlande hinein. Ein abschließendes Urtheil glaubte der Verfasser obiger Schrift mit Recht nur in dem Falle erzielen zu können, wenn er die in den Archiven annoch aufgespeicherten Schätze seinem Zwecke dienstbar machte. In dieser Beziehung sind seine Erwartungen weit übertroffen worden,

1) Der Kölnische Krieg. Von Max Lossen. Vorgeschichte 1565—1581. Gotha, Perthes 1882. XIV und 781 S.

indem vier Münchener Archive, ferner die Archive von Düsseldorf, Marburg, Wiesbaden, Münster, Hannover, Dresden, Innsbruck und Berleburg ungeahnte Ausbeute gewährten. Das gehobene Material führte aber ebenmäßig zu der Erkenntniß, daß die Geschichte des Kölner Krieges ein stofflich abgerundetes und zeitlich genau umgrenztes Ganze keineswegs bilde, damit aber auch die Nothwendigkeit begründe, den verschlungenen Wegen deutscher Fürstenpolitik bis in den Anfang der sechsziger Jahre des Jahrhunderts nachzugehen. So konnte der Verfasser ein Werk liefern, welches man als Kirchengeschichte der niedersächsischen und westfälischen Stifter, wie des Hochstiftes Köln in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ansehen darf.

Die Schrift zerfällt in acht Bücher: 1. Salentin von Isenburg, Kurfürst von Köln. 2. Herzog Ernst von Bayern. 3. Köln und das Reich zu Kurfürst Salentins Zeit. 4. Das Haus Jülich und das Stift Münster. 5. Bremen gegen Bayern. 6. Die Kölner Wahl des Jahres 1577. 7. Gebhard Truchseß und Konrad von Westerholt. 8. Hochstift Lüttich und das Haus Bayern. In diesen Rubriken drängt sich eine fast eine unübersehbare Fülle von Personen und Interessen zusammen. Nicht allein deutsche Fürsten und Prälaten sehen wir auftreten; auch die Könige von Frankreich und Spanien, welche deutsche Fürsten zu Pensionären hatten, Alba und Oranien in den Niederlanden, endlich die Päpste sammt ihren Nuntien begegnen uns in buntem Wechsel. Gerade der Reichthum des Materials hätte meines Erachtens dem gelehrten Verfasser eine mehr einheitliche und gedrängtere Darstellung empfehlen müssen. Wäre die Mittheilung der in's Unendliche sich ausdehnenden kleinlichen Praktiken, die uns in Münster bei der Postulation des Herzogs von Jülich, bei der Wahl des Bremer Erzbischofs seitens des Domherrn Westerholt und Genossen, sowie an der Curie bei Gelegenheit der Anfechtung der Wahl Gebhards von Truchseß entgegentreten, ganz unterblieben, so würde damit das geschichtliche Bild an Werth nicht eingebüßt haben. Namentlich bei der Entwickelung der Münster'schen Wahlen gegen Ende des Buches vermißt man ungern eine einheitliche Darstellung der Ereignisse, was den ruhigen Genuß der Lektüre nicht wenig beeinträchtigt. Doch auch so muß jeder Freund deutscher Staats- und Kirchengeschichte dem gelehrten Verfasser zu Dank verbunden seyn.

Den Mittelpunkt des Lossen'schen Buches bilden die Kölner Verhältnisse jener Zeit: die Wahl des Grafen Salentin von Isenburg zum Kurfürsten 1567, die Bemühungen Bayerns und der Kölner Coadjutorie zu Gunsten des Herzogs Ernst, dessen Niederlage nebst gleichzeitiger Wahl des Truchseß im Jahre 1577.

Wie wenig die vornehmen geistlichen Herrn der damaligen Zeit in den deutschen Stiftern mit dem Geist des Tridentinums sich erfüllt hatten, dafür bietet Salentin von Isenburg ein eclatantes Beispiel. Obwohl Kurfürst von Köln und Bischof von Paderborn, bedurfte er einer Frist von zehn Jahren, um die Entscheidung über die Frage, ob er im geistlichen Stand verbleiben solle, oder nicht, zur Reife zu bringen. Und Salentin war noch lange nicht der Schlimmste, vielmehr trefflicher Verwalter und umsichtiger Finanzmann, treu der katholischen Religion ergeben, zugleich aber von dem Ideal eines Bischofs recht weit entfernt. Bald nach der Resignation trat er mit der jüngeren Tochter der Gräfin von Arenberg zu Bonn in die Ehe, die der Weihbischof Theobald Craschel einsegnete.

Neben Salentin ist es der Herzog Ernst von Bayern, den wir auf das genaueste kennen lernen. Ebenso interessant wie lehrreich sind die bis zum kleinsten Detail ausgeführten Gemälde über seine Erziehung, Bestimmung zum geistlichen Stande, Einführung in die Studien durch den Lütticher Domherrn Dr. Fabricius, den keineswegs erbaulichen Aufenthalt in Rom, und die mit zäher Energie von seinem Vater, Herzog Albrecht, in allen möglichen Domkapiteln, von Salzburg bis zum Strande des Meeres zur Erlangung von Bisthümern entwickelte Thätigkeit. Freising und Osnabrück genügten nicht; Münster, namentlich der Erzstuhl Köln, waren heißumstrittene Dinge, endlich fand Ernst in Lüttich Ersatz für den Mißerfolg seiner Bemühungen in den beiden letztern Stiftern. In Münster unterlag er dem Herzog von Jülich und dem protestantischen Erzbischof von Bremen, in Köln dem Gebhard von Truchseß. Muß schon das Benehmen des jugendlichen Kölner Canonikus bei der Wahl seines Widerparts Truchseß Bedenken erregen: noch viel weniger entsprach sein Appell in Rom den Normen des Rechtes. Ein Hugo Buoncompagni (Gregor XIII.), der ehemals gefeierte Lehrer des Rechts an der Hochschule zu Bologna, glaubte sie abweisen zu müssen. Dennoch aber sollte die Zukunft sehen, daß der nämliche Papst, der in einem Breve an Kurfürst Salentin den Herzog Ernst zum Nachfolger des resignirenden Erzbischofs wünschte, über den Truchseß besser unterrichtet war als das Domkapitel zu Köln. Denn der Truchseß, der seinem Oheim, dem berühmten Cardinal von Augsburg so unendlich unähnlich war, wurde zum Verräther am Glauben und Erzstift.

In sehr dankenswerther Weise schildert der Verfasser uns auch die religiöse und sittliche Lage von Klerus und Volk in den einzelnen deutschen Bisthümern. Da lernen wir kennen

Magdeburg, wo brandenburgische Prinzen der Reformation zum Sieg verhelfen; Halberstadt, wo das Volk dem Protestantismus anheimgefallen, das katholisch gebliebene Domkapitel sich zur Postulation des jungen Braunschweigers gezwungen sah; Bremen, wo Herzog Heinrich von Lauenburg, zugleich Domherr in Köln, regierte. Anfänglich noch katholisch, vermählte er sich mit der Kölnerin Anna von Broich. In Osnabrück war die Bürgerschaft zum neuen Glauben übergegangen, das Domkapitel katholisch geblieben. Vielfach entrollt sich vor uns das Bild eines halb katholischen, halb protestantischen Kirchthums. Der Concubinat der Geistlichkeit ist an der Tagesordnung, im Kölner Domkapitel setzen reformirte Grafen und Fürsten ohne weitere Behelligung sich fest, der Erzbischof von Bremen, dessen Zuneigung zum Lutherthum nur schwach verhüllt ist, soll mit Hülfe Salentins von Köln und des rabulistischen Westerholt von Münster auf den letztern Stuhl gebracht werden. Zum Bischof von Osnabrück postulirt, sucht der nämliche Mann sogar die Confirmation beim hl. Stuhl nach, die natürlich abgeschlagen wurde. Und der Herzog Wilhelm von Jülich, der Jahrzehnte lang die Zwitterreligion des Erasmus begünstigt und für Gewährung des Laienkelches schwärmte, hatte es schließlich dahin gebracht, daß seine Schwester und seine Töchter den Besuch der Messe weigerten und die letztern protestantische Fürsten mit Gutheißung des Vaters zu Ehemännern nahmen. Im Nordwesten und Westen Deutschlands stand es traurig, sehr traurig mit der Kirche.

Ob der Verfasser nicht grau in grau malt, indem er uns die Gebrechen des Klerus in so düstern Farben schildert? Besaß doch das Kölner Domkapitel stets, und auch in der in Rede stehenden Zeit in den Priesterherrn eine Reihe ausgezeichneter Männer. Gerade diese waren aus dem Seelsorgsklerus hervorgegangen, und ist von jenen ein Schluß auf den letzteren gestattet, dann möchte die auf den Concubinat der Geistlichkeit so allgemein lautende Anklage des Verfassers doch zu weit gehen. In den Reihen jener reichbepfründeten Mitglieder des hohen Adels, die sich weder zur Annahme der Priesterweihe entschließen konnten, noch auch in dem Betrieb der theologischen Wissenschaften ein ideales Gegengewicht irdischer Bestrebungen fanden, mußte allerdings der Pfründner den Geistlichen verschlingen und der Verletzung des Cölibats zum wenigsten schwere Versuchungen bereiten. Doch nehmen wir einmal an, die Corruption des Klerus habe in der That so weite Kreise gezogen, wie der Verfasser angibt, dann bietet die Thatsache, daß die Kirche sich dennoch von diesem Uebel zu erholen im Stande ist, den besten Beweis für ihre unversiegbare Lebenskraft.

In andern Punkten möchte ich die Darstellung des Verfassers direkt beanstanden. „Von Pius IV.“, schreibt Lossen S. 5, „konnte man vielleicht erwarten, daß er nach altem Brauch der Curie von seinem für alle gegebenen Gesetz (der Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses vor dem Antritt des bischöflichen Amtes) einzelne ausgenommen hätte.“ Unzweifelhaft kommen wir der Wahrheit näher, wenn wir das „vielleicht“ in ein „gar nicht“ verwandeln. Von keinem Papst kann man erwarten, daß er einem Bischofscandidaten die Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses erläßt. Am allerwenigsten von dem Oheim des frommen Carlo Borromeo, dem eifrigen Förderer der katholischen Gegenreformation. Die in ganz bedenklicher Weise an das wenig ideale Gebiet von Handel und Gewerbe erinnernde Sprache auf S. 7: „Die beiden letzten Vorgänger Friedrichs (von Wied) waren nie Priester geworden; auch er hatte, wie es scheint, keine Lust dazu; Dispens von Rom, sowie die bereits in den Concordaten der deutschen Nation geforderte päpstliche Bestätigung war aber, wenn überhaupt, sicherlich nur mehr um den **Preis** des tridentinischen Glaubensbekenntnisses zu erlangen“, muß ganz entschieden abgewiesen werden. Es ist eine ganz verkehrte Anschauung vom katholischen Glauben, wenn man sich der Meinung hingibt, der hl. Stuhl überließe unter Feilschen und Markten einem Manne ein Bisthum nur nach äußerer Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses. Daß der Erzbischof von Köln „nach bestehendem Recht im ganzen Erzstift gar keine Pfründen zu vergeben hatte“ (S. 44), kann nicht erwiesen werden; vielmehr findet das Gegentheil statt.[1]) Ganz unbegreiflich ist die gegen den berühmten Theologen Dr. Eck erhobene Beschuldigung (S. 65), er habe „die Kirchengesetze als göttliche Gebote“ betrachtet und „äußerlichen Culthandlungen den höchsten Werth“ beigemessen. Es wäre interessant zu erfahren, wo Eck eine so haarsträubende Doktrin vorgetragen. — Wenn der Verfasser S. 115 bekennt, daß Herzog Ernst auf dem Reichstag zu Speyer ein ausgelassenes Leben geführt, dann verdient Dr. Fabricius keinen Vorwurf (S. 117), indem „er meinte, auf diesen seinen eigenen Hang zu weitschweifigen religiösen Betrachtungen, seine Freude an abstrakten theologischen Studien, seine Liebhaberei für eine mechanisch geregelte Lebensweise leicht übertragen zu können.“ Ein Eingehen seitens des lebensfrohen Herzogs auf

1) Dumont, Descriptio omnium Archidioecesis Coloniensis ecclesiarum. pag. 4. 6. 8.

diese Grundsätze hätte ihn vor Ausschreitungen, wie sie in Rom zu Tage traten, ohne Zweifel bewahrt. Von einem „Stuhlspruch“ (S. 126) in einem Beneficialproceß weiß weder das kirchliche Recht, noch die Dogmatik etwas. „Stuhl- oder Cathedralspruch“ ist technischer Ausdruck für den Erlaß von Glaubensentscheidungen. Dahin gehören aber Angelegenheiten, wie der Streit zwischen Hildesheim und Braunschweig nun und nimmer.

Wenn es S. 175 von den Kölner Jesuiten heißt: „Mit besonderm Eifer nahmen sie sich des Beichtstuhls an; unter ihrem Einfluß wurde auch das häufige Beichten und Communizieren Sitte“, so zeigten sie dadurch, daß sie den Geist des Evangeliums und der katholischen Kirche tief ergriffen hatten, wofür wir ihnen zu unbegrenztem Dank verbunden sind. Die weitere Bemerkung des Herrn Lossen aber, „die Marianische Sodalität, welche neben ihrem frommen Zweck gemeinsamer Andacht alsbald auch als ein geeignetes Mittel zu kirchenpolitischer Wirksamkeit sich erwies, hat der Pater Franz Coster 1576 zuerst eingeführt“ (S. 175), ist eines ernsten Mannes nicht würdig, sie entstammt dem Bereiche der Culturkampfs-Phrasen. Einen noch unangenehmeren Beigeschmack besitzt die hämische Bemerkung (S. 501): „also eine offene Darlegung des päpstlichen Universalepiskopates“, mit welcher die Erklärung des Nuntius Porzia vor dem Kölner Domkapitel am 8. Mai 1577 entkräftet werden soll. Des Nuntius Rede gipfelt in dem Satze: die Bestellung der Bischöfe nimmt vom Apostolischen Stuhl ihren Ausgang. Dieser Satz bildet ein Fundamentalprincip des Katholicismus, wie weitgehend auch die Beschränkungen seyn mögen, welche der hl. Stuhl zu Gunsten von Einzelnpersonen oder Körperschaften sich auflegen mag. Aber ein Universalepiskopat im Sinne der 1870 von der Kirche ausgetretenen Partei als Aufhebung der göttlich gewährleisteten Rechte der Bischöfe ist dadurch so wenig gegeben, daß die letzteren erst im Centrum der Einheit ihre festeste Stütze besitzen.

Bellesheim.

LXVI.

Renaissance und Dominikaner-Kunst.

Das 13. Jahrhundert, das Zeitalter Innocenz III., ist der Höhepunkt einer großen, welthistorischen Periode.[1]) Wie ein schöpferischer Hauch war der Geist und die Kraft des göttlichen Erlösers, die Wahrheit und Gnade seiner Kirche über die Ruinen der gebrochenen Römerwelt dahingefahren: Recht und Sitte, Wissenschaft und Kunst, sociales und politisches Leben hatten die erneuernden Ideen des Christenthums in sich aufgenommen und so war mit einer neuen Weltanschauung eine neue, die christliche Lebensordnung geschaffen. Als Denkmal und Zeugniß dieser großen, im Geiste Christi blühenden und starken Zeit sind in die Annalen der Geschichte eingeschrieben die Kreuzzüge, welche den Halbmond zurückdrängten und damit Sitte und Freiheit retteten gegenüber der Polygamie und Despotie orientalischer Chalifen; die Missionsthätigkeit ihrer Glaubensboten im äußersten Norden und Osten; die Universitäten, welche neues Leben der Wissenschaft brachten; stehen die herrlichen Dome in den unter dem Schutze der Kirche heranblühenden Städten. Das Zeitalter eines Innocenz III. hat auch die großen Mendikanten-Orden der Franziskaner und Dominikaner hervorgebracht.

Dante's (IX.) Paradiesesgesang zeigt uns der beiden Heiligen aus dem umbrischen Tiberthale und von den Ufern

1) Vgl. Hettinger, die göttliche Komödie. S. 1.



der Garonne verschiedene Naturen und gleiches Streben mit den unsterblichen Worten:

„Die Vorsehung, die mit so tiefer Weisheit
Die Welt regiert, daß kein geschaffnes Auge
Unüberwältigt sie ergründen kann,
Verordnete, damit die Braut des Bräutigams,
Der unter lautem Ruf mit heil'gem Blute
Sie sich verlobte, sichrer in sich selbst
Und treuer ihm, zu ihrem Trauten ginge,
Zu Schutz und Hilfe ihr zwei hohe Ritter,
Zu beiden Seiten Führer ihr zu seyn.
War seraphgleich an Liebesgluth der Eine,
Der Andere schien an Weisheit auf der Erden
Ein Abglanz von dem Licht der Cherubim.
Vom Einen will ich sagen: Wen zu preisen
Man wählen möge, gilt das Lob von Beiden:
Denn Beider Thaten hatten nur Ein Ziel."

Um nun von den Söhnen des hl. Dominikus allein zu reden, so sind sie nach dem Zeugniß der Geschichte wirklich der Kirche Schutz und Hülfe in Lehre und Zucht geworden, pugiles fidei et vera mundi lumina, Kämpfer des Glaubens und wahre Leuchten der Welt. Doch nicht davon soll jetzt die Rede seyn, wie der Orden des heiligen Dominikus sein kirchliches und gesellschaftliches Apostolat in theologischer Wissenschaft und in der Missionspredigt übte. Wir folgen ihm auf das Gebiet seiner Kunstthätigkeit, und auch hier werden wir in der großen Schaar seiner Künstler, welche in der Zeit des beginnenden Kampfes des Humanismus und der Renaissance um die Weltherrschaft als Kämpfer des Glaubens und als Leuchten der Welt sich erwiesen, des katholischen Dichters Wort bestätigt finden.

Ganz natürlich sind daher der modernen Kunstgeschichte[1])

---

1) z. B. Hermann Hettner, Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance (Braunschweig 1879) S. 97—155. Vgl. damit Allgem. Zeitung 1880 Beilage Nr. 7; Deutsche Revue von Fleischer 1880 S. 126.

die Dominikaner, insbesondere des 14. und 15. Jahrhunderts, ein Dorn im Auge und sie müssen bei nicht selten abgezwungener Anerkennung ihrer Kunsttüchtigkeit das absprechendste Urtheil sich gefallen lassen. Doch scheint es, daß auch in unserem katholischen Bewußtseyn — im Ganzen und Allgemeinen gesprochen — die hervorragende Thätigkeit dieses Ordens für die verschiedensten Zweige der Kunst viel zu wenig gewürdigt und ihm in der Kunstgeschichte des Trecento und Quattrocento der gebührende Rang nicht immer zuerkannt werde.

Erwähnen wir, ehe wir auf Einzelnes eingehen, die Hauptvorwürfe der modernen Aesthetik gegen die Dominikaner. „Sie waren gegen die Verweltlichung der Renaissancekunst die stets wachsamen Hüter strengster Kirchlichkeit; ihre Kunst ist dogmatische Tendenzpredigt, Erfindung gelehrter Mönche, trockene Buchphantasie, Programm-Malerei schlimmster Art." — Nun wohlan denn! Uns sind sie die Bannerträger wahrer Kunst; unsere Begeisterung und unser Lob gilt ihnen, da sie die Principien ächter Kunst hoch gehalten und mehr als die sinnliche Form Geist und Idee geschützt; ihre Blütheperiode ist uns die Zeit der Verklärung der Kunst durch die Religion, die Zeit des größten intellektuellen und moralischen Einflusses auf den Unterricht und die Erziehung des Volkes.

Da soll es „bei der dogmatischen Erstarrung des Mönchthums nur die großartig künstlerische Genialität des Zeitgeistes gewesen seyn, welche dennoch beachtenswerthe, zum Theile sogar überwältigende Werke schaffen konnte." Nein, der geniale Geist der Klosterzelle hat die Werke der Kunst geschaffen; die großen Ideen der kirchlichen Wahrheit haben durch sie ihre künstlerische Form gefunden.

„Im 15. Jahrhunderte soll die starre dogmatische Tendenzpredigt sich umgewandelt haben in fromme Ascetik"; während doch eben die Höhen und Tiefen des christlichen Gefühles, wie sie in dem Glauben an das Evangelium Christi begründet sind, nothwendig zur Offenbarung durch heilige

Kunst drängen. „Als die Renaissance in höchster Blüthe stand, die ganze Zeitstimmung von der aus den Alten gewonnenen neuen Bildung erfüllt war, suchte das Dominikanerthum wieder zur scholastisch-dogmatischen Malerei zurückzukehren. Zuletzt brachte Savonarola den stillen Kunststreit auf den lauten Markt des politischen Treibens und predigte mit pfäffischer Begeisterung die Nothwendigkeit dieser Rückkehr zur ausschließlichen Kirchlichkeit.“

So mag aus dem wenigen Angezogenen klar geworden seyn, wie das falsche Princip der modernen Aesthetik und, fügen wir noch hinzu, der Parteigeist confessioneller Anschauung düstere Schatten auf die lichtesten Seiten unserer Kunstgeschichte wirft; durch die Macht principieller Voreingenommenheit verzerrt sich das glänzende Bild der ächten kirchlichen Kunst in der Zelle der Dominikaner. Man bemißt Werth oder Unwerth nach dem eingebildeten Ideale des Paganismus, den die Maske des Humanismus deckt, und was sich dagegen erhebt, ist Reaktion und Rückschritt, ein Hemmschuh auf dem Wege zur Vollendung der humanistischen Ziele.

Und nun zum Einzelnen! Im zweiten Decennium des 13. Jahrhunderts, als die Dominikaner ihre apostolische Thätigkeit begannen, erhoben sich die schönen Künste aus dem Dunkel trüber Zeiten zum Lichte einer neuen Aera;[1]) doch nicht alle zur selben Zeit und in gleicher Weise. Malerei und Musivarbeiten waren im Banne des Byzantinismus zurückgehalten worden. Die Werke eines Giunta von Pisa (1202—58), Margaritone von Arezzo (1240—1300), Guido von Siena, Andrea Tafi (1213—94) sind mehr oder minder nach seinem Typus. Raschere Fortschritte machte die Skulptur durch Niccola von Pisa und seine Schüler; zur staunenswerthen Höhe und zum seltenen Glanze aber war die Architektur gelangt. Und diese gerade pflegten

1) Vgl. Marchese, Memorie dei più insigni Pittori, Scultori e Architetti Domenicani. Firenze 1845. lib. I. c. I. p. 29 &c.

die Dominikaner in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens vor allem; mußten sie sich doch Kirchen und Klöster bauen. Und in dieser Kunst, zu welcher das Bedürfniß sie geführt, erhoben sie sich zu einer solchen Vollendung, daß Cicognara [1]) nicht ansteht zu behaupten, sie seien vielleicht die einzigen, welche auf das großartige Genie Niccola's hierin einen Einfluß üben konnten. Es ist die erste Periode der dritten Epoche der Architektur, die Zeit des gothischen Stiles, in welche sie eintraten. [2]) Zwei ausgezeichnete Architekten aus dem Predigerorden, denen an Größe nur Niccola aus Pisa und Arnolfo gleichkamen, welche mit Recht zu den Restauratoren der italienischen Architektur gerechnet werden, treten jetzt auf. Es sind das Fra Sisto und Fra Ristoro, Conventualen von S. Maria Novella in Florenz. Soll ich, um ihren Ruhm zu begründen, reden von ihren Bauten am Palazzo dei Priori, am Ponte alla Carraja, den vielen öffentlichen und civilen Bauten in Florenz, von S. Maria sopra Minerva in Rom, einem Baue (nobile, semplice, maestosa) edel, einfach und majestätisch, wie S. Giovanni und Paolo in Venedig, S. Niccolo in Trevigi, S. Domenico Maggiore in Neapel? Die Unsterblichkeit ihres Namens sichert das „reinste und zierlichste Werk" der toskanischen Gothik, S. Maria Novella in Florenz, „dieses Heiligthum der schönen Künste" (questo santuario delle belle arti), zu dem sie den Plan entworfen, an dem mehr als ein Jahrhundert hindurch die Dominikaner-Kunst thätig gewesen: quel tempio non venne inalzato che con le proprie lor braccia senza l'intervento di alcun artefice secolare: esempio assai raro nella storia dell' arte. [3]) Graf Leopold Cicognara sagt in seiner

---

1) Storia della Scultura italiana vol. 3. l. III. c. VI. p. 366.

2) Marchese, l. c. p. 36: Alloraquando sorgevano in Italia gli ordini de' Francescani e Domenicani, l'imitazione dell' antica diè luogo alla gotica.

3) Marchese, l. c. p. 53.

schon erwähnten Geschichte der italienischen Skulptur[1]): „Es ist befremdend, wie die Namen eines Fra Sisto und Fra Ristoro[2]) mit Vergessenheit bedeckt seyn können. Um so mehr haben diese Architekten des 13. Jahrhunderts ein Anrecht auf unsere Dankbarkeit, als von ihnen die Geschichte der Wiederherstellung der Architektur ihren Anfang nimmt und sie nach den Pisaner Architekten und den Erbauern der Basilika in Venedig den ersten Platz einnehmen."

Wie durch mächtigen Zauber gerufen, erheben sich jetzt allenthalben Kirche um Kirche, Kloster um Kloster. Venedig, Pisa, Monte Casino machten den Anfang; Siena folgte und baute ihre herrliche Kathedrale. Florenz übertrug den Bau seines Domes (S. Maria del Fiore) Arnolfo, dem Sohne des Cambio aus Colle und es entstand ein Bau, würdig der durch Kunst und Wissenschaft und Handel „Blühenden". Assisi, Padua, Bologna wetteiferten mit den übrigen Städten. Und wunderbar, wie das kleine Orvieto einen Dom bauen konnte, der an Großartigkeit des Planes und an Pracht den berühmtesten Kirchen Italiens gleich kommt: ein wahres Emporium der schönen Künste, reich an Skulpturen von Arnolfo, Fra Guglielmo, den Sienesen Agostino und Agnolo, Goro di Gregorio, Donatello, Simone Mosca, Raffaello di Monte Lupo, Ippolito Scalza, berühmt durch den Pinsel Gentile's da Fabriano, Giovanni Angelico's, Benozzo Gozzoli's, Luca Signorelli's.

Wie sehr an diesen Bauten die Dominikaner-Kunst thätig, sehen wir aus den vielen Künstlernamen, von welchen uns erzählt wird: Fra Jacopino (er leitete den Bau in Reggio), Fra Mazzetto, Fra Borghese, Fra Albertino Mazzanti, P. Pasquale dall' Ancisa, P. Pagano degli Adimari, P. Pietro Macci, Fra Guglielmo da Pisa, P. Rainerio Gualterotti, Fra Benvenuto da Bologna, Fra Niccolo da

---

1) vol. III. lib. III. c. 1. p. 45.

2) Ersterer in Rom gest. im März 1289, letzterer in Florenz 1283.

Imola, Fra Giovanni da Giussano, Fra Giovanni da Campi, Fra Jacopo Talenti.

Welch ein großartiges Bild des religiösen Enthusiasmus bietet nicht selten der Bau eines Gotteshauses! Da redet 1233 Fra Giovanni da Bologna zum Volke Reggio's mit glühender Beredsamkeit und ladet zu Frieden und Eintracht ein in den bürgerlichen Zwiestigkeiten, bittet um die nothwendigen Mittel zum Baue einer Kirche und eines Klosters. Und Männer und Weiber und Kinder aus dem Adel und dem gewöhnlichen Volke bringen Material herbei zum heiligen Baue, und unter der Leitung des Fra Jacopino ist nach drei Jahren der Bau vollendet. In Perugia überläßt der Magistrat dem seligen Niccolo da Giovenazzo die städtische Fahne: „wo er sie flattern lasse, da solle sich für S. Dominikus eine Kirche und für seine Söhne ein Asyl erheben.“[1])

Es ist unmöglich, die Kunst der Trecentisten und Quattrocentisten recht zu beurtheilen, wenn man nicht, ich will sagen, ihren apostolischen Beruf festhält. Nicht zunächst und vor Allem handelt es sich um schöne Formen, Pracht der Farben, großartige Entwürfe, sinnlichen Reiz, geistvolle Gruppirungen, unmittelbar bezaubernde Schönheit, sondern dem Volke soll die Kunst seyn: ammaestratrice e confortatrice, Lehrerin und Erzieherin, in des Lebens Kampf und Leid aber Trost und Stärke. Das christliche Volk will an den Wänden seiner Tempel die christlichen Wahrheiten des Glaubens und der Sitte, die Erzählungen der Bibel, die Biographien seiner hochverehrten Heiligen, den Legenden-Cyklus, der sich um sie gebildet, lesen. Die „Göttliche Komödie“ Dante's war damals die Wonne des Volkes (formava di già le delizie del popolo); ihre Sprache, ihre Bilder, ihre göttliche Poesie soll die Kunst der Farben wiedergeben.[2]) Daher auch, wenn das Bild des Volkes Denken und Sinnen zum Ausdrucke bringt,

1) Marchese l. c. p. 64, 66, 70, 103.

2) Marchese, l. c. p. 140, 141, 215.

ein uns, ich möchte fast sagen, unbegreiflicher Enthusiasmus der Sympathie! Cimabue's „Mutter-Gottes“ wird in feierlichster Procession unter dem Schalle der Trompeten in die Kapelle bei Rucellai (Florenz) gebracht.

Picturae et ornamenta in ecclesia, sagt Durandus in seinem Rationale l. 1., sunt laicorum lectio et scripturae. „La pittura è una grande lezione morale e religiosa degna d'un popolo cristiano“. (Marchese l. c. p. 140). Im Lichte dieser principiellen Anschauung müssen die Bildwerke des Trecento und Quattrocento vor Allem betrachtet werden und dieses Licht gießt das Leben göttlicher Schönheit, den Ausdruck ewiger Wahrheit, die Verklärung des höchsten Ideals über ein Werk aus, an dem die Form und die Zeichnung, Farbe und Perspektive Manches, ja vielleicht Vieles, zu wünschen übrig läßt. Die einfache, ernste und doch großartige und imponirende Wahrheit des Christenthums will die mittelalterliche Malerei schildern; sie soll nicht seyn „der monumentale Ausdruck des freien Menschheitsideals, wie es die humanistische Bildung erfaßt und verwirklicht“, so daß die christliche Form höchstens nur die Allegorie, das Symbol einer allgemeinen confessionslosen Lebensweisheit oder rein menschlicher Stimmung und Gefühle ist.[1]) Wer die Kunst nach diesem Maßstabe mißt und die Vollendung um so mehr zuerkennt, als es gelingt, göttliche Weisheit zu humanisiren, aus Christus einen Herakles oder Apollo, eine Minerva e Jovis capite orta zu machen oder den Zeus Otricoli zu Gott Vater zu erheben, dem müssen wir das Recht des Ur-

---

1) Hettner a. a. O. S. 62: „Die Kunst der Renaissance zieht die hl. Gestalten (Mutter Gottes und das Jesukind) in den Bereich tief innerlicher Seelenmalerei, macht sie zum Spiegelbilde rein menschlicher Stimmungen und Empfindungen, daß sie fühlen und leiden und sich freuen wie wir.“ So entsteht dann „eine neue christliche Kunstmythologie von entzückendster Phantasiefülle und von überwältigender Gedankentiefe.“

theils absprechen: um die Kunstwerke einer gläubigen Zeit zu beurtheilen, muß man selbst gläubig seyn. Eine Kunstgeschichte vom katholischen Standpunkte aus ist uns vor Allem nothwendig. Oder was können wir vom katholischen Standpunkte aus in der Kunstgeschichte der Gegenwart für bedeutende, den akatholischen Leistungen gleichstehende Werke aufzählen?

Die große Leuchte des 13. Jahrhunderts ist der heilige Thomas von Aquin. In seiner Theologie enthüllt er uns die wunderbare Harmonie, zu welcher in wohl abgewogenem Maße sich zusammenfügen alle Elemente der Schöpfung, alle Aspirationen unserer Seele, alle Heiligthümer der Menschheit, alle Wege Gottes auf Erden: Glaube und Wissenschaft, Gnade und Freiheit, Göttliches und Menschliches, Staat und Kirche, Himmel und Erde berühren, durchdringen sich und bilden so „jenen herrlichen Einklang des Universums", der von Gott, dem Urbilde aller Schönheit, ausgeht und das Menschenleben veredelt, vergeistigt und verschönert.[1])

Das ist die ideale Weltanschauung des Mittelalters.

Und das Licht des englischen Lehrers leuchtet in der Poesie Dante's[2]), den sie den poetischen Thomas von Aquin nennen, und leuchtet in der Malerei Giotto's, den die göttliche Wissenschaft des hl. Thomas und die göttliche Kunst Dante's inspirirte. So prägte der große Dominikaner von

---

1) Hettinger, Thomas von Aquin und die europäische Civilisation. S. 280 und 281.

2) Vgl. Parzival-Studien von K. Domanig. II. Paderborn 1880. S. 24 ff. „Indem uns daran lag, einen wesentlichen Punkt des P. auch von der religiösen Seite zu durchdringen, haben wir es vorgezogen, uns hiebei an die Lehre eines Thomas von Aquin zu halten: dieser, ein jüngerer Zeitgenosse Wolframs von Eschenbach, begreift in Wirklichkeit die Theologie des 12. Jahrhunderts in sich, gilt mit Recht als der vornehmste Vertreter der theologischen Anschauungen des ganzen christlichen Mittelalters."

Aquino der Kunst den Stempel der Erhabenheit göttlicher Weisheit auf; die Kunst ist geworden zur Dominikaner-Kunst. Dieselbe Tiefe der Ideen, dieselbe Reichhaltigkeit des Ausdruckes, dieselbe Kraft der Ueberzeugung, dasselbe dramatische Leben, dieselbe Innigkeit des Gefühlsausdruckes[1]) in der „göttlichen Komödie" Dante's wie in den Gemälden Giotto's! Nennen sie Dante den poetischen Thomas von Aquin, so kann man Giotto den Thomas und Dante in der Malerei heißen.[2]) Nicht bloß deßwegen, weil S. Thomas und sein Sieg über Averroes, seine Weisheit und Glorie oft Gegenstand der Malerei der Giottisten ist oder weil der Dominikanerorden, wie wir sehen werden, in herrlicher Entwicklung die Kunst Giotto's bis zur Vollendung in Fiesole, dem „englischen" Maler gestaltet, sondern weil der katholische Geist des heiligen Dominikaners in Glaube und Sitte der Geist und das innere Leben der Malerei dieser Zeit ist, können wir von einer Dominikaner-Kunst im Trecento und Quattrocento reden.

Die Verherrlichung des hl. Thomas war in den Dominikanerklöstern selbstverständlich gerne Gegenstand der Kunst. Viele von diesen Bildern sind untergegangen, viele verstümmelt und roh übermalt. Ghiberti und Vasari (1, XX und 2, XVI) rühmen besonders ein solches von Stefano Fiorentino über einer Thüre des Klosterganges in S. Maria Novella. Der Zustand, in welchem das Bild sich gegenwärtig befindet, läßt es nicht mehr gut zu, eine Deutung zu geben.

Das älteste der auf uns gekommenen Bilder dieser Art ist das Altarbild (dritter Altar links) von Francesco Traini (aus dem Jahre 1345) in der Dominikanerkirche S. Caterina in Pisa.[3]) Betrachten wir dieses Bild näher, um zu zeigen, wie geistvoll der Trecentist gemalt und wie so ein

1) Tübinger Quartalschrift 1879. S. 606.

2) Vgl. Hettinger, Dante's Göttliche Komödie, S. 342 u. ff.

3) Hettner, l. c. S. 103.

Gemälde in Wahrheit una grande lezione morale e religiosa degna d'un popolo cristiano.

In der Mitte thronend der hl. Thomas von Aquino, überlebensgroß, vom Lichtglanze rings umflossen. Er hält ein aufgeschlagenes Buch empor: „Veritatem meditabitur guttur meum et labia mea detestabuntur impium" Prov. VIII, 7; auf seinen Knien liegen vier geöffnete Bücher. „Wahrheit sinnet mein Mund und meine Lippen verabscheuen den Gottlosen." Das ist die Idee des Bildes und die Strahlen des Lichtglanzes deuten uns das Bild. Ueber dem Heiligen thront Christus, die ewige Weisheit in der von Cherubim umsäumten Mandorla. Von ihm als der göttlichen Wahrheit und Weisheit aus leuchtet die Erkenntniß dem Heiligen und den Heiligen mit ihren Büchern, den Zeugnissen göttlicher Offenbarung, nemlich den Evangelisten, St. Paulus und Moses, welche im Halbkreise den hl. Thomas umgeben. Als Repräsentanten der natürlichen Erkenntniß, der dienenden Philosophie, stehen neben Thomas, aber tiefer, Aristoteles und Plato, die großen vorchristlichen Philosophen, die ihre aufgeschlagenen Bücher St. Thomas zuwenden; auch sie schicken Lichtstrahlen gegen den Heiligen hin.

Nun denn, Gott ist die ewige Wahrheit und Grund und Maß aller Wahrheit (S. II. II. qu. 2 art. 3). Wie das körperliche Schauen nur durch das Licht möglich, so kann das geistige Schauen, die Erkenntniß des Göttlichen Licht genannt werden: quia corporalis visio non completur nisi per lucem, ea a quibus intellectualis visio perficitur, lucis nomen assumunt. Da ist nun eine Erkenntniß, die uns von Gott mitgetheilt wird: lumen superius quia ad superiora ducit manifestando ea quae sunt supra rationem et etiam quia non per inventionem, sed per inspirationem a Patre, der im unzugänglichen Lichte wohnt, descendit. Die Träger der Offenbarung vermitteln die ewige Wahrheit: ea quae divina revelatione percipiuntur, aliis proponuntur. Und Plato und Aristoteles? Homo natu-

rali lumine rationis per creaturas in Dei cognitionem ascendit; divina veritas intellectum humanum excedens per modum revelationis in nos descendit. Und Averroes liegt niedergeworfen zu den Füßen des Heiligen, umgeben von der erleuchteten Schaar der Dominikaner. Averroes ist der Impius, dessen Niederlage durch Thomas den Sieg des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte bedeutet über den Materialismus (Averroes' Lehre von der Ewigkeit der Materie) und die Läugnung der Unsterblichkeit der Seele (seine Lehre von der Einheit des Intellektes). Wenn der Sieg des Schwertes des Frankenführers über die Heere Abderrahmans ein würdiger Gegenstand der Verherrlichung durch die Kunst ist, so nicht minder der Sieg des hl. Dominikaners über den arabischen Philosophen und Commentator des Aristoteles; denn es ist der Sieg des Christenthums über den Mohammedanismus der Araber. Karl Martell's starker Arm hat bei Tours die Alles überfluthenden Schaaren der Moslemin niedergeworfen; des Aquinaten starker Geist den Alles bezaubernden Averroismus, für das so herrlich und mächtig aufblühende Abendland eine ganz außerordentliche Gefahr, für die schwachen Geister die höchste Versuchung. Wer mag ermessen oder auch nur annähernd sich vorstellen, welchen Gang die Weltgeschichte genommen hätte, was aus Europa geworden wäre, hätte der arabische Philosoph den Sieg errungen? Ueber den Trümmern der katholischen Kirche hätte ein neues Chalifat sein eisernes Scepter geschwungen und mit dem christlichen Glauben wäre christliche Freiheit, Ehre, Sitte und Zucht zu gleicher Zeit von der Erde verschwunden.[1])

Und so trägt — ist das wohl zu viel behauptet? — unser Bild neben der klaren Darlegung der christlichen Erkenntnißlehre als der Grundlage wahren Wissens auch einen welthistorischen Charakter an sich.[2])

---

1) Vgl. Hettinger, Thomas S. 256 u. ff.; Hettinger, Dante S. 343.

2) Vorstehendes dürfte hinlänglich beleuchtet haben, was von der

Derselbe Geist des großen Aquinaten leuchtet uns auch aus einem Bilde Andrea Orcagna's (1357) in der Kapelle Strozzi am Ende des nördlichen Seitenschiffes von S. Maria Novella in Florenz entgegen. Hettner sagt darüber: „Fein abgewogene Anordnung, großer Stil der Gewandung, Milde und Zartheit des Seelen-Ausdruckes, helle harmonische Farbe. Auch hier, wie bei Traini, verleugnet sich nicht, daß Orcagna Giottist, freilich der genialste war. Aber das überall thätige unmittelbare Eingreifen des Ordens ist auch hier sichtbar."

Hettner in seinen „Italienischen Studien" S. 110 bezeichnet als „das weitaus dogmatisch durchgebildetste und räumlich umfassendste Werk der Dominikanerkunst" den großen Freskencyklus in der s. g. spanischen Kapelle in Santa Maria Novella (Florenz).

1320 ließ Buonamico di Lapo Guidalotti, ein Kaufmann aus Florenz, den Grund zu einem Capitolo legen.[1]) Hier sollten die Versammlungen der Dominikaner gehalten und hier auch jährlich mit großer Feierlichkeit das hl. Frohnleichnamsfest begangen werden. Nach Guidalotti's Wunsch sollte nun das Kapitel durch die berühmtesten Meister der Zeit ausgemalt werden, und er berief nach Marchese vor allen Simon Memmi und Taddeo Gaddi. Doch sei es auch, daß das nicht richtig, die Namen der Maler überhaupt nicht fest stehen, so ist doch soviel sicher, daß Ideen und Plan zu einer pittura storica, simbolica e leggendaria von den Dominikanern, wenn auch nicht von Fra Jacopo Passavanti ausgegangen. Immerhin kann man somit die Fresken in dieser Capella degli Spagnuoli mit Hettner ein Werk der Domini-

---

invenzione capricciosa Vasaris (II, 137) wie er unser Bild nennt, und von der „überscharf ausgeklügelten Scholastik eines Dominikanermönches u. s. w.", wie Hettner l. c. S. 108 meint, zu halten ist.

1) Marchese, l. c. p. 143.

kanerkunst nennen: ihr Geist und ihre Gedanken sprechen aus den Bildern.

Betrachten wir das Bild auf der Westseite. Der hl. Thomas mit einem aufgeschlagenen Buche unter gothischem, Baldachine, umgeben von Patriarchen, Propheten und Aposteln; zu seinen Füßen die Häretiker Arius und Sabellius und der Araber Averroes, il corrompitore della dottrina di Aristotele; in dem untern Theile 14 weibliche Figuren als Allegorien der hervorragendsten Tugenden und Wissenschaften und unter ihnen die vorzüglichsten Träger und Pfleger derselben, von welchen die Geschichte uns erzählt. Getreu der Stelle der Schrift im aufgeschlagenen Buche (Weish. 7. 7.): „Ich bat und Einsicht ward mir gegeben, und ich rief an und der Geist der Weisheit kam mir; ich achtete selbe höher als Throne und Scepter u. s. w.", ist das Bild [1]) „die Theologie"; das Lob der Weisheit der Schule (Scholastik); ich möchte sagen, natürlich cum grano salis zu verstehen, die erste Quaestio der Summa theologica des größten Scholastikers (besonders art. 5 Sacra doctrina omnium scientiarum simpliciter dignissima est, quae omnes speculativas ut speculativa, et omnes practicas ut practica longe excedit; — art. 6. Sacra doctrina inter omnes sapientias humanas, non solum in genere sed simpliciter, maxime est sapientia) in Farben. In dieser Schule der Weisheit sind die Dienerinen (art. 5 ad sec. utitur eis tanquam inferioribus et ancillis) die sieben freien Künste (Grammatik, Donatus; Rhetorik, Cicero; Dialektik, Aristoteles oder Zeno; Musik, Tubalkain; Astronomie, Ptolemäus; Geometrie, Euklid Arithmetik, Pythagoras). In der Erklärung der übrigen sieben allegorischen Gestalten und ihrer geschichtlichen Repräsentanten ist keine Uebereinstimmung; vielleicht sind es die

1) Marchese sagt: „Um Memmi zu erreichen, verwandte Gaddi viel Eifer und Fleiß darauf, so daß dieses Gemälde zu seinen besten gehört."



drei theologischen Tugenden, Liebe, Hoffnung und Glaube (Augustinus, Johannes Damascenus, der Areopagite Dionysius) als (nach der theologischen Summe 1. 2. qu. 62. art. 1) der Inbegriff und das Wesen der sacra doctrina der hl. Wissenschaft und devotio (oder theoretische Theologie?), oratio (oder praktische Theologie), das geistliche und weltliche Recht als die Bethätigung der christlichen Weisheit im Leben.[1]) Die geschichtlichen Träger wären der hl. Hieronymus (Boethius), Johannes Damascenus (Petrus Lombardus), Clemens V. und Justinian.

Während nun das Bild auf der Westseite des Capitolo die Schule der Weisheit oder die Weisheit der Schule darstellt, schildert das auf der Ostseite (Marchese nennt Simon Memmi als den Maler) das Leben nach der christlichen Weisheit oder die Weisheit des christlichen Lebens. Noch dazu ist dieses Gemälde merkwürdig durch die Porträte des Papstes Benedikt V. (eines Dominikaners), Kaisers Heinrich VII., Philipp des Schönen von Frankreich, des Cardinals Niccolò Albertino di Prato, des Fra Angiolo Acciajuoli, Dominikaner-Bischofs von Florenz, Cimabue's, Giotto's, Arnolfo's, Petrarca's u. s. w. Die Idee war vielleicht zu zeigen, wie die wahren Jünger Christi mitten durch Irrthümer, Ehrgeiz und Vergnügen, welche dem Menschenleben schmeicheln, unterstützt von der Gnade zum himmlischen Vaterlande kommen. Für den Irrthum nahm der Maler die Sekte der Manichäer, von welcher nicht nur ganz Florenz, sondern ein großer Theil von Italien angesteckt war. Er läßt die Häretiker disputiren mit den Katholiken; Füchse werden verfolgt von weißen und schwarzen Hunden, womit er die Wachsamkeit der Predigerbrüder darstellen wollte, welche unermüdet, wo immer sie den Irrthum wahrnahmen, ihn verfolgten. Um die Vergnügungen und Lüste, wodurch die Sterblichen verlockt werden, zu charakterisiren,

1) Vgl. Summa theol. 2. 2. qu. 81 art. 7: qu. 82 de devotione, qu. 83 de oratione. Hettner nimmt diese Erklärung an. l. c. S. 112 u. 113.



stellt er eine Schaar von Tänzerinen dar, unter ihnen die schöne Laura, für welche Petrarca schwärmte. Um den Ehrgeiz nach Macht und Würden zu zeichnen, malt er die höchsten Aemter in Staat und Kirche. Dann stellt er dar Beicht, Absolution und Buße, wodurch wir eingeführt werden aus der streitenden in die triumphirende Kirche. So hätten wir im Gemälde, was im reinen und eleganten Stile uns der Verfasser dello Specchio di vera penitenza geschildert.[1])

Hettner l. c. S. 116 u. ff. sieht in diesem Bilde eine monumentale bildliche Darstellung des Commentars des hl. Thomas zum Hohen Liede. Ich kann mich von der Richtigkeit seiner Ausführung und Detailerklärung nicht überzeugen, wenn gleich die eine und andere Stelle des Commentars mit Geschick auf unser Gemälde angewendet wird. Vom katholischen Standpunkte aus ist es von selbst klar, daß „innerhalb des geschlossenen Gartens, der das Symbol der Ueberwindung der Sünde ist, die Ertheilung der Absolution“ nicht mehr zur Darstellung kommen kann.

Wie wenig können wir uns in Allem den Schlußworten Hettners (S. 122) anschließen: „Je mehr wir uns in diesen gewaltigen Freskencyklus hineinschauen, desto mehr werden wir ergriffen nicht bloß von der Macht und strengen Folgerichtigkeit des Gedankengehaltes, sondern auch von der Macht der künstlerischen Behandlung und Ausführung. Trotz aller Ungleichheiten im Einzelnen ist das Ganze unbedingt eines der großartigsten Werke der gesammten älteren italienischen Kunst. Allein der Eindruck ist und bleibt ein getheilter (?). Statt der unvergänglichen Poesie tief inneren Seelenlebens dürre Scholastik (!) und düsterer Fanatismus (?), statt plastischer Klarheit und Deutlichkeit spitzfindig gelehrte Allegorie und Symbolik. Es ist das alte starre Dominikanerthum, seine Größe und seine pfäffische Beschränktheit, sein Glaubenseifer und seine Fruchtbarkeit.“ Wie wird nach

---

1) Marchese, l. c. I. 146.

solchen Grundsätzen das großartige Werk der theologischen Summe des hl. Thomas, wie die göttliche Komödie Dantes beurtheilt werden! Um solche Werke des christlichen Genius würdigen zu können, muß man selbst ein gläubiger katholischer Christ seyn.

Bekannt ist das berühmte Bild im Campo santo zu Pisa, welches gewöhnlich als il Trionfo della Morte bezeichnet wird.[1]) Wer kann es vergessen, der es einmal geschaut? Hoch aus den Lüften herab braust in ungestümer gieriger Beutelust die dämonisch gewaltige Gestalt des Todes; eine grauenvolle Megäre mit Fledermausflügeln und Krallenfüßen, alt und schreckhaft in ihren Zügen, die Augen und den Mund zornsprühend weit geöffnet, die aufgelösten Haare und das lange dunkle Gewand wild emporflatternd, in den Händen die hochgeschwungene unerbittliche Sense. Und mitten aus dem fröhlichen Kreise unvermuthet und unerwartet holt sich der Tod seine Beute. Ueber und nebeneinander gehäuft, liegen dichte Reihen dahingestreckter Todter; Könige und Königinen, Ritter und Bürger, Mönche, Nonnen und Weltgeistliche. Die weitaus größte Mehrzahl sind Verdammte; die Teufel, grauenhafte Gestalten, stürzen höhnend auf die Todten herab und tragen die in Kindesgestalt dargestellten Seelen empor, sie in den Schlund hochragender, feuerspeiender Berge zu werfen. Welch' ein Gegensatz! Hier Altersmüde, Kranke, Bettler, Krüppel jeglicher Art. Sie sehnen sich nach dem Tode!

„Dieweil das Glück sich ganz von uns gewendet,
So komme bald du Heiler aller Noth,
Gib uns das letzte Mahl; o komme, Tod!"

Daneben das Bild glänzender Weltlust: eine vornehme fröhliche Jagdgesellschaft, kronengeschmückte Herren mit stolzen Damen. Plötzlich wird der Zug durch den Anblick dreier offener Gräber, aus denen wurmzerfressene, verwesende Leichen hervorstarren, erschreckt. In der oberen Darstellung der stille,

1) Vgl. W. Bäumker, der Todtentanz. Frankfurt. Fösser. 1881.

unzerstörbare Friede des geistlichen Lebens; die stille Heiligkeit der thebaischen Einsiedler.

Wahrlich an ergreifender Innerlichkeit und an erschütternder Tragik das gewaltigste Bild des 14. Jahrhunderts! Eine dämonische Genialität, die in jedem Zuge an Dante und Michel Angelo erinnert![1]) Mitten in das bewegte Leben der reichen, blühenden, üppigen Stadt ruft dieses Bild den Ernst des Sterbens, der Rechenschaft, der Ewigkeit, der ewigen Vergeltung in Himmel oder Hölle hinein. Wenn wir einerseits die Glaubenskraft bewundern, aus welcher diese divina tragedia entstanden, so können wir anderseits die nothwendige Wirkung auf das Volk nicht hoch genug anschlagen. Beständig das Memento mori! beständig die Mahnung des redde rationem! beständig die Predigt: ibunt boni in vitam aeternam! mali in ignem aeternum!

Hettner nennt dieses Bild die großartig monumentale Darstellung der (scholastischen) Lehre vom künftigen Leben in seinem mahnenden Gegensatze als Verdammniß und Seligkeit. Ich möchte es nicht als das specifische Bild der Dominikanertheologie bezeichnen wie er; denn es ist ja der bildliche Ausdruck der christlichen Wahrheit überhaupt. Daß aber die Schule der Dominikaner einen wesentlichen Antheil an diesem erschütternden Todesernste hatte, möchte nur derjenige leugnen, der die Bedeutung und Thätigkeit der Predigerbrüder in dieser Zeit verkennt.

Für die Dominikanerkirche S. Maria Novella (Florenz), zu welcher die beiden obenerwähnten Predigerbrüder Sisto und Ristoro den Plan entworfen, hatte Michel Angelo eine solche Vorliebe, daß er sie „seine schöne Braut" nannte."[2]) Fortgesetzt aber wurde dieser Bau im östlichen Schiffe von Fra Borghese und Fra Albertino, vollendet in der Mitte des 14. Jahrhunderts durch Fra Giovanni da Campi und

---

1) Hettner, l. c. S. 127, 129, 135.

2) Rio, l'art chrétien I. 233.

Fra Jacopo Talenti.[1]) Ein Jahrhundert hindurch war somit dieses Gotteshaus una scuola di architettura nella quale si educarono all' arte un numero grandissimo di giovani religiosi. Es sollen hier nicht Namen angeführt werden; es genüge zur Würdigung der Dominikanerkunst Folgendes zu erwähnen. Der Ruf der Dominikaner-Architekten war so bedeutend, daß ihre Dienste für zahlreiche Staats- und Civilbauten verwendet wurden.[2]) 1348 verheerte die Pest Florenz: Giovanni Bocaccio schilderte uns diese schreckliche Geißel, welche an Hunderttausende hinraffte. Das Kloster von M. Novella verlor über 80 Religiosen, unter welchen der Nekrolog viele Künstler aus der Schule Fra Giovanni's und Jacopo's erwähnt.

(Schluß im nächsten Heft.)

LXVII.

Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger.

Während unsere großen Wortführer des guten Geschmacks und des Kunstgewerkes seit Jahren in den Irrgärten der gänzlich unnationellen Renaissance herumgeistern und irrlichteriren, und vor Bewunderung ganz vergessen, daß gerade zur Zeit der jetzt wieder verachteten und völlig unbegriffenen „Gothik" die Industrie mit der Kunst in innigster Wechsel-

1) Marchese I, 136.

2) Marchese z. B. I, 162 Anm. über Jacopo Talenti u. s. w.

beziehung wirkte: lenkt Herr Alwin Schultz auf das eigentliche Mittelalter zurück, auf die Cultur des 12. und 13. Jahrhunderts (c. 1150—1300), beleuchtet die bisher vornehm bei Seite geschobenen Denkmale der Privatkunst und liefert dadurch eine höchst werthvolle Ergänzung zur Kunstgeschichte.[1]) Zur Erläuterung und Beweisführung dienen ihm die gleichzeitigen Dichterwerke, welche bekanntlich das damalige Leben mit photographischer Treue wiederspiegeln. Zu diesem Zwecke durchlas und excerpirte er die sämmtlichen Erzeugnisse der mittelhochdeutschen Epiker und Minnesinger, eine beiläufig über zwei Millionen Verszeilen betragende Aufgabe, eine höchst mühselige und kolossale Arbeit, wodurch es ihm aber möglich wird, jedes Wort zu belegen; zum weiteren Vergleich sind Grabsteine, Sigille, Miniaturen, Fresken, Mosaiken anschaulich gemacht. Natürlich erstrecken sich seine Forschungen auch auf romanische und angelsächsische Erzeugnisse, welche zur nothwendigen Erläuterung fleißig angezogen werden. Dabei verfällt Hr. Schultz freich auch bisweilen in den Fehler, aus vereinzelten Vorkommnissen, Seltsamkeiten und Absurditäten gleich allgemeine Schlüsse zu ziehen und die Ausnahme gleichsam zur Regel zu erklären. Viele ganz unerläßliche Radien dieser Zeit sind gänzlich übersehen, z. B. das groß-

---

1) Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger von Alwin Schultz. Leipzig. I. Bd. 1879 (XVIII. und 520) mit 111 Holzschnitten. II. Bd. 1880 (VII. und 463) mit 136 Holzschnitten. — Von demselben Verfasser erschien: 1. Urkundliche Geschichte der Breslauer Maler-Innung von 1345—1523. Breslau 1866. — 2. Das Rathhaus zu Breslau, aufgenommen und gezeichnet von Karl Lüdecke. Breslau 1868. — 3. Die Schlesischen Siegel bis 1250. Breslau 1871. — 4. Die Legende vom Leben der Jungfrau Maria und ihre Darstellung in der bildenden Kunst des Mittelalters. Lpzg. 1878. — 5. Gerhard Heinrich von Amsterdam, Bildhauer in Breslau. 1880. — 6. Untersuchungen zur Gesch. der Schlesischen Maler von 1500—1800. Breslau 1882 (in alphab. lexicograph. Form).

artige Walten und Wirken aller charitativen Bestrebungen im Mittelalter, oder doch, wie z. B. das Arzneiwesen, zu oberflächlich behandelt. Dergleichen Lücken, Fehler und Schwankungen werden durch die nachbessernde Hand in den folgenden Auflagen, welche wohl nicht ausbleiben, ihre Ergänzung finden; wir erheben deßhalb gegen den offenbar noch jugendlichen Autor, seinem wissenschaftlichen Eifer und Gerechtigkeitsgefühle vertrauend, keine Anklage.

Ein kurzer Ueberblick des Inhalts mag den Reichthum beiläufig bekunden, der hier geboten wird. Der erste, wieder in sieben Kapitel abgetheilte Band, behandelt gleich zum Beginn den Bau und die Anlage von Burgen, ein von der neueren Kunstgeschichte lange Zeit vernachlässigtes Thema, worauf A. Schultz zuerst mit einer Abhandlung das Augenmerk richtete;[1]) dazu kommen Excurse über alles Zugehör wie Brunnen, Zugbrücken, Gefängnisse, Schatzkammer, Gärten, Turnierplätze und Stallungen, Küche, Palas und Saalbau und deren Einrichtung und Ausschmückung mit Teppichen, Tischen, Stühlen, Betten, Leuchten, über Einrichtung der Kemenate, der Schloßkapelle u. dgl. Wichtig sind die Nachrichten über die Malereien an den Wänden. Daß Kaiser Heinrich I. den Sieg über die Ungarn bei Merseburg (933) in seinem Schlosse malen ließ, ist durch seinen Chronisten verbürgt. Sonst ist von Wandgemälden in deutschen Beschreibungen nur wenig die Rede. Der um 1280 entstandene

---

1) A. Schultz: Ueber Bau und Einrichtung der Hofburgen im 12. und 13. Jahrhundert. Berlin 1862. 2. Aufl. Posen 1873. — Seitdem folgten noch die lehrreichen Arbeiten von Benkó über die Burg Wartenstein in Nieder-Oesterreich (in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1879. S. LVII ff.); Wessely über Dankwarderode, Heinrich des Löwen Burg in Braunschweig (in Lützow's Zeitschrift f. b. K. 1880. S. 270 ff.); F. Bernau: Album der Burgen und Schlösser in Böhmen (Prag 1880); Mehlis: Die Houbirg im Pegnitzthale (im Archiv für Anthropologie im XI. Bd. S. 189—213) u. s. w.



„Renner“ des Bamberger-Schulmeisters Hugo von Trimberg kennt „schöne gemelde an palast wenden“; der morose Mann gibt aber weder den Ort an, wo selbe sich befinden, noch was sie vorstellen. Häufiger finden wir Erwähnung derselben in französischen Gedichten, doch sind Figurendarstellungen wieder selten beschrieben. Der Pfaffe Amys soll dem König von Frankreich seinen Saal mit Gemälden aus dem Leben Alexanders und Davids ausschmücken; in Terramer's Palast war die Schlacht von Ronceval gemalt, und Thomas von Erceldoune beschreibt uns, wie Tristan durch den überwundenen Riesen Beliagog Scenen aus seinem Leben darstellen läßt. In der Kammer, welche im Walewein geschildert wird, sind die Abenteuer des Alexander und die Geschichte von Troja gemalt. Im Schlosse zu Pampelona ist die Hochzeit des Constantin und die Niederlage der Gallier durch Camillus in Gemälden dargestellt. Reste von Wandmalereien aus der Zeit von 1150—1300 in Schlössern haben sich nur spärlich erhalten; an den Seitenflächen der Tragebalken im Refektorium des Templerhauses zu Metz sind galoppirende Ritter dargestellt; turnirende Ritter im Schlosse Sendré. Größere Ausbeute für die Kunstgeschichte gewährt hier die nicht in Betracht kommende kirchliche Malerei. In Burgen und Herrenhäusern waren die Gemälde meist zum Schutz vor Beschädigung an der Decke, an den oberen Theilen der Wände angebracht; am untern Theil der Wände genügten ornamentale Schablonenmalereien. Wollte man nun den Saal noch prächtiger ausschmücken, sei es, daß geehrte Gäste erwartet wurden oder daß eine Festlichkeit bevorstand, so wurden die Wände mit kostbar gewirkten oder gestickten Teppichen (Nadelmalerei) behängt, welche man Rückelachen, Umbehenge nannte; man hing sie mit Ringen auf entsprechende Gestelle, welche nicht dicht an die Wand gerückt wurden, sondern noch einen Zwischenraum frei ließen, so daß sich wohl Einer — wie die Ritter der Gräfin Ludmilla von Bogen — dahinter verbergen konnte. Die Borte der Teppiche wurde zu größerer

Zier auch mit Schellen besetzt und das ganze Tuch parfümirt. Die Dichter beschreiben mit Vorliebe solche Umhänge — leider ist das Gedicht der „Umbehanc" des Bligger von Steinach verloren, darauf waren „vogele unde tiere" dargestellt, man mochte auch „Rittere und Frouwen" darauf schauen, sogar ganze Schlachtgemälde und Scenen aus den Ritterromanen, besonders die Geschichten von Paris und Helena, von Troja's Zerstörung, von den Abenteuern des Aeneas. An den Wänden des Saales hingen dann noch die Schilde des Herrn und seiner Freunde und Genossen, die mit ihrem bunten Farbenschmuck dazu beitrugen, das ganze Gemach reicher und eigenthümlicher zu dekoriren. Daß in den Wohnzimmern der Vornehmen auch Genrebilder zu finden waren, geht aus der Rüge des Albertus Magnus hervor, welcher es bitter tadelt, wie man sich nicht schäme, Tanzende und andere unehrbare Vorstellungen, welche er nicht näher bezeichnet, an die Wände zu hängen. Das Genrebild ist gewiß keine Erfindung des 15. und 16. Jahrhunderts, sondern mindestens ebenso alt, wie das Porträt und die religiöse Kunst. „Ein Heiligenbild, Crucifix, vor dem die Bewohner ihre Andacht verrichteten, durfte in dem Schlafzimmer frommer Leute nicht fehlen." Auch die Porträte geliebter Personen wurden in der Kemenate aufbewahrt. Im „Barlaam" wird deutlich ein plastisches Crucifix in der „slâfstat" erwähnt: „ein bilde nâch gote in krinzewîs gesniten"; in dem Gedichte: „Der vrouwen trôst" heißt es, daß man beim Eintritt in die Kemenate rechts „Gotes marter an der want" sah. Im „Alexanderlied" ist zweimal ganz deutlich von Porträts die Rede; erst von einem Gemälde, dann von einem Skulptur-Bildniß:

> Die Frau sandte mir einen Mann
> „Der was alsô getân (d. h. so geschickt)
> daz er konde mâlen;
> der mâlede zô dem mâle
> an einer tabelen mînen lib . . ." und bald darauf:

„Dô leitte mich die frouwe
in eine kemenâte,
dâ si behawen hâte
ein bilde nach mir getân.“

Im „Großen Wolfdietrich“ berichtet der Dichter: „Einen schönen schilt nuwe frümte die frowe wolgetan. Dar an lies sie malen Otnit iren liben man; Mit roter lasure, daz sage ich furwar, Ein kron uf sinem houbte von rotem golde klar. Ander halp dagegen ein wunderschönes wip, Lieblich anzusehen was ihr beider lip. Er hette sie umbvangen und kuste sie an den munt.“ Die Tafel (der ‚schilt‘, woraus der spätere „Schilderer“ = Maler) hing an einem Riemen, man konnte sie herabnehmen und einem Beschauer in die Hände geben. In den Liedern des lustigen Nithart ist von dem Bildnisse eines vornehmen Bauern Namens Engelmar die Rede, welchen der Dichter nicht ausstehen kann; er läßt ihn malen. Man kann sich denken, daß es ziemlich „dörperlich“ und Breughel-haft aussehen mochte: „Ein guoten maler ich gewan, Der wol bilder machen kann. Einz macht' er glich dem Engelmar.“ Aber noch viel interessanter heißt es weiter:

„Einer kam uz der Walachie dar,
der truog manger hande war
unt gemalet vrouwen bilder klar . . .“

Hr. Schultz nimmt ‚Walachie‘ als Walchen-Land d. i. Italien. Wir hätten hier also den ersten italienischen Bilderhausirer! Allerlei Hausgeräthe, Kästchen, Schrankthüren und Spiegel waren bemalt, letztere sowohl auf der Rückseite wie um das Spiegelglas selbst herum, mit häufig sehr sinnreichen Bildern geziert, welche, damit der Beschauer ja nicht stolz oder übermüthig werde, gerne „Gottes Marter“ darstellten. Einen solchen Spiegel, welcher auf der einen Seite nur ein schlichtes Glas, auf der andern Seite aber ein Bild mit unseres Herrn Marter zeigte, brachte der junge Landgraf

Ludwig von Thüringen seiner kleinen bräutlichen Els.[1]) — Auf dem durch die Ausführung alles Details berühmten Bilde des Johann van Eyck, welches den Jean Arnolfini mit seiner Gemahlin vorstellt (gemalt 1434; in der National-Galerie in London), befindet sich ein Spiegel, von zehn kleinen Medaillons eingerahmt, in denen die Leidensgeschichte Christi dargestellt ist.[2])

Zur Burg gehört auch die Kapelle. Hier kommt A. Schultz auf die Anlage der Doppel-Kapellen zu sprechen und begründet seine Ansicht, daß in solchen Fällen die untere immer zur Beisetzung und zum Begräbniß, nebenbei auch zum Gottesdienst für die Dienerschaft, die obere aber für die Herrschaft bestimmt gewesen sei. Wir stimmen gerne bei nur mit dem Vorbehalt, daß eine solche Trennung erst später erfolgte. Die Anlage der Doppelkapellen übereinander ist doch selten gleichzeitig, sondern wird erst durch die Erweiterung und den Ausbau des Schlosses bedingt; daß dann eine solche Scheidung und Trennung der Räume eintrat, ist wohl glaubhaft, war aber in der ursprünglichen Anlage noch nicht vorgesehen. Die Ausschmückung der Kapellen führt unsern Autor auf die Orgel und jene phantastischen Orgel-Bäume, in deren Schilderung die mittelhochdeutschen Dichter sich so gerne ergehen. Zu den (I, 92 ff.) aus Lamprecht's „Alexanderliede" und Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg" und anderen angeführten Belegen verweisen wir noch auf den jüngeren „Titurel" des Albrecht von Scharffenberg[3]), wo der von Titurel gebaute Gral-Tempel geschildert wird. Daselbst stand, wie der Dichter sagt, im Innern der gegen Westen liegenden

1) Vgl. Leben des Landgrafen Ludwig, beschrieben von seinem Kastellan Berthold, übertragen zw. 1315—23 von Fr. Rödiz, herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipz. 1851. S. 26.

2) Ernst Förster: Geschichte der deutschen Kunst. II. 68.

3) Ausgabe von K. A. Hahn. Quedlinburg 1842, und die Abhandlung von Sulpiz Boisserée über den Gralbau (in den Ab-

Pforte ein süßtönend Orgelwerk, damit man zu hochzeitlichen Festen das Amt verherrlichte: Da stand ein Baum aus rothem Golde mit Laub und Zweigen und Aesten, darauf saßen Vögelein, in welche durch Bälge der Wind geleitet wurde, daß jeglicher sang nach seiner Weise, einer hoch, der andere nieder „je nach der Schlüssel Leite; der Wind war her und wieder in den Baum geweiset mit Arbeite"; „swelcherlei Vogel er wollte stungen, der Meister wohl erkannte den Schlüssel, je darnach die Vögel sungen"; auf den Aesten standen außen vier Engel, jeglicher führte ein Horn von Golde in seiner Hand, in das sie mit großem Schalle bliesen. Dergleichen Musikwerke, wobei es immer ausdrücklich heißt, daß durch Blasebälge der Wind eingeführt wurde, sind nicht bloß ersonnen, sondern mit der jenen Dichtern eigenen Treue thatsächlich nach damals vorhandenen Denkmälern beschrieben. Leider scheint keines dieser Wunderwerke auf uns gekommen zu seyn; etwas Aehnliches muß ehedem auch zu Ettal bestanden haben. Der letzte Nachklang davon findet sich bei der Orgel in der St. Jakobs-Kirche zu Rothenburg: dieselbe, von 1640—1651 gebaut, hatte große Holz-Figuren, die sich bewegten, so oft die Töne erklangen: da war König David zu sehen, dessen Hände an den Saiten seiner Harfe auf- und abfuhren, Moses schlug mit seinem Stabe den Takt und diverse pausbackige Posaunenengel bliesen. (Vgl. A. Merz: Beschreibung von Rothenburg 1873 S. 68). Im Zimmer der Königin Josepha von Spanien sah die Prinzessin Amalie von Sachsen noch im Jahre 1824 einen Kronleuchter, worauf eine Anzahl goldener Vögel als Zierrath saßen, welche, sobald die Stunde schlug, zu singen begannen.[1])

---

handlungen der Münchener Akademie 1835. S. 308—92. Vgl. dazu die „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern" von H. Holland (1862) S. 237, wo weitere auf ähnliche Automaten bezügliche Stellen gesammelt sind.

1) Vgl. R. Waldmüller: Memoiren einer Fürstentochter. Dresden 1883. S. 185.

Das zweite Kapitel beginnt mit der Kinder-Zucht und -Lehre, mit Bildung und ritterlicher Uebung; unter den Spielen wird auch des gefährlichen „Messerwerfens“ (S. 130) gedacht: die beiden Gegner standen auf Stühlen, die keiner vor Beendigung des Kampfes verlassen durfte, jeder hatte ein, zwei oder drei Messer [1]) und einen kleinen kaum spannenbreiten Schild zum Parieren; die Hauptsache war, den Feind durch falsche Angabe des Zieles zu täuschen und dem unvorhergesehenen Wurfe durch Sprünge auszuweichen. Darauf folgt die Schilderung über Ritterweihe und Ritterschlag, die häusliche Erziehung der Frauen, ihre Arbeiten, Anstandslehren und Pflichten der Hausfrau. Das führt zu Sitte und Tracht über, welche im dritten Kapitel ausführlich erörtert werden, ein sehr kurzweiliger Abschnitt. Die nächsten Kapitel befassen sich mit den Mahlzeiten und Allem, was Essen und Trinken betrifft (IV), mit der Jagd (V), dem Reisen, mit den Wegen und Wagen, Pferden und Sattelzeug, Gastrecht, Gesellschafts-Spielen, Musik und Tanz, Fahrenden Leuten (VI), während der Schluß dem minniglichen Leben, der Hochzeit und Ehe (VII) gewidmet ist.

Wie der erste Band von den Bedingungen des Friedens, so handelt der zweite fast durchgehends vom Zugehör des Krieges. Das erste Kapitel ist ganz den verschiedenen Waffen und ihrer Beschreibung gewidmet: Schwert, Dolch, Lanze und Banner, die ganze Geschichte des Harnasch mit Brünne, Halsberg und Hersenir, kurz das ganze „wapenkleit“ wird erläutert, der Helm mit seiner wechselreichen Zimier, das Streitroß und dessen Panzerung, kurz die Gesammterscheinung

1) Clemens Brentano gibt in seinen „Märchen“ 1847. II. 299 leider nur den Anfang eines seitdem verschollenen Liedes, welches er gewiß nicht selbst erfunden hat:

Juch! juch! über die Heide,
Fünfzig Messer in einer Scheide!

des kampfgerüsteten Ritters.[1]) Dabei spielen auch die Waffenschmiede eine Rolle; unter den ältesten, namentlich aufgeführten, vielfach mystischen Meistern steht im Rolandsliede auch ein vielleicht historischer Madelgêr von Regensburg, „aus dessen Händen das Schwert Mulagir hervorging, welches erst dem Naimes von Baiern, dann Karl dem Großen, endlich Genelun gehörte.“ Auch „Kiûn von Munleûn der smit“ (im Willehalm 429, 28) der Meister von Laon ist möglicherweise eine zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebende Celebrität. Einen andren Waffenschmied, der vielleicht wirklich existirte, Isaak von Barcelona, nennt das Gedicht von Guillaume d'Orenge. Besonders berühmt sind die saracenischen Schmiede, Schwerter und Schilde von Toledo. „Unsere deutschen Meister werden zumal von deutschen Dichtern recht selten erwähnt, öfter von den französischen Epikern. Die Platten von Hessen lobt der Dichter des großen Titurel, Halsberge von Cambray, Helme,[2]) Rüstungen und Schwerter von Baiern rühmen französische Dichter“. Später und noch unter Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich waren die Münchener Plattner und Harnaschmacher gesucht und berühmt, bis der dreißigjährige Krieg auch diese Kunstindustrie erstickte. Die großen deutschen Schwerter waren den Franzosen wohlbekannt, ebenso die von Köln, Sachsen und Lothringen. Von den italischen Meistern galten besonders die von Pavia. Die Damen verehrten ihren Rittern Aermel von ihren Kleidern (wie z. B. die kleine herzige Obilot dem Gawan, vgl. Parcival 375, 10), Kopftücher (rîsen) u. dgl., welche vom Ritter dann beim Turnier oder in der Schlacht statt des Banners an der Lanze geführt werden. Hr. Schultz glaubt, daß das

---

1) Sehr anerkennenswerthe Vorarbeiten hiezu lieferte Herr San-Marte mit seinem Buche: „Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters.“ Quedlinburg und Leipzig 1867.

2) Wolfram von Eschenbach nennt die Blechsturmhauben von Beratzhausen an der Laber: „ein Bernhartshuser huot“ Willeh. 397, 4.

Wort Wimpel, welches heute noch ein kleines, schmales Fähnlein bezeichnet, von dem Schleiertuch (wimpel, altfranz. guimpe), welches so oft die Fahne des Ritters ersetzte, seinen Namen erhalten hat. Was Dürer's „Ritter mit Tod und Teufel" an seiner Lanze führt, scheint den Kunsthistorikern noch nicht klar geworden zu seyn.

Die modernen Heraldiker streiten darüber, ob die Ritter damals auch wirklich so märchenhaften Helmschmuck (Zimier) in Wahrheit geführt hätten, und halten selben nur für eine Erfindung der Maler und Dichter. Die Treue, womit diese die Sitten ihrer Zeitgenossen abgeschildert haben, bietet dafür jedoch vollständige Bürgschaft. Mit demselben Rechte könnte dann ein späteres Jahrhundert die Unsitte der Spitzenkrägen bezweifeln wollen, welche im 17. Jahrhundert über den Brustharnischen getragen wurden. Wenn nur einmal unsere Historiker sich gewöhnen möchten, jede Zeit voll und wahr aus den gleichlaufenden Erscheinungen, statt aus ihrer eigenen Phantasie, studiren und erklären zu wollen, so würden eine Menge gelehrte Aberglauben, welche herkömmlich mitgeschleppt werden, in ihr längst verdientes Nichts zerfallen.

Das zweite Kapitel behandelt die T u r n i e r e und Alles was dazu gehört. „Zu wissen ist, daß auf drei allgemeinen Concilien unter drei verehrungswürdigen Päpsten diese Waffenübungen verboten worden sind. So sagt im dritten Lateranischen Concile (1179 Canon XX) Papst Alexander (III. 1159—81): Folgend den Spuren unserer Vorgänger, der Päpste Innocenz (II. 1130—43) und Eugen (III. 1145—53) seligen Andenkens, verbieten wir die abscheulichen Handlungen (detestabiles nundinas), die man gewöhnlich Turniere nennt und zu denen verabredetermaßen Ritter zusammen kommen und verwegen mit einander kämpfen, wodurch der Tod von Menschen, Gefahren der Seelen oft veranlaßt werden. Wenn einer von ihnen tödtlich verwundet worden ist, so soll ihm zwar auf seine Bitte die Beicht abgenommen werden, er jedoch eines christlichen Begräbnisses verlustig seyn." Das

fruchtete so wenig, daß kaum hundert Jahre später auf der Synode zu Würzburg (1287) den Geistlichen bei Strafe des Bannes die Theilnahme an Turnieren untersagt werden mußte. Obwohl inzwischen Cölestin III. 1193 diese gefährlichen Waffenspiele neuerdings verboten hatte, so erlaubte doch Richard Löwenherz die Turniere im August 1194 und setzte die Geldbeiträge fest, wie viel ein Ritter und Standesherr zu den Kosten beisteuern müsse. Als ihr „Erfinder", der diese unseren „Manövern" theilweise vergleichbaren ritterlichen Uebungen höfisch zurichtete, gilt heutzutage nicht mehr Kaiser Heinrich I., welcher zu Magdeburg 936 das erste Turnier gehalten haben soll, sondern der Franzose Godefroi de Preuilly (seit 1066), welcher bei Angers getödtet wurde. Indessen ist auch zwischen Turnier und Buhurt zu unterscheiden. Letzteres war eine bloße Augenlust, ein zu Ehren einer Dame gehaltenes, ungefährliches Kreisreiten (gyrovagari), wozu die Lanzen vorerst eingesägt wurden, daß sie um so leichter brechen; das Krachen dabei machte den Rittern Freude; je mehr Trümmer und Speersplitter (trunzûne) den Boden bedeckten, desto größer war, wie Ulrich von Lichtenstein im „Frauendienst" berichtet, der Spaß [1]), der übrigens nur zu leicht in Ernst übergehen konnte, wie schon das Nibelungen-Lied von den Burgunden nach ihrer Ankunft am Hofe Etzels berichtet. Im besten Falle setzte es Beulen, blaue Flecke (‚quaschiure' Parcival 164, 24) und ergiebige Gehirn- und Rückenmark-Erschütterungen; der Sturz vom Rosse kostete Manchem das Leben; andere erstickten in der Hitze und im Staube. Um 1139 wurde Daniel de Curte Traiani, ein eifriger Speer-

1) Einer Dame zu Ehren so viele Speere wie möglich zu verstechen — der ritterliche Terminus heißt „verschwenden" — galt als adelige Tugend; mancher „Held" wird deßhalb von den Dichtern als Waldverwüster gepriesen. In den tugendlichen Lehren der „Winsbekin" rühmt die wohlmeinende Mutter ihrem Töchterlein, daß, wenn selbe den guten Ermahnungen folge, ihretwegen dann wohl „mancher Wald verschwendet werde."

brecher und „Waldverwüster", bei einem Waffenspiel erstochen. Um dem verderblichen Spiele zu steuern, bei welchem binnen Jahresfrist sechszehn Ritter den Tod gefunden hatten, bannte Erzbischof Wichmann von Magdeburg um 1175 Alle, die sich daran betheiligten. Im Mai 1241 erstickten hundert Ritter durch Hitze und Staub bei einem Turnier in Neuß nächst Köln.

Einzelne Ritter setzten eine besondere Ehre darein, durch ungeheuerliche Fährlichkeiten und Aventüren sich hervorzuthun und berühmt zu machen. Bekannt ist die abenteuerliche Mummerei des wackern Ulrich von Lichtenstein, welcher als „Frau Venus" verkleidet, im weißen Gewande mit wallenden Zöpfen im Frühling des Jahres 1227 von Venedig bis Prag ritt und alle Ritter einlud, gegen ihn zu fahren und einen Speer zu verstechen, wofür er Jedem ein „golden Fingerlein" (Ring) versprach; sollte die Frau Venus niedergestochen werden, so dürfe der Sieger die 24 Rosse nehmen, die Ulrich mit sich führte. Er brachte, ohne selbst je abgestochen zu werden, die vom 25. April bis zum 23. Mai dauernde Fahrt glücklich zu Ende, nachdem er 271 Fingerlein vertheilt und über dreihundert Speere gebrochen hatte. Ein zweites derartiges Projekt, wobei Ulrich als König Artus von Wien nach Paris reiten wollte und daselbst mit einer neuen Tafelrunde von Rittern einzuziehen gedachte, scheiterte, weil die Standesgenossen des Lichtensteiners das abenteuerliche Gelüsten satt hatten. Ueberraschend sind die von Herrn Schultz mitgetheilten Notizen, daß die Don-Quixotereien des Lichtensteiners nicht vereinzelt standen, sondern, wie der ehrliche Chronist Johannes Rothe berichtet, schon 1226 ein Vorbild hatten in dem Thüringer Ritter Waltmann von Setilstete, welcher den Landgrafen Ludwig zum Turnier in Merseburg begleitete. Mit diesem Waltmann ritt eine wohlgeschmückte Jungfrau auf einem Zelter, welche einen schönen Sperber und einen guten Jagdhund mit sich führte. „Waltmann machte bekannt, daß er bis zu seiner Rückkehr nach Eisenach bereit sei, mit Jedermann zu kämpfen; wer ihn niedersteche,

solle die Jungfrau, den Zelter, den Sperber sammt dem Hunde und dazu noch seinen Harnisch haben, die Jungfrau aber dürfe sich mit einem goldenen, einen Gulden werthen Ringe lösen. Wen er jedoch besiege, der solle sowohl ihm wie der Jungfrau einen Ring in gleichem Werthe verehren. Als das Mädchen nach Eisenach zurückkommt, hat es so viele Ringe, daß es alle Hofjungfrauen damit beschenken kann." Noch abenteuerlicher war das durch Moriz von Craon veranstaltete Turnier: „Er läßt sich, um der Gräfin Beaumont ein ganz neues Schauspiel vorzuführen, ein Schiff bauen, wohl beschlagen am vorderen und hinteren Bug, das auf Rädern ruht und rings mit Scharlachtüchern behängt ist. Das Steuer wird angebunden; messingene Anker und seidene Taue fehlen nicht; vom Mast weht, dem Segel gleich, des Ritters Banner. Nachdem noch Lanzen im Vorrath angeschafft, spannt man Pferde vor, die unter dem Vorhang verborgen sind, und so fährt er durch Frankreich bis zum Schlosse Beaumont, besteht gegen die Ritter im Schlosse mit seinen Begleitern ein Turnier und schenkt endlich Schiff und Ausrüstung den fahrenden Leuten und Allen, die ihn ansprechen."

Das dritte Kapitel behandelt einige Schattenseiten des mittelalterlichen Lebens, die ewigen Fehden, das Raubritterthum u. dgl. Auswüchse, welche für die bürgerliche und bäuerliche Bevölkerung böse Vorbilder gaben, wie Wernher's „Helmbrecht" beweist. Dieser junge übermüthige Bauer verachtet seinen Stand, will weiter hinauf und Ritter werden, copirt aber das ritterliche Leben von der elendesten Seite des Stegreifs und Buschkleppers und wird ein weitbekannter Dieb und Räuber, bis ihn endlich der verdiente Lohn erreicht. Täglich klagte schon Walther von der Vogelweide, daß die Treulosigkeit im Hinterhalte lauert (untriuwe ist in der sâze), Gewalt auf der Straße fahre und Friede und Recht wund liege (Pfeiffer 81, 20). Dagegen half kein „Gottesfriede", selbst ein so kräftiges Einschreiten, wie Rudolf von Habsburg übte, dauerte nicht lange nach. So einen bösen Handel und

Strauchdieb-Ueberfall, welcher nebenbei auch einen politischen Hintergrund gehabt haben mag, berichtet der vorgenannte Ulrich von Lichtenstein aus eigener Erfahrung. „Am 26. August 1248 kommen zwei seiner Freunde Pilgerîn von Kars und Weinolt, ihn auf seinem Schlosse Frauenburg zu besuchen. Ulrich hat gerade gebadet und sich etwas zur Ruhe niedergelegt, als sie anlangten; er wirft schnell einige Kleider über, empfängt seine Gäste und setzt ihnen ein Mahl vor. Nach dem Essen fordern sie ihn auf, mit auf die Falkenbeize zu gehen und während Ulrichs Leute beschäftigt sind, die Vogelhunde und Falken zu holen, winken sie plötzlich zwei von ihren Knappen herbei, ziehen ihre Messer, fallen über ihren Wirth her, binden ihm den Pelzrock um den Hals und schleppen ihn nach seinem eigenen Thurme. Die Knechte der Räuber jagen Ulrichs Gesinde aus der Burg, ja die Gemahlin desselben wird vertrieben, ihrer Schmucksachen beraubt; einen Sohn behalten sie als Geisel. Als die Freunde des Dichters zur Befreiung herbeieilen, führt ihn Pilgerîn auf einen Balkon, schlingt ihm ein Seil um den Hals und droht, ihn sofort vom Balkon zu stürzen, wenn er seine Freunde nicht fortweise. Am nächsten Tage verlangt er Lösegeld und läßt einstweilen den Gefangenen in schweren Kerker legen. Ein Jahr und drei Wochen bleibt Ulrich so eingesperrt, endlich wird er auf Vermittlung des Grafen Meinhart von Görz im September 1249 losgelassen. Seine zwei Söhne und zwei Edelknaben läßt er einstweilen als Pfand und löst sie und die Burg endlich aus.“ Stoff genug zu einer hübschen Schwurgerichts-Sitzung! — Dieses immer auf ‚âventiure‘ Reiten und ritterliche Anrempeln, diese irrenden und fahrenden Recken, die unaufhörlichen Zweikämpfe, die Gottesurtheile, peinliche Gerechtigkeits-Pflege, die Strafen durch Tod und Strang füllen diesen lehrreichen, aber nicht erbaulichen Abschnitt.

Der Heerfahrt und dem Leben im Krieg ist das 4. Kapitel gewidmet: Aufgebot, Musterung, Exercierübungen, Soldtruppen, Freibeuter, Schützen mit ihrer Armatur (Arm-

brust, Schleuder, Bogen, Pfeile, Streitäxte), die Abzeichen, Banner, die Fahnen- und Glocken-Wagen, der Troß, Kaufleute, fahrende Weiber: das Alles wird reiflich klar gelegt. Frühzeitig finden sich jüdische Armee-Lieferanten. Ein Jude von Narbonne besorgt für den Markgrafen Wilhelm (vgl. Wolfram's 'Willehalm' 195, 12) die gesammte Ausrüstung seines Heeres, Rosse und Rüstungen; Handels- und Schacher-Juden folgten jedem Heerzug. „Der Name Arsenal (ital. darsena, von dem arab. dar essana) kommt erst im 14. Jahrhundert vor, im 13. Jahrhundert heißt diese Rüstkammer Artillerie, der Vorsteher derselben Artilliers oder Maitre Artilliers; ja selbst die Waffenwagen, die in den Schlachten zur Hand waren, damit die verschossene Munition (Pfeile, Bolzen, Blei), die zerbrochenen Lanzen, Schwerter und Schilde schnell ersetzt werden konnten, hießen Artillerie. Littré leitet das Wort von ars, artillum ab, und wohl mit Recht. Das sonst nicht vorkommende Artillum würde also eine Waffe bedeuten, wie Ingenium (engin) eine Kriegsmaschine bezeichnet." Die Befehlshaber kannten auch eine Art Karten, auf welchen die Beschaffenheit der Wege, die Berge, Flüsse und was sonst auf dem Marsch vorkommt, verzeichnet und abgemalt war; dazu gab es Dolmetscher, Führer, Spione, Recognoscirungs-Detachements. Da Seekarten damals schon im Gebrauche waren (die sog. Portulanen), warum sollte es keine Terrainkarten gegeben haben, wenn auch gerade keine bisher zum Vorschein kam? Alles was in ein Lager gehört, wird sorgsam aufgezählt. Hohe Herren bedienten sich kostbarer Zelte, sogar mit gestickten Wänden und Vorhängen, worauf besonders Darstellungen aus dem Trojanischen Sagenkreise beliebt waren. Es gab scharfe Kriegsartikel, insbesondere in den Edikten Kaiser Friedrich I. von 1154 und Heinrich VI. (1194): Wer ein Haus oder Dorf anzündet, wird geschoren, am Kinnbacken gebrandmarkt und geprügelt. Die Schiffsdisciplin, welche Richard Löwenherz im Juni 1190 erließ, war sehr streng: Wer auf dem Schiffe einen Menschen tödtet, wird, mit der

Leiche zusammengebunden, in's Meer geworfen; wer solches auf dem Festlande verübt, mit dem Todten in die Erde begraben. Wer nach einem Anderen das Messer zieht oder sticht, verliert die Faust; wer mit der bloßen Hand den Andern schlägt, ohne Blut zu vergießen, wird dreimal in's Meer getaucht. Wenn einer gegen einen Gefährten Schmähungen, Spottreden, Verwünschungen ausstößt, soll er so viele Unzen Silber zahlen, so oft er ihn geschmäht hat. Ein des Diebstahls Ueberführter wird geschoren, siedendes Pech ihm aufs Haupt gegossen, Bettfedern auf das Haupt ihm geschüttet um ihn zu kennzeichnen, und er an der ersten Landungsstelle, wo das Heer anhält, ausgesetzt. Um der Spiel-Leidenschaft, welche den Hauptgrund zu Zänkereien gab, zu steuern, wurde festgesetzt, daß kein Ritter oder Kleriker mehr als 20 Solidi täglich verlieren dürfe; Schiffsleute, welche falsch spielen, werden an drei Tagen des Morgens früh ins Meer getaucht.

Zum Lagerleben gehört auch das Abendgebet; dasselbe wurde, wenigstens während des Kreuzzuges, im englischen Lager abgehalten: „Es war Sitte im Heere, daß in jeder Nacht, ehe sie sich zum Schlafen niederlegten, ein dazu bestimmter Mann mit lauter Stimme inmitten des Heeres den gewöhnlichen Spruch rief: ‚Hilf heiliges Grab!‘ In diesen Ruf stimmten Alle ein, wiederholten ihn, streckten mit reichlichen Thränen die Hände zum Himmel empor und erflehten Gottes Barmherzigkeit und Hilfe. Dann hub der Herold selbst wieder an, indem er wie vorher ausrief: ‚Hilf heiliges Grab!‘ und Alle wiederholten es; und als er gleichfalls zum dritten Male rief, so thaten es ihm Alle nach mit großer Herzenszerknirschung und unter Thränen.“ Daß die Kreuzfahrer bei der Einschiffung sangen, ist bekannt; nach derselben Melodie stimmten die Soldaten in der Schlacht von Gellheim 1298 ihr Kriegslied an. — Merkwürdig ist die Zusammenstellung mittelalterlicher Verlust-Listen (II, 253), dabei entging Herrn Schultz der „eine Todte,“ welcher übrigens sehr alt und ganz typisch ist. Schon in den Kämpfen der jungen

Republik Rom gegen die den vertriebenen Tarquinius beschützenden Etrusker ist bei Livius (II, 7) davon die Rede; er kehrt wieder bei der Einnahme Constantinopels durch die Lateiner (1204), wobei die Letzteren nur einen Ritter verloren; in dem Treffen der Nürnberger gegen den Markgrafen Achill von Brandenburg bei Spalt (im April 1450) hatte die Reichsstadt nach Hans Rosenplüt's Zeugniß nur einen Todten.[1] Auch Murray verlor in der Schlacht von Langside gegen Maria Stuart nur einen Mann. Der in den russischen Schlacht-Bulletins von 1854 vielgenannte eine Kosack blieb ein komisches Inventarstück, welchem die Aufgabe zufiel, fast bei jedem der mörderischen Gefechte gegen die Tscherkessen den russischen Verlust zu repräsentiren; er lebte wieder auf im Juni 1877 durch ein Petersburger Telegramm und spielte auch noch beim Ausbruch der russischen Pest seine unsterbliche Rolle, welche sich bei einiger Aufmerksamkeit noch weiter durch die halbe Weltgeschichte verfolgen ließe.

Charakteristisch für die Anschauung des Mittelalters ist die Sitte, auf der Walstatt als Siegesdenkmal eine Kirche oder ein Kloster zu stiften, wo bei Tag und Nacht für die Seelenruhe der Gefallenen gebetet wird. „So thaten nach der Schlacht auf dem Wülpensande (Kudrun. 909 ff.) die Hegelinge: jeder der Herren steuerte zur Ausstattung desselben bei, auch der Todten Rosse und Kleider wurden für die Stiftung verkauft; die Angehörigen der Gebliebenen sandten dann ebenfalls Beiträge, und so wurde ein großes Kloster gestiftet, dessen Insassen für die armen Seelen der Gefallenen zu beten verpflichtet waren" (II, 269). Dergleichen wäre unserer Gegenwart, welche Siegesgöttinen und allegorische Figuren auf die Schlachtfelder zu setzen pflegt, wohl ein durch neue Maigesetze zu verbietender Gräuel!

Von großem Interesse ist das fünfte, das mittelalterliche

1) Von Nürnberger Rayß. Ein Programm von Dr. Lochner. Nürnberg 1849.

Seewesen, Schiff- und Kreuz-Fahrt behandelnde Kapitel. Die See-Reise ging sehr langsam und machte beträchtliche Kosten. Richard Löwenherz segelte am 16. August 1190 von Marseille ab und kam am 23. September in Messina an; er schiffte sich am 9. Oktober 1192 in Akka ein und ist am 11. November in Corfu. Erhalten blieb uns der Entwurf eines Vertrages, welchen Ludwig der Heilige 1268 mit dem Dogen von Venedig abzuschließen Willens war, der aber nicht ausgeführt wurde, weil der König schließlich mit den Genuesen sich einigte. Die Miethe für fünfzehn Schiffe, worauf 4000 Pferde und 10000 Mann befördert werden, hätte nach unserem Gelde allein beinahe eine halbe Million Reichsmark betragen. Ein Ritter mit zwei Dienern, einem Pferde und einem Pferdejungen hat 8½ Mark (= 340 RM.) Fahrgeld mit Einschluß der Beköstigung zu bezahlen; ein Ritter allein für einen gedeckten Platz zwischen dem Mittelmast und dem Hintertheil 90 Reichsmark, ein Knappe für einen ungedeckten Platz 7 Unzen (35 RM.); der Knecht und das Pferd 4½ M. (180 RM.); der Pilger für einen Platz vom Mittelmast bis zum Bug mit der Kost 30 RM. — Sehr beträchtlich ist auch der Sold, welchen ein Fürst den Kreuzrittern zu zahlen hat: Philipp August gab jedem Ritter monatlich drei Goldstücke, welche nach der Berechnung unseres Gewährsmannes 607 Francs gleichkommt, Richard Löwenherz sogar 4 Goldstücke (= 810 Fr.). Was die Herren als Schadenersatz für Hab und Gut und etwaige Gefangenschaft verlangen, klingt fast unglaublich (II, 274). Man sieht daraus, welch gewaltigen Aufwand ein Kreuzzug erforderte! Lehrreich ist ferner die Aufzählung aller Schiff-Arten, wie Dromon (die größte Gattung von Kriegsschiffen), Galēa, Sagitta, Salandria, Tarida, die Coggen u. dgl. In der Sentine (dem unteren Kielraum) befand sich auch die Schatzkammer. In den oberen Räumen, zumal an dem Hintertheil des Schiffes waren für die hervorragenderen Passagiere schön gemalte und mit abgetheilten Schlafkammern ausgestattete Kajüten (Kiel-

kemenâten) eingerichtet; in einer derselben wäre die Gemahlin Ludwigs IX. beinahe verbrannt, weil eine Dienerin beim Auskleiden der Königin ein Kopftuch zu nahe an den eisernen Ofen oder das brennende Licht warf. Segel und Tauwerk waren oft von sehr kostbaren Stoffen.[1] Seekarten und den Gebrauch des Compaß kannte man nach deutschen Zeugnissen schon im 13. Jahrhundert und im Titurel wird ausdrücklich die „Nadel“ genannt, welche „nach dem Tremontâne (Polarstern) weist.“ Auch die Theorie der Seeschlacht und Bericht über solche hat Hr. Schultz gesammelt, z. B. über die Seeschlacht bei Akka, welche der Markgraf Konrad von Montferrat den Türken im März 1190 lieferte, über den Kampf König Richards gegen einen sarazenischen Dromon am 7. Juni 1191, über die Schlacht bei Dover (24. Aug. 1217) und bei Neapel (23. Juni 1283).

Daß Taucher schon im Alterthum und also auch im Mittelalter ihre Künste trieben, ist bekannt, dagegen überrascht uns in dem Gedichte „Salomon und Morolff“ ein ledernes Taucherboot und im „Roman d'Alixandre“ eine Taucherglocke von weißem, mit Bleiungen verbundenem Glase, welche im Innern durch Lampen erhellt und auf den Grund des Meeres niedergelassen wird, zu finden. Ueberhaupt scheint das von Vielen immer noch so hochnäsig wie kurzsichtig verachtete Mittelalter im Besitz vieler mechanischer Kenntnisse gewesen zu sein, welche verloren gingen und erst später wieder entdeckt und erfunden werden mußten. Dazu gehört z. B. der Gebrauch eiserner Schienenwege, auf welchen die größten Lasten mit Leichtigkeit transportirt wurden. Auf solche Manier transportirte man den Porphyr-Obelisk, welchen Constantin von Rom nach Byzanz schaffen ließ, in die letzt-

---

1) Einen sehr instructiven Aufsatz über „Das Seewesen der germanischen Vorzeit“ gab R. Werner in Westermann's Monatsheften. Oktober 1882. S. 84—104.

genannte Stadt.[1]) Dergleichen scheint auch Busketus, der Werkmeister beim Dombau zu Pisa, in Anwendung gebracht zu haben; ihm werden die Vorrichtungen zugeschrieben, „durch welche zehn junge Mädchen mit Leichtigkeit solche Lasten bewegten, welche zuvor kaum von tausend Ochsgespannen gezogen werden konnten".[2]) — Ebenso war der Blitzableiter längst vor Franklin bekannt; schon unter Domitian und Trajan setzte man auf die Pylonen ägyptischer Tempel hohe mit Kupfer beschlagene Masten „um zu brechen das Unwetter vom Himmel";[3]) im 14. Jahrhundert hatte ein österreichisches Kloster über das ganze Haus und seine Nebenbauten gut verbundene Eisenstäbe, wodurch der Blitz in die Erde geleitet wurde; gleichzeitig mit und unabhängig von Franklin setzte der Prämonstratenser Prokop Diwisch (geb. 1696 † 1765) zu Prenditz in Böhmen den ersten Blitzableiter über sein Pfarrhaus und veröffentlichte über das von ihm entdeckte Naturgesetz eine von Maria Theresia prämiirte Schrift.[4]) — Brieftauben waren, wie Hr. Schultz in dem über die Belagerung handelnden Kapitel nachweist (II, 382), schon den Sarazenen bekannt.

Das 7. Kapitel befaßt sich mit der Buße und Entsagung des alternden Ritters, mit dem Todtenkult, Einbalsamirung, Bestattung, mit den Tumben, Grabplatten, Denkmalen. Dabei wären auch die im Innern der Kirchen an den Wänden aufgestellten Reiterbilder (z. B. im Dom zu Bamberg) einer weiteren Beachtung werth gewesen. Daß hierbei die Porträt-Aehnlichkeit eine große Rolle spielte, ist z. B. aus dem Grabsteine Kaiser Rudolfs von Habsburg im Dom zu Speyer ersichtlich, dessen Entstehung Ottokar von Steier so schön berichtet: wie der „kluoge steinmetz", dessen Namen er leider

---

1) Vgl. Ernst von Lasaulx: Untergang des Hellenismus. 1854. S. 47.
2) C. v. Lützow: Meisterwerke der Kirchenbaukunst. 1862. S. 41.
3) Ebers, Aegypten. 1880. II, 250.
4) Wurzbach, Biogr. Lexikon. 1858. III, 324 ff.

verschweigt, die „runzen alle an dem antlütze" zählte und genau wiedergab.[1]) Ebenso war das Grabmal König Ottokars im Dome zu Prag von Meister Peter von Gmünd sicherlich nach einem Vorbild oder einer Todtenmaske gemeißelt.[2])

Das höfisch-ritterliche Leben neigte sich unaufhaltsam mit dem 14. Jahrhundert zum Verfall und ging zu Grabe; ein kurzer romantischer Nachklang blitzte noch unter Kaiser Ludwig dem Baier, welcher in Etal einen Graltempel baute, und Karl IV. empor.[3])

Der Rückblick, welchen Herr Schultz auf die dargestellte Periode wirft, ist ein höchst ehrenvolles Zeugniß für das deutsche Mittelalter und eine sehr beredte Abwehr gegen die heute so hochgepriesene, über Alles belobte und mit größerem Eifer als mit wahrer Kenntniß nachgeäffte „Renaissance": „Nicht im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, sondern im zwölften und dreizehnten sind in Frankreich und Deutschland die Werke entstanden, auf welche beide Völker in Wahrheit stolz zu seyn vollberechtigt erscheinen!"

Offenbar im Zusammenhange mit dem vorstehenden Werke erschien nun endlich eine neue Auflage von Karl Weinhold's schönem Buche über „Die deutschen Frauen im Mittelalter".[4]) Trotz des zweibändigen Formats und der fast verdoppelten Seitenzahl ist der Inhalt beinahe unverändert geblieben, da die Eile, womit der Verleger nach langer Vernachlässigung das liebenswürdige Buch wieder auf den

---

1) Abgebildet I, 231.

2) Abgebildet in Grueber: Mittelalterliche Kunst in Böhmen. 1877. III, 57.

3) Der von Karl IV. erbaute Karlstein (II, 424) ist aber keine Gralburg (trotz der Berufung auf Schnaase), wie B. Grueber in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1871 IX, 183 so überzeugend nachgewiesen hat.

4) Zuerst Wien 1871 bei Gerold. IV, 496. Nun in zwei Bänden 1882. I. B. VI, 413. II. B. 375 S. kl. 8°.

Markt bringen wollte, dem Verfasser nur kurze Zeit ließ, aus seinem reich angesammelten Materiale nachzutragen und einzuschalten. Die Darstellung, voll hoher Schönheit und Formvollendung, empfiehlt sich als eine sehr sinnige Lektüre, der das Ganze durchwaltende ethische Geist verdient alle Anerkennung. In neun Abschnitten werden, immer durch gleichzeitige Zeugnisse, die allgemeinen Benennungen des Weibes und die Eigennamen, die Göttinen und die Priesterinen (nebst den weisen Frauen und Hexen), die Erziehung des Weibes und ihre rechtliche Stellung, der ritterliche Frauendienst, die Bestimmungen über Vermählung, die Gebräuche bei Verlobung und Brautlauf geschildert; dann die Stellung der Ehefrau und Wittwe, das gesellschaftliche Leben nach allen Schattirungen erwogen; der letzte Abschnitt umfaßt die Tracht und Mode jener Zeit. Hoffentlich läßt nun auch eine neue Auflage von Weinhold's Buch über das „Altnordische Leben" (Berlin 1856) nicht mehr lange auf sich warten.

LXVIII.

Zeitgenössische katholische Dichter.[1])

Friedrich Rückert soll seinem Sohne den Rath gegeben haben, lieber Schuhmacher als Dichter zu werden, dann könne er sich wenigstens die Fußbekleidung besorgen, für Gedichte sorge heutzutage Jedermann selbst. Es scheint denn doch nicht so zu seyn, wenigstens hat sich in Berlin, dem

1) Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands. Studien von Heinrich Keiter. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1884. (V. u. 270 S.)

„Mädchen für Alles“, ein Laden aufgethan, wie ihn Bäcker und Schlächter, Gevatter Schneider und Handschuhmacher haben, mit dem Schildspruch: „hier werden Gedichte aller Art angefertigt.“ Es lebe die industrielle Dichtkunst! Also trotz der vielen Sperlinge, die im deutschen Dichterwald freie Kunst üben, weil sie „göttlichen Drang im sehnenden Busen“ fühlen, ist das Handwerk noch von nöthen, um dem dringenden Bedürfniß zu genügen.

Außer den Sperlingen gibt es aber auch Nachtigallen, und auf sie aufmerksam zu machen, ist der Kritik Recht und Pflicht. Nicht an Uhland's Wort: „singe, wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald“ liegt es, daß sich allerlei Gevögel mit wohlfeilem Dilettantismus krähend, singend, lärmend regt, wenn „Lenz und Liebe“ den alten Sang von Sonne und Wonne in Masse wachruft. Gerade in unpoetischen Zeiten tritt eigenthümlicher Weise diese krankhafte Erscheinung auf. „Wem Gesang gegeben“, nun ja, deren gibt es Gott Dank! noch, Nachtigallen, die freilich nicht im Lärm des Marktes ihr Lied erheben — will doch selbst der gefangene Singvogel nur im verhängten Käfig seinen Schlag wiederfinden, wie die schönste Blume im Verborgenen blüht.

Und solch' ächter Dichter von Gottes Gnaden führt uns Keiter eine stattliche Reihe vor, Geister, welche von Gott die Wünschelruthe empfangen haben, die langverloren geglaubte Schätze hebt. Das sind wahrhaft meist ächte Dichter, die der Verfasser der Studien sich ausgewählt. Wie man die Welt und das Leben anschaut, so geben sie sich uns, es kommt nur auf's rechte Auge an; das macht den Dichter, wie im arabischen Märchen die Zaubersalbe erst das Auge bestreichen mußte, damit es in den Tiefen der Erde selbst Smaragd und Rubin leuchten sah, und dem die Felshöhlen sich mit Goldschimmer aufthaten. Solchen Poeten geht der Dorn in Rosen auf, die Dissonanzen des Lebens wissen sie schließlich in Harmonie aufzulösen und selbst der Dämon

wird „zur Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Es sind Dichter, die nicht wie Platen sich selber unendlich gefallen, sondern von denen gilt: „wer selbst sich gefällt, bleibt steh'n, wo er steht; doch wer in beständigem Fortschritt zu bewältigen sucht und zu steigern die Kunst, der ist der Künstler, der wahre"; und es sind katholische Dichter, deren Gedankenkreis mit dem Glaubensinhalt, den die Kirche wie einen Sternenhimmel eröffnet, weit und tief, deren Dichtung jedenfalls getragen ist von „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da". Diese Poesie thut doppelt wohl nach den Trompeterstücklein, die neuerdings die Mauern Jerusalems umblasen sollten in Liedern „Wider Rom" von „Pfaffentrug und Dogmenzwang", „von schwarzer Bande und heiligem Vaterlande", wobei man freilich vergaß, daß selbst die Schreibfertigkeit in Germanien nicht den alten Bärenhäutern entstammt, „die saßen an beiden Ufern des Rheins und tranken immer noch Eins", sondern daß alle Kunst und Wissenschaft „Rom und seinen Kutten" zu verdanken ist, ob dieselben sich auf der Reichenau oder in Corvey wie Noahstauben niedergelassen.

Gerade in unserer Zeit, die Gott zum Nichts und den Menschen zum Alles machen möchte, wobei dieser freilich doch zum Affensprößling sich muß degradiren lassen, thun gläubige, sittenreine Dichter noth, die es offen verkünden, daß es Höheres gibt als die Welt mit ihrer Lust, nicht bloß einen natürlichen Sternenhimmel als Liebesbrief Gottes auf blauem Grunde, von dem die Nacht das goldene Sonnensiegel löst, nein, auch einen viel höheren Sternenhimmel dessen, der sein Blut hingegeben, damit Keiner verloren gehe, durch den allein der Geisterwelt Licht, Aufklärung, Fortschritt gekommen. Wehe der Zeit, in welcher alle Sterne der Schönheit erbleichen, in der nur das Erdhafte noch gilt, der Dollar Gott ist und der rohe Sinnenschmauß Vernunft heißt; wehe noch mehr der Zeit, in der die Kunst, die göttliche, nur mehr noch auf Erwerb ausgehend, sich in den Dienst der Gemeinheit begibt

und, anstatt wie David durch Harfenspiel Sauls bösen Geist zu besänftigen, die Seelen erst recht in Staub und Koth zieht! Wenn wir uns also mit Recht des Aufblühens katholischer Dichtung freuen, so ist damit zugleich auch ausgesprochen, daß wir's hier nicht mit einer Schiller'schen „Religion der Kunst" zu thun haben, in der das Theater die Kirche, das Lied das Gebet ersetzen soll. Die Dichter wissen und sprechen es aus, daß die Kunst immer und überall erst im Dienst der göttlichen Wahrheit groß geworden, und daß die Kreuzesblume auf der Höhe der Dome und Münster prangen muß. Auch sind es keine ausgesprochenen Tendenzdichter, wie so viele außer der Kirche, die in räsonnirendem Streit klopffechten; ächtkatholisch gleichen sie Blumen, deren Duft das innere Leben ohne Wortgeräusch von selbst offenbart.

Die Poesie hatte eine ernste Aufgabe zu erfüllen, nachdem die sogenannten Classiker Griechenlands Götter und Griechenlands Laster gepriesen, nachdem die Romantik vielfach Tannenmöbel nur mit katholischem Firniß überzogen; sie hatte den Menschen wie Moses auf Nebo's Gipfel zu führen, wo von Dan bis Bersabee das gelobte Land vor Einem liegt, wo „das, was Alle bändigt, das Gemeine, hinter uns bleibt in wesenlosem Scheine", wo die Brust athmet „Himmelsluft vom Morgenlande". Die Poesie hat viel gesündigt, sie hat viel zu sühnen. Sie soll keine gereimte Dogmatik oder gar Moral seyn, wie zur Reformationszeit Sachs und Lobwasser sie handwerksam geübt, aber, wie Redwitz in besseren Tagen aussprach, durchdrungen von dem, was dem ärmsten Kinde die fromme Einfalt lehrt. Da kniet denn nicht nur harrend die Hoffnung im Tempelgang, und am Glockenstrange zieht die Hand der Demuth, in wundersamer Mähre spricht auch die Minne vom heiligen Bund, und Waffen klirren im treuen Ritterdienste.

Die Studien über zeitgenössische katholische Dichter sind ein Pendant zu desselben Autors „katholische Erzähler", die

das vorliegende Werk noch übertrifft. Hier waltet denn auch die Beschränkung auf Deutschland, die wir dem ersteren Werk wenigstens insofern gewünscht hätten, daß es in zwei Theilen: Inland, Ausland, statt Alles permixtim behandelte.

Seine Poeten gruppirt Keiter sub Lyrik, Epos und Drama. Freilich etwas gewagt, da Manche wie Weber und Redwitz ebenso gut Lyriker sind, ja die lyrischen Partien der Amaranth das Bleibende der Dichtung ausmachen; da Dramatiker wie Ringseis und Molitor auch im Lied excelliren, und Weißbrodt wohl in dem Epos Genofeva sein Bestes geleistet hat. Das hat dann Ungerechtigkeiten im Gefolge, wie es z. B. von E. Ringseis heißt (p. 248): „Der Gedanke wiegt vor, eine rein lyrische Gefühlsäußerung finden wir nur selten, so daß in dieser Hinsicht ihre Gedichte im Ganzen nicht sehr bedeutend sind", als ob Ringseis nicht reizende, zur Composition herausfordernde ächte Lieder, zumal geistliche, genug aufzuweisen hätte! — Den einen oder andern Poeten hätten wir nicht ohne Bedauern vermißt, dieweil nach Platen und Schiller nicht das eine oder andere gelungene Lied in einer Sprache, „die für dich dichtet und denkt", nicht „viele Pinselstriche" den Meister machen, während wir mit Bedauern manchen tüchtigen Dichter entbehren müssen. Hingeben wir Baumhauer und Zusner für A. Baumgartner und F. X. Seidl unter den Lyrikern, unter den Dramatikern hätten Weickum, über den wir hier demnächst ein Gesammtbild geben wollen, und der in „Schach dem König" an den großen Britten mahnende Schaufert nicht fehlen dürfen. Eine zweite Auflage holt wohl das Versäumte nach. Ebenso wird F. von Brackel dann wohl den Epikern eingereiht werden, bekennt ja Keiter selbst: „den unleugbar bedeutendsten Theil der kleinen Sammlung nehmen die meisterhaften Balladen ein" (p. 13).

Die Glanztheile des von feinem und tiefem Kunsturtheil, umfassender Bildung und kristallener Klarheit der Stoff=

behandlung zeugenden Buches sind die Studien über die Dichterfürsten Dyherrn und Grimme in der Lyrik, die zuweilen in poetischberauschender Sprache, bald in schalkhafter Weise, bald in geistreichen Zügen dargestellt sind, die von Weber und Brill im Epos, von Molitor und Ringseis im Drama. Besonders freut uns die höchst anziehende Besprechung der „Apostel des Herrn" von Behringer, eines Werkes, das viel zu tief ist, um vom Mundbreilesepublikum gewürdigt zu werden. Halbvergessene Dichter wie G. Morel und L. Dreves stehen in neuer Beleuchtung da.

So möchten wir Keiters Werk eine Ehrenrettung ächtkatholischer Dichtung nennen, seinem Worte gemäß: „Wir leben in einer Zeit heftigsten Kampfes. In solchen Zeiten ist es Aufgabe des Angegriffenen, Streitkräfte zu sammeln und von Zeit zu Zeit Heerschau zu halten und dem Gegner zu zeigen, daß ein zahlreiches Heer kampfmuthiger Streiter sich um die verhaßte Fahne sammelt." Je mehr man unsere schöne Literatur todtzuschweigen und todtzutreten sucht, desto nothwendiger thun Werke wie das vorliegende. Wie im politischen und parlamentarischen Leben muß man sich regen, wenn man etwas gelten will.

F. A. M.

LXIX.

Die St. Nepomuk-Frage.

Ein unterfränkischer Forscher hat sich der dankenswerthen Aufgabe bemächtigt, noch einmal gründlich zu untersuchen, ob es denn wirklich Einen Johann von Nepomuk oder zwei oder gar keinen gegeben habe.[1] Die widersprechenden historischen Angaben über die Lebens- und Leidensgeschichte des im katholischen Volke weit und breit verehrten Brückenpatrons hatten nämlich in der Hagiographie eine solche Verwirrung angerichtet, daß in neuester Zeit die Annahme zu überwiegen drohte: es habe ein heiliger Johann von Nepomuk nie existirt und die ganze Legende sei nur eine Erfindung der böhmischen Geistlichkeit. Selbst die Canonisationsakten sind, unbeschadet der materiellen Richtigkeit der über den Heiligen erbrachten Angaben, von den chronologischen Widersprüchen nicht unberührt geblieben.

Herr Dr. Amrhein hat nun der katholischen Welt den Dienst gethan und durch unermüdetes Studium der Quellen, ihre kritische Vergleichung und chronologische Richtigstellung die Existenz Eines und alleinigen Johann von Nepomuk gerettet. Durch seine Bemühung dürfte diese Frage für immer aus der Welt geschafft seyn; die wirkliche und

---

1) Historisch-chronologische Untersuchungen über das Todesjahr des hl. Johannes von Nepomuk. Von Dr. August Amrhein, Pfarrkurat in Werneck. Würzburg, Bucher 1884. S. 60.

einheitliche Persönlichkeit des Heiligen wird nicht so leicht wieder angezweifelt werden wollen.

Dieser Nachweis allein beschäftigt den Herrn Verfasser. Eine vollständige Lebensgeschichte des Heiligen will er nicht geben. Er zieht das historische Materiale nur zur Lösung der Streitfrage heran: ob der von der Kirche als Martyrer des Beichtsiegels canonisirte Johannes von Nepomuk im Jahre 1383 oder 1393 ertränkt wurde. Dabei ergibt sich ihm im ersten Theile das Resultat, daß der heilige Beichtvater Ein und dieselbe Person ist mit dem 1393 ertränkten erzbischöflichen Generalvikar gleichen Namens, im zweiten Theile, daß nicht 1383, sondern 1393 das Todesjahr des hl. Johannes von Nepomuk ist.

Er meint: die scheinbar in tiefes Dunkel gehüllte „Nepomukfrage" könne ohne alle Schwierigkeiten in das rechte Licht gesetzt werden, wenn man nur unbefangen und ohne subjektive Voreingenommenheit dem zur Frage gehörigen Quellenmaterial die ihm gebührende Stellung lasse und dasselbe nicht durch hyperkritische Behandlung, wie sie den Vertheidigern eines angeblich 1383 ertränkten Johannes von Pomuk eigenthümlich sei, zu dem im Voraus gesetzten Zwecke zustutze. Dieses Verfahren habe die Streitfrage nur noch mehr verwirrt, so daß es Jedem, der sich mit dem Studium derselben eingehender beschäftigen wollte, die größten Schwierigkeiten bereitete, wenn er sich auf den zur Behandlung der Streitfrage einzig richtigen Standpunkt stellte, um von da aus das weitschichtige Material zu überblicken und aus dem Chaos der sich widersprechenden Meinungen und Behauptungen den Kern der historischen Wahrheit herauszufinden. Hier wollen wir die zur Lösung der Streitfrage dienlichen Zeugnisse an der Hand des Verfassers nur kurz skizziren.

Aus den zu Prag vorhandenen Urkundenbüchern der erzbischöflichen Kanzlei ersehen wir, daß ein Johannes von Pomuk als Kleriker der Prager Diözese und als kaiserlicher Notar vom 20. November 1372, von 1374 an als Proto-

notarius, bis zum August 1380, in der erzbischöflichen Kanzlei zu Prag beschäftigt war und die während dieser Zeit von ihm eigenhändig gefertigten zahlreichen Urkunden in der zu jener Zeit gebräuchlichen Weise unterschrieb: Et ego Joannes olim Welflini de Pomuk, clericus Pragensis diœcesis, imperiali autoritate notarius publicus etc.[1])

Dieser erzbischöfliche Kanzleibeamte Johannes von Pomuk wird 1375 Haus- und Tischgenosse des Erzbischofs Ocko von Vlasim zu Prag und erhält um dieselbe Zeit durch Präsentation desselben das Altarbeneficium SS. Erhardi et Ottiliae, welches der genannte Erzbischof in der von ihm erbauten Kapelle am Prager Domchore, auf der Epistelseite nächst dem Hochaltare gelegen, gestiftet hatte. Durch den Besitz dieses Beneficiums, deren es unter dem Namen „Vikarien" in den Dom- und Collegiatkirchen nicht wenige gab, trat Johannes von Pomuk als Domvikar in die Domgeistlichkeit ein und mußte, da auch die Vikare zum Chore verpflichtet waren, mit den Capitular- und Domicellarcanonikern am gemeinsamen Gottesdienste des Prager Domkapitels Theil nehmen. Bis zum J. 1383 oder 1384 blieb Johannes in dieser Stellung eines Domvikars. Wenn nun berichtet wird, der „heilige" Johannes von Nepomuk sei 1375 durch Präsentation des Erzbischofs unter die Domherrn aufgenommen worden, so kann dies nur der spätere Generalvikar gewesen seyn, der als Domvikar auch zu den Domherrn gehörte.

1380 scheidet der Notar und Domvikar Johannes von Pomuk aus der erzbischöflichen Kanzlei aus, da ihm der Papst die Pfarrei St. Gallus in der Prager Altstadt übertrug und der neue Erzbischof Johann von Jenzenstein ihn zu seinem Geheimsekretär ernannte. Letztere Stelle bekleidete Johannes bis zum J. 1389, wo er zur Würde eines Generalvikars vorrückte; die Pfarrei St. Gallus pastorirte er bis zum 20. August 1390, dann trat er dieselbe an den bisherigen

1) Ein Facsimile hat die Frind'sche Denkschrift von 1879. Vgl. über diese Denkschrift Bd. 83 S. 558—60 dieser Blätter.

Domherrn und Saazer Archidiakon Leonard ab und erhielt dessen Dompräbende mit dem Archidiakonat. 1381 war Johannes Licentiat, 1387 Doktor des canonischen Rechts, in letzterem Jahre auch Canonikus in St. Egidien und 1389 Canonikus auf dem Wyssehrad geworden.

Am 10. März 1393 hatte Johannes von Pomuk den neugewählten Abt von Kladrau bestätigt. Deßwegen wurde er, nebst seinem Collegen Nikolaus Puchnik und dem Propst Wenzel von Meißen, am 20. März gefangen gesetzt, gefoltert und, nachdem diese aus der Haft entlassen waren, allein zurückbehalten, mit noch größeren Qualen als vorher mißhandelt und endlich Abends 9 Uhr in die hoch angeschwollene Moldau gestürzt. An diesem 20. März als dem Todestage wurde jährlich in der Prager Domkirche ein Jahrtag für den ertränkten Generalvikar gehalten.

Der Leichnam des Ertränkten kam erst nach vier Wochen zum Vorschein und zwar, wie die Goldenkroner Handschrift ausdrücklich bezeugt, am Donnerstag, d. i. am Vorabend des von Kaiser Karl IV. eingeführten Reliquienfestes, welches am Freitag nach dem weißen Sonntag, im J. 1393 also am 18. April gefeiert wurde. Zu diesem Feste fand sich eine ungeheure Menschenmenge ein und daher kam es, daß, als der Leichnam am Vorabend des Reliquienfestes in der nahezu ausgetrockneten Moldau aufgefunden — in der Nacht erschienen über dem Wasser die glänzenden Lichter — und am Tag nach dem Reliquienfeste, nemlich am 19. April in der hl. Kreuzkirche beerdigt worden war, die Kunde von diesen Ereignissen in ganz Böhmen verbreitet wurde, weil die herbeigeströmten Festtheilnehmer diese ihre Erlebnisse in der Heimath erzählten. Da nun damals die Bestätigung des Kladrauer Abtes als die zunächst liegende und bekannte Ursache der Ertränkung im Vordergrund stand, finden wir bei einem großen Theil der chronikalischen Aufzeichnungen des 14. Jahrhunderts diesen Amtsakt angegeben. Denn die Ereignisse des Reliquienfestes bildeten die Grundlage der

Tradition des böhmischen Volkes außerhalb der Stadt Prag. Verschieden von diesen Festtheilnehmern waren die Bewohner der Stadt Prag, welche auch die geheime Ursache der Ertränkung des Generalvikars, nämlich seine frühere Stellung als Beichtvater der schon 1386 verstorbenen Königin Johanna kannten. Es ist aber selbstverständlich, daß erst nach Wenzels Tod diese Ursache öffentlich besprochen werden konnte und daß der Ursprung der Tradition, der als heiliger Martyrer verehrte und durch Wunder verherrlichte Johannes von Pomuk sei wegen Nichtverletzung des Beichtsiegels ertränkt worden und zwar wegen seiner Stellung als Beichtvater der Königin Johanna, in der Stadt Prag zu suchen ist. Jene Chronisten, wie z. B. der Zittauer Chronist, Thomas Ebendorfer und Paul Zidek, welche von den Pragern über diesen Gegenstand belehrt wurden, führen daher diesen letzteren Grund an.

Es stehen sich also über Ein und dieselbe Person zwei verschiedene Strömungen der Tradition gegenüber: außerhalb der Stadt Prag im Anschluß an die Ereignisse des Reliquienfestes vom 17. bis 19. April; diese traditionelle Strömung über die Auffindung am Vorabend und Beerdigung am Tage nach dem Feste beeinflußte die Darstellung des Martyriums des Heiligen derart, daß man die Ertränkung und sofortige Auffindung auf den Vorabend, und die Beerdigung im Dom auf den Tag nach dem Feste Christi Himmelfahrt verlegte. Letzterer Festtag wurde nämlich von der traditionellen Strömung der Stadt Prag dazwischen gebracht, weil der in der hl. Kreuzkirche provisorisch beigesetzte Generalvikar am Tag nach dem Feste Christi Himmelfahrt, welches 1393 auf den 15. Mai fiel, nämlich am Freitag den 16. Mai in der Domkirche beerdigt worden war und diese feierliche Uebertragung in die Domkirche, an welcher sich zunächst nur die Bewohner der Stadt Prag betheiligt hatten, dem kirchlichen Gebrauche gemäß den Gedächtnißtag zur kirchlichen und öffentlichen Verehrung des ertränkten Johannes von Pomuk begründete.

Bei der Ertränkung des Generalvikars haben wir also

zu beachten: den 20. März als Todestag, den Vorabend des Reliquienfestes, 17. April, als Tag der Auffindung, den 19. April als Tag der Beerdigung in der hl. Kreuzkirche, und den 16. Mai, den Tag nach dem Feste Christi Himmelfahrt, als Tag der feierlichen Beerdigung in der Domkirche. Da nun die Historiker diese einzelnen zeitlich auseinanderliegenden Ereignisse nicht genau von einander unterschieden und wegen Nichtbeachtung der doppelten traditionellen Strömung des böhmischen Volkes auch die zweifache causa Martyrii der Einen Person, des früheren Beichtvaters und späteren Generalvikars Johannes von Pomuk, nicht zu vereinigen wußten, finden wir in der Literatur über den hl. Johannes von Nepomuk sowohl zwei ertränkte Johannes als auch verschiedene Todestage für den Heiligen. Diese Umstände können aber nur in der Person des 1393 ertränkten Generalvikars Johannes von Pomuk ihre richtige Erklärung finden.

Wenn ferner der Wasserstand der Moldau so verschieden angegeben wird, indem nach den Einen die Moldau hoch anschwoll, nach anderen dieselbe austrocknete, so geht schon aus den angegebenen Tagen hervor, daß dieses wiederum für das Jahr 1393 spricht. Denn König Wenzel ließ den Johannes von Pomuk nur deßhalb in die Moldau stürzen, weil dessen Ertränkung in der in Folge der Frühjahrsüberschwemmung hoch angeschwollenen Moldau sicher vorauszusehen war und der Leichnam des Ertränkten nicht so leicht aufgefunden werden konnte. Und darauf hatte es König Wenzel abgesehen. Das Wasser der Moldau verlief sich nach und nach in größerem Maße als sonst, so daß der Leichnam am Reliquienfeste aufgefunden werden konnte, und daher heißt es bei anderen Historikern, z. B. Dubravius und der Chronik Kraffts, der Fluß sei bei der Ertränkung des Heiligen plötzlich ausgetrocknet und drei Tage in diesem Stande verblieben, bis die Leiche bei St. Veit (Dom) begraben wurde. Dann heißt es wieder, zum Andenken an

den 1393 ertränkten Generalvikar Doktor Johannes sei die Moldau ganz ausgetrocknet. Diese vollständige Austrocknung der Moldau und allgemeine Dürre, in Folge deren das Volk gegen König Wenzel murrte und letzterer aus Prag entfloh, trat nach dem Reliquienfeste (18. April) ein und dauerte solange, bis der Ertränkte am 16. Mai in der Domkirche beerdigt war. Da die außerordentliche in ganz Böhmen bemerkliche Trockenheit mit des Generalvikars Beerdigung in der Domkirche zum hl. Veit ein Ende nahm, wurde dieselbe als ein Wunder zum Andenken an den ertränkten Doktor Johannes erkannt.

Für jenen Punkt der Ueberlieferung, der Heilige sei vor seinem Tode nach dem berühmten Wallfahrtsorte Altenbunzlau gepilgert, haben wir gleichfalls ein historisches Zeugniß für den Generalvikar, da wir wissen, daß derselbe aus Prag nach Raudnitz zum Erzbischof entfloh und bei dieser Flucht auch das zwischen Prag und Raudnitz gelegene Altenbunzlau berührte. An demselben Tage, an welchem Johannes von Pomuk mit dem Erzbischof nach Prag zurückkehrte, d. i. am 20. März 1393, wurde er in der Moldau ertränkt, was auch dem Heiligen von 1383 begegnet seyn soll. —

Aus dieser kurzen Skizze läßt sich erkennen, daß die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des heiligen Johannes von Pomuk oder Nepomuk — diese Namen sind gleichbedeutend — in der Person des 1393 ertränkten Generalvikars historisch nachgewiesen werden können, während für einen 1383 ertränkten Beichtvater außer der für denselben beanspruchten Ueberlieferung des böhmischen Volkes, die aber nur im Anschlusse an die Ereignisse des Jahres 1393 entstanden ist, keine historischen Zeugnisse vor dem 16. Jahrhundert vorhanden sind. Die von den einzelnen Historikern gewählten Darstellungen des Martyriums enthalten natürlich viele Ausschmückungen, die in der subjektiven Auffassung des betreffenden Autors ihren Grund haben und daher auch

Wahres mit Falschem vermengen, aber sie können nicht als selbständige und zweifellose geschichtlichen Zeugnisse, welche den chronikalischen Aufzeichnungen des 15. Jahrhunderts gleichständen, betrachtet werden.

LXX.

Die Thätigkeit des österreichischen Reichsrathes in der jüngsten Sitzungsperiode.

Sang- und klanglos endete die Wintersession des österreichischen Reichsrathes, um im Spätherbst wieder aufgenommen zu werden und im Verlauf des nächsten Sommers ihren definitiven Abschluß zu finden. Der Präsident des Abgeordnetenhauses Smolka richtete noch einige freundlichen Worte an die Scheidenden und drückte seine Hoffnung auf fröhliches Wiedersehen aus. Das war Alles.

Werfen wir einen Blick auf die Thätigkeit der Volksvertretung während der letzten Session, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß sich des Hauses eine gewisse Lebensmüdigkeit, wie sie in höheren Lebensstufen nicht selten eintritt, bemächtigt hatte. Namentlich schleppten sich die Abgeordneten in der letzten Zeit nur mühselig mit den ihnen auferlegten Arbeiten fort. Der Kampf zwischen der Opposition und Majorität wurde zwar mit gleicher Erbitterung fortgeführt, aber nicht mit gleichem Erfolg. Die Opposition erlahmte sichtbar unter der Mißlichkeit rein negativer Anstrengungen. Zu Anfang der Session wurde die Frage der Secession eifrig ventilirt und schien ein Theil der vereinigten

Linken nicht abgeneigt, die Bahn der Abstinenzpolitik, die man den Czechen einst so sehr übel genommen, zu betreten. Die officiöse Journalistik, ungeschickt, wie sie seit jeher war und wie sie, falls es so spät noch etwas dergleichen geben sollte, bis zu Anbruch des jüngsten Tages bleiben wird, wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen und bot ihre ganze, freilich nur höchst bescheidene Beredsamkeit auf, die Linke des Hauses von jenem Gedanken abzubringen. Wozu und warum die Regierungspresse solche Anstrengungen machte, ist uns noch heute um so weniger erklärlich, als das Ministerium ja wissen konnte, daß der Streit um die Abstinenzpolitik, der sich im Schooße der Opposition erhob, ein rein akademischer war und zu keiner praktischen Lösung führen sollte.

Trat die Minorität aus dem Reichsrathe aus, so mußte sie die Zügel der Herrschaft auf längere Zeit den Händen der gehaßten Regierung überlassen, mindestens auf so lange, als nothwendig war, um Neuwahlen anzuordnen und die angeordneten in Vollzug zu setzen. Das Ministerium behielt während der Zeit freie Hand und vermochte seine Maßregeln zu treffen. Die Regierung konnte sich ohne Anwendung verwerflicher Mittel ein Wahlresultat sichern, wie es die letzten Reichsrathswahlen ergeben hatten. Das wäre aber für die Opposition bei weitem nicht das Schlimmste gewesen. Die Wahrscheinlichkeit eines Mißerfolges der Wahlcampagne lag zu Tage und die Minorität hatte eine noch weiter gehende Verringerung ihres Personenstandes zu befürchten. Bei der numerisch geringen Majorität war es der Opposition ein Leichtes, sich maßgebenden Einfluß auf den Gang der Geschäfte zu wahren und die Behandlung der Schulfrage, respektive der Schulnovelle, hatte gezeigt, daß die Majorität wider den Willen und die Zustimmung der Linken keine einschneidende Aenderung durchzusetzen im Stande sei. Sollte die Minorität nun diese günstige Position in die Schanze schlagen und gegen eine wahrscheinlich viel ungünstigere vertauschen?

Daran war nicht zu denken und dachte auch Niemand

als die officiöse Presse, welche der Opposition ins Gewissen redete, als wenn sie allein um das Wohl und Wehe der Linken zu sorgen und die Pflicht hätte den Statusquo der Parteien aufrechtzuerhalten. Der Opposition war es mit dem ballon d'essai eines Exodus nie Ernst gewesen und sie verband mit dem Aufwerfen dieser Frage keine andere Absicht, als die, auf Freund und Feind eine kleine Territion zu üben. Die Anhänger sollten durch die vorgebliche Gefahr zu näherem Anschluß bewogen, die Gegner eingeschüchtert, Graf Taaffe durch die Scheu vor Spektakel zu milderer Auffassung bestimmt werden.

Wurden die Ziele der Opposition auch nicht ganz erreicht, so kann man ihren Versuch doch auch nicht als vollkommen resultatlos bezeichnen. Die Regierungspresse lenkte mit oder ohne Auftrag ein, der oppositionelle Geist gelangte zu lange entbehrter Anerkennung, und die Regierung schien geneigt das kränkende Epitheton „faktiös" aus ihrer Phraseologie zu streichen.

Wie bisweilen spätere Ereignisse zur Erläuterung und Klärung früherer dienen, so trat auch während der jüngsten Session ein Augenblick ein, da die vereinigte Linke in zorniger Aufwallung die Räume des Saales wirklich verließ, also thatsächlich und praktisch durchführte, was ein halbes Jahr vorher theoretisch geplant worden war. Die Verhältnisse schienen nun ohne Vergleich günstiger und ein eventueller Exodus war leichter zu rechtfertigen. Die Opposition ließ es aber bei der momentanen Demonstration bewenden und kehrte vollzählig in den alten Schafstall zurück. Wenn die Opposition es Angesichts der beginnenden Zersetzung und arbeitenden Verwesung nicht über sich brachte, die lieb gewordenen Räume zu verlassen, wie kann man glauben, daß es ihr in besseren Zeiten und unter günstigeren Umständen mit der Abstinenzpolitik Ernst gewesen sei?

Wir bemerkten oben, daß sich die Opposition auf die Negation beschränkte. Dieser Geist der Verneinung kam zu

keiner Zeit zu so scharfem Ausdruck als während der letzten Session, deren Thätigkeit hauptsächlich der Socialreform gewidmet war. Begreiflich wird dieses Verfahren durch den Grundcharakter der Opposition. Diese setzt sich aus Männern zusammen, deren Lebenslauf, Erziehung und Gesellschaft sie einer Socialreform, wie sie von der Rechten des Hauses beabsichtigt und vorgeschlagen wurde, abhold macht. Die Gegner jener Reform leben von Renten, die sie in der Eigenschaft von Beamten, Professoren oder Capitalisten genießen; sie sind Fabrikanten oder Aktionäre lucrativer Unternehmungen dieser Art; sie haben bei der beabsichtigten Reform nichts zu gewinnen, aber wohl einzubüßen, und wo sie auch persönlich unberührt bleiben, haben doch Freunde und Bekannte und bisher als Autoritäten geltende sociale Größen darunter zu leiden. Dazu tritt der Umstand, daß sich der politische Gegner für die Reform erhitzt: Grund genug die Opposition zur Ergrifung des Gegensatzes zu veranlassen.

Wie sich die Verhältnisse während der liberalen Aera in Oesterreich gestaltet haben, so sank das eigentliche Volk zur misera contribuens plebs herab, während einzelne aus dem oft trüben und schmutzigen Abgrund als leuchtende Sterne des Besitzes und Ansehens empor tauchten. Der gesegnete Mittelstand, der in besserer Zeit als die Säule des Staates betrachte wurde, ist in raschem Dahinschwinden begriffen. Ein unehörter Steuerdruck in Verbindung mit der progressiven Steigerung des Preises aller Lebensmittel und der Wohnungen, aber auch Vergnügungssucht und die Begierde, es andern Bemittelten gleich oder zuvor zu thun, ein sich über alle Schichten der Bevölkerung immer weiter ausdehnender Luxus vernichteten den alten Wohlstand und werden schon die nächste Generation unter das Niveau der Besitzenden hinabdrücken und dem Proletariat einfügen. Das Kleingewerbe wurde zum Theile durch die freie Concurrenz (Gewerbefreiheit), zum Theile durch den fabrikmäßigen Betrieb des Gewerbes ruinirt. Der Bauernstand fiel, von der Steuerlast erdrückt, der Ver-

schuldung anheim, und es ist nicht länger fraglich, daß er, ohne außerordentliche zu seinen Gunsten getroffenen Maßregeln, der Abstiftung entgegen sieht. Die Industrie entwickelte sich unter Gründung einer modernen Sklaverei, die an Härte Alles übertrifft, was uns über dieses Brandmal des klassischen Alterthums überliefert ist. Wie aus der antiken Sklaverei, als sich unter den Mancipien ein Spartakus fand, der römische Sklavenkrieg entstand, wie sich aus den unerträglichen Verhältnissen des Landmannes am Ausgang des Mittelalters der Bauernkrieg entwickelte: so steht heute schon der Fabriksklave gegen seine Bedrücker auf, und es ist zu befürchten, daß alle problematischen Existenzen, Jeder, der nichts mehr zu verlieren und bei dem allgemeinen Umsturz nur zu gewinnen hat, mit ihm gemeinsame Sache machen und an dem Krieg wider den Besitz Theil nehmen werden.

Die Welt theilt sich anläßlich der socialen Frage in zwei Heerlager. In der Einen wird die Nothwendigkeit einer radicalen Heilung der socialen Uebel erkannt und Hand ans Werk gelegt, in der andern fehlt es entweder an der Erkenntniß oder doch an dem Willen aus der Lage die logischen Schlüsse zu ziehen. Dort wird an der Besserung der Zustände rastlos gearbeitet, hier die Arbeit rastlos verhindert.

In Oesterreich gelang es, die Majorität des Abgeordnetenhauses für den Gedanken einer gründlichen Socalreform zu gewinnen. Hätte die Opposition sich auf ihren, wir sagen nicht auf den Vortheil der Bedrückten und Enterbten, verstanden, sie hätte sich an die Spitze der Reformer stellen und die Lösung des allerdings schwierigen Problems in die Hand nehmen müssen. Der persönliche Eigennutz überwog aber die politische Opportunität, und die Opposition ließ sich nur widerwillig zur Behandlung einer Frage drängen, die ihren subjektiven Wünschen und ihrem individuellen Dafürhalten so ungelegen als möglich kam.

Die Taktik der Minorität läßt sich mit wenigen Strichen kennzeichnen. Sie lief auf die reine Negation alles Wesent-

lichen und, wo das nicht möglich schien, auf Abschwächung oder mindestens Verzögerung jeder Beschlußfassung hinaus. Parallel mit dieser Strategie ging man mit Legung geheimer Minengänge vor. Namentlich fehlte es nicht an Verdächtigung der Absichten jener Parteifraktion, welche sich die Socialreform besonders angelegen seyn ließ. Man imputirte den adeligen Herren im Reichsrathe Irreführung der öffentlichen Meinung und Demagogie. Sie mißbrauchten, hieß es, die sociale Frage als Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken, sie benützten die Arbeiter als Sturmbock wider das liberale Bürgerthum, sie predigten den Classenhaß, um im Trüben zu fischen, und spielten das Proletariat gegen die Besitzenden aus. Diese schwerwiegenden Vorwürfe wurden ohne den geringsten Schein von Berechtigung erhoben, ja ohne daß man sich auch nur die Mühe gab, die Beweisführung dafür anzutreten. Als aber die anarchistischen Bestrebungen in Oesterreich greifbare Formen angenommen hatten, zeigte die Opposition den traurigen Muth, auf die begangenen Verbrechen als das Produkt des Uebereifers der Socialreformer hinzuweisen und eben jene Cavaliere, die sich für die Gesellschaftsreform eingesetzt hatten, als die eigentlichen Brandstifter zu bezeichnen.

Daß die allgemeine Beunruhigung, welche die anarchistischen Umtriebe hervorriefen, nicht fördernd auf die angebahnte Socialreform wirken konnte, steht ebenso fest, als es fraglich bleibt, ob die Regierung der guten Sache durch die außerordentlichen Maßregeln, welche sie ergriff, wesentliche Dienste geleistet habe. Wenn wir gut unterrichtet sind, so bot das Gesetz zureichende Handhaben zur Beherrschung der Situation und war die Schaffung eines Ausnahmezustandes nicht unbedingt nothwendig. Wohl aber scheint die Polizei, welche in ihren Organen dem Angriff unmittelbar ausgesetzt war und die Folgen in erster Linie zu tragen hatte, in einer Anwandlung von Miß- oder Kleinmuth, den Normalzustand für unzulänglich erklärt und auf außerordentliche Vollmachten gedrungen zu haben. Man hatte es denn auch mit der Ein-

führung des kleinen Belagerungszustandes so eilig, daß man sich nicht einmal zur unbedingt nöthigen Vorbesprechung mit den ungarischen Ministern Zeit nahm. So geschah es, daß die anarchistischen Umtriebe jenseits der nahen Grenze und gleichsam unter den Augen der österreichischen Gensdarmerie ungestört fortgesetzt werden konnten, während man in Wien das Anbrechen des nächsten Morgens nicht abwarten zu dürfen glaubte, um die Sicherung der Ruhe keinen Augenblick zu verzögern, und so mitten in der Nacht die Exmission von nahebei zweihundert anarchischer Tendenzen verdächtigen Arbeitern bewerkstelligte.

Glaubte die Majorität des Hauses dem vierten Stand durch ihre unablässigen Bemühungen für das Wohl der arbeitenden Klasse und der Kleingewerbtreibenden einiges Vertrauen eingeflößt und eine günstige Wendung vorbereitet zu haben, so mußte die außerordentliche Maßreglung die Lage der Dinge mit einem Schlage ändern, mindestens aber das Resultat der gemachten Anstrengungen zweifelhaft erscheinen lassen. Daß sich die Freunde der Socialreform durch diese Vereitlung ihrer Bemühungen nicht entmuthigen ließen und zu kämpfen fortfuhren, darf wohl als zweifelloser Beweis für die Reinheit ihrer Absichten und die Löblichkeit der angestrebten Ziele gelten.

Wenn wir auch die Regierung nicht der Härte beschuldigen wollen, so vermögen wir aber auch nicht ihre Umsicht und Unterscheidungsgabe rühmend hervorzuheben. Sie mußte unseres Dafürhaltens, wo sie bei den unteren Organen auf zu große Aengstlichkeit oder ausschließlich polizeiliche Instinkte, Recriminationen und bittere Erinnerungen stieß, mäßigend und mildernd einwirken und von sich weisen, was nur als Produkt jener Motive erschien. Es kamen aber Fälle vor, wo kein dringliches Moment die angeordnete Ausweisung rechtfertigte, keine Betheiligung an anarchistischen Bestrebungen nachweisbar war und Private, wie selbst ganze Gemeindevertretungen vergeblich um Benadigung einschritten.

Wir können kaum glauben, daß man auf derlei Wegen der staatlichen Ordnung neue Freunde schafft oder Gegner in solche verwandelt.

Eine alte Klage, welche schon der zu früh verstorbene liberale Abgeordnete Friedmann mit aller erdenklichen Energie vorgebracht hatte, kehrt in den verschiedensten Gestalten und Verkleidungen immer wieder zurück, die Beschwerde über die Corruption der Wiener Tagespresse. Ihr gesellte sich auch im Laufe der jüngsten Zeit die Beschuldigung bei, daß jene Corruption auch im Abgeordnetenhause auf Beschönigung, wenn nicht ausdrückliche Billigung, rechnen könne. Die Affaire Kaminsky, die man aus den österreichischen Zeitungen genugsam kennt, gab Anlaß zur Erneuerung der gerechten Vorwürfe.

Man weiß, daß eine Untersuchungscommission niedergesetzt wurde. Es kam bei der Untersuchung nichts Nennenswerthes heraus. Verschiedene Journale hatten Geld empfangen. Die „Tyroler-Stimmen" glaubten zu wissen, daß die „Deutsche Zeitung" in Wien aus dem Schwarz'schen Dispositionsfond betheilt worden sei. Der Redakteur der genannten Zeitung, der zugleich Abgeordneter und Mitglied der reichsräthlichen Opposition ist, Heinrich Reschauer, meinte die „Tyroler-Stimmen" mit barschen Worten abthun zu können und provocirte auf diesem Wege eine Ehrenbeleidigungsklage des Redakteurs jenes Blattes. Die Gerichtsverhandlung endigte mit der Freisprechung Reschauers und dem Geständnisse, daß die „Deutsche Zeitung" nicht mit viertausend Gulden, wie der Redakteur Recheis angegeben, sondern mit „siebentausend Gulden" für „Texteinschaltungen" betheilt worden sei. Für das große Publikum lagen nun die internen Vorgänge klar am Tage. Es wußte jetzt, was es von der gerühmten „Schule der Erwachsenen", wie die Tagespresse in liberalen Journalen bezeichnet worden war, zu halten habe. „Judenschule" nannten es die Einen, „Schule der Corruption" die Andern; die liberale Presse sank, für den Augenblick mindestens,

tief im Ansehen. Da tauchte die Nordbahn-Frage auf und mit ihr die seltsame, aber eigentlich sehr erklärbare Erscheinung, daß die gesammte liberale Tagespresse Wiens für die Nordbahn-Aktionäre gegen das öffentliche Interesse Partei ergriff. Am weitesten wagte sich die „Neue freie Presse“ vor.

Die Opposition im Reichsrath gerieth schwer in's Gedränge. Herzensneigung und persönliches Interesse engagirte sie für die Erneuerung des Nordbahn-Privilegiums, die öffentliche Meinung, die sich in diesem außerordentlichen Falle abseits der Tagespresse gebildet hatte, nöthigte ihr den Widerstand gegen die milde Auffassung der Regierung, die sich in dem vorgelegten Concessionsentwurfe aussprach, auf. Die von ihren Wählern über die Stellung, welche sie in dieser Frage zu nehmen gedächten, interpellirten Vertreter schickten sich nun zur Aufführung von Eiertänzen an, wie sie vielleicht seit der Weltschöpfung nicht gesehen und beobachtet wurden. Die Verrenkungen der Glieder hätten das wildeste Herz erweichen müssen; die sonst so fügsamen und leicht gerührten Mandanten blieben aber kühl bis an's Herz hinan.

Der liberale Abgeordnete Ritter von Schönerer, l'enfant terrible seiner Partei, hatte dafür gesorgt, daß die Wählerschaft aus dem Schlummer, der sie umfangen hielt, unsanft aufgerüttelt und zum Nachdenken gezwungen wurde. Dieser Volksvertreter, der keinen Comment des Senioren-Convents der vereinigten Linken anerkennt, und gewohnt ist auf eigene Faust zu operiren, der, wenn auch ein Götzendiener, sich doch an ausländische Gottheiten hält und die geschnitzten Götterbilder der Heimath verlacht und ihre ehrwürdigen Schwächen schonungslos aufdeckt, es überdieß an der pflichtmäßigen Ehrfurcht gegen die heiligen Schriften des Liberalismus gänzlich fehlen läßt, ja sich nicht entblödet die Verfasser der Bestechlichkeit und Fälschung anzuklagen: dieser Mann sprach sein Verdammungsurtheil über die liberalen Machenschaften und den Tanz um das goldene Kalb, als Hauptrequisit des liberalen Cultus, so scharf, unumwunden und

Weisen wie Unweisen gleich verständlich aus, daß seine eignen Parteigenossen auf ihren curulischen Stühlen vom Schwindel befallen taumelten und sich angsterfüllt an den Präsidenten der Versammlung anklammerten.

Worte wie „Corruption" und „Trinkgeld" flogen nur so hin und her. Man konnte, wenn vollkommen fremd, einen Augenblick denken, daß die gesammte Opposition auf der Anklagebank sitze und mit ihren Helfershelfern außer dem Hause dem Urtheil des Gerichtes entgegenharre. Was dem stürmischen Ankläger erwidert wurde, schien kaum der Rede werth und war in keinem Falle geeignet, die Wirkung seiner Philippika abzuschwächen. Diese Wirkung zeigte sich aber unmittelbar darauf in den Wählerversammlungen, welche die liberalen Führer zu veranstalten so unklug waren oder die aus der spontanen Initiative der Mandanten hervorgingen.

Dr. Kopp, der sich nach seiner eignen Aussage den heiligen Ivo zum Muster genommen und Reichen wie Armen mit gleicher Herzenswärme die Hand drückte, Dr. Kopp, der als „res miranda populo" zu gelten den Ehrgeiz hat, obgleich er Hrn. Reschauer wider die „Tyroler-Stimmen" und den Fabrikanten Wiesenburg gegen ein satyrisches Wochenblatt vertheidigt hatte, das an Wiesenburgs Menschenfreundlichkeit nicht recht glauben wollte, wurde zur Niederlegung seines Mandates genöthigt. Heinrich Reschauer, der schlaue Erfinder der „Texteinschaltungen", folgte ihm sprungweise auf dem Wege nach und Wiesenburg, mit dem wachsweichen Herzen, erhielt über Karlsbad die erste Verwarnung der Wähler. Allerdings gelang es dem zweiten Ivo im inneren Stadtbezirk gelegentlich der Ergänzungswahl für den mit Tod abgegangenen Abgeordneten Kuranda sich ein stilles Plätzchen zu erobern, von dem aus er mit einem gewissen Sicherheitsbewußtseyn ein Füllhorn aller menschlichen Thorheiten über Stadt und Land ausgießen mag, aber sein alter Wahlbezirk ging verloren und dürfte über Jahr und Tag auch seiner ganzen Partei verloren gehen.

Das blüthenweiße Gewand, in welchem die lehrhafte liberale Tagespresse dem Publikum bisher erschien, ist indeß von häßlichen Flecken entstellt; die Silberlinge, um welche öffentliche Meinung ausgeschrotet und eingehandelt wird, klingen uns noch in den Ohren nach, rollen vor den Augen des arglosen Beobachters noch immer auf dem grünen Tisch. Es handelt sich zur Zeit nicht um Erneuerung des Nordbahn-Privilegiums oder Verstaatlichung, sondern um Käuflichkeit oder Integrität. Wer in so blühendem Style über Ideale zu sprechen und zu schreiben versteht und sich bei jeder Gelegenheit auf die höheren Güter der Menschheit beruft, wer gleich einem indischen Fakir vor sein Publikum tritt und es von dem Werkeltagtreiben abmahnt und für abstrakte Begriffe zu begeistern strebt: dem steht es schlecht an sich heimlich in die Schnapsbude zu schleichen und dort in eckelhaftem Fusel zu betrinken. Man horche doch auf die Hauptredner der vereinigten Linken, man schlage doch in der „Neuen Freien Presse“ und „Deutschen Zeitung“ nach, wird da nicht ununterbrochen in hochtönenden Redensarten an den Idealismus der Hörer und Leser appellirt? Wie sieht aber die kahle Wirklichkeit aus? Sie gleicht einem sorgfältig ausgearbeiteten Rechnungsexempel, wie ein Ei dem andern, und hat mit den höchsten Gütern der Menschheit nichts, mit kleinlichen Privaterwerbungen dagegen vielleicht Einiges zu thun.

Das Alles ist kein Arbeitsresultat des Parlaments; aber woher sollen große Resultate bei dem fortgesetzten Parteihader, der Unentschlossenheit der Regierung und den hunderterlei Rücksichten, welche die Majorität zu beobachten hat oder doch beobachten zu müssen glaubt, herkommen? Die Arbeitsfrucht der parlamentarischen Mehrheit ist klein, unansehnlich und kaum genießbar. Wir meinen, daß das Eine Exemplar der Volksschul-Novelle zur Illustrirung der Wahrheit des aufgestellten Satzes genügte. Aber der ehrliche Pflanzer trägt an der Mißernte keine (oder nur geringe Schuld. Raupenfraß und Nachtreif haben die Frucht am Baum verdorben.

Wenn jeder Kampf so endete, wie der um die Volksschule, wir wüßten keinen besseren Rath zu ertheilen, als alle Waffen zu Geld zu machen und aus dem Erlös freie Schulen zu errichten. Etwas, aber nicht viel besser kam man mit der Socialreform vorwärts. Anläßlich der Bestimmung des Maximal-Arbeitstages ist dagegen kein Gewinn zu verzeichnen und weit eher eine halbe Niederlage, da es dem Feind gelang, den credenzten Trank bis zur Unkenntlichkeit zu verwässern.

Wir müßten uns selbst belügen, wenn wir von Hoffnung auf Besserung dieser unerquicklichen Zustände redeten und von dem abdorrenden Boden noch schmackhafte Früchte erwarteten. Man wird im nächsten Herbst und im darauffolgenden Winter, und so lange die gleiche Mannschaft an Bord des Schiffes bleibt, die nämlichen Phrasen und Zornesausbrüche zu hören bekommen, und es wird abermals Alles pro nihilo seyn. So würde es in alle Ewigkeit fortgehen, wenn keine Aenderung in dem Stimmverhältnisse der beiden großen Parteien einträte.

Die Regierung hat vielleicht kein Interesse an einer so durchgreifenden Aenderung, und es mag seyn, daß ihr das gegenwärtige Verhältniß bequem dünkt; aber das österreichische Volk hat dagegen vollen Grund sich mit Macht und Kraft gegen die Fortdauer der unerträglichen Situation zu stemmen. Wir leben unter zu Recht bestehenden Gesetzen, die wir förmlich aufzuheben nicht die Gewalt besitzen, während sich auch die Gegner außer Stand sehen, die natürlichen und logischen Consequenzen aus ihnen zu ziehen. Ueberall Schein, Täuschung und nur geringe Wesenheit. Man kommt mit der liberalen Gesetzgebung augenscheinlich nicht vorwärts. Nun wäre es das Klügste und Beste, aber auch Ehrlichste, mit jener unpraktischen Gesetzgebung zu brechen; aber man will nicht brechen und doch vorwärts kommen. Dieser Widerspruch führt zu Verwirrung und Abschwächung des Rechts-

bewußtseyns, zu juridischen Kunststücklein und paradoxen Interpretationen.

Warum will man aber mit der liberalen Gesetzgebung nicht aufräumen? Weil man in den Regierungskreisen selbst noch nicht zur richtigen Erkenntniß der Fehlerhaftigkeit jener Gesetzesfabrikation fortgeschritten ist, und weil die Theilnehmer an jenen gesetzgeberischen Akten sich noch in Aemtern und Würden befinden, endlich weil man sich die Rückzugslinie auf die liberale Reserve nicht sperren und abschneiden lassen will. So lange das Verhältniß der conservativen zu den liberalen Volksvertretern das nämliche bleibt wie jetzt, kann man auch der Regierung die Vorsicht, mit welcher sie über den Bestand und die Vollzähligkeit des liberalen Requisits wacht, kaum verübeln. Die aktuellen Minister haben den Ruhm der Tapferkeit und des Heroismus der Ueberzeugung ja nie in Anspruch genommen, und Graf Taaffe hat zu keiner Zeit behauptet, daß er sich zum Martyrer politischer Gesinnungstreue berufen fühle. Man soll den Leuten nie andichten, wovon sie nichts wissen wollen; das streift an Betrug im Allgemeinen und an Selbstbetrug insbesondere. Was dem österreichischen Volke obliegt, ist die Pflicht, seine Gesinnung durch die Wahl seiner Vertreter zum Ausdruck zu bringen, und dazu scheint uns einige Hoffnung vorhanden zu seyn.

Wenn die Landtagswahlen als Vorspiel der Wahlen in den Reichsrath zu betrachten sind; wenn es erlaubt ist, von der gegenwärtigen Witterung auf die meteorologischen Erscheinungen, die über Jahresfrist eintreten werden, zu schließen, dann dürfen wir doch sagen, daß einige Anzeichen der Besserung vorhanden seien.

Dr. G. E. H.

LXXI.

Zeitläufe.

Sociales und Politisches aus den Parlamenten in Berlin. Das „Recht auf Arbeit."

Den 12. Juni 1884.

Der Kanzler ist selbst wieder in der parlamentarischen Arena erschienen; es war also vorauszusehen, daß die Funken stieben würden. Die „Kreuzzeitung" meinte, „die gewaltigen Reden", die der Kanzler über die Verlängerung des Socialisten-Gesetzes gehalten hat, müßten „einen fascinirenden Eindruck" gemacht haben. Da und dort mag aber der Eindruck doch ein ganz anderer gewesen seyn. Staatsmännisch sind diese Reden allerdings eine unvergleichliche Erscheinung. Von der Sache enthalten sie zunehmend weniger, von der eigenen Persönlichkeit immer mehr. So spitzten sich auch die Reden über das Socialisten-Gesetz in den Satz zu: Entweder gebt Ihr mir das Gesetz, wie es liegt, oder ich werde mich sofort an die Wähler wenden, um eine Mehrheit von Vertretern nach meinem Geschmack und Willen zu erhalten. Er hätte dieß, sagt man, vorgezogen.

Das war im Reichsrath, dessen Mandat heuer noch abläuft. Aus dem preußischen Ministerium will sich der Kanz-

ler ganz zurückziehen, also auch im preußischen Landtag nicht mehr erscheinen. Selbstverständlich würde auch hier sein persönlicher Wille nach wie vor maßgebend seyn. Aber die Zurücksetzung würde sich doch fühlbar machen und der Landtag hinter dem Reichstag immer tiefer in den Schatten treten. Noch einige Zeit vor Pfingsten ist der Landtag plötzlich ohne Sang und Klang entlassen worden. Das gesetzgeberische Resultat seiner halbjährigen Session war, trotz angestrengter Mühe und Arbeit, nicht viel mehr als Null. Aber er war lehrreich für die katholische Bevölkerung des Landes. Noch in einer der letzten Sitzungen konnte das Centrum sich neuerdings überzeugen, wie der maßgebende Einfluß sich dem guten Rechte der Katholiken in Preußen gegenüber verhalte.

Es war das dritte Mal in der Session, daß die Regierung durch Anträge oder Interpellation die katholischen Beschwerden zu hören bekam. Dießmal brachte der Abgeordnete Windthorst einen Antrag ein, der sich auf die vor Jahr und Tag von den Conservativen ausgegangene Resolution, den sogenannten Antrag Althaus, bezog und lautete: „die Erwartung auszusprechen, die kgl. Staatsregierung wolle in Ausführung der vom Hause der Abgeordneten am 25. April 1883 gefaßten Resolution dem Landtag nunmehr baldigst und spätestens in nächster Session den Entwurf eines Gesetzes betr. organische Revision der bestehenden kirchenpolitischen Gesetzgebung vorlegen“.

Man sollte meinen, jedem ehrlichen Menschen müßten die Zeitungen, welche Tag für Tag die Einzelheiten über die Behandlung der katholischen Angelegenheiten in Preußen berichten, in der Hand vor Entrüstung zittern. Der Antragsteller hat auf das Verfahren in der Dispenssache, auf die Einbehaltung der Pfarrgehälter, aus welchen die Nothseelsorger eine Unterstützung hätten erhalten können, auf die Thatsache hingewiesen, daß man es nichteinmal für der Mühe werth gehalten habe, die diskretionären Vollmachten wegen

des Dispenses vom Bischofseid und Aufhebung der Sperre sich verlängern zu lassen, daß also der Culturkampf eher wieder einen Schritt vorwärts gemacht habe, als zurückgegangen sei. Wir selbst hätten es vor Jahr und Tag nicht für möglich gehalten, daß die Regierung ihre eigene, vielfältig gegebene Versicherung, wie sehr ihr die Wiederherstellung des kirchlichen Friedens am Herzen liege, derart Lügen strafen würde. Aber auch dießmal war vom Ministertisch eine bestimmte Erklärung, wo sie denn eigentlich hinaus wolle, nicht zu erlangen. Es wurde sich einfach wieder auf die Note vom 5. Mai vor. Js. berufen. Die Conservativen stimmten denn auch, bis auf sieben loyalgesinnte Herren, gegen ihren eigenen vorjährigen Antrag. Ihre Ausrede war, daß die Verhandlungen mit der Curie noch schwebten. In Wahrheit hatte die gouvernementale Presse die „Polen" wieder aufmarschiren lassen, und aus welchem Loche dieser Wind jedesmal pfeift, ist für Niemand ein Geheimniß.

Schon bei der Interpellation wegen der Fortdauer der Gehaltssperre in der Erzdiöcese Posen wurde der polnische Popanz wieder vorgeführt, und das bekannte nahestehende Blatt hat seitdem nicht aufgehört, „Adel und Klerus" in Polen des beabsichtigten Landesverraths, das Centrum aber als heimlichen Complicen zu verdächtigen. Sie sollen den Krieg mit Rußland angeschürt haben, um die preußische Monarchie um ihre polnischen Gebietstheile zu verkürzen. Aber war denn der verstorbene russische Kanzler Fürst Gortschakoff, waren Skobelew und Genossen Polen, und ist etwa Alles erlogen, was Herr Moriz Busch erst jüngst über die Ursachen erzählt hat, warum noch im vorigen Jahre der Ausbruch eines deutsch-russischen Kriegs an einem Faden hing? Uns wenigstens ist in der ganzen Publicistik im Reich nur Eine Stimme bekannt geworden, welche die ernstliche Abrechnung mit Rußland und die Wiederherstellung Polens als eine politische und wirthschaftliche Nothwendigkeit erklärte.

Diese Stimme aber gehörte nicht einem Polen an, sondern einem hervorragenden Mitglied der preußisch-conservativen Partei; seine Schrift wurde zuerst in dem Berliner Hofprediger-Organ veröffentlicht, und der Verfasser ist seinerzeit an der Spitze der „Kreuzzeitung“ gestanden.[1])

In der Landtagssitzung vom 17. Mai über den Althaus'schen Antrag erklärte der Abgeordnete Freiherr von Schorlemer am Schluß einer langen Aufzählung aller der Härten, Ungerechtigkeiten und Bedrückungen durch die Mai-Gesetze: „Wenn diese Bedrückung fortdauert, wenn Alles nur Willkür ist und diskretionäre Gewalt, so ist dagegen unser Standpunkt ganz einfach der der entschiedensten Opposition und des energischsten Kampfes.“ In seiner Rede hallte die Indignation nach, welche die Delegirten-Versammlung zu Köln vom 14. April erfüllt hatte. Damals hatte das nahestehende Organ in Berlin höhnisch erwidert: ob den Herren vielleicht die Wiederherstellung der Zustände vor 1840 beliebe? Aber auf die Erwiderung aus den Rheinlanden hat das Blatt nicht weiter geantwortet. Dieselbe bestand einfach in der Aufzählung der wiederholten und nachdrücklichen Erklärungen, die des jetzt regierenden Königs Majestät bei feierlichen Gelegenheiten in den Jahren 1858, 1861 und 1866 bezüglich der verfassungsmäßigen Rechte der katholischen Kirche in Preußen gegeben hatte, und die sich jedesmal um die Betheuerung drehten: „Solange ich das Scepter führe, sollen die verfassungsmäßigen Rechte der katholischen Kirche garantirt seyn“.

Als vor zwei Monaten das Verlangen des Reichskanzlers, aus der preußischen Regierung auszuscheiden, bekannt

---

1) S. die Besprechung der Schrift des Herrn von Nathusius-Ludom: „Rußland, Polen und die deutsche Wirthschaftspolitik“ in den „Histor.-polit. Blättern“. 1882. Bd. 90. S. 693 f.

geworden war, hat man sich den Kopf über die Beweggründe eines Schrittes zerbrochen, der sich mit seinen wiederholten früheren Erklärungen, daß „nur der preußische Ministerpräsident Reichskanzler seyn könne“, schlechterdings nicht zusammenreimen ließ. Als einen besondern Grund gaben die Inspirirten die Thatsache an, daß man nicht aufhöre, dem Fürsten die Hauptverantwortung an der kirchenpolitischen Gesetzgebung der Siebenziger Jahre aufzubürden, während er doch nur als preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten dabei mitgewirkt habe. Auch der Leibbiograph Busch sucht seinen Herrn und Meister vom Culturkampf wegzuläugnen: ihm sei es einzig und allein um die „nationale Erziehung“ zu thun gewesen. Die preußischen Katholiken haben indeß ein gutes Gedächtniß, und die Reden des Herrn Reichskanzlers im Geiste jener Herrenhaus-Rede vom 24. April 1874 über den Papst, der „den Evangelischen ihrer Seele Seligkeit rauben wolle“, sind nicht vergessen.

Wenn die preußischen Katholiken auf den so motivirten Rücktritt des Kanzlers von den preußischen Geschäften irgend eine Hoffnung gesetzt hätten, so würden sie sich unfraglich verrechnet haben. Er bleibt immer noch in ungeminderter Machtfülle, und gerade von dem Augenblicke an hat er Alles aufgeboten, um derjenigen Partei wieder zur Herrschaft in den Parlamenten zu verhelfen, in der allein noch die unbelehrten und hartnäckigen Gönner des Culturkampfs herrschen. Wohl oder übel muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß für das gute Recht der katholischen Kirche in Preußen nur die Hoffnung bestehe: es möchte dereinst der Sohn pietätsvoll die Verpflichtung übernehmen, das zu erfüllen, was der Vater nicht mehr wahr zu machen vermochte, seitdem, um das bekannte Lasker'sche Wort zu gebrauchen, „das deutsche Reich unter Dach gebracht war.“ In diesem Reich fordert ein weiterer Windthorst'scher Antrag zur Zeit noch vergebens die Aufhebung des Verbannungs-Gesetzes gegen

Mai=verurtheilte Priester, wie die Freiheit des Sakramente-Spendens und Messelesens im Lande Preußen.

Wenn das Centrum, vor diese undurchdringliche Mauer gestellt, geradeaus zu der parlamentarischen Waffe der systematischen Opposition gegriffen hätte und Alles niederstimmen wollte, was der Regierung durchzusetzen besonders am Herzen liegt, wie könnte letztere sich mit Fug und Recht darüber beklagen? Im Reichstag hätte das Centrum seine Macht zeigen können sowohl bei der Vorlage über die Verlängerung des Socialisten=Gesetzes als bei dem dritten Entwurf zur Arbeiter-Unfallversicherung. Das Centrum hat beidemal der Sache allein die Ehre gegeben und nur das Beste des ganzen Volkes entscheiden lassen. Es hat über das Socialisten-Gesetz getrennt gestimmt, weil die Frage der Zweckmäßigkeit des nun einmal vorhandenen Unglücksgesetzes in der That verschieden beurtheilt werden konnte und ein großer Theil der norddeutschen Mitglieder allerdings das Maß an den eigenen Schuhen nahm. Es wird aber dem Unfallversicherungs=Gesetz wohl in Masse zustimmen, wie es aus der Verständigung seiner Commissions-Mitglieder mit den Conservativen hervorgegangen ist.

In dieser Fassung wird das Gesetz allerdings wesentlich verschieden seyn von dem ersten Entwurfe, den die Regierung im Jahre 1881 vorgelegt und dann als unbrauchbar selber wieder aufgegeben hatte. Es macht sich sehr bemerkbar, daß das Centrum bei allen Wandlungen, welche diese erste der geplanten Socialreformen im Reich durchgemacht hat, sich von einer Art Instinkt leiten ließ, dem die „Germania“ in Berlin[1]) schon vor den jüngsten kirchenpolitischen Erfahrungen offenen Ausdruck gegeben hat: „Das Centrum hat den Gedanken oder die Zumuthung, sein Votum über sociale

---

1) Nr. vom 31. Januar d. Js.

oder Steuerfragen als Tausch= oder Pressionsmittel auf dem kirchenpolitischen Gebiete zu verwerthen, stets zurückgewiesen. Es läßt sich überall von sachlichen Erwägungen leiten. Der innere Zusammenhang der Dinge ist aber nur zu oft derartig, daß das bedauerliche Verhalten der Regierung im Culturkampf die Katholiken nöthigt, ihr auch bei dem Verlangen nach Erweiterung ihres Einflusses und ihrer Macht auf anderen Gebieten mit größerer Vorsicht gegenüber zu treten, als es bei einer in religiöser Hinsicht beruhigenden Politik der Fall seyn würde."

Man kann noch mehr sagen: daß nämlich die preußischen Culturkampf=Gesetze und der Weg, den dieselbe Regierung zur Socialreform eingeschlagen hat, von vornherein Ausfluß Eines und desselben Geistes gewesen sind. Der Staat commandirt, wie der Oberst in der Kaserne, auf dem sittlichen wie auf dem materiellen Gebiet; er gibt den Einen und nimmt den Anderen nach seinem Ermessen; eine moralische Macht neben und außer ihm will und kann er nicht dulden; die persönliche Freiheit ist ein Hinderniß seiner Wohlfahrts-Polizei; den Einen verschließt er den Mund mit Gewalt, den Anderen will er ihn stopfen, damit nur der Magen nicht schreie. Es wäre ein furchtbares Verhängniß, wenn dieß wirklich der alleinige Weg zur Socialreform wäre. Aber es gibt noch einen anderen, und welcher von beiden für den Katholiken der sympathische ist und allein sympathisch seyn kann, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Auch das ist nicht fraglich, welcher der beiden Wege dem angestrebten Ziele näher führen wird. Der langjährige Vertraute und Mitarbeiter des Reichkanzlers, Hermann Wagener, erklärt sich in seiner neuesten Schrift als entschiedener Gegner der in Preußen angebahnten Socialreform und des Socialisten=Gesetzes insbesondere. Bezüglich der zwei divergirenden Wege eignet er sich eine Aeußerung der „Germania" an, welche also lautet: „Steht auf der Einen

Seite die obligatorische Kranken-, Unfall- und Altersversicherung, und steht dem gegenüber auf der andern Seite nichts derart, also nur freie Kassen und wegen der Unfälle etwa eine Aenderung der Beweislast im Haftpflichtgesetz, dabei aber ein wirksames Gesetz über Normalarbeitstag, Sonntagsruhe und Frauen- und Kinderarbeit, dann stellt sich die immense Mehrheit der Arbeiter, auch der nicht socialdemokratischen, auf die letztere Seite und läßt die gesetzlichen Arbeiterversicherungen um der werthvolleren Regelung der Arbeiterverhältnisse willen fahren." [1])

Der erste Weg ist in Berlin, der andere in Wien betreten worden. In Oesterreich ist die Reorganisation des Handwerks mit obligatorischen Innungen und dem Befähigungsnachweis bereits gesetzlich festgestellt, und jüngst hat wenigstens das Unterhaus zum 6. Hauptstück der Gewerbeordnung ein Gesetz über den eilfstündigen Normalarbeitstag, Sonn- und Feiertagsruhe, Schutz der weiblichen und jugendlichen Arbeiter, Ordnung des Lehrlingswesens und Einrichtung der Arbeitsbücher angenommen. Selbst ein großer Theil der Linken hat dafür gestimmt, und rechnet sich das vor der öffentlichen Meinung zum Verdienst an. Besonnenere Socialdemokraten legen gerade auf die Wirkungen des Normalarbeitstages besonderes Gewicht, während sie der Bismarck'schen Socialreform vorwerfen, dieselbe berühre den Kern der socialen Frage, nämlich den Produktionsprozeß und die in demselben herrschende Anarchie, gar nicht, und dieses ganze Versicherungswesen sei nur eine theilweise Neuregulirung der öffentlichen Armenpflege. Bekanntlich war auch der Reichszuschuß anfänglich die unerläßliche Bedingung für den deutschen Kanzler.

---

1) Die Stelle ist der zweiten Abtheilung S. 76 der Schrift entnommen: „Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagener, wirkl. Geheimen Oberregierungsrathe." Berlin bei Pohl.

Von „Genossenschaften" reden zwar die neuesten Entwürfe, aber sie sollen „verstaatlicht" seyn, wie die neuen Innungen, welchen die Polizei überall auf die Finger sieht, denen auch das Recht, ausschließliche Lehrlingsschulen zu seyn, bis jetzt beharrlich verweigert wird.

Worin beruht der tiefere Grund in dem Unterschied zwischen beiden Systemen? Beide stehen erst an schwachen Anfängen. Aber man sieht: das Eine rechnet auf die moralischen Kräfte in der Gesellschaft, welchen Raum zur freien Entfaltung geschaffen werden soll; das andere appellirt zwar an das „praktische Christenthum", meint aber das Monopol der Staatsgewalt. Fürst Alois von Liechtenstein als Generalredner der Rechten im österreichischen Reichsrath hat zwar in seiner schönen und gemüthvollen Rede vom 17. Mai gemeint, der deutsche Kanzler werde sich schon auch noch zur Regelung der Arbeitszeit, und was daran hängt, bekehren; im Uebrigen aber hat er mit klaren Worten angedeutet, wohin der entgegengesetzte Weg führen müsse. „Entweder wir, die Besitzenden und Gebildeten, Grundeigenthümer, Fabrikanten, Capitalisten, lösen diese Frage im Sinne des Volkswohls und zu unserm Heile in den Parlamenten, oder der Staat löst sie direkt durch seine Bureaukratie, ohne uns, zuletzt auch gegen uns, wie sich das bei jeder großen Staatsaktion ereignet, wenn von zwei Machtfaktoren der Eine aktiv, der andere passiv sich verhält. Also Socialreform durch die oberen Zehntausend und durch die gesetzgebenden Körperschaften, oder aber Staatssocialismus und in seinem Gefolge selbstverständlicher Weise das absolute System, das Ende aller Freiheit und die Herrschaft des Beamtenthums".[1])

Es ist nur folgerichtig, wenn das letztere System die Mitwirkung der Kirche zwar nicht ausdrücklich ausschließt,

---

1) Die interessante Rede ist abgedruckt Wiener „Vaterland" vom 18. Mai 1884.

aber thatsächlich außer Ansatz läßt. Wäre das nicht, so hätte ein Staat, der die Socialreform als die dringendste Aufgabe und Bedingung seiner Existenz erklärt, unmöglich die Organe der Kirche in Fesseln schlagen, insbesondere die katholischen Orden unterdrücken und aus dem Lande treiben können. Die in ihren Wirkungen unberechenbare sociale Thätigkeit dieser Orden vermochte man nicht zu läugnen, aber gerade darum sollten sie vernichtet werden. Von der protestantischen Landeskirche hatte man eine Concurrenz nicht zu besorgen, weil sie eines unabhängigen socialen Einflusses überhaupt nicht fähig ist. So ist es denn auch nicht zufällig, daß gerade die preußische Socialreform von dem kirchlichen Moment vollständig absieht, und eben deßwegen den Weg des ausgeprägtesten Staatssocialismus betreten hat. Die Natur und Geschichte des preußischen Staats wies auf diesen Weg, und deutlicher als je hat sich auch hier wieder die Wahrheit des Satzes bestätigt, daß in ihrem tiefsten Grund jede politische Frage eine religiöse sei.

In Oesterreich ist man nicht veranlaßt, die Mitwirkung der Kirche bei Lösung der socialen Frage zu reklamiren. In Berlin sah sich das Centrum sogar veranlaßt, eine eigene Resolution in der Richtung zu beantragen, als die Verlängerung des Socialisten-Gesetzes auf der Tagesordnung stand. Dr. Windthorst bemerkte schlagend: „Hätte man die Thätigkeit, welche man 12 Jahre lang zur Bekämpfung insbesondere der katholischen Kirche angewandt hat, benützt zur Bekämpfung der destruktiven Tendenzen, so würden wir diese Debatten nicht gehabt haben.“ Die Resolution sollte also verlangen: „daß überall die Hemmnisse beseitigt werden, welche die verschiedenen Religionsgemeinschaften in der freien und ungeschmälerten und nur so gesegneten Wirksamkeit für Fortpflanzung und Förderung christlichen Glaubens und Lebens im deutschen Volke zur Zeit noch hindern oder beengen.“ Dem Antrag ward ein bemerkenswerthes Schicksal beschieden. Die

Mehrheit der Conservativen hatte einen eigenen Antrag gestellt, weil ihnen Hr. Windthorst zu viel kirchliche Freiheit zu verlangen schien, sie dagegen die „staatlichen Machtmittel“ vorangestellt wissen wollten; überdieß sollte statt „Religion“ bestimmter „Christenthum“ gesagt werden. Natürlich fielen nun beide Anträge durch. Die Nationalliberalen meinten: im deutschen Reiche herrsche schon hinreichende religiöse Freiheit. Die Linken aber erklärten einfach: die sociale Frage sei eine wirthschaftliche Frage und berühre das religiöse Gebiet nicht.

Das wurde an dem Tage gesagt, wo der Socialist Bebel in die Versammlung hineingerufen hatte: „Die Wissenschaft ist mit der positiven Religion nicht vereinbar“, und „wenn wir auf dem Standpunkt der materialistischen Weltanschauung stehen, so ist letztere doch lediglich das Produkt der gesammten modernen Wissenschaft der letzten Jahrhunderte. Wenn Sie im Atheismus Ihren Todfeind erblicken, dann müssen Sie nicht in erster Linie die Socialdemokratie bekämpfen, sondern diejenigen, welche die Lehren der modernen Wissenschaft zuerst verkündet haben.“ Das war allerdings auch die Meinung des Abg. Dr. Reichensperger (Olpe), indem er für gemeinrechtliche Bestimmungen plädirte, aber „keineswegs bloß gegen die Socialdemokraten, sondern gegen alle patentirten und nichtpatentirten Schriftgelehrten, auch gegen solche, die sehr stolz auf den Socialdemokraten herabsehen, deren Doktrinen aber vielfach noch gefährlicher sind als jene, weil sie weniger verletzend und abschreckend auftreten.“ Von einer solchen Anschauung aber, daß die Socialdemokratie in ihrer irreligiösen Wurzel bekämpft werden müsse, ist beim Reichskanzler nichts zu vermerken; er hat vielmehr neuerdings die Religion oder Confession als indifferent in der socialen Gefahr hingestellt. Diese ist ihm lediglich Magenfrage, die mit den Machtmitteln des Staats beschwichtigt werden müsse.

In der oben angeführten Schrift des Geheimraths

Wagener findet sich eine prächtige Abfertigung der Politik, welche, selbst auf materialistischem Standpunkt fußend, ausschließlich mit den Machtmitteln des Staats die Feinde der Gesellschaftsordnung unschädlich machen will, sei es daß dieser Staat ihnen die Peitsche applicire oder Zuckerbrod hinreiche. Die Stelle liest sich wie eine Predigt, die Hr. Wagener seinem ehemaligen, zum mächtigsten Staatsmanne der Welt empor gewachsenen, Parteigenossen gehalten haben möchte. Sie lautet:

„Der Atheismus im Philosophenmantel kann nicht allein frei passiren, sondern wird auch noch als besonders neue Weisheit gefeiert, so lange derselbe sich darauf beschränkt, die christliche Kirche und deren Heiligthümer zu verwüsten und alle von Gott abgeleitete Autorität in Frage zu stellen. Dagegen wird er unter Strafe gestellt und komischer Weise polizeilich verboten, sobald man in der Masse der Bevölkerung die offenbar ganz consequente theoretische Schlußfolgerung macht, daß, wenn es keinen Gott gibt, man keine Veranlassung hat, sich vor demselben zu fürchten, seinen Geboten zu gehorchen und die von ihm angeblich eingesetzten Autoritäten anzuerkennen und zu ehren. Ebenso wird die materialistische Weltanschauung, das moderne Sadducäerthum, der neu ausstaffirte Epikuräismus, die Beschränkung auf das Dießseits als eine ganz plaisirliche Lebensanschauung gewürdigt, so lange sie sich in den Kreisen bewegt, wo man die Mittel besitzt, sich das Dießseits gut und schön gestalten zu können, und wo man deßhalb, nach dem bekannten Grundsatze Après nous le déluge, die bestehenden Zustände wenigstens für die eigene Lebenszeit zu conserviren wünscht. Dagegen nimmt der Materialismus in den Augen der Vertreter der bestehenden Gesellschaftsordnung sofort einen staatsgefährlichen Charakter an, und muß mit allen Mitteln der Gesetzgebung und Verwaltung unterdrückt werden, sobald die Masse der Bevölkerung auf den, doch eigentlich sehr nahe liegenden, Gedanken verfällt, sich das Jenseits ebenfalls aus dem Sinne zu schlagen und auch ihrerseits das Dießseits für sich schön zu gestalten. Es ist vergeblich, gegen diese Logik der Entwickelung anzukämpfen, und wenn ich die Rückkehr auf den Boden des gemeinen Rechts verlange, so heißt

dieß eben nichts Anderes, als daß, wenn man die idealen Güter des Volkes vertheidigen will, dieß nach allen Seiten hin gleichmäßig geschehen muß, und daß, wenn man die grundstürzenden Irrthümer der Gegenwart bekämpfen will, dieß nicht anders geschehen kann als so, daß man die Quellen verstopft und keinen Unterschied weiter macht, ob es sich um die Schätze der Kirche oder um den Geldschrank des Börsenmagnaten handelt. Leider stehe ich mit dieser meiner Auffassung innerhalb der conservativen Kreise ziemlich isolirt."

Daß der Reichskanzler wirklich mit seinem System des Versicherungswesens der Socialdemokratie den Lebensnerv abschneiden zu können glaubt, hat er in seiner Reichstagsrede vom 9. Mai mit dürren Worten gesagt: „Ich will mich nur dahin resumiren: ‚Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, solange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist; Wenn Sie das thun und die Opfer nicht scheuen, und nicht über Staatssocialismus schreien, sobald Jemand das Wort ‚Altersversorgung' ausspricht; wenn der Staat etwas mehr christliche Fürsorge für den Arbeiter zeigt: dann glaube ich, daß die Herren vom Wydener Programm [1]) ihre Lockpfeife vergebens blasen werden, daß der Zulauf zu ihnen sich sehr vermindern wird."

Die Aeußerung vom „Recht auf Arbeit" rief stürmische Aufregung hervor. Der Reichskanzler aber wiederholte: „Ich für meinen Theil erkenne das Recht auf Arbeit unbedingt an, und stehe dafür ein, solange ich auf diesem Platze bin. Damit stehe ich auf dem Boden des preußischen Landrechts. Da steht in einem Artikel, daß es dem Staat zu-

1) Auf ihrem Congreß zu Schloß Wyden in der Schweiz hat die Socialdemokratie die Worte ihres Programms, daß sie „auf gesetzlichem Wege" die Verwirklichung desselben anstreben wolle, gestrichen. Das war die Antwort auf das Socialisten-Gesetz von 1878.

komme, für diejenigen Bürger zu sorgen, die nicht im Stande sind ihren Unterhalt zu verdienen. Es ist ferner da gesagt, daß denjenigen, welchen nur die Mittel und Gelegenheit, ihren Unterhalt zu verdienen, mangeln — ihren Fähigkeiten entsprechende Arbeiten zugewiesen werden sollen. Was sollen also Ihre Oho-Rufe? Das ist in Preußen offen proklamirtes Recht; es liegt auch in unseren ganzen christlichen Verhältnissen begründet, daß der Mann, der keine Arbeit finden kann, berechtigt ist zu verlangen: gebt mir Arbeit! und daß der Staat verpflichtet ist, ihm Arbeit zu verschaffen. Es ist gesagt, dann müsse der Staat große Unternehmungen in's Leben rufen. Gewiß, das hat er auch schon gethan!"

Die gesammte Presse hat sich mit dieser officiellen Proklamation des „Rechts auf Arbeit" beschäftigt. Sie eröffnet in der That eine unabsehbare Perspektive. Der Abg. Richter hat mit Recht erwidert: „Welch' ein Mäuslein ist das Unfallversicherungs-Gesetz gegenüber dem Berg von Vorstellungen, den man erweckt, und man wagt Aeußerungen, die recht geeignet sind, socialistische Vorstellungen zu nähren!" Die Socialdemokraten haben denn auch sofort den höhnenden Antrag gestellt: den Bundesrath zur sofortigen Vorlage eines Gesetzentwurfs über das Recht auf Arbeit zu veranlassen. Indeß läßt sich auch nicht läugnen, daß das Recht auf Arbeit wirklich am Ende des Weges liegt, der durch ein staatliches Versicherungswesen die sociale Frage lösen will. Es wäre sogar die unerläßliche Krönung dieses Systems. Darum ist auch seit der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 in der Presse wiederholt dargelegt worden, daß sich die angebahnte Socialreform schließlich auf eine Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit erstrecken müsse. Auch diese „Blätter" haben immer wieder auf diesen wundesten Punkt hingewiesen und Antwort verlangt auf die Frage: was soll aus denjenigen werden, die gerne arbeiten möchten, aber in immer größerer Anzahl keine Arbeit bekommen können?

Nun sagt der Reichskanzler: es ist Pflicht des Staats, diesen Leuten ihren Kräften und Fähigkeiten angemessene Arbeit anzuweisen, wie das preußische Landrecht vorschreibe. Selbst der „Kreuzzeitung" ist vor dieser dem Staat aufgeladenen Verpflichtung der Schrecken in die Glieder gefahren. Sie möchte hier den „Staat" hinweg escamotiren, und lieber die Gesellschaft substituiren. Die heutige „Vagabonden-Pest", sagt sie, sei auf die Nothstände zurückzuführen, welche bei der heutigen Desorganisation der Arbeit, namentlich in den Groß- und Industriestädten, chronisch seien, und diese Desorganisation der Arbeit sei aus der Verwirklichung des Grundsatzes „Arbeit ist Waare" hervorgegangen. Der kanzlerischen Proklamirung des Rechts auf Arbeit will das Blatt zunächst nur „moralische Bedeutung" beimessen. „Staat und Gesellschaft werden mit diesem Recht auf Arbeit auf die Pflicht hingewiesen, so viel an ihnen liegt, die Ursachen zu beseitigen, auf Grund welcher heute unter dem Wechsel der von der Spekulation beherrschten Arbeitsbedingungen viel tausend arbeitslustige Hände, die immerhin ein gewisses natürliches Recht auf Arbeit haben, sich oft plötzlich und ohne ihre Schuld außer Stand gesetzt sehen, ihr Brod zu verdienen. Und so kommen wir zu der Frage der Organisation der Arbeit." 1)

Das läßt sich ja hören, hat aber den gewichtigen Fehler, daß es sicherlich nicht die Meinung des Reichskanzlers ist. Niemals hat der Reichskanzler etwas gesagt, was auf eine solche Organisation gedeutet werden könnte; Alles, was er gesagt hat, z. B. vom „Schlachten der Henne, welche die Eier legt," beweist vielmehr, daß er die fragliche Organisation für unmöglich hält. Sie läge auch wirklich auf einem dem von ihm eingeschlagenen Wege gerade entgegengesetzten Ge-

———

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Mai d. Js.

biet; Allem nach ist er in diesem Punkte der Meinung der „Nationalzeitung" in Berlin: daß dieß „der socialistische Staat im vollsten Umfange" wäre. Eine solche Socialreform von unten nach oben will er gerade nicht, sondern umgekehrt. Darum beruft er sich auch auf das vom Geist des fridericianischen Staats durchwehte preußische Landrecht. Nur hätte er daneben nicht von „christlichen Verhältnissen" sprechen sollen; denn davon findet man in diesem auf rationalistisch-materialistischen Grundanschauungen aufgebauten Landrecht keine Spur.

Ueberhaupt hatte das preußische Landrecht gesellschaftliche Zustände wie die jetzigen gar nicht vor sich und im Auge. Massen industrieller Arbeiter gab es damals nicht, unverschuldete Arbeitslosigkeit aber immer nur sporadisch. Für solche Fälle genügten die Armenanstalten, von welchen das Landrecht gleichfalls spricht, oder der Staat sollte die bedürftigen Arbeitslosen zur Arbeit zwingen, vielleicht auch unter das Militär stecken können. Der Reichskanzler aber spricht, nach dem ganzen Zusammenhang seiner Rede, dem Arbeitslosen das Recht zu, vom Staat entsprechende Arbeit zu verlangen, die er sonst nicht bekommt.

Als die französische Revolution alle Zünfte und Innungen zerstört und unter Verbot gestellt, jede corporative Organisation der Arbeit verpönt hatte, da stellte auch sie in ihrer Constitution von 1791 den Satz auf: „Es ist Pflicht des Staats, öffentliche Institutionen zu schaffen, um allen Bedürftigen Unterstützung zu gewähren und den gesunden Armen Arbeit zu schaffen, wenn sie selbst keine finden können." Auch diese Bestimmung konnte nur im Sinne des preußischen Landrechts verstanden werden, denn auch dort gab es noch keine Massen industrieller Arbeiter und unverschuldet Arbeitsloser. Als aber 57 Jahre später die Februar-Revolution zum ersten Male sich ernsthaft vor die Resultate der modernen Arbeitsbedingungen gestellt sah, da gründete sie die berüchtigten

— Nationalwerkstätten. Somit sind wir auch zum ersten Male in der Lage, dem Abg. Bamberger Recht geben zu müssen, wenn er sagte: „Berufen Sie sich doch nicht auf das preußische Landrecht. Wer heute vom Recht auf Arbeit spricht, der spricht nicht vom preußischen Landrecht; der spricht vom Recht auf Arbeit, wie es in die Terminologie der modernen Sprache übergegangen ist, und dieses ‚Recht auf Arbeit' ist, ohne daran zu mäkeln, nur das Recht, wie es auf dem Stadthause in Paris am 26. oder 27. Februar 1848 proklamirt worden ist."

Noch einmal: man muß zugeben, daß der Reichskanzler mit den verhängnißvollen drei Worten sich nicht versprochen hat, daß vielmehr die staatliche Versicherung gegen Arbeitslosigkeit die unerläßliche Krönung des von ihm, nach der Natur des preußischen Staates, gewählten Systems der Socialreform ist. Man kann sagen, daß ohne diese praktische Consequenz die Unfall-, Alters- und Invaliditäts-Versicherung zum großen Theile ihrer Voraussetzung entbehrte und keinen rechten Sinn hätte. Man muß aber auch sagen, daß diese Perspektive die sociale Frage erst recht zu einer Frage macht.

LXXII.

Geschichtsblätter für die mittelrheinischen Bisthümer.

Mit Freuden begrüßen wir die Gründung eines Organes, welches die Erforschung der kirchlichen Vergangenheit der Bisthümer Limburg, Mainz und Trier zum Zwecke hat. Es war längst der Wunsch so Mancher, daß, wie der Oberrhein (Erzb. Freiburg) in seinem Diöcesanarchiv und der Niederrhein (Erzb. Köln) in der auf breitester Grundlage angelegten Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln sich dießbezügliche Organe geschaffen, in gleicher Weise der Mittelrhein vorangehen solle. An Stoff kann es nicht fehlen bei einer Vergangenheit, wie Mainz und Trier sie bieten und nur allein bieten. Es liegen nunmehr drei Nummern vor, welche ein Urtheil erlauben, wie die Herausgeber, Dr. Franz Falk zu Mombach, Pfarrer Nick in Salzig und geistl. Rath Zaun zu Kiedrich, ihr Programm gestellt und demselben gerecht geworden sind. Die Geschichtsblätter wollen alles, was zur kirchengeschichtlichen Vergangenheit der genannten Bisthümer nebst angrenzenden Gebieten gehört, in ihre Darstellung ziehen. Demgemäß sollen das Leben und Wirken bedeutender Persönlichkeiten (Oberhirten, Weihbischöfe, Prälaten, Prediger, Schriftsteller, Gelehrte, Heilige, Fromme u. s. w.), merkwürdige Sachen (Heiligthümer, Gnadenbilder, Wallfahrten, Seltenheiten, Inschriften, Kunstgegenstände, Sammlungen u. s. w.) sowie beachtenswerthe Erscheinungen und Ereignisse (Concilien, Synoden, Culturleben unter dem Einflusse der Kirche, Schul- und Unterrichtswesen, frommes und charitatives Leben u. s. w.) zur Sprache und Abhandlung kommen.

In der That, dem einfachen und erschöpfenden Programme entspricht schon der Inhalt der drei ersten Nummern. Die erste Nummer eröffnet eine lesenswerthe Arbeit über Bonifatiusfest, -Reliquien und -Hymnen. So viel über den großen Apostel geschrieben worden, so zeigt diese Arbeit, daß noch nicht die Forschung über ihn abgeschlossen ist. Von Bonifatius-Hymnen und Reliquien wußte man bislang kaum etwas. — Die Bibliothek des Priesterseminars zu Mainz besitzt eine Inschriftensammlung, welche der Domvicar Gg. Helwich 1614 anlegte. Die Inschriften werden hier mitgetheilt. Längst untergegangene Kirchen mit Denkmälern, Kunstwerke mit Inschriften, stehen hier wieder auf, da nur ein Theil der Inschriften seither abgedruckt war. Die Geschichte der zahlreichen rheinfränkischen Geschlechter gewinnt ungemein dabei. — Die bischöfliche Registratur zu Trier verwahrt einen den Zustand des Bisthums Trier betreffenden, um 1694 an den apostolischen Stuhl erstatteten Bericht, welcher hier edirt wird. Wir sehen, mit welcher wahren Hirtensorgfalt der Erzbischof auf alle Momente der Pastoration achtet, aber auch, mit welchen Schwierigkeiten der Oberhirte in dem aus der Reformation, dem 30jährigen Kriege und dem pfälzischen Erbfolgestreit mit schweren Wunden hervorgegangenen Kurstaat zu kämpfen hatte. — Die Hagiologie erfährt gute Bereicherung durch „die Seligen (Heiligen) des Klosters Eberbach“, „Valentinuswallfahrten am Mittelrhein“, „zur Geschichte der Verehrung des hl. Paulinus von Trier“. Deßgleichen kann sich die Kunstgeschichte und Archäologie ob der hier mitgetheilten äußerst interessanten Stücke bedanken; wir lernen ein Prachtgefäß im Speyrer, ehedem Mainzer Dome kennen, nämlich einen Weihkessel aus dem J. 1116—19; ferner einen ganz und gar von den Kunsthistorikern übersehenen karolingischen Bau, die von Erzb. Otgar 826—847 erbaute St. Justinuskirche zu Höchst a. M. mit Abb.; Bedeutung von „Not Gottes“, von „St. Anna Selbdritt“; Curiosen und Raritäten in den Kirchen (Ketten, riesige Knochen, Einhorn, Greifenclau, Straußenau, Stein ex vesica), Kunst und Alterthum in dem zu wenig besuchten alten Culturcentrum Fritzlar; Reliquienschrein der hl. Elisabeth. — Auch die B i o g r a p h i e findet sich würdig vertreten durch

Lebensskizzen verdienstvoller Pfarrer am Dome zu Mainz im 15. und 16. Jahrhundert, welche sich sämmtlich durch literarische Thätigkeit auszeichneten, durch Darstellung des Lebens und der Werke des schon genannten Gg. Helwich, dessen immenser Fleiß innerhalb kurzer Lebensfrist geradezu Colossales zusammen trug; durch Notizen zu dem Diplomatiker Würdtwein, dem Bibelübersetzer Dietenberger.

Besondere Hervorhebung scheint uns zu verdienen: „Aus dem Leben des rheinischen Klerus 1508—23". Auf Grund noch vorhandener Sitzungsprotokolle erfahren wir, daß nicht blos der Klerus der Stadt Mainz regelmäßig sich versammelte, sondern der Klerus der großen Erzdiöcesen Mainz, Trier und Köln jährlich im Deutschhause zu Coblenz zu gemeinsamer Berathung über allerlei Angelegenheiten zusammentrat. Auch die Lehre Luthers, des Luthers Handel wie die Protokolle sagen, beschäftigte die Versammelten, und wir hören, daß dem Mainzer Klerus freimüthig Vorhalt gemacht wurde ob seiner zu geringen Widerstandsfähigkeit in dieser Sache.

Ebenso verdient Beachtung die aus Archivalien des Staatsarchivs zu Darmstadt mitgetheilte, auf Berichten eines Augenzeugen beruhende „Geschichte der Zerstörung des Klosters Kirschgarten bei Worms durch die Bürgerschaft 1525". Hier erkennt man, wie frivol damals gegen die Klöster Hetzen in Scene gesetzt wurden, welche Zersetzung damals die Bevölkerung bis in die obersten Schichten bereits ergriffen hatte!

Wir zweifeln nicht, daß auch die ferneren Nummern das Interesse der Abnehmer der Blätter zu fesseln verstehen werden. Möge der mittelrheinische Klerus in die Förderung dieses jungen Unternehmens seine Ehre setzen. Die Quartalschrift kann sich, was Manchfaltigkeit, Tüchtigkeit und Wichtigkeit des Mitgetheilten anbelangt, ganz getrost anderen historischen Zeitschriften an die Seite stellen.[1])

1) Bei Beginn eines Quartals erscheint ein Doppelbogen in Hochquart; vier solche Bogen bilden einen Jahrgang. Die Geschichtsblätter können, zu 2 Mk., bezogen werden durch den Buchhandel wie durch die Post (Zeitungspreisliste Nr. 1951).

LXXIII.

Erklärung betr. die Commentare zu den Haider Thesen.

Hochgeehrte Redaktion!

In dem Hefte vom 16. Mai Ihrer hochgeschätzten Zeitschrift ist in dem Artikel: „Socialpolitische Rundschau im eigenen Lager" auf S. 815 bei Besprechung meines Schriftchens: „Die Haider und Salzburger Thesen" gesagt: „Herr von Steinle ... führt die ärgerlichen Mißverständnisse ihrer Beschlüsse (der Haider Conferenz) einfach darauf zurück, daß deren Veröffentlichung von einem Herrn, der weder bei ihrer Redaktion noch bei den Referaten betheiligt war, mit einem voreiligen Commentar begleitet worden und daß fast gleichzeitig ‚zum größten Leidwesen der überwiegenden Majorität des Comités' die bekannte Broschüre des Herrn P. Weiß erschienen sei."

Dieser Satz enthält eine irrthümliche Auffassung dessen, was ich schrieb, jedenfalls dessen, was ich klarlegen wollte. Da aus demselben der Schluß gezogen werden könnte, als würfe ich Herrn Baron von Vogelsang, dem Verfasser des Commentars für Oesterreich, vor, er habe voreilig gehandelt, so ersuche ich um gefällige Aufnahme der folgenden Aufklärung.

Baron Vogelsang schrieb auf Wunsch des Comités für die „Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft" den Commentar und publicirte ihn der Abrede gemäß gleichzeitig mit den Thesen. Dieser Commentar sollte gemäß der Verabredung die Thesen erläutern, ohne dem Verfasser einen Zwang aufzuerlegen, aber auch ohne daß für die Erläuterungen selbst das Comité eine Ver-

antwortung oder Deckung übernahm. Einen Commentar unter den gleichen Bedingungen hat Herr Pfarrer Wassermann für die „christlich-socialen Blätter“ übernommen. Die Mißverständnisse entstanden, wie ich S. 3, 4 meines Schriftchens sage, dadurch, daß die „christlich-socialen Blätter“ durch die eigenthümliche Art der Mittheilung der Thesen den Commentar des Herrn Pf. Wassermann verhinderten, indem sie ohne den ihnen avisirten Commentar abzuwarten, auf die Thesen losschlugen. Die Mißverständnisse wurden vermehrt durch das Erscheinen der P. Weiß'schen Broschüre und die Besprechung derselben in dem Commentar und späteren Artikeln des Baron Vogelsang, in welchen derselbe seine persönlichen Ansichten und Anschauungen zum Ausdrucke brachte, wie er dies ausdrücklich bemerkte.

Die Polemik in der Tagespresse richtete sich demgemäß unter dem Vorantritt der „christlich-socialen Blätter“ gegen die Person des Baron Vogelsang und mengte Haider Thesen, P. Weiß'sche Schrift und Vogelsang'sche Artikel so durcheinander, daß die Lesewelt sich die Haider Thesen gar nicht genauer ansah, und daher übersah, daß durch These I und II die Weiß'sche Theorie widerlegt war.

Wenn ich S. 5 meines Schriftchens sage, daß Baron Vogelsang weder der Redaktionscommission angehörte, noch ein Referat übernommen hatte, so geschieht dieß deßhalb, um der aufgetauchten irrigen Meinung entgegenzutreten, Baron Vogelsang sei der Verfasser der Haider Thesen oder habe sie inspirirt.

Ich verharre einer löblichen Redaktion in ausgezeichneter Hochachtung

ergebener

Bad Gastein 5. Juni 1884. Dr. A. von Steinle.

